

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertzweiundsiebzigster Band

44. Jahrgang ✧ 1920 ✧ Januar—März

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig
G. F. Steinacker.

München
Berthold Sutter.

Berlin W. 10

Budapest
Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.

Kopenhagen
Erslev & Hasselbalch.

Stockholm
C. E. Fritze, Librairie Royale.

Christiania
Jacob Dybwad Buchhdlg.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 172. Bandes:

Januar/Februar/März 1920

Seite

Gedichte:

Rundschauen:

Bildbeigaben:

Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III.

Januarheft 1920.

44. Jahrgang

Preis 3 Mk.

NORD UND SÜD

Eine deutsche Monatsschrift, herausgegeben von
Ludwig Stein.

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

Preis pro Heft 3 Mk., pro Quartal (3 Hefte) 9 Mk., pro Jahrg. (12 Hefte) 36 Mk.

Verlag der Schles. Buchdruckerei v. S. Schottlaender A.-G., Breslau III

Januar 1920

Inhalt.

Die Monatsschrift „Nord und Süd" erscheint am 1. jedes Monats.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 9 Mark, Einzelhefte 3 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.


NORD
UND
SÜD





Bildnis und eigenhändige Unterschrift von Professor Dr. Walther Schücking.

Professor Dr. Ludwig Stein: Was bedeutet Freiheit?

Die Degradierung der Teleologie zu einer Ordnungsserie zweiten Ranges und ihre Einschränkung auf die lebendig organische Natur bedeutet nur eine Einbuße an metaphysischem Ansehen und Gewicht. Denn dieser Verlust wird reichlich wettgemacht durch Gewinnziffern auf anderen Gebieten, wo uns wieder die kausale Erklärung im Stiche läßt, während die teleologische uns um so größere Dienste leistet — und dieses Gebiet ist die Physik der Gesellschaft oder Soziologie. Ist nämlich die Einheit des Ich, wie Mach annimmt, im Wesentlichen nur eine aus dem praktischen Bedürfnis hervorgewachsene Zweckeinheit (Entelechie des Aristoteles), so ist die menschliche Gesellschaft, die sich wieder aus der Vielheit der Iche zusammensetzt, erst recht eine Zweckeinheit. Will man sich nun ebenso orientieren über die Zusammenhänge innerhalb dieser Zweckeinheit, wie etwa über die Ursacheneinheit in den Bewegungsgesetzen des Planetensystems (Gesetz der Schwere, Gesetz von der Erhaltung der Energie), so bietet uns die erste Ordnungsserie, die reine kausale, so gut wie gar keine Aufschlüsse, während die zweite, die teleologische, die Zusammenhänge der menschlichen Gesellschaft nach Zweckbetrachtungen so weit aufdeckt, daß sie uns den Sinn des Lebens und den Plan menschlichen Zusammenarbeitens aufhellt. Hier leistet die teleologische Betrachtung heuristisch die wichtigsten Dienste, zumal wir ohne dieselbe vollständig im Finstern umhertappen müssen.

In der Zweckeinheit menschlichen Zusammenwirkens kommt es eben nicht so sehr auf die ratio fiendi, essendi oder cognoscendi, sondern lediglich und ausschließlich auf die ratio agendi an. Die mechanische Kausalität erklärt uns das Sein, die logische das Denken, und erst die teleologische, aus Motiven hervorgegangene, das Handeln. Wollen wir zum Behufe unserer Orientierung in der Welt des Tuns ebenso darnach trachten, Gleichförmigkeiten aufzudecken und, auf Grund ihrer, Richtlinien für unser Handeln zu gewinnen, wie wir in den Gesetzen der formalen Logik einen Kanon fürs Denken und in den Naturgesetzten Kategorien des Seins zur Orientierung in der Welt des Geschehens und der Welt des Denkens gebildet haben, so können wir der teleologischen Methode schlechter-

dings nicht entraten. Heißt eben Teleologie: Causa nach Motiven, so können wir uns aus dem Chaos menschlichen Tuns nur dann einen Kosmos sozialer Regelmäßigkeiten konstruieren, wenn wir den Denkbehelf der zweiten Ordnungsserie, der Teleologie, herzhaft und konsequent zur Anwendung bringen. Überall dort, wo das Geschehen sich in ein Handeln verwandelt, wo also nicht blos das Kausalverhältnis von Ursache und Wirkung, von Reiz und Empfindung, sondern wesentlich und vorzüglich das von Motiv und Zweck die Richtung des Geschehens, d. h. das Tun bestimmt, ist die teleologische Betrachtung nicht blos wie in der Tier- und Pflanzenwelt zulässig, sodern die einzig gebotene und berechtigte. Die Geschichte ist eben, wie ich immer wieder betonen muß, ebenso das Reich der Zwecke, wie die Natur das Reich der Gesetze ist.

Um menschliches Tun im Zusammenhange zu begreifen, die Gruppenhandlungen von Individuen zu klassifizieren, das Zusammenwirken der Teile zu einem gemeinsamen Zwecke, nach dem Vorbilde des menschlichen Organismus, subsumierend und rubrizierend unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen, dazu bedarf es der teleologischen Betrachtungsweise und nur ihrer. Das Phantom geschichtlicher Gesetze, wie es Buckle vorschwebte, ist längst in nichts zerronnen. Mit diesem Irrwisch haben wir uns zum Glück kaum noch ernstlich zu befassen. Nicht Naturgesetze, nicht mechanische Kausalität, sondern Zweckgesetze, teleologische Kausalität, das Handeln nach Motiven, sind die letzten elementaren Bestimmungsgründe menschlichen Zusammenwirkens. Und mag es auch hundertmal wahr sein, daß die zweite Ordnungsserie, die teleologische, uns keine strengen Gesetze im Sinne der Physik, sondern nur Regeln im Sinne der Grammatik, Klugheitsmaximen im Sinne der alten Gnomiker und der reinen Erfahrungsphilosophen, Verhaltungsweisen im Sinne des Rechtsgesetzes, Gesellschaftstaktes oder der Moralnorm anrät, so müssen wir wiederholt daran erinnern, daß jede Ordnung besser ist als totale Unordnung, jede Orientierung wertvoller als gar keine. Die teleologische Ordnungsserie ist gleichsam unser Lebensregulator, der Kompaß unseres Lebensschiffleins auf dem uferlosen Meere des Daseins.

Als Instinkt, Reflexbewegung und automatischer Akt wirkt das immanent Teleologische in uns dahin, daß wir auf Grund der in uns durch Selektion und Vererbung aufgespeicherten Gattungserfahrung ohne Überlegung, ohne Spiel von Motiven, wissen, wie wir im Interesse unserer Selbsterhaltung zu handeln haben. Durch Vererbung empfangen wir von den Vorfahren gleichsam das biologisch-psychologische Minimum, um uns im Kampf ums Dasein erfolgreich behaupten zu können. Empfindung, Anschauung, Wahrnehmung, Vorstellung, Aufmerksamkeit, Phantasie, Begriffsbildung stellen weitere, höhere Etappen einer bewußt werdenden Zwecksetzung dar, die uns diesen Kampf erleichtern und die Herrschaft auf unserem Planeten sichern sollen. Die Erkenntnisfaktoren garantieren uns gleichsam das logische Minimum zum Behufe unserer Selbstbehauptung als vernünftiger Wesen. Endlich sind gesellschaftliche Gebilde, soziale Schichtungen

und Gliederungen, kirchliche Institutionen, rechtliche, politische und staatliche Einrichtungen, Staatenbündnisse und Bundesstaaten zuständlich gewordener menschlicher Gattungsgeist. Religionen, Rechts- und Moralsysteme setzen ferner das ethische Minimum zur Behauptung sozialer Selbsterhaltung fest. In der Sprache Hegels heißen diese geschichtlich gewordenen Institutionen objektiver, in der von Karl Marx geronnener Geist. Nur sieht Hegel in diesen geschichtlichen Gebilden einen rein logischen, Marx einen rein kausalen, wir hingegen sehen in allen Offenbarungsformen menschlichen Zusammenwirkens, in den öffentlichen Einrichtungen und durch die stillschweigende Zustimmung Aller sanktionierten sozialen Gestaltungen, lediglich Zweckgebilde, d. h. einen teleologischen Prozeß.

* * *

Orientiert uns die kausale oder (mit Mach) funktionelle Methode über diejenigen Regelmäßigkeiten menschlichen Zusammenwirkens, welche, wie etwa der Chemismus und Mechanismus, das Energiegesetz oder die Äquivalenzformel, für alles Daseiende, also auch für Menschen ausnahmslos gelten, so zeigt uns die Statistik, insbesondere die Moralstatistik, eine andere Serie von Regelmäßigkeiten auf, welche, wie die Geburten-, Todes-, Brand-, Mord-, Diebstahlstatistik zeigt, auch mit einer gewissen Konstanz wiederkehren, aber nicht mit der Sicherheit der Erwartung von 100 %, wie Physik und Chemie sie bieten, sondern etwa 80—82 % wie Meteorologie oder 90—95 % wie einzelne Gruppenhandlungen der Moralstatistik.

Als die ersten Moralstatistiker — Pinel, Quetelet, v. Oettingen — die genannten Konstanzen in der Wiederkehr menschlicher Gruppenhandlungen, welche übrigens schon Kant mit merkwürdigem Weitblick erkannt und in seiner Geschichtsphilosophie gebührend berücksichtigt hat, zahlenmäßig festgestellt hatten, war die allgemeine Verblüffung so groß, daß man in der ersten Entdeckerfreude gar voreilige Schlüsse gezogen hat. Man folgerte nämlich vielfach aus diesen moralstatistischen Konstanzen, daß nunmehr der endgültige Beweis für den Determinismus zahlenmäßig erbracht sei. Die Milieutheorie Taine's und die Rassenkampflehre von Gumplowicz zogen aus den aufgedeckten Gleichförmigkeiten menschlicher Gruppenhandlungen, wonach selbst versehentlich adresselos in den Briefkasten geworfene Briefe eine gewisse Konstanz pro Jahr und Kopf der Bevölkerung aufzeigen, die temperamentvolle Generalisation: das soziologische Ei des Columbus sei jetzt gefunden! Der Mensch ist jetzt auch in seinen Handlungen der mechanischen Kausalität unterstellt.

Die Statistik verwandelte sich in der konsequenten Milieutheorie zu einer Mechanik der Soziologie. Die 4—5 %, welche der Moralstatistik, selbst in ihren gelungensten Nachweisen, bis zu den 100 % der absolut regelmäßigen Wiederkehr fehlten, wurden achselzuckend als quantité négligeable ausgeschaltet; die un-

bequemen Brüche wurden mit einem bequemen Schwamm einfach weggewischt. Nach und nach lehnte sich indeß die soziologische Opposition gegen dieses neue Fatum auf, gegen diese moralstatistische Prädestination zur Sünde, welche den Menschen zur „Null und Marionette", zum mechanischen Produkt von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Rasse und Umgebung, von Vererbung und Charakter herabdrückte. Unter dem Wahlspruch „statistique, c'est un mensonge en chiffres" wurde die Gültigkeit der moralistischen Voraussagen stark angezweifelt, jedenfalls der unbedingte Determinismus, der fatalistische Zwang in der unbedingten Abhängigkeit des Einzelnen von seinem Milieu rundweg abgelehnt.

Und hier stoßen wir nun auf die moderne energetische Fassung des Problems der Freiheit. Im Gegensatz zu jenen Deterministen, welche auf Grund der Moralstatistik den strengen spinozistischen Determinismus für zahlenmäßig erwiesen erachten, finden wir gerade durch die Moralstatistik das Gegenteil des strengen, ausnahmslos gültigen Determinismus bestätigt. Wir legen eben nicht, wie jene, das Schwergewicht auf die 95 % der übereinstimmenden, sondern gerade auf die 5 % der nicht übereinstimmenden Fälle. Gehörte die Kausalität menschlichen Zusammenwirkens der ersten Ordnungsserie, der mechanischen an, wie spinozistisch gerichtete Deterministen annehmen müssen, so dürfte die Regelmäßigkeit der Wiederkehr sozialer Phänomene kein Manko von 5—15 % aufweisen, sondern, wie physikalische und chemische Phänomene, 100 % betragen. Das ist indeß nie und nirgends der Fall. Die günstigste Übereinstimmung kommt bei genauem Nachweisen über 95 % der Wiederkehr sozialer Massenerscheinungen nicht hinaus, folglich beweisen nicht die 95 % der übereinstimmenden Fälle den strengen Determinismus, sondern umgekehrt beweisen die fehlenden 5 % die Freiheit.

In 95 % der Fälle handelt das menschliche Individuum nach Motiven, die es seiner Gruppe, Klasse, Kaste, Rasse, Religion, Nation, seinem Beruf, Rang, Stand, Volk, seinem Freundeskreis oder seiner Lektüre, kurz seiner Umgebung entnimmt. Aber in 5 % aller beobachteten Fälle stimmt das Milieu-Exempel nicht, weil das Individuum im Spiel seiner Motive manches Unkontrollierbare und Inkommensurable einschiebt, das aller Schematisierung spottet, allem Milieu-Zwang Hohn spricht, mithin strenge Gesetzmäßigkeit und unfehlbare Gültigkeit der Voraussagen menschlicher Handlungen ausschließt. Aus alledem folgt, daß die Gleichförmigkeiten innerhalb der sozialen Gebilde, die niemand bestreiten wird, der ein moralstatistisches Werk je vor Augen gehabt hat, keine absolute, sondern relative, keine endgültige, sondern vorläufige Orientierung gewähren, keine Gesetze von strenger Allgemeinheit und Notwendigkeit, sondern nur Rhythmen oder Typen des Geschehens zulassen. *)

*) Vergl. darüber meine „Soziale Frage im Lichte der Philosophie", 1897, S. 519 ff., und „Wende des Jahrhunderts". Versuch einer Kulturphilosophie, 1899, S. 179, 194 ff.

Hier leistet nun die teleologische Methode heuristisch Unentbehrliches. Wie uns die Instinkte Orientierung für unser ganzes Triebleben und unbewußtes Erleben, die Gesetze der formalen Logik Orientierung über unsere gesamte Gedankenwelt oder unser bewußtes Erleben gewähren, so verschaffen uns Zweckgesetze oder teleologisch abgeleitete Regeln Orientierung über das, was wir im Interesse unserer Selbst- oder Arterhaltung s o l l e n. Die soziale Teleologie wirkt im höchsten Sinne arterhaltend, sofern sie uns für das Spiel unserer Motive, worin allein unsere Freiheit besteht, empirisch abgeleitete Regeln, Zweckmäßigkeitserwägungen, Gattungserfahrungen über die nützlichsten, lebenerhöhenden, also arterhaltenden Formen menschlichen Handelns in Bereitschaft hält. Das Spiel unserer Motive, welches die Moralstatistik in ihren 5—15 % der festgestellten abweichenden Fälle nur registriert, wie der Zeiger die Zeit, bewegt sich in den engen Grenzen von 5—15% der vom Milieu abweichenden Fälle. In dieser Wahl des Motivs, bei welcher das stärkste Motiv psychologisch freilich immer den Ausschlag gibt, liegt unsere Freiheit dem Milieu gegenüber beschlossen. Von außen gesehen, d. h. im Verhältnis zur Umgebung, sind wir frei, sofern wir empirisch nachweisen können, daß unser Spiel der Motive dem Milieu in 5—15 % der konstatierten Fälle tatsächlich Widerstand entgegensetzt. Von innen gesehen, psychologisch, vom Standpunkt des stärksten Motivs betrachtet, sind wir frei nur, wie es Gott bei Spinoza ist, nämlich als Causa sui, sofern wir keinen Zwang von außen, sondern nur einer Nötigung von innen unterliegen. Die erste Ordnungsserie, die mechanische Kausalität, gilt also von der gesamten (belebten und unbelebten), die zweite, teleologische, hingegen nur von der lebendig organischen Natur. Freiheit endlich heißt nichts anderes als: Spiel von Motiven. In unserem Mechanismus und Chemismus sind wir Menschen also der mechanischen, in unseren vitalen Funktionen der teleologischen Kausalität unterworfen. In unserem sozialen Zusammenwirken endlich, das nicht, wie bei Heerdentieren, durch den Instinkt vorgeschrieben, sondern mit wachsendem Bewußtsein von der menschlichen Vernunft, also einem System von Motiven, reguliert wird, kommt jenes bescheidene Maß von Freiheit zum Vorschein, das uns von der Tierwelt abhebt und zu Lebewesen höchster Ordnung stempelt.

William Robertson: Brief eines Engländers an den Herausgeber.

Geehrter Professor Dr. Stein!

Ich spreche Ihnen meinen besten Dank aus für die schnelle Auskunft, die Sie über meinen Sohn eingezogen haben. Das traurige Resultat kam nicht unerwartet. Obgleich wir wohl wissen, daß unser Verlust nur einer unter vielen Millionen ist, ist er darum nicht weniger schmerzlich. Die Gewißheit, daß mein Sohn sich zum Militärdienst stellte, ohne irgend welchen Haß gegen die Feinde zu fühlen, bleibt uns ein Trost, und wir sind überzeugt, daß er den Krieg bis zum letzten Augenblicke verabscheute, und daß der Wunsch nach Versöhnung der Nationen immer stärker in ihm wurde.

Was kann ich tun, um die Verwirklichung dieses Wunsches zu beschleunigen? Selbst der kleinste Beitrag, den ich zur Verbesserung der internationalen Verhältnisse leisten kann, wird unzweifelhaft das beste Monument sein, das ich meinem Sohne errichten könnte. Ich glaube, ich kann dies auf keine bessere Art und Weise tun, als Ihnen zu beschreiben, was man augenblicklich hier zu Lande fühlt und denkt.

Zunächst ein Wort über die Vergangenheit. Sie waren so freundlich, im Juli 1914 einen Artikel in „Nord und Süd" zu veröffentlichen, in dem ich das Verhältnis zwischen England und Deutschland besprach. Es herrschte damals am politischen Himmel eine Gewitterschwüle, die den drohenden Sturm ankündigte. Sehr wenige konnten jedoch die Zeichen am politischen Himmel deuten. In dem Artikel (den ich Mitte Juni 1914 geschrieben hatte) versuchte ich den Verlauf der Ereignisse seit Ihren lobenswerten Anstrengungen im Jahre 1912 zu untersuchen, durch die Sie die beiden Länder einander näher zu bringen sich bestrebten. Hauptsächlich deutete ich darauf hin, daß die auf beiden Seiten immer inniger werdende Allianz ein starkes Element von Gefahr in sich trug, und daß die beiden Balkan-Kriege eine gefährliche Vertrautheit mit Macht-Methoden erzeugt hatten, und daß die zunehmende politische Spannung, welche durch die jährlich immer größer werdenden Rüstungen sich offenbarte, endlich zum Bruch der europäischen Beziehungen führen müßte. Ich versuchte zu zeigen, daß die Arbeiterklasse in allen in Betracht kommenden Ländern ihre ganze Aufmerksamkeit auf die innere Lage richtete und die ungeheuren auswärtigen Verwicklungen ganz außer Acht ließ, und auch, daß die allgemeinen Proteste der Pazifisten gegen die zunehmenden Rüstungen fast wertlos waren, weil Gewicht nur auf die Folgen, und nicht auf die Ursache der internationalen Unsicherheit gelegt wurde.

Ehe vier Wochen seit Erscheinen meines Artikels verflossen waren, bekämpften sich die größten europäischen Nationen. Es ist nicht meine Absicht, die Ursachen

des Krieges zu erörtern, denn dazu wären viele Bücher nötig. Nur das will ich sagen, daß das Suchen nach den Ursachen nicht aufgeschoben werden sollte; denn das größte Hindernis, das einer Versöhnung im Wege steht, ist der Glaube, der durch einseitige Kenntnis verstärkt wird, daß die ganze Schuld auf einer Seite liegt, sei es die Ihrige oder die unserige. In England ist selbst der Unparteiischste davon überzeugt, daß die deutsche Regierung den Ausbruch des Krieges absichtlich im Jahre 1914 beschleunigte. Vielleicht kennen wir hier in England noch immer nicht den Charakter der Intriguen in St. Petersburg und Paris, die in den letzten 1½ Jahren vor Ausbruch des Krieges stattfanden. Was auch immer die Enthüllungen dieser Intriguen zu Tage bringen werden, davon bin ich überzeugt, daß der englische Minister des auswärtigen Amts während der 20 Tage atemloser Verhandlungen mit seiner ganzen Kraft darauf hinarbeitete, den Krieg zu verhindern, obgleich er mehr an Frankreich und Rußland gefesselt war, als er selbst fühlte. Das ist eine wichtige Tatsache. Aber es ist nicht von geringerer Bedeutung, daß durch die imperialistischen Übergriffe, wie in der Mandschurei, Persien, Ägypten, Marokko und Süd-Afrika, die Entente-Mächte viel dazu beitrugen, den Weltkrieg heraufzubeschwören.

Mehr Licht über die Vergangenheit ist nötig, und ich bin davon überzeugt, daß jeder Strahl immer deutlicher zeigen wird, daß alle gesündigt haben, und daß allen vergeben werden muß. Durch das ganze britische Reich zeigt sich hier und da eine Bereitwilligkeit, neue Gründe zu prüfen, und das ist eine der besten Erscheinungen der Gegenwart; es gibt aber auch Erscheinungen, die nicht schön sind. Kurz nach Ausbruch des Krieges wurde die folgende Erklärung des Herrn Asquith (der damals Premierminister war) mit Beifall begrüßt:

> „Eine wirkliche europäische Bundesgenossenschaft, basiert auf Anerkennung gleicher Rechte und gegründet und erzwungen durch den allgemeinen Willen, sollte für das Chaos der Konkurrenz, für Bündnisse und Allianzen und für ein gefährliches Gleichgewicht substituiert werden."

Die Anerkennung gleichen Rechtes (der Grundstein des von Asquith angedeuteten Aufbaues) ist nicht eine in die Augen springende Tatsache der Friedensbedingungen, die noch zu ratifizieren sind. Der böse Einfluß der Geheimbündnisse, die das Resultat der alten Diplomatie waren, und die allgemeine Gier nach feindlichen Ländern ist nur allzu sehr ersichtlich. Leider kann ich nicht ehrlich sagen, daß man sich dessen in England allgemein bewußt ist. Die liberale und auch die Arbeiter-Partei befürworten eine möglichst schnelle Herstellung der Handelsverbindungen mit Deutschland und die unverzügliche Zulassung zum Völkerbund, aber die Gründe, die man anführt, sind wirtschaftliche und nicht ethische. Die Annexionen großer Länderteile, die unter dem dünnen Schleier von Mandaten stattgefunden haben, verurteilt man nicht. Es ist vielleicht möglich, daß das gute Beispiel der Vereinigten Staaten einen heilsamen Einfluß auf die englische Meinung

ausüben wird. Was man auch über das Verhalten des Präsidenten Wilson in Paris sagen mag, man muß zugeben, daß die amerikanische Regierung bis jetzt nicht an dem Länderraub teilgenommen hat. Das ist ein schweigender, aber tatsächlicher Tadel der französischen, englischen, italienischen und griechischen Besitzerweiterungen in Asien und Afrika.

Obgleich sich noch nicht Anzeichen bemerkbar machen, daß man die Gefahr versteht, die der demokratische Fortschritt, ökonomischer sowie politischer, durch die Ausdehnung des englischen und französischen Imperialismus läuft, beginnt man doch allmählich die schlimmen Nachteile wahrzunehmen, und das deutsche Volk kann viel dazu beitragen, eine Meinungsänderung hervorzubringen. Wenn Deutschland seinen imperialistischen Ehrgeiz aufgiebt, wenn es sich entschließt, die französische Rachsucht nicht nachzuahmen, wenn es zeigt, daß es, befreit von diesen Hinderaissen, eine wirkliche Demokratie in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht entwickelt hat, dann wird es, ehe viele Jahre verstrichen sind, eine Stellung unter den Nationen der Welt einnehmen, die besser und geehrter ist, als die, welche die alten imperialistischen Herrscher für es erworben hatten, und dieses gute Beispiel wird den fremden Imperialismus niederzwingen.

Das deutsche Volk braucht außerhalb Europas nichts für sich zu fürchten. Selbst wenn der Völkerbund unfähig wäre, die sogenannten Mandatar-Mächte zu verhindern, die früheren Kolonien Deutschlands in abgeschlossene Schutzgebiete zu verwandeln, wird doch endlich der Versuch mißlingen, Deutschland auszuschließen und zurückzuhalten. Ich muß zugeben, daß die „Balkanisierung" Rußlands, Oesterreichs und Ungarns größere politische und wirtschaftliche Gefahren in sich birgt. Aber auch hier haben die deutschen Völker das beste Heilmittel in der Gründung eines wirklich guten Regierungssystems in ihrem eigenen Lande. Wenn sie sich zur selben Zeit mit den besten Denkern in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien einig stellen können, dann werden auch bald Mittel gefunden werden, die abgetrennten Teile des alten Reiches wieder zusammen zu bringen.

In England ist der ehrliche Versuch des deutschen Volkes, eine dauerhafte demokratische Regierung zu bilden, nicht allgemein anerkannt worden, und die Unterlassung, mit der demokratischen Regierung in Deutschland zu sympathisieren und ihr zu helfen, ist eine der Hauptursachen des enttäuschenden Resultats des Friedens, der offiziell proklamiert wurde. Alle Menschen müssen zusammenwirken, um wieder aufzubauen, was durch den Krieg zerstört worden ist. Ein solches Zusammenwirken kann jedoch nicht stattfinden, wenn man auf Haß und Groll besteht. Eine solche Lehre kann nur langsam verstanden werden, aber ich sehe bereits Anzeichen eines Fortschritts, und Ihre Nation kann diesen Wechsel beschleunigen.

Die Schwierigkeiten, mit denen Ihre Regierung zu kämpfen hat, sind sehr groß. Sie müssen beständig gegen die Müdigkeit kämpfen, die der fortdauernde

Mangel an Nahrungsmitteln erzeugt, und gegen die Enttäuschung, die die kolossalen finanziellen Lasten des Friedens, mit seinem Mangel an Finalität, hervorgerufen haben, und gegen den ungeheuren Streit der Parteien, den revolutionäre Umwälzungen mit sich bringen. Ich kann jedoch nicht umhin zu bemerken, daß Ihre besten englischen Freunde, die eine Versöhnung wollen, gerne eine etwas größere Anstrengung in Ihrem Lande sehen möchten, sich allenthalben in Ihrem Lande vom Militarismus zu befreien. Ich muß zugestehen, daß der Militarismus, der in Frankreich und Großbritannien entstanden ist, Ihnen wenig Mut einflößen kann, aber Ihre Sicherheit liegt nicht in der Bereitschaft, den Militarismus mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, sondern in dem Aufbau demokratischer Institutionen. Es kann wohl sein, daß dies in einem größeren Maßstabe geschieht, als uns bekannt ist, denn wir hören nicht viel von dem, was in Deutschland vor sich geht. Vor allen Dingen ist es nötig, Ansichten auszutauschen und selbst freundliche Kritik auszuüben, sodaß man weiß, was Sie tun und denken, und damit Sie wissen, was man hier tut und denkt. Die Absicht meines langen Briefes ist, einen solchen Austausch zu fördern.

Nun noch einige Worte über die Zukunft. Der Krieg hat viele Leidenschaften hinterlassen; auch eine weitverbreitete Unruhe und eine starke Tendenz, die anscheinend schnelleren Methoden der Macht zu ergreifen, um selbst löbliche Sozialreformen durchzusetzen. Man kann ohne Widerspruch behaupten, daß die Arbeiterklasse, die am Kriege teilnahm, wenig zur Veranlassung des Krieges beigetragen hat. Sie wurde nicht um Rat gefragt, sie wollte auf keinen Fall ihre Kameraden bekämpfen. Man kann daher annehmen, daß die Rettung durch sie kommen wird. Ich mache mir große Hoffnung, daß höhere Ideale betreffs gesellschaftlicher Gerechtigkeit sich in der Arbeiterbewegung entwickeln werden, aber ich muß zugeben, daß die Aussichten augenblicklich nicht besonders gute sind. Man konzentriert sich zuviel auf materielle Ziele. Manche Arbeiterführer sagen: „Verstaatlicht die Gruben, Eisenbahnen, Schiffahrt u. s. w. oder wir schlagen die ganze wirtschaftliche und politische Maschine zusammen". In den ersten Tagen der Revolution hatten Sie ähnliche Gedanken zu bekämpfen. Nichts Gutes kann von solchen Ideen mit kriegerischem Charakter kommen. Der Klassenkampf steht dem Nationenkampf nahe.

Die Verstaatlichungsfrage ist so in den Vordergrund gerückt, daß bei den letzten Nachwahlen hier im Lande, selbst von führenden Pazifisten, die fundamentale Bedingung des inländischen, sozialen Fortschrittes, — nämlich die Zurückweisung der militärischen Angriffssucht und die Anerkennung des genossenschaftlichen Geistes im internationalen Verkehr — immer weiter zurückgedrängt wurde. Man vergißt, daß ohne internationales Verständnis keine industrielle Stabilität und kein wirtschaftlicher Aufschwung stattfinden kann. Der Wunsch, die Industrie von der oligarchischen Herrschaft zu befreien, ist lobenswert, aber die zunehmende Kontrolle der Industrie durch den Arbeiter verlangt ein geduldiges Studium

der wirtschaftlichen Fragen und eine Bereitwilligkeit, auf sofortige, nutzlose Vergnügen zu verzichten, um größere Gewinne, die in der ferneren Zukunft liegen, zu erringen; eine solche Eigenschaft besitzt aber der Durchschnittsarbeiter nicht.

Ich befürchte, mein Brief ist zu lang geworden, doch kann ich nicht schließen, ohne einen Aufruf an all diejenigen zu richten, die die Macht der Religion anerkennen, und sie zu mahnen, sich zusammenzuschließen, um die höchsten Ideale der Menschheit zu kultivieren, mit einer festen Zuversicht auf deren endliche Erfüllung. Die Nationen können nur durch Zusammenschluß aller guten Menschen vor dem Untergang gerettet werden, welcher Religion sie auch angehören. Mit guten Menschen meine ich die, die ihre selbstsüchtigen und sinnlichen Wünsche in Schranken halten, so daß eine menschliche Einigkeit im Einverständnis mit der göttlichen Einigkeit realisiert wird, die mit uns und durch uns arbeitet. Wenn anstatt größten Wert auf institutionelle und zeremonielle Differenzen zu legen, die Leiter mit religiösen Ideen versuchen würden, alle diejenigen, die spirituell angelegt sind (die also nicht sinnlich angelegt sind), und alle diejenigen, die wirklich an die Macht der Gerechtigkeit und Liebe glauben, zu vereinigen, dann würde man bald Friedfertigkeit zwischen allen Klassen und Nationen wahrnehmen.

Nicht Nationen allein sind durch den Krieg erschüttert worden. Die katholische Kirche, die ihren Sitz in Rom hat, die orthodox-griechische Kirche, die hauptsächlich von St. Petersburg aus kontrolliert wurde, und die ganze protestantische Kirche wurden, so zu sagen, vor den himmlischen Richterstuhl gefordert, um sich wegen ihren Sünden zu verantworten; mit ihnen hat sich auch der moderne Judaismus und der Mohammedanismus zu verantworten. Werden sie alle verstehen, daß heute der große Moment der Prüfung gekommen ist? Ihre Fähigkeit, sich von Formalität zur vereinigenden Geistigkeit zu erheben, hängt davon ab, ob sie mit der Forderung antworten können, die Lessing dem gerechten Richter in den Mund legt, der sein Urteil abgeben sollte, ob der Christ, der Jude oder der Mohammedaner den Ring besitzen sollte. Nach der Erklärung, daß: „der Vater euch alle drei geliebt, und gleich geliebt", sagt er: —

> Es eifre jeder seiner unbestochnen
> Von Vorurteilen freien Liebe nach!
> Es strebe von euch jeder um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
> Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut,
> Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
> Mit innigster Ergebenheit in Gott
> Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
> Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern,

so ladet er sie zum endgültigen Urteil vor einen noch weisern Richter. Dieses Endurteil wird hauptsächlich dadurch festgestellt werden, was in den kritischen Jahren

geschieht, die dem Frieden folgen — einem sehr unvollendeten Frieden —, der von den Diplomaten fabriziert wurde.

Das Große ist im Kleinen zusammengefaßt. Ich danke Ihnen nochmals für die Bemühungen, das Schicksal meines Sohnes festzustellen. Sie haben mehr Bereitwilligkeit gezeigt mir zu helfen, als das Beamtentum in meinem eigenen Lande.

Ich verbleibe

Ihr ergebener

W. Robertson.

Middlesbrough, den 25. November 1919.

Dr. Hans Wehberg,

Leiter der Völkerrechtlichen Abteilung der Deutschen Liga für Völkerbund:

Walther Schücking.

Ein deutscher Völkerrechtslehrer.

I.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Wissenschaft ihre tiefsten Anregungen für die Fortentwicklung des Völkerrechts Außenseitern verdankt, daß dagegen die Völkerrechtslehrer selbst, nicht nur in Deutschland, sondern auch anderswo, von Zukunftsmusik wenig hören wollten. Von Joh. Jacob Moser an, der im 18. Jahrhundert zusammen mit Georg Fr. von Martens die positive Völkerrechtslehre begründete, bis zur Gegenwart, haben wir in Deutschland nur wenig wirklich bedeutende Völkerrechtslehrer gehabt, die sich nicht auf die Auslegung des geltenden Rechts und die Erforschung seiner geschichtlichen Entwicklung beschränkten, sondern mit aller Begeisterung für seine Fortbildung eintraten. Vielleicht darf man unter den Verstorbenen Bluntschli, der übrigens von Geburt Schweizer war, und mit starken Einschränkungen v. Bar hierzu zählen. In den Jahren vor dem Weltkriege, wo eigentlich alles dahin drängte, sich mit solchen Problemen zu befassen, hat auf deutschen Universitäten nur ein Mann solchen Glaubens und solcher Hingabe für die Idee der Gerechtigkeit gelebt: Walther Schücking. Gewiß haben noch manche andere Rechtslehrer dem Pazifismus freundliche Worte gewidmet, sind für Schiedsgerichtsbarkeit usw. eingetreten, aber niemand hat sich wie er offen als Pazifist bezeichnet. Schücking ist vielleicht der größte unter den lebenden Völkerrechtslehrern des Deutschen Reiches. Wenn wir uns im folgenden näher mit seinem Leben und seiner Bedeutung für die Wissenschaft und die Idee der Weltorganisation befassen, so

taucht zunächst die Frage auf: Wie kam es, daß gerade dieser Mann so ganz aus der Art schlug, daß er, inmitten des von den nachbismarckschen Ideen stark beeinflußten Deutschlands, die weiße Fahne des Pazifismus entrollte?

II.

Kein Zweifel, daß die Art der Abstammung Schückings Charakter stark beeinflußt hat. In der siebenten Generation wurde in seiner Familie Jurisprudenz getrieben. Schon um 1430 war ein Vorfahre Rektor der Universität Cöln gewesen. So waren die Wurzeln einer tiefen Liebe nicht nur zum Recht, sondern vor allem auch zur Idee der Gerechtigkeit in ihm vorhanden. Aber gleichzeitig verkörpert sich in der Familie Schücking eine Geistesrichtung, die weit über das fachmännische hinausgeht. Als sich Walther Schücking in Bonn immatrikulieren ließ, da fragte ihn der bekannte Pandektist Baron, ob er der Enkel des bekannten Schriftstellers Levin Schücking, des Freundes der Annette Droste-Hülshoff, sei. Auf die bejahende Antwort des jungen Studenten erwiderte Baron: ein wenig künstlerische Phantasie habe noch nie einem Juristen geschadet. In der Zeit, wo sich die Juristerei gänzlich auf die dialektisch konstruktive Methode beschränkte, gehörte ganz gewiß etwas Phantasie dazu, um sich vorzustellen, daß die Entwicklung des internationalen Rechts einmal die alten Bahnen verlassen und ganz anders verlaufen werde. Übrigens war auch Levin Schücking immer wieder für die Verwirklichung von Zukunftsideen, insbesondere für die Emanzipation der Frau, eingetreten. Er hatte sich in zwei seiner größten Romane, nämlich in „Schloß Dornegge" und „Große Menschen" mit pazifistischen Ideen befaßt. Künstlerblut hatte auch Schückings Großmutter väterlicherseits, Louise von Gall, die sich als Schriftstellerin auf dem Gebiete der Novelle und des Lustspiels betätigt.

Zu dem juristischen und dichterischen Einschlage von der väterlichen Linie kam ein stark idealistischer Zug von der mütterlichen Seite hinzu. Die Vorfahren der Mutter Schückings hatten seit der Reformation als Landpfarrer in Pommern gewirkt. Der im preußischen Pfarrhause eigentümliche Geist verkörperte sich besonders in dem mütterlichen Großvater Schückings, in Heinrich Beitzke, einem der interessantesten politischen Köpfe der Konfliktszeit, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses und Vorstandsmitglied der Fraktion der Fortschrittspartei. Dieser hatte als alter Offizier, der in den Freiheitskriegen gekämpft hatte, einen scharfen Kampf gegen Bismarcks Reorganisation der Armee geführt. Als man damals die alte Landwehr, die neben einem kleinen stehenden Staatsheere den Milizgedanken verkörperte und selbstgewählte Offiziere hatte, beseitigte, trat Beitzke dagegen auf. Die Entwicklung hat später gezeigt, wie sehr Schückings Großvater mit seiner Opposition recht hatte; denn die damals geschaffene Einrichtung des Reserve-Offiziers brachte den Geist des stehenden Heeres in das Bürgertum hinein. Beitzke war zuerst durch eine bedeutende Geschichte de

Freiheitskriege berühmt geworden und hatte dafür als einer der ersten Offiziere den Ehrendoktor einer deutschen Universität, nämlich von Jena, erhalten. Damals war die Verleihung des Doktorhutes an Offiziere, die übrigens nur wegen wissenschaftlicher Verdienste und nicht wegen militärischer Tugenden erfolgte, noch eine ganz besondere Auszeichnung.

Zu diesem Sinne für das Recht, dieser Phantasie und diesem Idealismus kamen noch die Ausdauer und der Kampfesmut hinzu, die in jeder Westfalennatur vorhanden sind. Aus solchem Boden war auch der große Gegner Bismarcks, Freiherr von Vincke, hervorgegangen, der einmal von sich gesagt hatte, er habe keinen höheren Ehrgeiz, als auf dem Acker des Rechts begraben zu werden. Jahrhundertelang hatten die Schückings in Westfalen gelebt, so daß sich die westfälische Starrköpfigkeit so recht hatte entwickeln können.

Kein Wunder, daß aus solchem Stamm ein Mann hervorging, der einer von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen verlachten Idee den Weg ebnete.

III.

Walther Schücking wurde am 6. Januar 1875 zu Münster i. W. geboren. In Burgsteinfurt, der Residenz des Fürsten von Bentheim, wo sein Vater Kreisrichter war, verlebte er seine ersten Jugendjahre. 1879 siedelte die Familie nach Münster über. Die Schückings waren seit Generationen katholisch, aber antiklerikal. Schon der Urgroßvater hatte eine Schrift gegen das Papsttum „Krone und Tiara" geschrieben. Unter dem Einfluß seiner Mutter wurde Walther, trotzdem er katholisch getauft war, protestantisch erzogen und besuchte die evangelische Volksschule in Münster. Dort herrschte eine fürchterliche Prügelherrschaft und gelegentlich kam es vor, daß der junge Walther, wenn seine Mitschüler besonders hart bestraft wurden, zu weinen anfing. Die äußerst weiche, humane Natur Schückings, verbunden mit starkem Willen und Charakterfestigkeit, war schon damals ausgeprägt. Auf dem Pauliner Gymnasium in Münster, einer früheren Jesuitenanstalt, wo seit dem 30jährigen Kriege ununterbrochen seine Vorfahren erzogen worden waren, galt Schücking vielfach seinen Mitschülern als eine Art von Aristides, weil er es nicht vermochte, die Lehrer zu hintergehen, Eselsbrücken zu benutzen oder von dem Nebenmann abzuschreiben. Auch später machte sein strenger Gerechtigkeitssinn niemals Halt vor der eigenen Person. Ich entsinne mich, daß er es auf seinen zahlreichen Auslandsreisen in den letzten Jahren ablehnte, sich in der Schweiz oder in Holland mit einem Paar neuer Schuhe oder mit einem neuen Anzug zu versorgen; denn er erklärte, die Ausfuhr dieser Dinge sei durch die neutralen Länder verboten und er vermöchte es nicht, gegen das Gesetz eines Landes zu verstoßen. Auch der große Fleiß machte sich bei Schücking schon in jungen Jahren bemerkbar. Er war auf dem Gymnasium ein Musterschüler und erhielt jedes Jahr die dort für die vier besten Schüler vor-

gesehene Prämie. Die Geisteswissenschaften zogen ihn im allgemeinen mehr an als die Naturwissenschaften.

Abgesehen von seinen Lehrern, vielfach katholischen Priestern, denen er bis heute ein dankbares Andenken bewahrt, übte der enge Familienkreis einen starken Einfluß auf ihn aus: Ein Vater, der seinen Söhnen lehrte: Alles, was man wolle, könne man auch; eine Mutter, die den Ideen von 1848 anhing und dem preußischen Staate niemals die Verfolgung ihres Vaters vergessen hatte; dazu zwei Brüder, die, wie er, höhere Ziele hatten, als nur sich des Lebens zu freuen. Auf dem alten Familienbesitztum „Haus Schücking" in Sassenberg in Westfalen, das der Vater von dem Großvater übernommen hatte, verlebte er seine Ferien. Hier entwickelte sich seine tiefe Liebe zur Natur. In diese Stätte flüchtete er in späteren Jahren immer wieder, wenn ihn seine Erlebnisse bitter enttäuscht hatten. Hier sah er in Mußestunden Briefe der Droste-Hülshoff und zahlloser anderer bedeutender Leute an seinen Großvater Levin. Er blätterte in der alten Familien-Chronik und fühlte, daß solche Vorfahren zu eigenen Leistungen verpflichteten. Politische und literarische Interessen wurden in seinem Elternhause eifrig gepflegt und verhinderten, wenn überhaupt je die Anlage dazu vorhanden war, daß Walther Schücking sich einseitig für ein bestimmtes Gebiet interessierte. Ihm ist nie etwas Menschliches fremd geblieben, und alles, was über den Kreis seines Berufes hinausging, hat ihn immer im höchsten Maße gefesselt.

IV.

Mit 19 Jahren kam Schücking auf die Universität. Er studierte in München, Bonn, Berlin und Göttingen sechs Semester lang Jura, daneben aber auch Geschichte. Namentlich die vorzüglichen Lehrer der Rechtswissenschaft in Göttingen wußten in dem jungen Studenten ein reges Interesse für das Studium zu erwecken.

Ein Zufall brachte Schücking auf das Gebiet des internationalen Rechts. Als er in seinem fünften Semester nach Göttingen kam, hatte er noch nie ein Lehrbuch des Völkerrechts in der Hand gehabt und keine Vorlesung über Völkerrecht gehört. Auf Vorschlag v. Bars hatte damals die Juristen-Fakultät ein Preisausschreiben über „Das Küstenmeer im internationalen Recht (im Völkerrecht wie im internationalen Privat- und Strafrecht)" veranstaltet. Als Schücking das Thema las, interessierte es ihn wohl kaum in besonderem Maße. Aber sein Vater hatte den drei Brüdern einmal gesagt, auf den Universitäten gebe es oft Preisausschreiben; er selbst sei zu faul gewesen, sich daran zu beteiligen; aber einer von seinen Jungen sollte sich doch einmal daran wagen; wenn man nur den festen Willen habe, einen solchen Preis zu bekommen, dann werde der Versuch schon gelingen. Niemals dürfe man an der eigenen Befähigung zweifeln. Schücking beteiligte sich also an der Preisaufgabe und hatte vollen Erfolg. Die Preisrichter erkannten an, daß sich die Arbeit durch

eine sehr sorgsame Berücksichtigung der Literatur auszeichne und weder Detailbestimmungen, noch die völkerrechtlichen Verträge, noch die Rechtsprechung außer acht lasse, auch zeige die Arbeit gutes juristisches Verständnis und Urteil. Auf Grund dieser Arbeit, die seither in der international-rechtlichen Literatur viel zitiert wurde, bestand Schücking im Sommer 1897 sein Doktorexamen mit dem Prädikat: „Maxime laudabiliter." Kurz vorher, am 25. Mai 1897 hatte er bereits das Referendarexamen in Celle mit „Gut" bestanden. Seine Preisarbeit hatte inzwischen die Aufmerksamkeit der akademischen Lehrer auf ihn gelenkt, die ihn fortan bei seinem Bestreben, sich in Göttingen zu habilitieren, sehr unterstützten.

Zunächst freilich begann Schücking seine Tätigkeit als Referendar, und zwar am Amtsgericht in Dülmen, wo sein Großvater bereits am Bette der Katharina Emmerich, der letzten stigmatisierten Jungfrau, gesessen und sich mit Clemens Brentano über die Echtheit und den Wundercharakter dieser Erscheinung gestritten hatte. In seiner Referendarzeit schrieb Schücking eine rechtshistorische Studie über die Entstehungszeit der „lex Saxonum". Ziemlich gleichzeitig entstand seine Habilitationsschrift über „den Regierungsantritt". Diese beschäftigte sich mit dem Ursprung der Huldigung. Die auf die germanischen Stammesreiche beschränkte Untersuchung setzte auseinander, das Institut der Huldigung sei darauf zurückzuführen, daß sich bei dem Übergange vom Wahlkönigtum zum Erbkönigtum die nicht mehr gewählten Könige in ihrer Position unsicher fühlten und daher die gesamten Untertanen vereidigten, um eine Rechtsgrundlage für ihre Ansprüche zu schaffen. 1899 habilitierte sich Schücking mit dieser sehr beifällig aufgenommenen Arbeit in Göttingen für deutsche Rechtsgeschichte, Staatsrecht und Völkerrecht. Von der deutschen Rechtsgeschichte kam er im weiteren Verlauf seiner Lehrtätigkeit ab, da ihn Zukunftsprobleme seiner Natur nach mehr interessierten als Dinge der Vergangenheit.

V.

Schon nach einem Jahre lenkte Schücking durch seine guten Lehrerfolge — er hatte eine ausgesprochene pädagogische Begabung — die Aufmerksamkeit der akademischen Kreise auf sich und wurde als Extra-Ordinarius nach Jena berufen. Er ging aber auf den Rat des allmächtigen Althoff zunächst nach Breslau, um dort ein neu gegründetes Extra-Ordinariat zu übernehmen. Während der Breslauer Zeit schrieb er die erste rein staatsrechtliche Arbeit mit dem Titel „Der Staat und die Agnaten" (1902). Er kämpfte darin gegen Professor Adolf Arndt aus Anlaß des Lippischen Thronfolgestreites für das Recht des modernen Staates, Thronfolgeansprüche über die Köpfe etwaiger Agnaten hinweg durch Staatsgesetz zu regeln. Das trug ihm die erste Vermahnung Althoffs ein, der ihn darauf aufmerksam machte, daß man über das Gottesgnadentum im Kultusministerium andere Anschauungen habe. Einer Anregung von Zürich, dorthin als Ordinarius zu

gehen, leistete er nicht Folge, weil ihm in Aussicht gestellt worden war, bei Errichtung der Juristen-Fakultät in seiner Vaterstadt Münster dort Ordinarius zu werden. Klerikale Einflüsse brachten dieses Projekt zum Scheitern. Er übernahm statt dessen 1902 die Berufung zur Verwaltung des staatsrechtlichen Ordinariats in Marburg, wo er 1903, nachdem er einen Ruf als Ordinarius nach Gießen abgelehnt hatte, auch formell zum Ordinarius ernannt wurde. Er hat es oft schmerzlich bedauert, daß er, andere Möglichkeiten ausschlagend, in Marburg blieb. Die Enge dieser kurhessischen Kleinstadt stand in einem merkwürdigen Gegensatz zu den von Schücking gepredigten völkerverbindenden und weltumspannenden Tendenzen. Überhaupt paßte er mit seiner Geistesrichtung nicht nach Preußen, so wie dieser Staat damals war. Darin lag der Keim zu künftigen Konflikten, die leider nicht ausgeblieben sind. Nur innerhalb des Kreises der Cohen-Natorpschen Philosophenschule und der sehr liberalen Marburger Theologen, insbesondere bei Martin Rade, dem Herausgeber der „Christlichen Welt", fand er volles Verständnis.

Mittlerweile hatte er sich 1902 mit einer entfernten Kusine, Adelheid von Laer, verheiratet. Damals hatte er in seiner Laufbahn als Gelehrter alles erreicht, was er sich für seine jungen Jahre wünschen konnte, und hätte sich glücklich preisen können, wenn er nicht durch große Überarbeitung körperlich siech und elend geworden wäre. Er bedurfte der rührenden Pflege der jungen Frau und eines in ihm liegenden Optimismus, um allmählich wieder etwas leistungsfähiger zu werden. In den schweren Krankheitsjahren hat er seine Vorlesungen nie unterbrochen. Es gelang ihm, viele seiner Schüler zu tiefgehender Beschäftigung mit Fragen des öffentlichen Rechts zu veranlassen. Die wertvollsten Monographien, die auf diese Weise entstanden, wurden seit 1904 in den „Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Marburg" veröffentlicht. Mit großer Liebe ging er auf alle Anfragen und Wünsche seiner Schüler ein. Er war stets für sie zu sprechen und sammelte sie oft zu geselligem Leben um sich. Von wissenschaftlichen Arbeiten aus jener Zeit sind noch ein Gutachten über „Die Nichtigkeit der Thronansprüche des Grafen Welsburg" (1905), eine Arbeit aus dem Privatfürstenrecht, sowie eine „Quellensammlung zum preußischen Staatsrecht" (1906) zu erwähnen. Dem Völkerrecht war in diesen Jahren nur ein Aufsatz gewidmet, der 1906 in Niemeyers „Zeitschrift für internationales Recht" erschien und „Die Verwendung von Minen im Seekriege" behandelte. Schücking zeigte hier das Bestreben, das Recht der Kriegführenden nach Möglichkeit zu beschränken.

VI.

Aus allgemeinen Rechtsideen heraus, stark beeinflußt durch die Ideen aus dem Zeitalter des deutschen Idealismus, durch die Lektüre von Frieds „Friedenswarte" und durch seine Abneigung gegen den preußischen

Militarismus, war Schücking im Völkerrecht immer mehr auf pazifistische Ideen gekommen. Im Frühjahr 1907 veröffentlichte er „mit der bewußten Tendenz, eine neue Aera des Völkerrechts herbeiführen zu helfen", in Hardens „Zukunft" einen Aufsatz, in dem er darlegte, daß infolge der Herrschaft der historischen Schule den Juristen nicht nur für das soziale, sondern auch für das internationale Gebiet die Führung entglitten sei. Er betonte, es sei hohe Zeit für die deutschen Rechtslehrer, statt hochmütig auf das Treiben der Pazifisten herabzusehen, die Anregungen zu verarbeiten, die von da aus zu uns gekommen seien. Dieser Aufsatz war die Einleitung zu der 1908 in der Festgabe für Laband erschienenen Arbeit „Die Organisation der Welt", die 1909 auch in einer besonderen Volksausgabe (Leipzig, Alfred Kröner) erschienen ist. Die Schrift lenkte die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich und gehört nach Ansicht vieler zu dem Besten, was Schücking geschrieben hat. Vor dem Kriege war auch eine englische Übersetzung dieser Arbeit im Erscheinen begriffen. Die Darstellung zeigte in großen Zügen die Entwicklungslinie, die die Idee der Weltorganisation seit dem römischen Kaiserreich bis zu den Haager Friedenskonferenzen genommen hat, und schloß mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf die Zukunft.

In ungefähr derselben Zeit trat Schücking in einer Abhandlung über „Das Nationalitäten-Problem" (Dresden 1907, Zahn und Jaensch) für die Lösung der Frage der nationalen Minderheiten durch das Recht ein. Damals stand das polnische Enteignungsgesetz im Vordergrunde des politischen Interesses. Schücking war der einzige Staatsrechtslehrer in Preußen, der gegen die preußische Politik zu protestieren wagte und das Vorgehen als ein Unrecht brandmarkte. Als er dann in einer politischen Versammlung ein kräftiges Wort gegen die Unsittlichkeit solcher Maßnahmen gesprochen hatte, erhielt er einen Verweis durch das Kultusministerium und wurde wegen sittlicher Unwürdigkeit aus der juristischen Prüfungskommission für das Referendar-Examen in Kassel entfernt, der er übrigens heute noch nicht wieder angehört. Wahrscheinlich war die Hoffnung maßgebend, auf diese Weise dafür zu sorgen, daß seine Vorlesungen nicht mehr besucht würden, weil der Student im allgemeinen für das Examen studiert. Bei dieser Maßregel blieb allerdings der Erfolg aus. So geriet Schücking in einen immer größeren Gegensatz zu seiner vorgesetzten Behörde und der Geistesrichtung der Mehrzahl seiner Kollegen in Marburg wie an den anderen Universitäten. Dieser Gegensatz verstärkte sich durch sein öffentliches Auftreten für seinen Bruder Lothar, den Bürgermeister von Husum, der wegen seiner Schrift „Die Reaktion in der preußischen Verwaltung" seines Amtes entsetzt wurde.

Inzwischen beschäftigte ihn noch ein größeres wissenschaftliches Werk über oldenburgisches Staatsrecht, für das er wegen der merkwürdigen Kompliziertheit dieses Staatsgebildes, das neben dem Herzogtum Oldenburg noch aus den Staatsfragmenten des Fürstentums Birkenfeld und des Fürstentums Lübeck besteht, besonderes Interesse zeigte.

VII.

Etwa im Jahre 1910 ging Schücking dazu über, in großem Stile politisch für die pazifistische Idee zu wirken. Er begründete zusammen mit Otfried Nippold den „Verband für internationale Verständigung", der in den Jahren vor dem Kriege nicht ohne Erfolg die maßgebenden deutschen Kreise für Verständigung zu gewinnen suchte. Schücking verkörperte in dieser Vereinigung das linksstehende radikale Element. Durch ihn wurden eine Fülle hervorragender Rechtslehrer für die Idee des Verbandes gewonnen. In der vertraulichen Vorbesprechung anläßlich der Gründungsversammlung zu Frankfurt a. M. im Jahre 1911 lernte ich Schücking kennen. Aus einer Versammlung von etwa 15 Professoren erkannte ich ihn, von dem ich bisher nicht einmal ein Bild gesehen hatte, sofort an seinen tief durchgeistigten Gesichtszügen. Es wird später noch einmal die Zeit kommen, in der die Geschichte dieses Verbandes und das Wirken Schückings in ihm näher beschrieben wird. Für die Veröffentlichungen des Verbandes schrieb er eine Reihe wertvoller Abhandlungen. Auch war er einer der glänzendsten Redner auf den beiden Tagungen zu Heidelberg und Nürnberg. Die Reden und Aufsätze für den Verband sind größtenteils in Schückings Buch „Der Bund der Völker, Studien und Vorträge zum organisatorischen Pazifismus" (Leipzig 1918, der Neue Geist-Verlag) vereinigt worden.

Außerdem nahm Schücking 1911 an dem Weltrassen-Kongresse in London und 1912/13 an den Tagungen des „Instituts für internationales Recht", dessen Mitglied er kurz vorher geworden war, in Kristiania und Oxford teil.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft war Schücking dazu übergegangen, sich mit dem Ideenkreise der Haager Konferenzen zu befassen. Er war zu der Erkenntnis gelangt, daß man bei dem Ausbau einzelner internationaler Einrichtungen nicht stehen bleiben dürfe, daß man vielmehr die Haager Institutionen organisatorisch ausbauen müsse. So entstand 1912 das grundlegende Buch „Der Staatenverband der Haager Konferenzen", das 1918 in englischer Sprache erschienen ist. Schücking untersuchte darin vor allem die Rechtsnatur des Haager Staatenverbandes und stellte die Frage: Handelt es sich hierbei um eine Gerichts-Union oder um einen Weltstaatenbund? Ein Drittes ist nicht möglich. Das Haager Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten hat als seinen Hauptzweck die möglichste Wahrung des Friedens unter den Völkern betont. Daher berührt die Haager Organisation die Staaten in ihrer ganzen Persönlichkeit, in ihrer Gesamtexistenz und ihrer Selbsterhaltung. Sie kann, von der heute in Deutschland herrschenden Lehre vom Wesen des Staatenbundes aus, nur als ein Weltstaatenbund bezeichnet werden. Schücking hat dann in dem Buche weiter entwickelt, wie der Haager Verband durch ein Statut, die internationale Exekution usw. ausgebaut werden müsse. Vielfach wurde damals das Werk als utopisch betrachtet. Ich erinnere mich noch, daß im Jahre 1912 der kürzlich verstorbene englische

Rechtsgelehrte Professor Oppenheim mir erklärte, daß dieses Werk in seinen Folgerungen denn doch zu weit gehe. Eine ähnliche Ansicht äußerte Professor Politis, der jetzige griechische Staatssekretär des Äußeren, anläßlich der Besprechung des Schückingschen Buches in der französischen Völkerrechtsrevue. Im Verlauf des Weltkrieges aber hat man diese Ansicht geändert, und kein Geringerer als Professor Zorn hat kürzlich einmal in einem Aufsatz erklärt: Schückings Theorien, die er früher als Utopien betrachtet, müsse man heute als sehr ernst und in der Hauptsache als realisierbar betrachten.

Schücking gab das zuletzt genannte Werk als Band I einer groß angelegten Sammlung „Das Werk vom Haag" (München und Leipzig, Duncker und Humblot) heraus. Anläßlich der Einweihung des Friedenspalastes veröffentlichte er in dieser Sammlung aus der Feder der hervorragendsten Völkerrechtslehrer ein dreibändiges Werk „Die Judikatur des ständigen Schiedshofes von 1899 und 1913". Zwei Bände dieser Sammlung erschienen allerdings erst nach Schluß des Weltkrieges, da wegen des Vorwortes Professor Zorns „Zur Erinnerung an die erste Friedenskonferenz" deren Veröffentlichung zunächst verboten wurde.

Im Frühjahr 1913 erschienen die „Neuen Ziele der staatlichen Entwicklung". Darin wurde die bisherige, durch Laband herrschend gewordene unpolitische Methode des Staatsrechts abgelehnt. Es wurde der Versuch gemacht, die staatsrechtliche Entwicklung auf drei Nenner zu bringen: erstens Demokratisierung, zweitens Synthese von Individualismus und Sozialismus und drittens Verbindung von Nationalismus und Internationalismus in überstaatlicher Organisation. Daneben lief eine rege publizistische Tätigkeit in zahlreichen Aufsätzen und Vorträgen; auch war Schücking seit langen Jahren Vorsitzender der Ortsgruppe der Fortschrittlichen Volkspartei in Marburg. Die akademischen Kreise umgingen Schücking dauernd bei der Besetzung von Professuren. Auch scheiterten seine Bemühungen, in Marburg ein völkerrechtliches Seminar zu begründen, an dem Unverstand der beteiligten Kreise. Wie Schücking einmal in einer Sitzung des völkerrechtlichen Ausschusses der „Deutschen Liga für Völkerbund" erklärte, wurde von Seiten der Marburger Juristen-Fakultät eine Äußerung darüber, ob Schücking die nötige Befähigung zur Leitung eines derartigen Seminars habe, abgelehnt. Seinen Kollegen galt er nur als gefährlich und trotz seines weitgehenden Interesses für öffentliche Angelegenheiten konnte er es in Marburg nicht einmal zum Stadtverordneten bringen, da er als Pazifist und Demokrat nicht zu den Gutgesinnten gehörte! Hervorgehoben zu werden verdient noch in diesem Zusammenhang der ausgezeichnete Aufsatz Schückings über „Den Stand des völkerrechtlichen Unterrichts", der 1913 in der „Zeitschrift für Völkerrecht" erschien.

VIII.

Während des Weltkrieges war Schücking einer der ganz wenigen, die nicht umgefallen, vielmehr dauernd für einen wahren Rechtsfrieden und eine baldige

Beendigung des Mordens eingetreten sind. Wir finden ihn schon im Oktober 1914 auf der Tagung eines Berner Verständigungs-Komitees. Im April 1915 nahm er an einer Versammlung des holländischen Anti-Oorlograads im Haag teil. Damals wurde die „Zentralorganisation für einen dauernden Frieden" gegründet, an der hervorragende Männer aus allen kriegführenden Ländern (abgesehen von Frankreich) mitarbeiteten. Schücking wurde Vertreter für Deutschland; er nahm als solcher an den beiden Berner Tagungen im November 1917 und im März 1919 teil. Auf der Haager Tagung vom April 1915 wurde auch unter starker Beteiligung Schückings das berühmte Mindestprogramm für einen dauernden Frieden aufgestellt, das auf zahlreiche Völkerbundentwürfe, die im Laufe des Krieges erschienen sind, maßgebenden Einfluß ausübte. Damals ging auch von englischer Seite durch den Vorsitzenden des Anti-Oorlograads, Dresselhuys, eine Friedensanregung aus, die durch Schücking weiter nach Berlin geleitet wurde, dort aber leider kein Entgegenkommen fand.

Als einer der ersten Mitarbeiter des „Bundes Neues Vaterland" schrieb Schücking damals eine viel beachtete und auch in der ausländischen Literatur oft zitierte Arbeit über „Die deutschen Professoren und der Weltkrieg". Er leitete ferner im August 1915 eine Versammlung des Bundes, in der über eine Denkschrift beraten wurde, die man der Regierung über einen annexionslosen Frieden einzureichen gedachte. Später war er nach Unterdrückung des Bundes einer der Mitbegründer der „Zentralstelle Völkerrecht" und hielt dort eine bedeutsame Rede über „Den Weltfriedensbund und die Wiedergeburt des Völkerrechts" (Leipzig 1917, Verlag Naturwissenschaften). Darin trat er als einer der ersten deutschen Gelehrten während des Weltkrieges für den Völkerbund ein. Im Dezember 1915 besuchte Schücking den damaligen Unterstaatssekretär Zimmermann und bat ihn vergeblich, doch darauf hinzuwirken, daß von deutscher Seite aus der Frage des Rechtsfriedens im Parlamente ein größeres Verständnis entgegengebracht würde. Einen ähnlichen Vorstoß machte er im Frühjahr 1916 bei einigen Parlamentariern. 1916 überreichte er dem Reichskanzler eine wertvolle Denkschrift „Meeresfreiheit gegen Friedensgarantien" (abgedruckt in Schückings Buch „Der Dauerfriede", Kriegsaufsätze eines Pazifisten. Leipzig, 1917, ebenda). In meinen Kriegserinnerungen „Als Pazifist im Weltkriege" (Leipzig 1919, Der Neue Geist-Verlag) findet man mancherlei Ausführungen, die Schückings Verhalten während des Krieges in glänzendem Lichte erscheinen lassen.

Inzwischen aber waren die Militärbehörden auf Schücking aufmerksam geworden. Im September 1915 wurde ihm vom Generalkommando Kassel untersagt, über die Probleme der internationalen Organisation mit auswärtigen Gelehrten zu korrespondieren, Reisen ins Ausland zu machen oder sich auch nur in den Grenzgebieten des Deutschen Reiches aufzuhalten und seine Ideen über internationale Organisation auch in rein theoretischer Form durch Wort oder

Schrift zu vertreten. Durch den Kurator der Universität wurde Schücking diese Verfügung eröffnet. Als sich später der Reichskanzler in seiner Erklärung vom 9. November 1916 auf den Standpunkt der internationalen Verständigung stellte, bat Schücking in einer Eingabe das Kasseler Generalkommando um Aufhebung der Verfügung, erhielt aber einen völlig ablehnenden Bescheid. Darauf sandte Schücking im Dezember 1916 an das Kriegsministerium eine Eingabe und bat um Auskunft darüber, ob nicht die inzwischen erfolgte Freigabe der Diskussion der Kriegsziele auch für ihn zu gelten habe. Diese Beschwerde blieb unbeantwortet, obwohl Schücking am 12. September 1917 erneut um Aufhebung der Verfügung bat. Erst im Jahre 1918 erhielt Schücking wieder vollkommene Redefreiheit.

Mit großem Eifer versuchten die Generalkommandos Schückings Schriften zu unterdrücken. Als seine erwähnte Arbeit über den Weltfriedensbund erschienen war, erhielt er von Seiten des Landrats von Marburg eine Vorladung und wurde gefragt, wie er dazu komme, trotz des gegen ihn bestehenden Verbotes pazifistische Schriften zu veröffentlichen. Schücking erklärte darauf, der betreffende Verleger habe die Schriften vor dem Druck dem zuständigen Generalkommando vorgelegt; letzteres habe die Genehmigung zum Druck erteilt und auch die Ausfuhr freigegeben. Als Schücking später in seinem Werk „Die völkerrechtliche Lehre des Weltkrieges" (Leipzig 1918, Veit & Co.) den Ursachen des ungeheuren Konfliks nachging und den Beweis zu führen versuchte, daß die Bemühungen um Aufrechterhaltung des Friedens nicht zuletzt an der Unvollkommenheit der völkerrechtlichen Institutionen gescheitert seien, dauerte es etwa ein Jahr, bis die Militärbehörden auf wiederholte parlamentarische Interventionen, insbesondere durch seinen Fürsprecher Gothein, die Verbreitung des Buches gestatteten.

Schücking hörte nicht auf, in seinen Vorlesungen auch während des Weltkrieges immer wieder auf die Verständigung der Völker hinzuweisen. Deshalb wurde er aber auch immer wieder das Opfer geheimer Denunziationen beim Kultusministerium und Kurator und daran anschließender Untersuchungen, durch die jedesmal die Unwahrheit der Angaben über seine vaterlandsfeindlichen Äußerungen festgestellt wurde. Im Jahre 1917 erschien in der Sonntagsbeilage der „Deutschen Zeitung" ein Aufsatz, der darauf hinwies, daß Schückings Vorlesungen ein Skandal seien und jedes nationale Empfinden vermissen ließen. Der Kurator verlangte daraufhin wieder einen Bericht von Schücking. Schücking wies endlich diese Aufforderung als einen Eingriff in die akademische Lehrfreiheit ab und beschwerte sich über den Kurator bei dem Kultusministerium. Die Angelegenheit, bei der übrigens das Kultusministerium dem Kurator zunächst Recht gab, verlief schließlich im Sande. Bald darauf wurde jedoch Schücking abermals vor den Rektor gebeten, da eine dringende Anfrage des Generalkommandos Kassel über

Schückings Aeußerungen im Kolleg vorlag. Schücking stellte sich auf den Standpunkt, daß der Rektor nur für die äußere Ordnung der Universität zu sorgen habe und daß ihm ein Eingreifen in den Inhalt der Vorlesungen nicht zustände. Der damalige Rektor, der als Vertreter der neutestamentlichen Wissenschaft hervorragende Theologe Heitmüller, besorgt um die Unabhängigkeit der Universität, wies in der Tat im Gegensatz zu seinen Vorgängern die Aufforderung des Generalkommandos grundsätzlich ab.

Die oberste Militärbehörde hatte immer bezüglich Schückings die Anschauung vertreten, die ein bekannter General des Hauptquartiers gegenüber dem politischen Vertreter des Auswärtigen Amtes in die Worte zusammenfaßte: Schücking sei der größte Schweinehund in Deutschland, schlimmer noch als die Sozialisten.

Voll Verzweiflung über die politische Lage und den Mißerfolg seiner Bemühungen wandte sich Schücking in den beiden letzten Jahren des Weltkrieges vor allem wissenschaftlichen Studien zu, die mit dem Kriege zusammenhingen. Er schrieb zunächst das bereits erwähnte Buch „Die völkerrechtliche Lehre des Weltkrieges", ferner ein großes Werk über „Die Geschichte der Vermittlung", das demnächst in den Publikationen des Nobel-Instituts erscheinen wird. Seine „Internationalen Rechtsgarantien" (Hamburg 1918, Broscheck & Co.) gaben vor dem Zusammenbruch noch einmal eine zusammenfassende Uebersicht über die Grundlagen der kommenden Weltorganisation. Schücking wurde auch Vorsitzender einer der Unterkommissionen der für die Schaffung eines Völkerbundentwurfes von der „Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht" im September 1918 eingesetzten Kommission.

Nach der Katastrophe erkannte man Schücking überall als denjenigen an, der am meisten würdig sei, das neue Deutschland auf dem Gebiete des Völkerrechts zu repräsentieren. Er erhielt schon bald einen Ruf an die Universität Halle, den er aber ablehnte. Er wurde ferner Vorsitzender der „Kommission zur Untersuchung der Anklagen wegen völkerrechtswidriger Behandlung der Kriegsgefangenen". Die Tatsache, daß er nach dem Urteil dieser Kommission über den Fryatt-Fall nicht von seinem Amte als Vorsitzender zurücktrat, fand in pazifistischen Kreisen vielfach scharfe Kritik. Als einer der sechs Hauptdelegierten nach Versailles hat Schücking großen Anteil an der Abfassung der Deutschen Noten gehabt. Seine Überzeugung führte ihn in die Reihe derer, die den Friedensvertrag grundsätzlich ablehnen wollten. Vor seiner Reise nach Versailles hatte er noch an der Schaffung des deutschen Regierungsentwurfs zum Völkerbund entscheidenden Anteil genommen.

Neuerdings hat Schücking zusammen mit Graf Montgelas und Professor Mendelssohn-Bartholdy die Akten Kautsky über die Schuldfrage herausgegeben.

Wie auf dem Gebiete des Völkerrechts, so hatte Schücking auch als Politiker nach der Revolution besondere Erfolge zu verzeichnen. Als Mitglied der Demo-

kratischen Partei wurde er in die Nationalversammlung gewählt und hielt darin schon bald eine große Rede über die Aufgaben der neuen Verfassung. Auch wurde er Mitglied des Untersuchungsausschusses der Nationalversammlung, der die Kriegsentstehung, die versäumten Friedensmöglichkeiten usw. nachprüfen soll.

So hat die Revolution Schücking den Platz angewiesen, der ihm vermöge seiner hohen Geistesgaben schon längst inmitten des deutschen Volkes gebührte. Was er auch in Zukunft noch zu leisten vermag, schon heute kann man es als sein bleibendes Verdienst hinstellen, daß er wie kein anderer Lehrer des Rechts auf deutschen Universitäten mit aller Entschlossenheit, trotz aller Verfolgungen, die Idee der Gerechtigkeit im internationalen Leben vertreten hat.

Arnold Rechberg: Der Bolschewismus in Rußland.

I. Die Vorgeschichte der Sowjet-Regierung in Rußland.

Die erste russische Revolutionsregierung, an deren Spitze schließlich Kerenski stand, befriedigte das russische Volk in seiner Gesamtheit um so weniger, je länger sie im Amte war. Auf der einen Seite fühlten die Wohlhabenden sich durch diese Regierung in ihrem Besitz bedroht. Sie warfen der Regierung des Weiteren vor, daß sie die Ordnung im Heere aufgelöst und die Verwaltung des Landes verdorben und zu Grunde gerichtet habe. Die Anhänger des russischen Kaisers waren außerdem noch ganz besonders mit dieser Regierung unzufrieden, weil sie das Kaisertum gestürzt hatte. Auf der anderen Seite waren aber auch die Massen des russischen Volkes von der ersten Revolutionsregierung immer mehr enttäuscht. Diese Massen hatten die Revolution zunächst mit sehr großen Hoffnungen begrüßt. Es war ihnen versprochen worden und sie hatten gehofft, daß eine sozialistische Regierung den ganzen Besitz verteilen werde, ohne zu berechnen, daß bei einer solchen Verteilung nur ein kleiner Anteil auf jeden einzelnen Russen fallen könne. Das Volk war überzeugt gewesen, daß ihm eine sozialistische Regierung den Himmel auf Erden bringen werde. Nun sahen die Massen, daß durch die Regierung Kerenski der Besitz nicht verteilt wurde, und schalten diese Regierung daher Verräter an der Sache des Volkes. Dazu kam noch, daß im Gegensatz zu den Hoffnungen des Volkes die Preise für die Lebensmittel dauernd stiegen, weil die Regierung Kerenski durch Herabsetzung der Arbeitszeit die Produktion noch weiter vermindert hatte, welche durch die Revolutionsunruhen sowieso schon zurückgegangen war. Diese Lage bereitete einen denkbar günstigen Nährboden für die Propaganda der an sich kleinen bolschewistischen Partei. Die Bolschewisten sagten nämlich, das Volk

habe Recht und Kerenski sei ein Verräter, der von den Kapitalisten gekauft worden sei. Sie versprachen dem Volk, daß sie, die Bolschewisten, wenn sie an die Herrschaft kämen, den Besitz gleich verteilen würden, und daß sie somit die sozialistischen Ideale verwirklichen wollten.

Sehr merkwürdigerweise setzten die rechtsstehenden russischen Parteien dieser bolschewistischen Agitation wenig Widerstand entgegen. Sie glaubten nämlich, es sei ganz gut, wenn die Bolschewisten einmal an die Herrschaft kämen, denn sie rechneten damit, daß sich der Bolschewismus seiner praktischen Unmöglichkeit wegen nur ganz kurz halten würde und daß dann nachher das Volk von der Revolution überhaupt geheilt sein werde. Auch die Regierung Kerenski konnte den Bolschewisten keinen rechten Widerstand leisten, denn bei dem geringsten Verbot ihrer Propaganda erhoben die Bolschewisten ein großes Geschrei, daß die völlige Preßfreiheit eine der großen Errungenschaften der Revolution und als solche unverletzlich sei. So kam es, daß die Bolschewisten, kaum von irgend einem ernstlichen Widerstand gehemmt, dauernd an Boden gewannen. Schon im Sommer 1917 glaubten sie den Augenblick gekommen, um sich durch einen Putsch der Regierungsgewalt zu bemächtigen. Dieser Putsch schlug fehl. Er wurde durch Truppen unterdrückt, welche sich, obgleich gegenrevolutionär, hinter die Regierung Kerenski stellten, wobei die Zöglinge der Junkerschulen am meisten hervortraten. Sogleich erklärten die Bolschewisten, daß sie mit dem Putsch garnichts zu tun gehabt hätten. Der Putsch sei nur dadurch hervorgerufen worden, daß man die Proletarier durch das Truppenaufgebot in Petersburg erbittert hätte. Es schien nach diesem Putsch, als ob die Bolschewisten gewissermaßen verschwunden seien. Man hörte nicht viel von ihnen und jedenfalls glaubte sich die Regierung Kerenski nicht mehr von ihnen bedroht. Dagegen hatte Kerenski vor seinen eigenen Truppen Angst, weil er eine Gegenrevolution der Truppen fürchtete. Er hat daher die Truppen nicht besonders gut behandelt, und auch die Truppen wurden infolgedessen mit der Regierung Kerenski unzufrieden. Dadurch aber wurden sie für die Propaganda der Bolschewisten zugänglich, welche unter der Oberfläche weiterwühlten und denen, nachdem die Truppe genügend unterminiert war, ein zweiter Putsch im Spätherbst 1917 vollkommen gelang. Die Regierung Kerenski floh und die Bolschewisten rissen die Macht an sich.

II. Das System der Sowjet-Regierung in Rußland.

Als die Bolschewisten zur Macht kamen, stand ihre Regierung zunächst auf sehr schwachen Füßen. Niemand glaubte, daß sie länger als einige Wochen dauern werde. Die Bolschewisten aber verstanden, sich vom ersten Tage an mit großer Umsicht zu befestigen. Sie bildeten zunächst eine Kerntruppe, die rote Garde, und gaben dieser Garde sogleich eine vierfach höhere Löhnung, als sie bisher an die Truppen gezahlt worden war. Gleichzeitig lösten sie alle nicht zur roten Garde

gehörigen Truppen auf. Das gelang ihnen verhältnismäßig leicht, weil sie den Soldaten hohe Entlassungsgelder zahlten, sodaß auch die entlassenen Soldaten zunächst ganz zufrieden waren und zwar umsomehr, weil sie ja nun in ihre Heimat zurückkehren konnten. Das zu diesen Maßregeln notwendige Geld verschafften sich die Bolschewisten dadurch, daß sie vermehrt Papiergeld druckten, und das Volk merkte zunächst nicht, daß infolgedessen die Kaufkraft des Papiergeldes dauernd sank.

Den Beamten bezahlten die Bolschewisten ebenfalls sofort sehr viel höhere Gehälter, um auch sie an der bolschewistischen Regierung zu interessieren. Trotzdem verließen viele Beamte, welche der bolschewistischen Regierung nicht dienen wollten, ihre Stellungen. Die Bolschewisten stellten dafür Beamte ein, die unter der kaiserlichen Regierung wegen irgend welcher Amtsvergehen verabschiedet worden waren, die aber trotzdem natürlich Fachkenntnisse in der Verwaltung besaßen und die kein anderes Interesse hatten, als gut bezahlt zu werden.

Auch die Bauern befriedigten die Bolschewisten durch ihre Maßnahmen zunächst völlig, indem sie den vorhandenen Grundbesitz den Gemeinden zur Verteilung übergaben. Gleichzeitig übergaben die Bolschewisten den Industriearbeitern, so wie sie versprochen hatten, die industriellen Werke, ohne Entschädigung der Besitzer oder der Aktionäre und machten dadurch auch zunächst die Arbeiter zu Anhängern ihrer Regierung. So regte sich keine Hand gegen sie, als sie gestützt auf die breiten Massen des Volkes die bürgerlichen Bankguthaben beschlagnahmten und an sich nahmen, womit sie einen großen Teil des bürgerlichen Privatkapitals in die Hand bekamen.

Durch alle diese Maßnahmen gewannen die Bolschewisten Zeit, ihre rote Garde zu einer fest gefügten Truppenmacht zu entwickeln. Die Soldatenräte in der roten Garde wurden unter dem Vorwand abgeschafft, daß diese Garde ja direkt unter dem Befehl und unter der Aufsicht des obersten Rates stehe. Die Disziplin wurde erst vorsichtig und dann immer energischer wieder hergestellt. Die Todesstrafe wurde wieder eingeführt und immer häufiger und immer rigoroser bei jedem Verstoß gegen den Gehorsam angewandt, während der Truppe sonst erlaubt wurde, unter dem Vorwande der Beschlagnahme alles zu plündern. Sobald die Bolschewisten nun ihre Truppenmacht fest in der Hand hatten, erklärten sie zunächst die Pressefreiheit als ein bürgerliches Vorurteil. Alle nicht bolschewistischen Zeitungen, auch solche, die deutschen Blättern wie etwa dem „Vorwärts" entsprachen, wurden verboten, und um sicher zu gehen, ließen die Bolschewisten alle ihnen unbequemen Schriftsteller durch die rote Garde aufhängen. Inzwischen war die Entwicklung in der Industrie die folgende gewesen: Die Arbeiter mißtrauisch gegen die bisherigen Leiter der industriellen Werke hatten diese meist verjagt oder tot geschlagen, um dann die Werke in eigene Verwaltung zu nehmen. Die Arbeiter begannen dann fast regelmäßig die vorhandenen Kapitalsreserven, die ihnen unnützlich erschienen, unter sich zu verteilen. Nachdem die Arbeiter dann dies verteilte Geld ausgegeben hatten, verteilten sie auch das Be-

triebskapital des Werkes unter sich, und zwar entweder direkt oder in der Form von Löhnen, deren Höhe keineswegs im Verhältnis zu dem Einkommen des Werkes stand. War dann auch das Betriebskapital aufgebraucht, dann haben die Arbeiter die Maschinen oft sogar als Schrott verkauft, und schließlich standen sie brotlos auf der Straße. Dann blieb ihnen nichts anderes übrig, als in die rote Garde einzutreten.

Handelte es sich um Werke, deren Produktion für den Bedarf der roten Garde wichtig war, ließen die Bolschewisten es nicht so weit kommen. Sobald die Verteilung der Reserven und des Betriebskapitals durch die Arbeiter getätigt war, aber noch vor dem Verkauf der Maschinen, erklärten sie ein solches Werk als nationalisiert, d. h. sie übernahmen es in ihren eigenen Besitz. Dann wurde den Arbeitern eröffnet, daß sie nunmehr der Volksregierung und der Revolution dienten, und daß also jeder Streik „gegenrevolutionär" sei. Das Streikrecht wurde nun somit aufgehoben. Unter der Losung „Alles für das Proletariat" wurde die Arbeitszeit steigend auf 10, auf 12 und zuletzt auf 14 Stunden erhöht. Dabei wurde die Prügelstrafe gegen lässige Arbeiter eingeführt. Als die entsetzten Arbeiter dann doch zu streiken versuchten, gingen die Bolschewisten mit ihrer inzwischen stark gewordenen roten Garde äußerst energisch gegen sie vor. In einem Moskauer Werk, dessen 3000 Arbeiter zu streiken versuchten, ließen die Bolschewisten sämtliche 3000 Arbeiter mit Maschinengewehren erschießen. Sie nennen dergleichen einen gegenrevolutionären Arbeiteraufstand „liquidieren."

Die Bolschewisten haben in ihrer roten Garde Bataillone, welche sie aus Chinesen gebildet haben, die von der früheren kaiserlich russischen Regierung während des Krieges als Arbeitskräfte herangezogen waren. Daraus erklärt sich vielleicht, daß gegen streikende Arbeiter von der roten Garde häufig chinesische Torturen angewandt wurden und werden. Eine oft angewandte, übrigens in China ganz bekannte Tortur ist folgende: Der betreffende Arbeiter bezw. Streikführer wird auf den Fußboden festgebunden, dann wird auf seinen Bauch eine Ratte gesetzt und über diese Ratte ein irdener Topf gestülpt. Auf diesen Topf werden heiße Steine gelegt. Die Ratte, durch die Hitze bedroht, sucht einen Ausweg und wühlt sich durch die Eingeweide des betreffenden Arbeiters hindurch.

Auch die Bauern haben die Bolschewisten, sobald ihre rote Garde fertig war, ganz in die Hand bekommen und zwar durch folgendes Mittel: Sie bildeten in jedem Dorfe einen Rat der armen Bauern, der aus den arbeitsscheuen Elementen des Dorfes zusammengesetzt wird. Dieser Rat der armen Bauern hat in jeder Gemeinde möglichst viel landwirtschaftliche Produkte für die Bolschewisten zu beschlagnahmen. Als Belohnung für diese Tätigkeit erhält der Rat der armen Bauern die eine Hälfte der beschlagnahmten Produkte für sich, während die andere Hälfte den Bolschewisten zugeführt wird. Natürlich haben die fleißigen und arbeitsamen Bauern wiederholt und überall versucht, sich gegen dies System aufzulehnen, und zuweilen die Räte der armen Bauern totgeschlagen. Dann entsandten die

Bolschewisten eine Abteilung rote Garde und ließen das betreffende Dorf niederbrennen und seine Bewohner aufhängen. Da die Bolschewisten unter der Landbevölkerung ebenso überall ihre Spitzel haben, wie unter den Industriearbeitern, können sie jede Erhebung schon in ihren Anfängen mit Gewalt ersticken. Trotzdem sind besonders im Anfang der bolschewistischen Herrschaft große Bauernaufstände ausgebrochen, dabei haben die Bolschewisten dann viele Tausende von Bauern erhängen und erschießen lassen. Und so wagen die Bauern jetzt ebenso wenig wie die Industriearbeiter an eine Auflehnung gegen die Bolschewisten auch nur zu denken. Nach dem allen ist es kein Wunder, daß die altgläubigen russischen Bauern nunmehr glauben, die Regierung der Bolschewisten sei die Herrschaft des Antichrist, d. h. des Teufels.

Durch das System der bolschewistischen Herrschaft ist die landwirtschaftliche Produktion in Rußland ganz wesentlich zurückgegangen. Die Bauern bauen nur noch, was sie zum eigenen Lebensunterhalt gebrauchen, denn sie wissen nicht, ob ihnen auch das nicht noch abgenommen wird. In dem landwirtschaftlich einst so reichen Rußland, welches nicht nur seine eigene Bevölkerung, sondern halb Europa mit billigen Nahrungsmitteln versorgte, herrscht daher die Hungersnot. Da aber die Bolschewisten für sich und ihre rote Armee in dem weiten Lande immer noch genug finden, ist es ihnen gleichgültig, ob Hunderttausende des Volkes zu Grunde gehen.

Da nun die Herrschaft der Bolschewisten ausschließlich auf ihrer Militärmacht, d. h. auf ihrer roten Garde beruht, haben sie deren Ausbau eine wesentliche Sorgfalt zugewandt. Sie erkannten bald, daß eine Armee ohne gute und energische Offiziere nicht bestehen kann. Derartige Offiziere konnten die Bolschewisten aber nur unter den ehemaligen kaiserlichen Offizieren finden. Sie haben daher eine große Anzahl dieser Offiziere in die rote Garde eingestellt. Diese Offiziere waren vor die Wahl gestellt, entweder zu verhungern oder erschossen zu werden, oder aber bei den Bolschewisten glänzend bezahlte Dienste zu nehmen. Sehr viele der kaiserlich russischen Offiziere haben daher das letztere wählen müssen. Um nun dieser Offiziere sicher zu sein, behandeln die Bolschewisten die Familienangehörigen der Offiziere als Geiseln. Erregt ein Offizier ihr Mißtrauen oder läuft er gar zum Gegner über, werden seine Kinder vom jüngsten an aufwärts und zuletzt seine Frau erschossen oder erhängt. Ist der Offizier nicht verheiratet, werden andere Anverwandte von ihm erschossen. Früher sind häufig die Flieger der bolschewistischen Truppen zum Gegner hinübergeflogen und nicht wiedergekommen. Dagegen haben sich die Bolschewisten jetzt durch folgende Maßnahmen gesichert: Sie haben die Flieger in Mannschaften zu sechs zusammengestellt, von denen nur zwei fliegen dürfen und vier zurückbleiben. Kommen die beiden, die geflogen sind, nicht wieder, werden die vier zurückbleibenden erschossen.

Unter dem Druck der eisernen Militärherrschaft, welche die Bolschewisten aufgerichtet haben, führen sie nun seit zwei Jahren Krieg, trotzdem das russische

Volk schon vor der Bolschewistenherrschaft völlig kriegsmüde war, und obgleich die Bolschewisten dem russischen Volk den Frieden versprochen hatten, ehe sie zur Macht kamen. Dieses Versprechen war auch eins der Mittel, welches die Bolschewisten anwandten, um die Massen solange für sich zu gewinnen, bis sie die militärische Macht in der Hand hatten.

Wenn heute noch in den westeuropäischen Ländern der Bolschewismus, weil er der sozialistischen-demokratischen Regierung Kerenskis nachfolgte, vielfach als eine nur sehr radikale sozialistische Regierung angesehen wird, so ist das also ein Irrtum. Besonders viele Arbeiter der westlichen Kulturländer glauben sehr irrigerweise, daß die Bolschewisten eine Regierung seien, welche nach den Intentionen und zum Wohl der Arbeitermassen handele. Tatsächlich haben sich die Bolschewisten aber der sozialistischen Formel nur bedient, um die Macht an sich zu reißen und um diese Macht dann zum persönlichen Vorteil einer ganz begrenzten Anzahl von Parteigängern auszunutzen. Die Regierung der Bolschewisten ist ganz einfach eine Herrschaft von Verbrechern, welcher jede menschliche Idee fehlt. So kommt es, daß die Bolschewisten, während das russische Volk in Not und Elend verkommt, in schwelgerischem Luxus leben. Die Zahl ihrer Parteimitglieder ist eine sehr beschränkte und niemand wird mehr zur Partei zugelassen.

Daraus ergibt sich aber, daß die Bolschewisten die Bahn des Verbrechens, welche sie beschritten haben, unmöglich wieder verlassen können. Wollten sie das eiserne Band des Schreckens, mit dem sie Rußland umspannen, auch nur im geringsten lockern, dann würde die durch diesen Schrecken allein niedergehaltene Wut des Volkes jeden einzelnen der Bolschewisten in Stücke zerreißen. Eine Entwickelung des Bolschewismus zu einer erträglichen Regierungsform scheint daher undenkbar.

III. Die auswärtige Politik der Sowjet-Regierung in Rußland.

Was die auswärtige Politik der Bolschewisten angeht, so ist zunächst zu beachten, daß in dem Wesen des Bolschewismus der Offensivgedanke liegt. Das offen erklärte Ziel des Bolschewisten ist die Weltrevolution als Mittel zur Errichtung ihrer Herrschaft über die ganze Welt. Außerdem ist der Offensivgedanke für den Bolschewismus eine Notwendigkeit. Das Wesen eines Regierungssystems, wie es das bolschewistische ist, läßt sich der Menschheit wohl für einige Jahre verschleiern, aber nicht auf immer. Würde der Bolschewismus in seinem Wesen aber erst allgemein erkannt, dann wird sich die ganze Zivilisation einschließlich der Arbeiter aller Länder bewaffnen, um mit diesem Verbrechen abzurechnen. Die Bolschewisten müssen also die Weltrevolution herbeiführen, ehe es soweit kommt, oder sie sind verloren.

Es kann daher kein Friede zwischen den Bolschewisten und der übrigen Welt werden, so wenig wie zwischen Tigern und Menschen. Die Bolschewisten sind

allerdings immer geneigt, Frieden zu jeden beliebigen Bedingungen zu unterschreiben, sie können aber ihrem Wesen nach garnicht die Absicht haben, Frieden zu halten, und sie betrachten also jeden Friedensschluß nur als ein Hilfsmittel, um ihrer Propaganda bequemere Wege zu öffnen. So haben die Bolschewisten mit Deutschland den Frieden von Brest-Litowsk geschlossen mit der von vorneherein feststehenden Absicht, diesen Frieden niemals zu halten. Sie verpflichten sich im § 2 des Friedensvertrages von Brest-Litowsk, keinerlei Propaganda in Deutschland zu treiben. Und es ist nachgewiesen, daß ihr Botschafter in Berlin seine eigentliche Tätigkeit auf eine derartige Propaganda verwandt hat, während seine sonstigen diplomatischen Verhandlungen mit der deutschen Regierung nur Verschleierungsmanöver waren. Als die deutsche Regierung endlich erkannte, was der bolschewistische Botschafter in Berlin tat, war es schon zu spät und er konnte in dem Gefühl abreisen, daß der Erfolg seiner Tätigkeit gesichert sei.

Das wesentlichste Kampfmittel der bolschewistischen Außenpolitik ist ihre Propaganda, welche zunächst das Ziel hat, die Arbeitermassen der Kulturnationen so lange über das Wesen des Bolschewismus zu täuschen, bis die Bolschewisten ihre Herrschaft in dem betreffenden Lande aufrichten können. Sie versuchen, die Arbeiter der anderen Länder ganz ebenso zu täuschen, wie sie die russischen Arbeitermassen getäuscht haben.

In der Propaganda selbst sind die Bolschewisten allen anderen Regierungen überlegen. Da sie im eigenen Lande kein Geld brauchen und relativ wenig Geld ins Ausland ausgeben, können sie allein schon alle ihnen in die Hände gefallenen ausländischen Werte für ihre Propaganda verwenden. Diese Werte bilden zusammen sehr große Fonds. Die Agenten der bolschewistischen Propaganda sind also reichlich mit Geld versehen, und sie sind ganz außerordentlich gewandt. Es kommt diesen Agenten ihre politische Vergangenheit zu Gute. Man darf nicht vergessen, daß die Bolschewisten vor dem Kriege als mittellose Flüchtlinge in der Schweiz lebten. Dort war gewissermaßen ihre Operationsbasis, von der aus sie im ständigen Kampfe mit der glänzend ausgebildeten politischen Polizei des russischen Kaiserreiches vorgingen. Die russische Geheimpolizei verfügte über große Mittel und war skrupellos in deren Anwendung. Trotzdem ist es den Revolutionären immer wieder gelungen, die im Frieden gut bewachte russische Grenze zu überschreiten und in Rußland selbst Zentren der revolutionären Bewegung zu gründen. Das beweist, daß sie an Gewandtheit der russischen politischen Geheimpolizei überlegen gewesen sein müssen. Den jetzigen Bolschewisten sind daher alle Gerissenheiten des Verschwörertums bis zum Äußersten geläufig. Jede Paßfälschung, jede Verschleierung der Persönlichkeit und jede Verstellung sind ihnen selbstverständlich und natürlich.

Die bolschewistischen Führer sind sich bewußt, daß es für sie wertvoll ist, wenn die Fortschritte ihrer Propaganda bis zur vollen Reife ihres Resultats, soweit irgend möglich, unbemerkt bleiben. Sie verbreiten daher in regelmäßigen Wellen

seit Beginn ihrer Herrschaft die Nachricht, daß der Bolschewismus im Aussterben sei. Dadurch ist es ihnen gelungen, daß die Kulturnationen eine durchgreifende Gegenaktion bisher für unnötig und zwecklos gehalten haben. Schon im Winter 1918 trugen sich sehr maßgebende deutsche Politiker mit dem Gedanken, durch deutsche Truppen die bolschewistische Regierung zu stürzen, um an ihre Stelle eine mit Deutschland verbündete bürgerliche zu setzen. Sofort begannen die Bolschewisten durch ihre Agenten überall in Deutschland die Nachricht zu verbreiten, daß der Bolschewismus in den letzten Zügen liege, daß die bolschewistischen Führer alles zur Flucht vorbereitet hätten und daß sie sich nur noch mit größter Mühe halten könnten. Sie haben dadurch erreicht, daß die deutsche Reichsleitung zu der Überzeugung kam, es sei unnötig, den Bolschewismus zu stürzen, weil er entweder sowieso zusammenbrechen werde, oder weil ihm russische gegenrevolutionäre Generale schon ein Ende bereiten würden. Bei dem allen kommt es dem Bolschewiki zu Gute, daß die russischen Flüchtlinge im Ausland, welche meist den begüterten Kreisen angehörten, stets behaupten, der Bolschewismus gehe seinem Ende entgegen. Diese Behauptung der russischen Flüchtlinge, welche sich immer wieder als falsch erwiesen hat, beruht auf zwei Ursachen: einmal hoffen diese Flüchtlinge mit allen Fasern ihres Herzens auf den Zusammenbruch der Bolschewikiregierung, und es ist menschlich, daß sie glauben, was sie hoffen. Zweitens aber gehen die Mittel dieser Flüchtlinge in vielen Fällen zur Neige und sie glauben, mehr Kredit auf Grund ihres rechtmäßigen russischen Besitzes zu finden, wenn sie das Ende des Bolschewismus voraussagen.

Ein großer Vorteil für die Bolschewisten liegt in den Streitigkeiten und in dem Mißtrauen der westlichen Kulturvölker gegeneinander. Der größte Erfolg der Bolschewisten war der Friedensvertrag von Versailles, an diesem Erfolg haben sie mit großem Geschick und sehr aktiv gearbeitet. Als die ersten Engländer und Franzosen nach dem Abschluß des Waffenstillstandes in Deutschland ankamen, haben mehr oder weniger verkappte Agenten des Bolschewismus diesen Engländern und Franzosen das Märchen von einer noch immer vorhandenen operationsfähigen deutschen Armee aufgebunden, welche nur den günstigen Augenblick erwarte, um über die Westmächte herzufallen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Märchen sehr wesentlich dazu beigetragen hat, die Bedingungen des Versailler Vertrages zu verschärfen. Dieser Vertrag hat wiederum das deutsche Volk auf das äußerste erbittert und damit die Neigung vieler Deutschen gesteigert, den verführerischen Anerbietungen der Bolschewisten Gehör und Glauben zu schenken. Bei dem allen haben die Bolschewisten sehr geschickt das Mißtrauen ausgenutzt, welches naturgemäß zwischen Völkern, welche jahrelang gegeneinander gekämpft haben, besteht. Sowohl in der Presse der Ententevölker, wie in der Deutschlands tauchen auch jetzt immer wieder Nachrichten auf, welche geeignet sind, den Völkerhaß zu Gunsten der Bolschewisten nicht einschlafen zu lassen. Diese Nachrichten erweisen sich oft wenige Tage später als falsch, und es kann keinem Zweifel unter-

liegen, daß sie vielfach direkt oder indirekt aus bolschewistischer Quelle stammen, während die Zeitungen, welche sie verbreiten, meist in gutem Glauben handeln. Ebenso ist es wahrscheinlich, daß auch der „Oberste Rat" in Versailles zuweilen indirekt von den Bolschewisten beeinflußt wurde, ohne daß die Staatsmänner, welche dort versammelt sind, im entferntesten auf diesen Gedanken kamen.

Die Herrschaft des Bolschewismus bedeutet also nicht nur eine Knechtung des russischen Volkes, sie ist zugleich eine furchtbare Gefahr für alle Kulturvölker und nicht zum wenigsten gerade für die Arbeiter der ganzen Welt. Vielleicht erkennen die Kulturvölker diese Gefahr rechtzeitig genug, um sie noch wirksam bekämpfen zu können. Die Befreiung Rußlands vom Bolschewismus ist die Grundlage für die Wiedergesundung Europas. Dazu kommt, daß Rußland, wenn es befreit und wieder aufgebaut wird, auch wieder reichliche und daher billige Nahrungsmittel für Europa hervorbringen kann.

Staatsminister Sigurd Ibsen: Das Problem Deutschland.

Übersetzt von Dr. E. Süersen.

Die nachstehenden Betrachtungen über das „Problem Deutschland" hat Staatsminister Sigurd Ibsen unter dem 13. September 1919 in der norwegischen Zeitung „Aftenposten", Kristiania, veröffentlicht. Sie werden in deutscher Übersetzung hier mit ausdrücklicher Genehmigung Sigurd Ibsens wiedergegeben. Die Gedankengänge und Betrachtungen dieses Diplomaten und Politikers von Fach aus einem neutralen Lande sind außerordentlich interessant und lehrreich und beachtenswert genug, um auch in Deutschland einem weiteren Kreise bekannt gemacht zu werden. Zu ihnen gegebenenfalls Stellung zu nehmen, wird den allein dazu Berufenen vorbehalten bleiben müssen.

I.

Man hat sich oftmals gewundert über die suggestive Kraft, mit der einzelne bedeutende Männer zeitweilig einem ganzen Volke haben ihr Gepräge geben können, die ganze Denkweise eines Volkes zu beeinflussen vermocht haben. Dieselben Franzosen, die noch jüngst für Menschheitsrechte und Weltbrüderschaft schwärmten, wurden unter Napoleon eine Nation, die nur noch von kriegerischer „gloire" zu träumen schien. Die Deutschen, die man halb bewundernd, halb mitleidig das Volk der Dichter und Denker nannte, wurden zu Europas größter Militärmacht und zu Englands gefährlichstem Konkurrenten auf dem Weltmarkte, nachdem auch sie, seit Bismarcks Auftreten, Realpolitiker geworden waren.

Derartige Verändeungen würden ans Wunderbare grenzen, wenn man „Suggestion" — wie dies freilich in der Regel zu geschehen pflegt — mit Eingebung, Beeinflussung definiert. Richtiger dürfte es sein, bei Suggestion von einem ins Leben rufen, einem Erwecken, einem Freimachen zu sprechen. Der Zusammenhang dürfte sich so viel einfacher erklären: die Franzosen sind sowohl für große Ideen zugänglich, wie für die Lockungen des äußeren Prestige, der Deutsche hat nicht minder Sinn fürs Praktische, wie auch eine Begabung für alles Tiefe und Beschauliche. Im Grunde bedarf es schließlich nur eines starken Impulses, um die eine oder die andere Begabung in den Vordergrund treten zu lassen.

Solch ein Impuls, solch ein Anstoß ist wie der zündende Funke, wie die treibende Hefe. Die Wirkung kann überraschend sein; erreicht wird sie nur, wenn zwischen dem, der sie hervorruft, und dem, an dem sie hervorgerufen wird, eine gewisse Geistesverwandtschaft besteht; mit anderen Worten, da, wo verwandte Geister sich treffen. Ein Genie kann bei einem Volke keine Genialität hervorrufen, denn Genialität beruht auf dem Zusammentreffen gewisser Eigenschaften, die stets individuell sind. Suggestiv kann die Wirkung des Genies nur sein in Bezug auf die eine Eigenschaft, die es mit anderen Menschen gemein hat, die bei ihm aber in seltener Stärke vorhanden ist, und die es in seiner ganzen Persönlichkeit zur Geltung bringt.

Darum ist auch die oft wiederkehrende Meinung, Bismarck habe das deutsche Volk nach seinem Ebenbilde umgeformt, nur mit Vorbehalt richtig. Jener unerbittliche Realist mit der poetischen Ader, mit der ätzenden Kritik, dem schöpferischen Tatendrang, mit dem klaren Verstand, dem brausenden Temperament, war eine viel zu eigenartige Erscheinung, als daß man sein ganzes Wesen bei einem anderen Individuum hätte leicht wiederfinden können, geschweige denn, daß er sein Wesen auf eine ganze Nation hätte übertragen können. Womit er dem neuen Deutschland einen Stempel aufdrückte, das war nur eine Seite seines höchst komplizierten Gesamtwesens, freilich eine vorherrschende Seite: nämlich der Wille zur Macht. Hierin war er ein Erwecker, hiermit hat er Kräfte ausgelöst; und hier konnte er Widerhall finden, denn der Wille zur Macht entspricht einem allgemein herrschenden Drange, er ist tief verwurzelt in der menschlichen Natur.

II.

Noch stets hat im staatlichen Leben der Völker die Machtfrage eine Hauptrolle gespielt. Daß dem so ist, braucht gar nicht erst hervorgehoben zu werden. Jeder, der die Geschichte seines Landes gelesen hat, weiß, wie Kriege, Unterdrückung, Übergriffe aller Art für die Grenzen der Staaten bestimmend gewesen sind, wie auch für die innerpolitische Organisation eines Volkes, ja überhaupt für die gesamte Verteilung der Erde.

Aber er weiß auch, daß in dem Maße, wie die Kultur fortschreitet, sich die

Macht wegen ihrer Nacktheit zu schämen beginnt, und daß sie nach und nach sich mit dem Mantel des Rechts bekleidet. Dieses juristisch-moralische Bekleidungsstück wechselt je nach den Umständen: in der mehr zurückgebliebenen auswärtigen Politik beschränkt es sich oftmals darauf, ein eben notdürftiges Feigenblatt zu sein, während es in der relativ fortgeschrittenen inneren Politik die Wirklichkeit der Dinge außerordentlich dekorativ zu verhüllen vermag.

Sieht man indessen näher zu, so kann man auch hier nicht umhin, wahrzunehmen, daß Staatsverfassungen und Rechtssysteme im wesentlichen Bestätigungen des jeweiligen Machtverhältnisses sind. Zu allen Zeiten sind die Gesetze der Schlüssel gewesen zur Weltanschauung der jeweiligen Machthaber, zu ihrer Auffassung der gesellschaftlichen Ordnung, sind Gesetze benutzt worden als Werkzeuge zur Verwirklichung der besonderen Ziele dieser Machthaber. Ehemals waren die die Privilegierten, die die Vorrechte der Geburt und des Reichtums bis zum äußersten ausnutzten; heute versucht das Proletariat mit der gleichen Rücksichtslosigkeit einseitig die Interessen der unteren Volksschichten zu fördern.

Solange im wirtschaftlichen Klassenkampf und im Parteiwesen nur das Ziel verfolgt wird, den anderen zu vertreiben, lediglich um selbst etwas dabei zu erwischen, so lange werden vermutlich auch die Staaten bei Regelung ihrer Beziehungen zu einander keiner höheren Moral huldigen, als der, welche ihre Staatsbürger untereinander üben. Mehr noch als bei inneren Angelegenheiten bietet die auswärtige Politik Gelegenheit, Machtmittel zu gebrauchen, um den Endzweck, eben die Macht, zu erlangen.

Nur herrscht noch eine gewisse Scheu, diesen Tatsachen unverhüllt ins Auge zu sehen. Als Bismarck den Ausspruch tat, daß die großen Fragen der Zeit mit Blut und Eisen gelöst werden würden, wirkte er verblüffend. Und doch konstatierte er damit nur eine bekannte Tatsache. Er tat den Ausspruch mit Bezug auf das Verhältnis zwischen Preußen und Österreich, und es ist eine uralte Erfahrung, daß bei Differenzen zwischen Staaten die Macht die ultima ratio ist. Aber man war damals nicht an einen solchen Freimut gewöhnt. Zur Not wird solche Offenheit in der äußeren Politik ertragen, obschon auch hier die maßgebenden Kreise es lieben, Handlungen, die zwischen Mensch und Mensch als Überfall und Raub angesehen werden, mit schönen Schlagworten zu umschreiben wie: es gälte nur das Wohl und die Ehre der Nation, oder es handle sich nur um die Sache der Gerechtigkeit, um die Aufgaben der Zivilisation. Aber ich möchte den lebenden Staatsmann sehen, der offenherzig genug zu sein wagte, um einzugestehen, daß seine innere Politik von Machtzwecken diktiert sei und nur von ihnen allein.

„In der Heuchelei," schrieb La Rochefoucauld, „huldigt das Laster der Tugend" *) — und die politische Heuchelei macht davon keine Ausnahme. Es

*) Dieses von Ibsen auf norwegisch wiedergegebene Zitat lautet im Original: L'hypocrisie est un hommage, que le vice rend à la vertu. Vgl. La Rochefoucauld: Les Maximes Nr. 218, Seite 122; Paris: Ernest Flammarion o. J.

lebt in den Menschen mehr oder minder bewußt die Erkenntnis, daß den Traditionen der Realpolitik zum Trotz die Macht nicht die richtige Grundlage unserer Lebensordnung bildet, oder wenigstens, daß es notwendig ist, sie scheinbar mit einer höheren Ordnung der Dinge in Einklang zu bringen.

So gleicht die Politik dem Janushaupt mit dem doppelten Antlitz. Das eine zeigt uns die politische Praxis, das andere zeigt uns, daß auch in der Politik man sich des Vorhandenseins von Kulturaufgaben bewußt ist.

Machtkämpfe gehören zur politischen Praxis. Der politische Kampf ist ein Kampf um Existenzbedingungen, ja oft ist er schlechterdings nichts anderes als ein Kampf um die Nahrungsmittel: es wundert keinen, wenn dabei Machtfragen im Vordergrunde stehen.

Aber auf der anderen Seite ist auch die Politik sich des Vorhandenseins einer Kultur bewußt. Und in dieser Erkenntnis wird der herrschende Zustand beklagt und verurteilt, oder im günstigsten Falle als ein notwendiges Übel angesehen, dem man wenigstens soweit wie irgend möglich zu steuern trachten müßte.

Die Folge dieser Erkenntnis ist nun, daß in der Regel die Machtkämpfe nicht mehr unverhüllt sich abzuspielen wagen, sondern unter dem einen oder anderen Rechtsvorwande geführt werden. Es ist mit der nackten Macht nicht anders wie mit dem nackten Körper: auch sie zeigt sich nicht gern in ihrer Nacktheit dem Beschauer.

III.

Bismarck hat diese politische Schamhaftigkeit verletzt. Seine Beweggründe, die ein anderer an seiner Stelle zu verbergen gesucht hätte, offenbarte er in jedem Falle mit einer geradezu brutalen Aufrichtigkeit. Und er konnte sich das erlauben bei der Größe seiner Persönlichkeit und seiner Erfolge. Aber für das deutsche Volk war dieses Beispiel schicksalsschwanger.

Was Deutschland in den schlechten Ruf brachte, war nicht der Wille zur Macht an und für sich. Denn den hatte es gemein mit den anderen Großmächten, und keiner würde es ihm verdacht haben, daß es gleich wie die anderen nach einer Ausbreitung seines Einflusses strebte. Das, was schließlich zu seinem Unglück wurde, war, daß auch nach des Kanzlers Fall sich Deutschlands Machtwille in Bismarckschen Wendungen kundgab. Das Ausland hätte diese Wendungen bei einem Bismarck ertragen, fand sie aber unerträglich bei seinen Nachfolgern, die wohl seine Kürassierstiefel, nicht aber seinen Kopf geerbt hatten.

Man kann noch so viel von einer für alle in gleicher Weise gültigen Moral sprechen — eine Tatsache bleibt es darum doch, daß die gleichen Handlungen und die gleichen Worte ungleich gewertet werden, je nachdem sie wesensverschiedene Menschen begehen oder äußern. Selbst Verbrechen ist man geneigt leichter zu verzeihen, wenn sie von wirklichen Persönlichkeiten begangen werden. Eine außergewöhnlich begabte Persönlichkeit ruft nämlich ein ästhetisches Wohl=

behagen hervor, das unter Umständen stärker sein kann als das ethische Unbehagen, das das Verhalten dieser Persönlichkeit uns einflößt. Ja, sogar Eigenschaften wie Egoismus, Hartherzigkeit, Verachtung anderer, welche im Alltagsleben verletzen, können imponieren und üben unwillkürlich eine Anziehungskraft aus, und zwar gerade dann, wenn sie sich in gewaltiger Stärke zeigen. Eben weil sie dadurch ihre Wesensverwandtschaft mit dem Schicksal und seiner Größe zeigen, und wie aus einem Guß mit ihm erscheinen.

Wie man hieraus ersieht, ist die Proportionalität das unterscheidende: es muß zwischen der Persönlichkeit und ihren Methoden Harmonie herrschen, das rechte Verhältnis bestehen. Darum: wenn Bismarck, wie es heißt, Schule gemacht hat, so mußte das mit der Zeit zu einem Unglück führen.

Es klingt paradox, ist aber eine Behauptung, die sich wohl verteidigen läßt: Bismarck würde sein Werk gekrönt haben, wenn er, nach Gründung des Reiches, selbst Hand daran gelegt hätte, Deutschland von den Bismarckschen Formeln zu befreien.

Eine andere Frage ist es allerdings, ob es überhaupt möglich ist, daß ein Mann in dem Maße über sich selbst hinaus wächst. Auch für einen Bismarck gab es Grenzen. Jedenfalls scheint ihm der Blick dafür gemangelt zu haben, daß Realpolitik eben gerade an einem Übermaß von Realismus zu scheitern vermag. Die Menschen leben nicht von Tatsachen allein; sie wollen auch noch andere Speise, um satt zu werden, und seien es auch nur klingende Worte.

In diesem Zusammenhange entsinne ich mich eines Bismarckwortes, das ich freilich aus dem Gedächtnis wiedergeben muß, da ich zurzeit den Text nicht zur Hand habe. Er sagte etwa folgendes: „Gebt dem Franzosen eine gute Tracht Prügel, aber haltet zu gleicher Zeit vor ihm eine Rede über Freiheit und Menschenwürde, und er bildet sich ein, daß er nicht geprügelt wird."

Das bezeichnende bei diesem Ausspruch Bismarcks ist, daß er einen Charakterzug als eigentümlich französisch angesehen zu haben scheint, der allen selbstbewußten Nationen eignet. Das, worüber er sich lustig macht, ist in Wirklichkeit ein Verfahren, das die moderne Staatskunst gar nicht genug beherzigen kann. So wie es derzeit mit der Politik noch steht, sind Schläge unvermeidlich, aber es ist nicht länger ratsam, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Und in jedem Fall ist das Sprechen von Freiheit und Menschenwürde außerordentlich geeignet, um die Prügel weniger fühlbar zu machen. Außerdem hat diese Methode noch den Vorteil, daß sie nichts kostet.

Bismarck verschmähte dieses gleich wirksame und billige Mittel, und er persönlich konnte das wohl. Aber daß auch seine Nachfolger es verschmähten, gereichte dem deutschen Renommee nur zum Schaden. Der Geist der Zeit wünscht nun einmal ein gewisses Quantum Idealismus. Am liebsten will man ihn natürlich in Taten umgesetzt sehen, aber zur Not gibt man sich auch mit Worten zufrieden.

Aber weder in Taten noch in Worten haben die in Deutschland führenden Kreise nach dieser Richtung hin irgend welche Zugeständnisse gemacht, und diese Unterlassungssünde hat sicher in gleichem Maße wie positive Fehlgriffe beigetragen zu der ständig wachsenden Antipathie der ganzen Welt gegen Deutschland.

IV.

Die tiefere Ursache dieser Antipathie haben die Deutschen nach ihrer Niederlage einzusehen begonnen. Aber noch mitten im Kriege begriffen sie ihre Unbeliebtheit nicht. Sie suchten die Gründe für die Antipathie im englischen Handelsneid, in französischer Revanchelust, im russischen Nationalhaß — und niemals in sich selbst, in ihrer eigenen Wesensart. Denn sie waren sich nicht bewußt, daß *ihre* Machtpolitik abwich von der der anderen Staaten. Sie glaubten, daß die Politik der anderen Staaten die aggressive war.

„Man bekreuzigt sich," sagen sie, „vor dem deutschen Imperialismus! Wenn man schon von der englischen Weltmacht gar nicht sprechen will, so habe doch Frankreich seinen Kolonialbesitz in ganz anderem Umfange als Deutschland beträchtlich vergrößert. Und *unsere*, die deutschen Besitzungen sind erworben worden auf dem Wege friedlichen Uebereinkommens. Es ist überhaupt eine Tatsache, man kommt nicht daran vorbei, daß Deutschland von 1871—1914 gar keinen Krieg geführt hat, während seine Gegner dies sämtlich getan haben. England in Ägypten und Südafrika, Rußland auf der Balkanhalbinsel, in Turkestan und in der Mandschurei, Frankreich in Indochina und auf Madagaskar, Italien in Tripolis. Alle diese Großmächte — und Nordamerika und Japan eingeschlossen — haben kriegerische Eroberungspolitik getrieben. Unser verrufener deutscher Militarismus diente hingegen ausschließlich zum Schutz. Deutschlands zentrale Lage, welche es der Gefahr der Einkreisung aussetzte, machte es zu einer Lebensnotwendigkeit für Deutschland, die stärkste Kontinentalmacht zu sein. Gleich wie die insulare Lage Englands es für dieses Land zur Lebensnotwendigkeit machte, die stärkste Seemacht zu sein."

Unter diesem Gesichtswinkel haben die Deutschen die Dinge angesehen, und es muß eingestanden werden, daß Deutschlands Machtentfaltung nach Grundsätzen beurteilt worden ist, die man anderen Staaten gegenüber nicht zur Anwendung gebracht hat. Eine Frage ist es nun, worin diese verschiedene Beurteilung begründet war.

Sie hatte ihren Grund in einer Tatsache, die wir alle aus dem täglichen Leben kennen. Ein jeder weiß aus Erfahrung, daß es gewisse Menschen gibt, die von vornherein sympathisch sind, und es gibt andere, die instinktmäßig Antipathie erwecken. Jene können sich ohne Risiko ein Benehmen erlauben, das diesen in Mißkredit bringen würde. Warum nun können diese niemals auf Nachsicht rechnen? Weil ihnen in ihrem Wesen das fehlt, dessen sich die anderen erfreuen: der versöhnende, ausgleichende Zug. In der Politik liegen die Dinge entsprechend genau so.

Die deutsche Presse ist unermüdlich darin gewesen, Englands Missetaten des letzten Jahrhunderts immer wieder ans Tageslicht zu ziehen: den Überfall auf Dänemark im Jahre 1807, den Krieg gegen China zwecks Aufrechterhaltung des volksvergiftenden Opiumhandels, die Massenhinrichtungen von Indern, die zu mehreren gefesselt, vor die Mündungen der Kanonen gestellt wurden, das Bombardement auf das unbefestigte Alexandria, die Mißhandlungen der Buren, die ein Schiedsgericht erbaten, aber an Stelle dessen mit Krieg überzogen wurden, in dessen Verlauf ihre Farmen abgebrannt und ihre Frauen und Kinder in Konzentrationslager geschleppt wurden.

Das Sündenregister ist lang, aber — es macht keinen Eindruck. Bei einem Versuche, das politische Renommee Englands anzugreifen, hat man noch immer auf Granit gebissen. Das oft außerordentlich rücksichtslose Vorgehen hat wohl für einen Augenblick die Kritik herausgefordert, aber es hat niemals Englands Ruf dauernd zu schaden vermocht. Denn sein tatsächliches Machtgelüst, wie stark es auch sein mag, wird in dem allgemeinen Urteil von einem anderen, einem moralischen Element aufgewogen. Wenn von britischer Politik in ihrer Gesamtheit gesprochen wird, denkt keiner nur an den Landgewinn und an die Seemacht, sondern vor allem an die Tatsache, daß England Europens Lehrmeister war in der Staatsordnung, die die Untertanen zu Staatsbürgern machte und das parlamentarische System an die Stelle der ausschließlichen Macht der Fürsten setzte.

Amerika und Frankreich haben ähnliche Schritte für Freiheit und Menschenwürde getan, und diese Tatsachen haben unwillkürlich das Urteil über die Eroberungspolitik, welche auch diese Staaten zu Zeiten getrieben haben, gemildert.

Deutschlands Verdienste liegen auf einem anderen Gebiete. Die Weltkultur schuldet ihm Dank für Taten von hohem, oft von höchstem Wert: für seinen Anteil an der Literatur, seine Leistungen in Musik und bildender Kunst, für seine Befreiung auf dem Gebiete der Religion, sein philosophisches Denken, seine wissenschaftlichen Forschungen, seine Leistungen auf allen möglichen Gebieten der Technik. Aber für den politischen Fortschritt hat Deutschland nichts getan.

Es ist wahr, Deutschland hatte eine vorzügliche Verwaltung, Deutschland führte die zu jener Zeit vorbildliche Sozialversicherung ein. Aber derartiges wirkte nicht auf die Phantasie, war nichts für das Gefühl und konnte jedenfalls nicht den Eindruck jener Tatsache paralysieren, daß das Deutsche Reich auf einer Staats- und Gesellschaftsordnung aufgebaut war, deren Gedankengänge überwundenen Zeiten angehörten.

Diese Ordnung behielt Deutschland auch im wesentlichen unverändert bei, während freisinnige Ideen und Forderungen in anderen Ländern ständig neue Siege errangen. Damit öffnete sich die Kluft zwischen diesen und Deutschland. Jene innerpolitische Rückständigkeit trug ihm eine Antipathie ein, die auch das Mißtrauen zu seiner Außenpolitik nährte.

V.

Was die deutsche Staatsordnung so unbeliebt machte, war nicht einmal die Verfassung, so veraltet sie auch erscheinen mochte. Die Westmächte verstanden sich ja gut mit dem konstitutionellen, noch rückständigeren Rußland. Und die Version, daß die Entente, wie es dann hieß, für die Demokratie kämpfe, — die wurde erst entdeckt nach dem Sturze des Zarentums. Wenn gerade Deutschlands Institutionen eine so große Antipathie erweckten, so galt diese Antipathie vor allem dem Geist, aus dem diese Institutionen geboren worden waren.

Dieser Geist sagte auch selbst vielen Deutschen nicht zu. Ursprünglich war er nur östlich der Elbe und nördlich des Main zu finden. Aus preußischen Regierungstraditionen erwachsen, verbreitete er sich über das ganze Deutsche Reich, die Folge der Führerschaft Preußens, und wurde im Reich von Bismarck, der selbst in diesen Gedankengängen groß geworden war, gefördert.

Dieser preußisch-neudeutsche Geist mit seinem Autoritätsglauben und seiner Machtanbetung war ja außerordentlich bequem für die innere Politik. Daß er auf das Ausland abstoßend wirkte, war eine Tatsache, der die führenden Kreise keine Bedeutung beilegten.

Hier muß nun ein merkwürdiger Widerspruch festgestellt werden. Kein Volk hat so viel Verständnis für fremde Kultur, ist so bereit Kulturtaten anzuerkennen, wie das deutsche Volk: nicht zum wenigsten müssen wir Skandinavier uns dessen mit Dank erinnern. Aber auf der anderen Seite hat keine Regierung einen solchen Mangel an psychologischer Urteilsfähigkeit aufzuweisen wie die deutsche, Mangel sowohl in der psychologischen Beurteilung des Auslandes, als auch in der psychologischen Behandlung annektierter Gebiete.

Es hieße wohl Unmögliches verlangen, wenn Deutschland hätte die Herzen der dänischen Nordschleswiger sowohl wie die der Polen gewinnen sollen. Freilich, daß dieser Versuch auch bei den deutschsprechenden Elsässern mißglückte, kam einer Bankerotterklärung gleich. Elsaß-Lothringen wurde weder vernachlässigt noch ausgesaugt, noch entvölkert, wie seinerzeit Irland: im Gegenteil, es kam unter dem Deutschen Reiche zu einer Blüte, von der niemand, da es zu Frankreich gehörte, geträumt hätte. Aber der materielle Wohlstand konnte nun einmal nicht das Unbehagen gegenüber dem deutschen Regierungssystem aufwiegen.

Dieses System hatte zweifellos seine guten Seiten: Sachkenntnis, Ordnungssinn, persönliche Ehrenhaftigkeit. Aber dies zu würdigen, fanden nur die Einwohner des Landes Gelegenheit. Für den außenstehenden Beobachter zeigte sich dieses System der inneren Verwaltung als eine Mischung von Brutalität und Pedanterie, von Unteroffiziers- und Schulmeistergeist in unangenehmer Mischung. In der auswärtigen Politik äußerte er sich als der selbstsichere Glaube an die reine Macht, bar jedes Idealismus.

Selbst der russische Selbstherrscher hatte den neuen Ideen seinen Tribut gezollt, indem er die Initiative ergriff und die Mächte zur ersten Haager Konferenz einberief. Aber sowohl auf dieser ersten Konferenz als auch auf den späteren war Deutschland das entscheidende Hindernis, daß es nicht zur Lösung der beiden Hauptaufgaben kam: der Einführung obligatorischer Schiedsgerichte und der Beschränkung der Rüstungen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die ablehnende Haltung in diesen Fragen von Plänen diktiert war, die auf einen Krieg abzielten. Gerade in der Zeit zwischen den beiden Konferenzen hätte ein kriegslüsternes Deutschland glänzende Gelegenheiten gehabt, seine Militärmacht zur Geltung zu bringen. Einmal, als England im Kampfe mit den Buren lag, und darnach, als Rußland in Ostasien seine Niederlage erlitt. Aber bei diesen beiden Gelegenheiten verhielt sich Deutschland passiv.

Dieser Widerstand gegen die geplanten Reformen muß wohl einem verbohrten Konservativismus zugeschrieben werden: einer fast hartnäckigen Anhänglichkeit an die alte Lehre vom Selbstbestimmungsrecht des Staates, die keine Einschränkung duldet, ein unausrottbares Vertrauen in den überlebten Weisheitsspruch, daß der Frieden am besten gesichert werde durch Bereitschaft zum Kriege.

Aber das europäische Allgemeinurteil sah den Zusammenhang nicht in dieser Weise. In seinen Augen war Deutschland fortan die Macht, die Böses wollte. Seit den Haager Konferenzen kann man die moralische Isolierung Deutschlands rechnen.

VI.

Ganz gewiß war auch vordem schon das Deutsche Reich von keiner Seite geliebt gewesen. Verhaßt war es jedoch zunächst nur in Frankreich. Wenn es heute anders erscheint, so ist diese Tatsache auf das zurückzuführen, was ich den historischen Reflex nennen möchte. Oftmals werden spätere Ereignisse im Widerschein früherer gesehen und beurteilt.

Unter dem Eindruck des Weltkrieges haben sich die Dinge schließlich dahin verdichtet, als ob Europa seit mehr als 41 Jahren die deutsche Großmacht wie einen unerträglichen Alp empfunden habe, ganz besonders seit Deutschland alle Völker durch einen unerhörten Gewaltakt, die Annektion Elsaß-Lothringens, mit Angst und Schrecken erfüllt habe.

Nun hat sich diese Annektion unheilvoll genug erwiesen. Aber zu der Zeit, als sie erfolgte, wurde die Tatsache in den Ländern, welche unbeteiligt waren, namentlich in England und Amerika, mit Gemütsruhe aufgenommen. Deutschlands dominierende Stellung war damals für viele wohl unbehaglich, aber Bismarck nutzte sie mit einer gewissen Mäßigung aus. Nicht, weil er im Laufe der Jahre milder geworden, sondern, weil Deutschland, wie er sagte, „gesättigt“

sei. In Wirklichkeit verkündete er damit die politische Syndikatsbildung, welche seitdem ganz Europa in zwei bewaffnete Lager gespalten hat. Ursprünglich war der Dreibund jedoch gedacht als eine Garantie für den Frieden, und als eine solche Friedensbürgschaft hat er sich auch eine lange Reihe von Jahren hindurch erwiesen.

Als der Unruhe-Stifter wurde Deutschland erst in der Nach-Bismarckschen Periode angesehen, als es sich anschickte, außer europäischer Politik auch Weltpolitik zu treiben. Gegen diesen Übergang zur Weltpolitik würde an und für sich nichts zu sagen gewesen sein. Deutschlands ökonomische Entwicklung vollzog sich in rasender Fahrt und mußte ganz natürlich den Drang nach Expansion hervorrufen. Aber man suchte das Ziel mit unzweckmäßigen Mitteln zu erreichen.

Seine kolonialen Ansprüche, die nicht übertrieben waren, hätte Deutschland mit Leichtigkeit befriedigen können, wenn nicht seine Regierung in einer unbegreiflichen Kurzsichtigkeit das Bündnisangebot abgelehnt hätte, das England um die Wende des Jahrhunderts zweimal hatte ergehen lassen. Es hätte sich die Demonstrationen in Tanger, den „Panthersprung" vor Agadir, die ganze Marokko-Affäre, die jahrelang über Europa wie eine Wetterwolke hing und Deutschland in den Augen der ganzen Welt als den Friedensstörer erscheinen ließ, ersparen können.

An Stelle der Verständigungspolitik wählte Deutschland Machtpolitik. Es wollte seinen Forderungen durch imponierende Flottenrüstungen Nachdruck verleihen. Aber in Wirklichkeit waren diese Rüstungen nicht nur sinnlos, sondern schädigten gleichzeitig Deutschlands Interessen. Sie waren sinnlos, weil die deutsche Flotte niemals hätte gegen die englische Seemacht aufkommen können, sie waren schädlich, weil sie zugleich in England Mißtrauen erwecken mußten. England schloß sich immer enger an Frankreich und Rußland an und vollendete damit die politische Einkreisung, welche sich an die moralische Isolierung anschloß.

Schon allein diese Resultate hätten hinlänglich genügen müssen, um vor einer Fortsetzung dieser einseitigen Machtpolitik zu warnen. Aber die herrschenden Elemente in Deutschland ließen sich nicht belehren. Ganz im Gegenteil: Ihr Aberglaube, ihr Glaube an die reine Macht sollte sich erst in all seiner Verblendung richtig offenbaren in der Katastrophe, die sich jetzt abgespielt hat.

VII.

Allgemein wurde geglaubt, daß diese Verblendung so weit gegangen sei, daß Deutschland mit vollem Bedacht den Weltkrieg entfesselt habe. Diese Annahme hat aber bis jetzt nicht bewiesen werden können. Aber selbst, wenn die ausschlaggebenden deutschen politischen Faktoren, der Kaiser, der Reichskanzler, der Generalstab, nicht im Auge hatten, Europa in Brand zu setzen, so mußten sie doch wissen, daß der österreichisch-serbische Konflikt einen europäischen Krieg heraufbeschwören würde, wenn es nicht gelang, beizeiten der Gefahr zu steuern. Und hier zeigte Deutschland eine unverzeihliche Sorglosigkeit. Selbst wer

Deutschland davon freisprechen will, daß es in verbrecherischer Überlegung gehandelt habe, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in jenen kritischen Tagen bei den leitenden Kreisen die Stimmung etwa die war: Wenn nun doch Krieg kommen soll, mag er, — wir vertrauen auf unsere militärische Überlegenheit.

Dieser Hang, sich von militärischen Erwägungen leiten zu lassen, sollte im weiteren Verlauf des Krieges Deutschland dann ins Unglück stürzen. Es waren militärische Zukunftspläne, welche Deutschland daran hinderten, wegen der Wiederherstellung Belgiens eine Erklärung abzugeben, die Friedensverhandlungen ermöglicht hätte. Die Folge war eine Verlängerung des Krieges, die das deutsche Volk schwächte und demoralisierte. Es war die militärische Auffassung, welche den uneingeschränkten U-Bootkrieg durchsetzte, Amerika auf die Seite der Feinde brachte und damit Deutschland zur Niederlage und zum Zusammenbruch führte.

Deutschlands Schicksal bewahrheitet nur von neuem die Lehre, daß die Militärmacht niemals der Herr und Meister der Politik sein darf, sondern nur ihr Werkzeug. Das war auch Bismarcks Ansicht, der mehr als einmal dem Übermut der Militärclique steuern mußte. Aber gleichzeitig gehörte es zu seinem Regierungssystem, neben allem Machtkultus den Deutschen Respekt vor dem Militär einzuflößen, womit die in höchstem Maße notwendige Kritik lahmgelegt wurde. Das rächte sich, als kein Bismarck mehr am Steuerruder stand.

Ganz natürlich befaßt sich die Allgemeinheit mit dieser verstandesmäßigen Beleuchtung der Dinge weniger als mit der moralisch sentimentalen. Die Allgemeinheit sieht in dem Ausgang des Krieges vor allem den Sieg der Gerechtigkeit und die Niederlage der rohen Gewalt. Sie freut sich darüber, daß es im Leben so zugeht, wie im fünften Akt eines Volksschauspiels, wo die Tugend belohnt und das Schlechte bestraft wird.

VIII.

Die Geschichte wiederholt sich, aber doch nur mit Modifikationen.

Georg Brandes schildert in einem Essay über Napoleon, wie dieser Kaiser, der in den Tagen seiner höchsten Macht als Übermensch galt, in der Zeit der Koalitionskriege gegen ihn als der Unmensch angesehen wurde. In den Karikaturen der damaligen Zeit, vornehmlich in den englischen, war er der Teufel in Person. Nach seinem Fall sprach man ihm auch jede gute Eigenschaft ab. Es hieß, er sei durch und durch ein Lügner, es hieß, daß er sich das Verdienst und die Ehre für die von seinen Justizbeamten gemachten Gesetze anmaßte, ebenso wie für die Siege seiner Generäle. Denn man wollte ihm nicht einmal mehr militärische Fähigkeiten einräumen. Es wurde behauptet, daß er persönlich feige sei. Immer und immer wieder brachte man seine Verbrechen vor: die Ermordung von Enghien, Palm und Hofer. Alles in allem wurde er, solange er noch frei war,

als Tyrann angesehen, als ein unmenschlicher Schlächter und Mörder, als ein Vernichter von Leben und Glück, als eine ausgesprochene Gefahr für den Frieden Europas. Und darum wurde es als berechtigt angesehen, wenn er nun für die weitere Dauer seines Lebens in Gefangenschaft gesetzt wurde.

Vor hundert Jahren fällte man ein solches Urteil über einen einzelnen Menschen, heute wird ein solches Urteil über ein ganzes Volk gefällt. Beim Lesen der Brandesschen Schilderungen vergleicht man unwillkürlich die damalige Stimmung mit der Woge, in der die Weltmeinung sich heute gegen Deutschland erhoben hat. Gleich wie Napoleon als Unmensch hingestellt wurde, so werden heute die Deutschen hingestellt als Wesen bar jeden menschlichen Empfindens und jeder Rücksicht, so etwa wie man sich Marsbewohner vorstellen könnte, die unerwartet einen Überfall auf die Erde ausübten. Und wie Napoleon auf einer abgelegenen Insel interniert wurde, so hat auch Deutschland sein Verbannungsurteil erfahren dadurch, daß es vom Völkerbunde ausgeschlossen werden soll.

Daß man zu jener Zeit Napoleon als ein Monstrum ansehen konnte, ist noch einigermaßen begreiflich. Aber es entbehrt jeden psychologischen Verständnisses, wenn man ein ganzes Volk als verabscheuenswert bezeichnen will. Außerdem sollte man sich doch selbst sagen, daß, wenn das deutsche Volk wirklich so verabscheuenswert wäre, wie es heute nun einmal hingestellt wird, man das doch schon lange vor dem Kriege hätte bemerken müssen. Ein Einzelner kann sich wohl verstellen, nicht aber ein ganzes Volk mit einer tausendjährigen Geschichte.

Kriege sind doch keine deutsche Erfindung! Man schickt sich fast an, den Dingen jetzt diesen Anschein zu geben. Wahr ist allerdings, daß die Deutschen aus der Idee des Krieges die letzte Konsequenz gezogen haben, indem sie die Vernichtungstechnik in allen erdenklichen Formen und in einem unerhörten Umfange zur Anwendung brachten. Immerhin war die deutsche Kriegführung darin doch nur im Grade verschieden von den sonst üblichen Methoden, die sich ganz gewiß nicht durch Schonung und Milde auszeichneten.

Daß die deutsche Kriegführung als etwas wesensverschiedenes empfunden wurde, hatte seinen Grund in zwei besonderen Umständen. Einmal darin, daß sie ausging von einer Regierung, die schon in Friedenszeiten sich Antipathie zugezogen hatte, und der man mißtraute. Zum anderen, und dies hauptsächlich, darin, weil sie durchtränkt war von einem Geist, dem es darauf anzukommen schien, Zorn und Abscheu zu erwecken. Sie begnügte sich nicht damit, die Gebote des Völkerrechts zu verletzen, sondern gefiel sich in ihren Übergriffen, trug sie ohne Scham zur Schau, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie mit einem Mäntelchen von Phrasen zuzudecken, wie das sonst wohl üblich ist, um die öffentliche Meinung und ihr Schamgefühl zu beruhigen. Das war eine Herausforderung, größer als sie die Welt zu ertragen vermochte.

Aber jener Geist, der da verkündete, daß die Macht alle Mittel heilige, war

den Deutschen bis 1860 noch etwas ganz fremdes. Von da ab entwickelte er sich unter dem Einfluß von Bismarcks Persönlichkeit, und unter dem Eindruck der glänzenden Erfolge, die Bismarcks Machtpolitik aufzuweisen vermochte. Er war die Folge einer Suggestion, ähnlich der, welche die Franzosen unter Napoleon an sich erfahren hatten.

IX.

Nachdem die verbündeten Monarchen Napoleon besiegt hatten, machten sie wohl einen Unterschied zwischen ihm und Frankreich und ließen das Land nicht mehr als eben notwendig für seine Fehler entgelten. Im Laufe des letzten Krieges ist es oft genug von den führenden Männern in England und Amerika gesagt worden, daß keiner daran denke, das deutsche Volk zu vernichten, aber, wenn es glimpfliche Friedensbedingungen haben wolle, so müsse es sich zunächst von seinem eigenen politischen Regime befreien. Das deutsche Volk folgte dieser Weisung: Die Hohenzollern und alle die andern Dynastien wurden im Handumdrehen fortgefegt. Als es nun aber dahin gekommen war, da wurden Deutschland gleichwohl Bedingungen diktiert, die nicht härter hätten sein können, wenn Wilhelm II. noch auf seinem Thron gesessen hätte.

Nun hieß es nämlich, daß das deutsche Volk mitschuldig sei, weil es weder gegen den Krieg gewesen sei, noch gegen die rücksichtslose Art, mit der der Krieg geführt wurde, Einspruch erhoben habe. Aber das ist unbillig, insofern, als damit ein strengerer Maßstab an die Deutschen gelegt wird, als an die anderen. Die Geschichte kennt nicht ein einziges Beispiel, wo ein Volk bei Ausbruch eines Krieges seine Regierung im Stich gelassen hat, oder sie während des Kampfes, solange noch Aussicht auf Sieg bestand, desavouiert hat. Auch die Franzosen gingen durch dick und dünn mit dem Eroberer Napoleon und sagten sich nicht eher von ihm los, als bis die Niederlage bereits da war.

Es kann nicht geleugnet werden, daß mit der Verurteilung Deutschlands sich ein gut Teil Pharisäertum paart. So z. B., wenn Deutschlands Ausschluß vom Völkerbund damit begründet wird, daß man noch nicht wisse, ob es auch aufrichtig bereue, ob es sich auch wirklich zu der „internationalen Moral" bekehrt habe. Meint man damit die Moral, die bis jetzt Brauch war, so dürfte es wohl angebracht sein, an den zweifelhaften Charakter dieser Moral zu erinnern, sintemalen sie der Regierung jeder Großmacht gestattete, sich solcher Handlungen schuldig zu machen, die nach dem bürgerlichen Strafgesetz mit Zuchthaus bestraft worden wären. Meint man aber damit jene neue Moral, die Präsident Wilson in seinen Bergpredigten verkündete, so haben alle Staaten, und nicht allein Deutschland, erst den Beweis zu erbringen, daß sie sie befolgen. Denn die Mächte der Friedenskonferenz haben die neue Moral weder im Geiste noch in der Wahrheit betätigt.

X.

Daß Deutschland zu büßen habe, war selbstverständlich. Es läßt sich auch nichts dagegen einwenden, daß man Deutschland jene Landesteile fortnimmt, die nicht deutsch sein wollen, daß man Deutschland verpflichtet, den Schaden wieder gut zu machen, den es angerichtet hat. Aber es ist unverantwortlich, über Gebiete zu verfügen, in denen die Bevölkerung deutsch denkt, sie einer Zwangs-regierung zu unterstellen, bloß um die Interessen anderer Staaten zu sichern. Und soll nun gar erst Deutschland die Bezahlung von ungeheuerlichen Summen von Milliarden aufgebürdet werden, so ist es sinnlos und unbillig, die Wohl-standsquellen zu verstopfen, aus denen der abenteuerliche Goldstrom möglicher-weise fließen könnte.

Dem Rachegefühl mag es wohl eine Befriedigung sein, wenn Deutschland in Zukunft die Flügel beschnitten werden. Es ist aber ein Ziel, mit dem das Kultur-Gewissen sich nicht einverstanden erklären kann. Kultur verlangt, daß überall, wo Nutzen bringende Kraft vorhanden ist, sich diese auch ungehindert entfalten soll. Dabei steht sich auch die Weltwirtschaft am besten. Es würde einen Verlust für sie bedeuten, wenn sie den Einsatz, und zwar den vollständigen Einsatz einer großen Nation entbehren müßte.

So wie die Friedensbedingungen lauten, schließen sie aber eine solche frucht-bringende Selbständigkeit aus. Sollen die Bedingungen auch nur annähernd erfüllt werden, so müßte sich Deutschland Generationen hindurch einer einzigen Aufgabe widmen: für andere frohnden, Milliarden und aber Milliarden für seine ehemaligen Feinde erarbeiten. Zu diesem Zwecke müßten alle Gesellschafts-klassen ihre Lebenshaltung herabsetzen und die deutschen Arbeiter müßten mit einer Lage fürlieb nehmen, die sie zu Kulis degradierte.

Will man aber einen Großstaat mit einer Bevölkerung von 60 Millionen, ein Volk, das tüchtig ist, aufgeklärt, ein Volk, das stolz ist auf seine Geschichte, sozusagen in eine koloniale Paria-Stellung hineinzwingen — so heißt das Gewalt üben an der Natur der Dinge!

Solche Gewalt hat sich noch immer gerächt. Werden nicht beizeiten diese Zustände abgeändert, so werden daraus Folgen entstehen, die natürlich ganz verschieden sein können, die aber in jedem Falle unheilvoll sein werden.

Es könnte z. B. als Folge eintreten, daß Deutschland sich selbst aufgibt, daß Mißmut und Armut es vollständig demoralisieren. Damit wäre es jedoch noch längst nicht unschädlich, denn Europa könnte ohne Gefahr für seine eigene Ge-sundheit nicht beschwert werden mit einem dahinsiechenden Riesenkörper in seiner Mitte.

Es könnte auch als Folge eintreten, daß die Deutschen mit der Länge der Zeit so räsonierten: es ist weniger unmoralisch, einen Vertrag, der die Lebens-bedingungen abschneidet, zu brechen, als ihn zu halten. An Gelegenheiten, im Trüben zu fischen, wird es kaum mangeln. Schon jetzt ist es eine Tatsache, daß

die Bestimmungen des Friedensvertrages unter den Mitgliedern der Siegergruppe Mißvergnügen geweckt und unerfüllte Wünsche hinterlassen haben. Und sollte der Völkerbund zustande kommen — es gibt in allen Ländern revolutionäre Elemente, welche in dem Bunde, so wie er geplant ist, nur eine Einrichtung zur Förderung der egoistischen Ziele des Imperialismus und des Großkapitals sehen. Und Deutschland könnte diese Strömungen, die teils aus Enttäuschung, teils aus Haß geboren sind, ausnützen, könnte sich zum Sammelpunkt all der Bestrebungen machen, die darauf aus sind, die bestehende Ordnung zu stürzen, sowohl die soziale Ordnung als auch die Ordnung im Verkehr zwischen den Völkern.

So kurzsichtig können die leitenden Staatsmänner doch nicht sein, daß ihnen der Blick für alle solche möglichen Konsequenzen fehlte. In erster Linie muß es Frankreich zugeschrieben werden, daß die Friedensbedingungen so geworden sind, wie sie es heute sind. Auch kann von diesem Lande billigerweise eine vorurteilsfreie Betrachtung der Dinge nicht verlangt werden. Dazu hat Frankreich von Deutschlands Seite zu viele und, wie jeder einräumen muß, ganz unverdiente Leiden zu ertragen gehabt. Aber in England und Amerika, in den Ländern, die von den Schrecken des Krieges weniger berührt worden sind, in den Ländern, deren gesunder Sinn sich sonst niemals verleugnet hat, sollte man schleunigst zu der Erkenntnis kommen, daß die Frage, wie Deutschlands Lage zu verbessern sei, im wohlverstandenen Interesse aller Parteien liegt.

Außerdem wirkt hierbei noch ein Moment mit, das vielleicht das ausschlaggebende sein wird. Selbst wenn die deutsche Arbeiterklasse sich mit einer Lebenshaltung zufrieden geben würde, die unter der normalen läge, so könnte die Sozialdemokratie der übrigen Welt diese Herabsetzung der Lebenshaltung nicht ruhig mit ansehen. Sie würde dagegen protestieren, sowohl aus Solidaritätsgefühl, als auch im Hinblick auf die Gefahr, daß die billige deutsche Arbeitskraft auch in anderen Ländern ein Sinken des Lohn-Niveaus herbeizuführen vermöchte. Die wirtschaftliche Gleichstellung des deutschen Arbeiters würde auf die Dauer sich nur ermöglichen lassen mit Hilfe eines Überschusses, den das gehemmte Erwerbsleben, der verschuldete Staat unmöglich aufzubringen vermöchten. Es bliebe also nichts anderes, als den Friedensvertrag umzuarbeiten, oder aber auf jeden Fall beträchtliche Milderungen eintreten zu lassen.

Die deutsche Frage harrt der Lösung, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß eine Lösung gesucht und gefunden werden wird. Geraten die Dinge aber aufs schiefe Gleis, dann werden vielleicht die Worte des Virgil zur Wahrheit werden, daß der, dessen Gebete die Götter nicht haben erhören wollen, doch jederzeit die Kräfte der Unterwelt in Bewegung zu setzen vermag.

Siegfried Dyck, Königsberg i. Pr.: Europäische Finanzkrisis.

Ein Vorschlag zur Lösung.

Festlandeuropa steht nach dem Friedensschluß vor der Aufgabe, seine Finanzen zu regeln. Vermag es das, dann kann das Wirtschaftsleben sich wieder aufrichten, anderen Falles ist der Bankerott der Festlandsstaaten und damit die Zerstörung des europäischen Wirtschaftslebens nicht mehr aufzuhalten. Deutschland braucht nach den Mitteilungen des Reichswirtschaftsministeriums 40—50 Milliarden Mark für den Bezug von Lebensmitteln und Rohstoffen aus dem Auslande, um wieder lebensfähig zu werden, daneben hat es jährlich für Verzinsung und Amortisation der Kriegsschuld an das Ausland zum mindesten 6 Milliarden in Gold oder Goldwerten und im Inlande zur Verzinsung und Tilgung der inneren Schuld etwa 10 Milliarden an Papierwerten aufzubringen. Selbst wenn sich die 40—50 Milliarden für den Bezug von Lebensmitteln und Rohstoffen auf 5 Jahre verteilen, würde das verkleinerte Deutschland mithin in den nächsten 5 Jahren neben seinen inneren Lasten 14 bis 16 Milliarden in Gold an das Ausland zu bezahlen haben. Der Gesamtumsatz unserer Ausfuhr betrug vor dem Kriege (1913) 10,96 Milliarden Mark. Wir würden also 3—5 Milliarden mehr an das Ausland abgeben müssen, als der Betrag unserer ganzen Ausfuhr in der Vorkriegszeit betrug. Auch bei noch so intensiver Arbeit ist es nicht möglich, diese Beträge mit Rohstoffen und Waren zu bezahlen. Andere Zahlungsmittel aber stehen uns nicht zur Verfügung, da unsere Goldreserve kaum noch ein Zehntel eines Jahresbedarfs deckt. Können wir jedoch nicht bezahlen, dann ist unser Staatsbankerott unvermeidlich. So geht es jedoch nicht Deutschland allein. Auch die anderen europäischen Festlandsstaaten sind heute eigentlich nicht mehr zahlungsfähig. Frankreich hatte schon vor dem Kriege eine passive Handelsbilanz, die mit einem Fehlbetrag von 1,3 Milliarden Goldfranks (1912) abschloß und nur durch das Zinseinkommen aus dem Auslande ausgeglichen werden konnte. Durch den Krieg ist der Einfuhrbedarf erheblich gestiegen, die Ausfuhrmöglichkeit — trotz der Angliederung Elsaß-Lothringens — erheblich gesunken, so daß noch für lange Zeit die Differenz zwischen Einfuhr und Ausfuhr eine erheblich größere sein muß als vor dem Kriege. Dazu kommt der Verlust des größten Teiles der französischen Auslandskapitalien und eine hohe Verschuldung an das Ausland. Frankreich lebt nur noch von Hoffnungen: Der Hoffnung auf Zahlung einer großen Kriegsentschädigung durch Deutschland und der Uebernahme eines großen Teiles der russischen Schuld durch Polen. Die

erste Voraussetzung fällt sofort in sich zusammen, sobald Deutschland nicht zahlen kann. Und Polen? Wie sollte das wirtschaftlich völlig unentwickelte Land neben dem eigenen Austauschbedarf noch eine Summe von etwa 2½ bis 3 Milliarden Goldfranks zur Verzinsung und Tilgung einer dergestalt übernommenen Schuldverpflichtung aufbringen und an Frankreich abführen. In Italien und Belgien liegen die Dinge ähnlich und von Rußland, den ehemals Österreichisch-ungarischen und den Balkan-Ländern ist es schon heute unzweifelhaft, daß sie weder ihren Einfuhrbedarf durch Ausfuhr decken, noch irgendwelche Schuldzinsen an das Ausland bezahlen können. Günstiger liegen die Verhältnisse fürs erste wohl noch in den kleinen neutralen Staaten. Sie haben im Kriege viel verdient und ihre Finanzen sind verhältnismäßig gesund. Doch leben sie fast ausschließlich von dem Handel mit ihren festländischen Nachbarvölkern. Hört dieser Handel einmal auf, so müssen sie allmählich verarmen. Eine Zahlungsunfähigkeit der mitteleuropäischen Staaten aber muß jeden zwischenstaatlichen Handel Europas vernichten. Passive Handelsbilanzen entziehen, wenn sie nicht durch Zins- oder Frachteinkommen ausgeglichen werden können, einem Schuldnerstaate so rasch alle internationalen Zahlungsmittel, daß er sehr bald aus Mangel an marktgängigen Werten und aus Mangel an Kredit den Bezug vom Auslande aufgeben muß. Kredite zum Bezug von Rohstoffen, wie sie die Vereinigten Staaten Europa zur Verfügung stellen wollen, können die Katastrophe nur hinausschieben, nicht verhindern, da die Kredite wieder neue Zins- und Amortisationsverpflichtungen schaffen, also eine Erhöhung der jährlichen Zahlungen an das Ausland bedingen. Eine Welt-Katastrophe aber, die verwüstender wirken müßte als der Weltkrieg, wäre es, wenn das europäische Festland aus Mangel an Zahlungsmitteln von dem Weltmarktverkehr abgesperrt würde. Ganz abgesehn von den inneren Zusammenbrüchen, die zerstörend und verwüstend das Geschäftsleben beeinflussen, würde das Aufhören des Lebensmittel- und Rohstoffbezuges in den Industrieländern und des Bezuges an Industrieprodukten in industriearmen Gebieten Millionen und Abermillionen Menschen arbeits- und brotlos machen, die Städte entvölkern, die Verkehrsmittel zerstören und das Land veröden. Festlandeuropa kann ohne Handelsverbindung heute kaum noch die Hälfte seiner Bewohner dürftig ernähren. Der Überschuß müßte sterben oder auswandern. Wir würden damit auf eine Kulturstufe zurücksinken, die etwa der Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege gliche. Eine solche Entwicklung aber, die sich sehr rasch vollzöge, könnte schließlich auch auf England und seine Kolonien, auf Südamerika und auf die Vereinigten Staaten nicht ohne Einfluß bleiben. Festlandeuropa mit seiner intelligenten anspruchsvollen aufnahmefähigen Bevölkerung kann als Absatzmarkt für Genußmittel, Rohstoffe, Ganz- und Halbfabrikate noch in langem nicht von der Bevölkerung der anderen Erdteile ersetzt werden. Kann

Europa Getreide, Fleisch, Kaffee, Kakao, Tee, Tabak, Baumwolle und Kautschuck der Rohstoffländer nicht mehr abnehmen und verarbeiten, so müssen auch die trotz ihres Überflusses verarmen und in ihren Produktionsüberschüssen ersticken. Und für die Industrieländer England und die Vereinigten Staaten bedeutet das Fehlen aller dieser Abnehmer eine ungeheuere Arbeitslosigkeit, die noch verstärkt würde, durch den Zustrom mittelloser Einwanderer aus den bankerotten Festlandstaaten. So muß der finanzielle Zusammenbruch der europäischen Länder zu riesigen Wirtschaftskrisen führen, deren Folgen auch für die angelsächsischen Weltreiche unabsehbar sind.

Dieser gemeinsamen Gefahr für die Kultur der indogermanischen Völker läßt sich nur durch eine gemeinsame Abwehr begegnen. Schon vor Jahren ist aus der Erkenntnis, daß der Einzelstaat ihrer nicht Herr werden kann, der Plan der Völkerbundanleihe aufgetaucht. Dernburg hat die Idee aufgenommen und einem Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" gegenüber dahin erläutert, daß jedes Land an dieser Anleihe aller kreditsuchenden Kriegsteilnehmer nach dem Umfange Anspruch haben solle, in dem es für Erstattungen, Entschädigungen, Nahrungs- und Rohstoffe des internationalen Kredits bedürftig ist und Sicherstellungen in Steuern, realen Pfändern und anderen Garantien leisten kann.

Wenn jedoch die Völkerbundanleihe als Zusatzanleihe zu den aus dem Kriege bereits erwachsenen Verpflichtungen hinzutritt, ist nicht recht klar, wie sie finanziert und sichergestellt werden kann, ohne die Verzinsung der inneren Kredite und Schuldverpflichtungen aus dem Kriege aufs äußerste zu gefährden, da die Sicherheiten für den inneren Zinsen- und Amortisationsdienst dann erheblich verringert würden. Auch die Valutaschwierigkeiten würden fast unüberwindlich sein und, was vielleicht am schwerwiegendsten ist, der Abfluß an Gold und Goldwerten würde auch durch eine solche Anleihe nicht gehemmt. Es kommt daher darauf an, eine Möglichkeit zu finden, bei der die inneren Anleihen und Kriegskredite der kreditbedürftigen Staaten nicht gefährdet, die gesamte Kriegsschuld nicht weiter erhöht wird. Das aber ist nur möglich, wenn die innere Kriegsschuld in Völkerbundanleihe zum Nominalwert umgewandelt werden kann. Dernburg hat Recht, wenn er eine Völkerbundanleihe das erste Anlagepapier der Welt nennt. Ich möchte jedoch noch darüber hinausgehn und sie als bestes internationales Zahlungsmittel bezeichnen. Ein Papier, das überall vollen Kurs hat, ist auch überall marktgängig. Es würde also keine Schwierigkeiten haben, die im Kurse niedrigstehenden, in Folge der drohenden Zahlungsunfähigkeit der Einzelstaaten unsicheren inneren Kriegsschulden in eine, wenn

auch niedrig verzinsliche Völkerbundanleihe zu konvertieren. Eine dreiprozentige Völkerbundanleihe würde, schon weil sie als internationales Zahlungsmittel Goldkurs hätte, gerne zu Pari abgenommen werden und könnte so den inländischen Schuldendienst zunächst um riesige Zinssummen entlasten, was zweifellos nicht ohne günstige Einwirkung auf den wirtschaftlichen Aufstieg wäre. Auf der anderen Seite könnte auch die schwebende Schuld durch innere Anleihen, deren Konvertierung in Völkerbundanleihe sicher gestellt wäre, mit den übrigen papierenen Zahlungsmitteln aufräumen und so auch die Valuta des Papiergeldes im Inlande wiederherstellen. Die Schaffung eines internationalen Zahlungsmittels in Gestalt der Völkerbundanleihe zum Goldkurs würde den Bedarf an sonstigen Umlaufmitteln erheblich verringern und, da der Valutadruck auf den Auslandsmärkten aufhörte, eine Versorgung zu normalen Preisen herbeiführen, die eine erhöhte Kaufkraft des Geldes auch im Inlande zur Folge haben müßten. Kann man solcher Gestalt mit Inland-Schuldverpflichtungen höher verzinsliche Auslandsschulden ablösen, Nahrungsmittel und Rohstoffe einkaufen, Zerstörtes wieder aufbauen, so wird das Wirtschaftsleben Europas sich rasch wieder zu seiner alten Höhe emporarbeiten können. Damit aber würde das Wirtschafts- und Kulturleben der ganzen Welt, nicht nur das der zunächst beteiligten Staaten gerettet. Der Völkerbund wird sich dieser Aufgabe nicht entziehen können, für die allerdings Voraussetzung ist, daß die beteiligten Völker mit gleichen Rechten Aufnahme in dem Bund finden.

Gustav Türk: Volksklugheit.

Paul Rohrbach will in seinem neuen Buche „Politische Erziehung" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1919) dem deutschen Volke den Weg zur Klugheit und zum Heile weisen. Gegen diese Wegweisung ist manches einzuwenden.

Zunächst sei den gewundenen Ausführungen Rohrbachs ein einfacherer und gerader Gedankengang gegenübergestellt. Die Klugheit des einzelnen besteht darin, daß er weiß, wer er ist und was er will. Ein kluges Volk muß ebenfalls ein Bewußtsein seiner selbst und einen seinem Wesen und Nutzen entsprechenden Willen haben. Bei manchen Völkern mag sich das von selbst verstehen; bei uns nicht. Entsteht und besteht bei einem Volke das Gesamtheits- und Einheitsgefühl nicht, so kann sich das Volk nicht halten, und der etwaige Auf- und Niedergang seines Schicksals wird in dem auf- und niedergehenden völkischen Bewußt

sein eine seiner tiefsten Ursachen haben. Die Griechen sind ein auffallendes Beispiel für mangelnden Zusammenhalt gewesen, und wir sind es noch. Ab und zu fanden wir uns zusammen, und dann war die Möglichkeit eines Aufstiegs gegeben, zuletzt namentlich 1870 und ganz vorübergehend 1914. Aber dann kam wieder der Zerfall. Die Arbeiter wollen ein Volk für sich sein, wenigstens die Mehrzahl von ihnen, sie haben keine völkische Einsicht. So gähnt eine Kluft zwischen Ober- und Unterschicht, und diese Kluft allein genügt schon, um den Begriff und die Daseinskraft des Volkes zu zerstören. Dazu kommt noch die Glaubensspaltung, auch sie für sich allein schon schädlich genug. So sind also Deutsche mit Deutschen uneinig, weil sie verschiedenen Standes, und zum anderen, weil sie verschiedenen Glaubens sind. Daß die Unterschiede diese Wirkung haben, ist nicht an sich notwendig, es ist nur leider Tatsache. Und wenn schon unter den Deutschen selbst, die eigentlich Brüder sein sollten, solche Unbrüderlichkeit herrscht, so kann man sich nicht wundern, daß die bei ihnen wohnenden Nichtdeutschen größtenteils nicht gerade eine begeisterte deutsche Gesinnung haben; es fehlt ja das hinreißende Vorbild der deutschen Einigkeit. Da dem Uebel durch Beseitigung der Unterschiede nicht abzuhelfen ist — Standesunterschiede gehören zu den Lebensbedingungen eines Volkes und Glaubensunterschiede werden so lange nicht zu vermeiden sein, als die Verstandes- und Gefühlsanlagen nicht übereinstimmen — so könnte eine Heilung nur der Ueberzeugung entsprießen, daß die trennenden Eigenschaften in zweite Reihe zu treten haben gegenüber der durch die Abstammung begründeten Zusammengehörigkeit. Es dürfte nicht heißen, ich gehöre zu einem bestimmten Stande und einem bestimmten Glauben, und daneben bin ich ein Deutscher, was mir vielleicht ziemlich gleichgültig ist, sondern ich bin deutsch geboren und aufgewachsen und gehöre nach diesem meinem irdischen Wesen mit allen andern Deutschen zusammen, ich empfinde dieses gemeinsame Volkstum als ein unlösliches Band und das deutsche Volk als eine Gemeinschaft, innerhalb deren es wohl mannigfache Gruppen geben kann, z. B. nach Stand und Glauben, aber die Gemeinsamkeit muß für das irdische Verhalten des Volkes maßgebend bleiben. Mag das reine Seelenleben, mögen die Ewigkeitsgedanken auseinandergehen, im Erdentreiben sind wir zusammengewachsen. Wir sind nun einmal Menschen, nicht Seelen oder Geister. Erst wenn sich ein Volk durch einmütige Kraft sein Leben gesichert hat, kann seine Denk- und Glaubensfähigkeit sich entfalten. Es ist widersinnig, wenn diese Lebensblüten, soweit sie von einander abweichen, spaltend und damit vernichtend auf die Lebenswurzel wirken sollen. Diesen Widersinn gilt es zu erkennen und zu überwinden. Es gilt den Entschluß zu fassen, daß der völkische Gedanke obenan stehen soll, indem man den Menschen als Ganzes ins Auge faßt, der offenbar innerhalb seines Volkes seinesgleichen hat und von fremdem Volke abweicht. Das Seelenheil braucht nicht zu leiden, wenn es auch nicht für alle Handlungen meines Lebens, namentlich nicht für die den Leib mit betreffenden maßgebend ist, z. B. für irdische Wirtschaft

und irdischen Kampf. Auf diesen beiden Gebieten aber bewegt sich das eigentliche Volksleben. Hier muß nun auch ein klarer Wille auftreten. Fehlt von vornherein schon das rechte Volks- und Einheitsgefühl, so ist ein solcher Wille gar nicht möglich. Ist das Einheitsgefühl da, so ist damit die Voraussetzung für einen klaren und entschiedenen Willen gegeben. Wenn ein Volk einen solchen Willen aufbringt, dann ist es klug. Das Ziel dieses Willens muß mindestens die Selbstbehauptung sein; nach dem Laufe der Dinge wird sich damit irgend ein Wachstum verbinden. Leben im besten Sinne bedeutet für den einzelnen Zunehmen und für das Volk erst recht. Zunehmendes Glück des einzelnen kann in rein geistigen Werten bestehen, solange sein leibliches Dasein innerhalb eines geordneten Volkszustandes gesichert ist, so daß er sich darum nicht zu kümmern braucht; das Volk muß sich dieses gesicherte Dasein beständig erwerben und erhalten und seine Kraft darauf verwenden. Seine Anstrengungen betreffen leibliche Dinge und seine Erfolge und Mißerfolge ebenso. Es muß den anderen Völkern beständig Beweise seiner Kraft geben, dann hat es Ruhe und steht geachtet da, und wenn es für sein Wohl, für Leib und Leben, Nahrung und Kleidung von den anderen etwas empfangen will, muß es ihnen zeigen, daß bei etwa mangelndem guten Willen auch Gewalt zu erwarten wäre. Nur solange die Kraft eines Volkes jedem Gegner zweifellos erscheint, wird das Volk unbehelligt bleiben; wird das Kräfteverhältnis zweifelhaft, so versiegt auch der gute Wille der anderen, und der Krieg ist nicht weit. Suche dir Macht zu erringen und im Völkergetriebe etwas zu gewinnen, wo immer sich Gelegenheit bietet, das ist die Mahnung, die das deutsche Volk von seinen besten und treuesten Beratern immer wieder hören konnte. Rohrbach hält diese Mahnung für verfehlt, für ein Zeichen geistiger Armut. Es ist aber die Mahnung, die sich aus dem Leben und Wesen des Volkes ergibt. Und das Volk in seiner Gesamtheit könnte und müßte sich das selbst sagen. Man findet auch bei ganz einfachen Leuten, wenn sie nicht unter den Einfluß von klügelnden Irrlehrern geraten sind, ohne weiteres den Machtgedanken und den Gedanken des zu erstrebenden Nutzens vertreten. Mag der einzelne vor allem danach streben, etwas Wertvolles zu sein, seine leiblichen und geistigen Kräfte zu entwickeln, und mag bei solchem edlen Streben das Haben das weniger Wichtige sein, für das Volk kommt es auf das Haben zuerst an. Es muß sein Land und noch sonst allerlei Güter haben und auch dafür kämpfen. Selbstverständlich wird es zweckmäßig sein, sich nicht unnützerweise Feinde zu machen. Bundesgenossen zu gewinnen, und zwar solche, die ihm nützen, darauf wird ein kluges Volk bedacht sein.

Auch Rohrbach ist von dem Gedanken durchdrungen, daß die Völker sich bis auf weiteres als Sonderbildungen fühlen, „daß der Weg zur Menschheit über die Völker führt". Also wird jeder seinen Gemeinsinn am besten innerhalb seines Volkes betätigen, und Entwicklung des Volkes ist auch Entwicklung der Menschheit. Einen reinen Menschheitsgedanken ohne Vermittlung des völkischen gibt es

nicht. „Geht einem Volk sein nationales Selbstgefühl verloren samt dem Willen, als Volk etwas zu leisten und emporzukommen, so ist es mit seiner Lebenskraft überhaupt zu Ende." Von diesem seinem Satze aus müßte Rohrbach zu den oben angedeuteten Folgerungen kommen. Das vermeidet er und leitet nur den Rat für die Parteien ab, daß sie den völkischen Gedanken in ihre Grundsätze aufnehmen sollen, besonders die volksherrschaftliche Partei, die mit ihren über-völkischen Neigungen Bedenken erregt. Sonderbarer Weise schätzt er trotzdem gerade die Volksherrschaft und den Volkswillen als den gegenwärtig siegreichen Begriff und betrachtet die deutsch-vaterländische (deutschnationale) Partei nicht als zur Führung berufen, weil die Kreise, aus denen sie hervorgegangen ist, während des Krieges angeblich von dem Gedanken des Verteidigungskrieges abgewichen sind. Die von einer Minderheit aufgestellten Eroberungsziele, meint Rohrbach, haben eine unheilvolle Spaltung im Volke hervorgerufen, die schließlich zum Umsturz führte. Es ist wunderlich, bei Rohrbach hier dieselbe engherzige Auffassung des Begriffs Verteidigung zu finden, wie sie in Arbeiterblättern zum Verderben des Volkes immer wieder vorgebracht wurde, es ist ebenso wunderlich, daß Rohrbach überhaupt den Gedanken der reinen Verteidigung als unsere strenge Pflicht ansieht, während allen anderen Völkern auch der Angriff und die Eroberung beliebig freisteht. Wir sind also insofern doch Wesen zweiter Güte. Rohrbach übersieht oder verschweigt auch, daß die ursprüngliche allgemein verbreitete Vorstellung von dem uns aufgezwungenen Kampfe der Menge durch Parteitreiben verleidet worden ist. Es wurde den Leuten vorgeredet, eine Fortsetzung des Kampfes sei um des Volkes willen nicht mehr notwendig, nur wegen maßloser Kriegsziele gehe es weiter. Der gewöhnliche Zeitungsleser glaubt derartige Dinge, namentlich wenn sie fortwährend wiederholt werden. Er hätte es ebenso geglaubt, wenn ihm dauernd der Wahrheit gemäß eingeschärft worden wäre, auch alle unsere Angriffe und etwaigen Eroberungen hätten nur den Zweck einer wirksamen Verteidigung für jetzt und später. Rohrbach meint allerdings, auch ohne wirkliche Sicherungen hätten wir bei einem gänzlich gewinnlosen Frieden nichts zu fürchten gehabt, die Feinde hätten unsere Stärke erkannt und zu einem wiederholten Angriffe die Lust verlieren müssen, vor allem einen solchen Bund nicht mehr zusammenbringen können. Auf solche kindliche Zuversicht hätten wir unsere Zukunft bauen sollen? Jetzt haben wir sie freilich erst recht in den Sumpf gesetzt.

Mit rein geistigen („moralischen") Mitteln sollen wir nach Rohrbachs Rat die Völker für uns gewinnen. Wir dürfen nichts an uns haben, was entfernt wie ein Herrschaftsstreben aussehen könnte. Wie man eigentlich mit reiner Geistigkeit sich beliebt machen soll, wird allerdings nicht klar gesagt und vor allem nicht, ob es möglich ist. Den Freiheitsgedanken hätten wir der Welt lockend vorhalten sollen. Danach wäre der Friede von Brest-Litowsk einzurichten gewesen. Also wir konnten zwar viel Blut opfern, dann aber bloß andere etwas gewinnen

lassen. Das schafft leider nirgends Achtung, nirgends Dank. In Polen haben wir ja ganz nach diesem guten Rate gehandelt, dort haben wir doch tatsächlich Freiheit geschaffen, und der Dank? Die Beliebtheit? Und haben wir nicht laut genug erklärt, wir kämpfen für die Freiheit der Meere? Trotzdem bekamen die Engländer immer mehr fremden Schiffsraum in ihre Hand.

Auch im Innern hätten wir die Freiheitlichkeit mehr betonen sollen. Wie nimmt sich eine solche Meinung aus gegenüber der Tatsache, daß gerade während des Krieges die Feinde von ihren scheinbar freiheitlichen Verfassungen zu immer gebundeneren Zuständen bis zur strengsten Alleinherrschaft übergingen. Und dadurch gewannen sie Kraft und Sieg.

Wenn wir der Welt mit unserem Geiste aufwarten sollen, so läuft das schließlich darauf hinaus, daß wir zum Bedientenvolke gut sind. Ein solches wird benutzt, aber nicht geachtet. Im übrigen hat eigentlich das deutsche Reich vor dem Kriege schon Jahrzehnte lang gerade das Weltziel verfolgt, das Rohrbach ungefähr vorschwebt. Denn wir haben doch für alle Welt mit unserem Geiste, unseren Fähigkeiten, unseren Leistungen gearbeitet, wo wir nur konnten. Wir haben jedem Ausländer Gelegenheit gegeben bei uns zu lernen und haben, wo es irgend gern gesehen wurde, unsere Leute in fremde Staaten gesandt, um dort Einrichtungen nach deutschem Muster zu schaffen. Das hätte uns doch nach Rohrbach sehr beliebt machen müssen. Weit gefehlt.

Der Krieg ist nach Rohrbach ganz falsch geführt worden. Rußland nennt er den Hauptgegner. Wir halten uns lieber an die Sachverständigen. England war es, sagt Ludendorff und seinesgleichen. Durch Belgien zu gehen war notwendig, trotz Rohrbach, nur ein „Unrecht" durfte es nicht sein. Das meint auch er, wenn es schon geschehen sollte, mußten wir der Welt unsere Berechtigung klarmachen, nicht vom Gegenteil sprechen und die Beweisführung der Gegner stärken.

Übereifrige Vaterlandsfreunde, insbesondere die Alldeutschen, sollen den Feind gestachelt haben. Als ob nicht schon lange vor Gründung des alldeutschen Verbandes in Frankreich aus den Verhältnissen und der Eigenart des Volkes heraus der Kriegs- und Rachegedanke entstanden wäre.

Geistreiche Verworrenheit wird uns nichts helfen. Es wird bei den alten, einfachen Begriffen bleiben müssen. Sie zur Tat werden zu lassen, nicht immer wieder neuen Klügeleien nachgehen, darauf kommt es an. Im Deutschtum einig sein und aus der Ohnmacht herauskommen: Einigkeits- und Machtwille tut not. Ob wir es dazu bringen, davon hängt unser Schicksal ab.

Dr. W. H. Edwards: Die Verdinglichung des Arbeitslohnes.

§ 1. Einleitung.

Als die politische Revolution der Novembertage des Jahres 1918 immer mehr zur Lohnbewegung und zu einem Klassenkampf der Arbeiter gegen die übrigen Schichten der Gesellschaft ausartete, verkannte man während langer Zeit diese grundsätzliche Wandlung. Wäre sie rechtzeitig erkannt worden, so hätte man bei Einleitung einer richtigen Politik die schlimmsten wirtschaftlichen Folgen dieses Kampfes erfolgreich abwenden können. Obwohl heute die Einsicht noch nicht Allgemeinheit geworden ist, daß letzten Endes die ganze Arbeiterbewegung der Gegenwart nur der Kampf um neue Lohnmaße ist, beginnt die Ansicht sich langsam durchzuringen, daß der große wirtschaftliche Gegensatz, der im Grunde übereinstimmend Streiks, Rätefrage, Sozialisierung und Diktatur des Proletariats beherrscht, nicht mehr mit politischen Mitteln und wirtschaftlichen Verlegenheitsmaßnahmen, wie z. B. die vorübergehende Senkung der Lebensmittelpreise, aus der Welt geschafft werden kann. Vielmehr kommen die Vertreter der verschiedensten Parteien und wirtschaftlichen Anschauungen unabhängig von einander, aber übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß angesichts der wirtschaftlichen Not unseres Volkes, die jetzt im Kohlenmangel und im Zusammenbruch unserer Eisenbahnen handgreiflich zum Ausdruck kommt, nur großzügige wirtschaftliche Maßnahmen einen Beharrungszustand im Lohnkampf werden herbeiführen können. Die Förderung der Kleinsiedlungen, die Unterstützung des Wohnungsbaues und die verschiedensten Verfahren einer Gewinnbeteiligung werden in Vorschlag gebracht. Nur an den Kern des Problems, die Lohnform, traut man sich nicht heran. Entschließt man sich aber dazu, unvoreingenommen durch parteipolitische oder wirtschaftspolitische Anschauungen die Wechselwirkung und die organische Bedeutung von Lohnwert und Lohnform zu prüfen, so erschließen sich umfassendere und wirkungsvollere Mittel zur Lösung des sozialen Kernproblems der Gegenwart, als man wohl für möglich gehalten hätte.

§ 2. Lohnwert und Lohnform.

Unter dem Eindruck einer rein mechanischen Theorie, die bestrebt war, den Lohn ausschließlich als Ergebnis eines Ausgleichs von Angebot und Nachfrage auf dem Markte der Arbeitskraft darzustellen, ist der Begriff des Lohnwertes bisher fast ausschließlich zugunsten des Lohnstandards oder des Lohnbetrages vernachlässigt oder übersehen worden. Erst die Forschungen von Menger und Liefmann haben den Boden bereitet für theoretische Anschauungen vom wirt-

schaftlichen Handeln, die den psychischen Regungen des Wirtschafters Rechnung tragen. Wendet man den Liefmannschen Grundsatz an, wonach jeder Wirtschafter zwar von Fall zu Fall verschieden und mehr oder weniger weitsichtig berechnend Nutzen und Kosten vergleicht, so ergibt sich für den Arbeiter, der in ein Arbeitsverhältnis eintritt, das von einiger Dauer sein soll, eine einfache Überlegung. Entweder hat der Arbeiter das Gefühl, daß sein Lohn eine größere Kaufkraft besitzt als der durchschnittliche Kaufpreis seiner Lebensbedürfnisse, oder er glaubt, daß er sich in einer Periode befinde, in der sein Lohn eine sinkende Kaufkraft habe, jedenfalls aber unzureichend sei für die Beschaffung seines Bedarfs. Im ersten Falle reden wir von einem Lohnwert, der größer ist als der Geldbetrag des subjektiven Existenzminimums des betreffenden Arbeiters oder seiner Familie. Im zweiten Falle deckt der Lohnbetrag die Kosten der Lebenshaltung nicht. Das hier erwähnte Existenzminimum hat selbstverständlich mit dem gleichlautenden finanz-wissenschaftlichen Begriff aus der Steuertechnik nichts zu tun, vielmehr handelt es sich um die Summe der Bedürfnisse, die nach den Vorstellungen des Lohnempfängers aus dem Arbeitsertrage gedeckt werden müssen. Ist dies nicht möglich, so sinkt der Arbeiter und seine Familie in der sozialen Rangordnung, oder es tritt dauernde Verarmung ein. Der Lohnwert ist mithin — wie wir ihn verstanden wissen wollen — keine Zahl, sondern ein Wertempfinden.

Wenn jeder Lohnbetrag in der Vorstellung eines Lohnwertes — um es kurz zu benennen — entweder ein positives oder negatives Wertempfinden auslöst, entsteht daraus bei konsequentem Durchdenken dieses Vorganges je nachdem die eine oder die andere der folgenden psychischen Dispositionen bei dem wirtschaftenden Arbeiter:

a) Erweckt der Lohnbetrag die Vorstellung eines positiven Lohnwertes, so wird der Arbeiter bestrebt sein durch Ausnutzung jeder günstigen Einkaufsgelegenheit den Überschuß nach Abzug der Ausgaben zu vergrößern. Er wird das Wirtschaften als ein für ihn wahrscheinlich vorteilhaftes Geschäft möglichst ausschließlich selbst betreiben wollen.

b) Deckt der Lohnbetrag die Unterhaltskosten des Arbeiters und seiner Familie nicht, so wird die Tätigkeit des Wirtschaftens als eine drückende Last und als ein hoffnungsloser Kampf mit einem ungünstigen Schicksal empfunden.

Die erste Disposition erzeugt gemeinhin Sparsamkeit, Schaffensfreude, Zufriedenheit und wirtschaftliche Gewandtheit, während der entgegengesetzte Fall wirtschaftliche Leichtfertigkeit, Verwahrlosung und Unzufriedenheit erzeugt. Die beiden verschiedenen Dispositionen wirken nicht nur auf Lebenshaltung und Arbeitsstimmung verschieden ein, sondern sie beeinflussen in ausschlaggebender Weise die Beziehungen des Lohnempfängers zur Lohnform. Bei positivem Wertempfinden erblickt der Arbeiter — wenn auch für ihn vollständig unbewußt —

im Betrag einer Lohnperiode (Wochenlohn, Monatslohn) einen Spekulationsfond. Dieses Kapital will er so vorteilhaft verwender, daß es ihm gelingt unter Aufrechterhaltung der von ihm gewünschten Lebensführung möglichst viel davon für andere als laufende Ausgaben — z. B. zum Sparen, zur besseren Erziehung seiner Kinder oder zur Bestreitung von Luxusausgaben — erübrigen zu können. In dieser Lage, die nur aus einer aufsteigenden wirtschaftlichen Konjunktur hervorgeht, ist der Arbeiter meist nicht dazu geneigt, durch eine sozialpolitische Aktion oder durch organisierte Selbsthilfe sich einen Teil der Sorgen des Wirtschafters abnehmen zu lassen. Er will den ganzen Lohn unverkürzt in barem Gelde empfangen, damit er jederzeit imstande ist, jede ihm günstig erscheinende Einkaufsgelegenheit sofort wahrnehmen zu können. Bei Lohnempfängern mit negativem Wertempfinden tritt die entgegengesetzte Erscheinung ein. Für sie bedeutet jede Lohnzahlung die Wiederholung einer nach ihrer Ansicht mehr oder weniger unlösbaren Aufgabe; auf das Recht der wirtschaftlichen Selbständigkeit legen sie keinen allzu großen Wert, denn sie wissen, daß ihnen diese Freiheit des Handelns nur Konflikte, Zweifel und bange Sorgen einträgt. Ihnen wäre mit einer regelmäßigen Zuteilung von Waren im Werte des größeren Teils der ihnen geschuldeten Lohnsumme viel eher geholfen.

Die Lohnform, für die wir schlechthin aus Denkträgheit immer stillschweigend einen Geldbetrag setzen, braucht nicht unbedingt in Geld ihren Ausdruck zu finden. Daß sie es tut, ist kein Beweis dafür, daß nur diese Form wirtschaftspsychologische Berechtigung besitzt, sondern beweist nur, daß im letzten halben Jahrhundert bis zur jüngsten Gegenwart die Arbeiter der hochzivilisierten Länder sich in einer Lage befanden, in der die Disposition, die aus dem positiven Wertempfinden hervorgehen muß, ihr wirtschaftliches Denken beherrschte. Dauert der wirtschaftliche Aufschwung, der das positive Wertempfinden bei der Arbeiterschaft ausgelöst hat, heute noch fort, so ist die Geldform des Lohnes auch weiterhin die bevorzugte Zahlungsform. Hat der Krieg und seine wirtschaftlichen Folgen dagegen den steigenden Warenwert des Geldlohnes erschüttert oder in sein Gegenteil gekehrt, so steht die Zahlungsform des Lohnes neuerdings wieder zur Diskussion.

§ 3. Die Entwicklung des Lohnstandards.

Mit wenigen kurzen Unterbrechungen durch nationale Produktionskrisen hat sich die Lage der deutschen Arbeiterschaft im letzten halben Jahrhundert ständig gebessert. Der Aufschwung der deutschen Industrie, die damit verbundene ständige Abnahme der Arbeitslosigkeit, die Wirkung der Sozialversicherungen und des Arbeiterschutzes und das steigende Ansehen der Gewerkschaften sicherten dem Arbeiter den ruhigen und sorgenfreien Ge-

nuß eines Lohnes, dessen Betrag im allgemeinen schneller zu steigen pflegte als die Verteuerung der Lebensbedürfnisse. Infolgedessen konnte der Arbeiter von dem Gefühl durchdrungen sein, nicht nur auskömmlich leben zu können, sondern auch für schlechtere Zeiten und persönliche Schicksalsschläge etwas ersparen zu können. Der Krieg hat diese Entwicklung jäh unterbrochen. Indem zu Anfang sofort wahllos aus allen Bevölkerungsschichten eingezogen wurde, verfielen alsbald zahlreiche Arbeiterfamilien einem verhältnismäßigen Elend. Die Familienunterstützung und etwaige Ersparnisse waren meist nur Tropfen auf den heißen Stein. Die zunehmende Teuerung und die Notwendigkeit, sich Lebensmittel durch Hamstern oder auf Wegen des Schleichhandels zu erwerben, führten bald zur Unterbilanz im Haushalte des Arbeiters. Blieb der Arbeiter im Heere oder fiel er, so mußten seine Angehörigen durch Frauen- und Kinderarbeit die nötigen Einnahmen zu beschaffen suchen. Wurde der Arbeiter wegen seiner Eignung aus dem Heere herausgezogen und in der Kriegsindustrie der Heimat verwendet, so war dies vielfach mit einem Wohnungswechsel und der Aufnahme einer gefährlichen oder gesundheitsschädlichen Tätigkeit verbunden. Auch die Arbeiter, die für den Heeresdienst nicht in Frage kamen, wurden durch die Umstellung der industriellen Produktion aus ihren gewohnten wirtschaftlichen Verhältnissen herausgebracht. Alle diese Umwälzungen und Schicksalsschläge trafen die Arbeiterschaft in einer Zeit, in der man über die wirtschaftlichen Verhältnisse nichts klar sehen konnte.

In den ersten Kriegsjahren veränderten sich die Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse von Woche zu Woche. Oft verschwanden Lebensmittel, die noch zu erträglichen Preisen käuflich waren, über Nacht vom Markte, weil ihre öffentliche Bewirtschaftung bevorstand. In den letzten Kriegsjahren waren die ärmsten Arbeiterfamilien auf Hamstern und Schleichhandel angewiesen, als regelmäßig im Sommer während einiger Monate eine Kartoffel-, Brot-, Fett- oder Fleischknappheit oder alle zusammen einzutreten pflegten. So mußte es denn kommen, daß die Arbeiter jegliche klare Vorstellung von der Kaufkraft ihres Lohnes, also vom Warenwerte ihrer Arbeitsleistung, verloren. Die dingliche Vorstellung von der auskömmlichen Kaufkraft des Lohnes, die vor dem Kriege bestanden hatte, machte einem Gefühle wirtschaftlicher Unsicherheit Platz. Erhielt der Arbeiter heute eine Lohnerhöhung, so hatte er dadurch kein Gefühl der Sicherheit, sondern lebte in der verständlichen Sorge, wie lange wohl der neue Lohn dafür ausreichend sein würde, ihm ein Auskommen zu ermöglichen. Dabei wurde die Unsicherheit und Unzufriedenheit des Arbeiters dadurch erheblich geschürt, daß er tagtäglich sehen mußte, wie alle Lebensnotwendigkeiten, der er zur Erhaltung seiner Arbeitskraft bedurfte, jedem Zahlungskräftigen in beliebigen Mengen zur Verfügung standen. Bei der Unsicherheit und Ungleichmäßigkeit der behördlichen Lebensmittelzuweisungen wurde der Arbeiter dazu

getrieben, seine Forderungen immer höher zu spannen. Glaubte er doch das Empfinden eines negativen Lohnwertes erst bei einem Lohnbetrage überwunden zu haben, der es ihm ermöglichte, unabhängig von aller öffentlichen Versorgung sich und seine Familie im Notfalle auch zu den Preisen des Schleichhandels auskömmlich ernähren zu können. Diese Lohnforderung wurde aber noch höher getrieben durch die weiteren Sorgen des Arbeiters um Wohnung und Bekleidung. Alle diese wirtschaftlichen Folgen, die in ihrer Schwere schon an sich geeignet waren, jeden einfacher denkenden Mann erheblich zu beunruhigen, würden den Arbeitern von den geschicktesten Agitatoren Tag für Tag in Wort und Schrift vorgehalten. Wo die Erscheinungen des täglichen Lebens in dem Maße zusammenwirkten mit einer dauernden psychischen Beunruhigung, ist es nicht weiter verwunderlich, daß Streiks und Lohnkämpfe zu dauernden Übelständen unseres öffentlichen Lebens wurden. Dabei erklomm der Lohn eine geradezu schwindelhafte Höhe, ohne die Arbeiterschaft zu beruhigen oder zu befriedigen. An Jugendliche und Unverheiratete wurden Löhne gezahlt, die in keinem Verhältnis standen zu ihren Bedürfnissen und aus denen sie jedem Luxus und Lebensgenüsse frönen konnten. Es kam zum Teil daher, weil die Tarifverträge auf die persönlichen Verhältnisse der Arbeiter keine Rücksicht nahmen, sodaß der achtzehnjährige junge Arbeiter ohne Familie und ohne Verpflichtungen vielfach denselben Lohn empfing, wie der dreißigjährige Familienvater, der für eine Anzahl noch arbeitsunfähiger kleiner Kinder zu sorgen hatte. Wie die Verhältnisse sich nun einmal entwickelt haben, wird man weder durch Überredungskunststücke es fertig bringen, die Arbeiter zu dem Verzicht auf Errungenschaften des Lohnkampfes zu veranlassen, noch wird man sie durch kluge Artikel und Reden über die schwere Lage der deutschen Volkswirtschaft daran hindern können, ihre Forderungen zu steigern oder zu wiederholen. Solange man dem negativen Wertempfinden in Bezug auf den Arbeitslohn nicht den Boden entzieht, kommt der Lohnkampf nicht zu einem gewissen Abschluß.

§ 4. Die gemischte Lohnform.

Was man aus grundsätzlichen Erwägungen, die wir in § 2 über Lohnform und Lohnwert angestellt haben, schon längst hätte erkennen sollen, daß nur eine Abkehr vom reinen Barlohn die Lohnfrage lösen kann, ist neuerdings in die Tat umgesetzt worden. Eine gemischte Lohnform ist im Ruhrrevier in der Form der sogenannten Butterschichten und im Eisenbahndienst des besetzten Gebietes in der Form der Hergabe von Lebensmitteln zum Selbstkostenpreis seitens der Besatzungsarmeen eingeführt worden. Im Ruhrrevier werden bestimmte Leistungen, Schichten, Überstunden usw. direkt in Lebensmitteln entlohnt. Die Lebensmittelhergabe zu billigen Preisen seitens der Besatzungsbehörden soll den Eisenbahnbediensteten besser und wirkungsvoller die Lebenshaltung erleichtern als weitere Erhöhungen der Gehälter und Bezüge. Im Gegen=

satz zu der nur vorübergehenden künstlichen Senkung aller Lebensmittelpreise im unbesetzten Deutschland sollen diese Maßnahmen, die auch eine quantitativ ausreichende Ernährung sichern, dauernd in Kraft bleiben. Diese wohlgelungenen Versuche weisen unsern großen Unternehmungen und Kartellen den Weg zu einer neuen Lohnpolitik. Gestützt auf ihren persönlichen Kredit im neutralen und ehemals feindlichen Auslande und auf die Möglichkeit, dort gewünschte Ausfuhrartikel liefern zu können, wären sie in der Lage, für ihre Arbeiterschaft zu günstigeren Bedingungen, d. h. infolge des Warentausches ohne Valutasenkungen größere Mengen Lebensmittel einzukaufen, als die deutsche Regierung für einen entsprechenden Anteil der Gesamtbevölkerung. Diese Lebensmittel, Kleidungsstoffe und Heizmaterialien müßten dann im Einvernehmen mit dem Betriebsrat des betreffenden Unternehmens den Arbeitern und Angestellten zu solchen Preisen und Bedingungen als Lohnteile verausgabt werden, daß dadurch die Arbeitslust und die Seßhaftigkeit der Arbeiter gefördert wird. Erhält der Arbeiter einen erheblichen, vermutlich den wichtigsten Teil seiner Lebensbedürfnisse in Warenform, so gewinnt er wieder ein Verständnis dafür, was er durch seiner Hände Arbeit erwirbt. Es wird ihm greifbar und sichtbar vor Augen geführt, was er durch seine Arbeit erwirbt, und daß er durch sie genug erwerben kann, um sorgenfrei satt zu werden. Haben wir dieses Bewußtsein erst bei dem Arbeiter wieder geweckt, dann haben wir damit zugleich den Agitatoren und Hetzern das fruchtbarste Feld ihrer Tätigkeit, das negative Wertbewußtsein, entzogen. Erst der Arbeiter, der durch die Verdinglichung seines Arbeitslohnes weiß, daß er genug zum Leben hat, kann zu Vernunft und Mäßigkeit in Lohnfragen angehalten werden.

Carl Redtmann: Weltholzhandel.

Die inneren Verhältnisse machen es eigentlich unmöglich, gegenwärtig ein Bild über das zu geben, was an Erfolgen für den gesamten Handel erreichbar ist. Die Zeit ist sehr ernst. Wir stehen vor einem schweren Winter, unser Wirtschaftsleben liegt darnieder und wird nur mit äußerster Anstrengung vor dem Zusammenbruch zu bewahren sein. Wir sollten eigentlich keine Zeit haben, uns jetzt im Parteikampf zu verzetteln, sondern uns einzig und allein dem Aufbau eines wirtschaftlichen gesunden Deutschlands zuwenden.

Wir müssen einmal begreifen, daß der Krieg verloren und die Revolution herrscht, daß es keinen Zweck hat, vergangenen Zeiten nachzutrauern, sondern

daß es angesichts des Elends dieser Tage nur eines gibt, die Trümmer hinwegzuräumen und die Notwendigkeit zu erkennen, daß sich die Weltwirtschaft uns nur erschließen wird, wenn die Produktivität von Arbeit und Kapital in Deutschland gegenüber der fremden Konkurrenz sich als überlegen erweist.

Es ist eine traurige Tatsache, daß wir unter einer außerordentlichen Teuerung leiden, die aber einzig und allein auf die fortdauernden Streiks und das Verlangen nach höheren Löhnen zurückgeführt werden muß, sowie auch auf den Ausfall zahlloser Arbeitsstunden. Der Endzweck aller Maßnahmen muß unbedingt die Steigerung der produktiven Arbeit sein und dies ist nur möglich durch die allseitige Wiedereinführung der Akkordarbeit, die Bezahlung der Arbeit nach der tatsächlichen Leistung und den Abbau der Arbeitslosenunterstützung.

Aber auch darauf kommt es an, daß wir uns zusammenschließen in Handel und Gewerbe und den nötigen Wagemut mitbringen. Wie die allerersten Generationen, die deutsches Unternehmertum in die Fremde getragen haben, so dürfen wir auch jetzt vor der Unübersichtlichkeit der inneren und äußeren Verhältnisse nicht zurückschrecken. Anhaltspunkte, an denen neue Arbeit sich einsetzen läßt, sind denn doch in der Welt mannigfach für uns übriggeblieben, selbst wenn die Vermögenswerte verloren gegangen sind. Gerade weil wir schließlich dem Hunger und der Zermürbung erlegen sind, haben wir auch Freunde draußen. Und schließlich liegt es ja im Interesse unserer Feinde selbst, uns wirtschaftlich nicht völlig zu vernichten. Schwierigkeiten, die weltwirtschaftlichen Beziehungen wieder anzuknüpfen, sind auch vor England und Frankreich gestellt. Zuckungen wirtschaftlicher Natur sowie auch sozialer durchziehen alle Länder. Neues ringt allenthalben nach Gestaltung. Beweisen auch wir der Welt und uns selbst, daß wir nicht lediglich Epigonen sind, die auf der Leistung der vorangegangenen Generationen weiterbauen konnten . . daß wir ureigene Leistungskraft besitzen, aus dem Nichts den Grundstein zu neuer Entwicklung zu formen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß wir uns nur allmählich in die alten Verhältnisse hineinarbeiten können, zumal der Abbau der Kriegsgesellschaften noch immer nicht ganz beseitigt ist und hinsichtlich der Ein- und Ausfuhrverbote noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Jedenfalls müssen wir schon jetzt den Versuch machen, zu den alten korrekten Handelsgebräuchen zurückzukehren und nicht das letzte, was uns von dem Kriege übrig geblieben ist, das Ansehen des deutschen Handels und unsern guten Ruf als ehrliche Kaufleute in der Welt ebenfalls preiszugeben. Der deutsche Handel darf nicht untergehen!

So war es denn recht verdienstlich, daß Dr. Waldemar Koch eine ausführliche Arbeit über „Handelskrieg und Wirtschaftsexpansion" veröffentlichte. Jeder, der sich für die darin behandelten Fragen interessiert, wird dort einen brauchbaren Überblick über die Maßnahmen und Bestrebungen des feindlichen Auslandes zur Bekämpfung des deutschen Handels und zur Förderung des eigenen Wirtschaftslebens finden, wobei ihm ein gutes Sach- und Namenregister den

Überblick erleichtert. Koch hat sich aber keineswegs begnügt, die Gesetze und Verordnungen zu registrieren, durch die deutsche Niederlassungen der Überwachung, Zwangsverwaltung und der Auflösung unterworfen, geistiges, mobiles und immobiles Eigentum beschlagnahmt, der Handel gebunden, die Verträge aufgelöst und die privaten Rechte, wie das Prozeßrecht u. a. eingeschränkt und vernichtet wurden. Man findet vielmehr überall das Bestreben, möglichst konkret über die Praxis des Handelskrieges, die Durchführung der Anordnungen, die Schicksale der deutschen Handelshäuser zu berichten. Der mehr negative Kampf gegen deutsche Werte, der Handelskrieg, fand seine Ergänzung in der Wirtschaftsexpansion, dem Bestreben, eigene Werte an die Stelle der vernichteten zu setzen, indem man vor allem neue Industrien aufbaute, Rohstoffe anderen Gebieten zuführte und allgemein die bei der Gütererzeugung und beim Handel mitwirkenden Faktoren dadurch zu stärken suchte, daß man Fachschulen schuf, das wirtschaftliche Nachrichtenwesen organisierte, Handelskammern im Auslande errichtete und Ausstellungen veranstaltete.

Neben diesen ungeheuren Anstrengungen zwingt uns die auswärtige Valuta und somit die auswärtige Ware um ein Vielfaches über ihren Wert zu bezahlen. Die Folgen davon sind die Abhängigkeit unseres Wirtschaftslebens vom Auslande und bedeutet nicht zuletzt den Zusammenbruch von Firmen; wir können unsere Zahlungsbilanz nur durch Verstärkung unserer Ausfuhr verbessern und dies ist wiederum nur möglich, wenn die vorangesetzten Vorbedingungen restlos erfüllt werden.

Ein anderer wichtiger Punkt liegt zweifellos darin, daß Einfuhrfreiheit die allgemeine Lage in Deutschland besser beeinflußt als die Einfuhrverweigerung von Rohstoffen, die unsere Branche dringend benötigt. Solange dadurch eine Hemmung bei uns hervorgerufen wird, kann an einen Verdienst und an eine vollständige Arbeitsaufnahme nicht gedacht werden. Es ist notwendig, daß die Einfuhr und Finanzierung von unseren Fabrikanten selbst geregt wird und die Regierung wird gut tun, solche berechtigten Maßnahmen nach Möglichkeit zu unterstützen und zu fördern.

Ohne Verstaatlichung und Monopole wird es bei den einschneidenden Umwälzungen nicht abgehen. Während einige Gebiete direkt reif hierfür sind, befinden sich andere auf dem Wege, ein Objekt der Sozialisierung zu werden. In welcher Weise nun ein Vorgehen nützlich ist, kann heute kaum gesagt werden, jedenfalls entsprechen aber Einkaufs- und Verkaufsmonopole im allgemeinen nicht unseren volkswirtschaftlichen Bedürfnissen nach dem Kriege, eher würden gewisse inländische Großbetriebe und Rohstoffe sich hierfür eignen, wo es sich um Ersatz eines Privatmonopols durch ein Staatsmonopol handelt, im Wege der Enteignung und nicht der Konfiskation.

Zu diesen inländischen Rohstoffen rechnet man auch das Holz. In Fachkreisen geht die Ansicht übereinstimmend dahin, daß es im großen und ganzen

im Interesse der Allgemeinheit liegen dürfte, wenn die staatliche Holzerzeugung und der Verkauf auch in Zukunft in ähnlicher Weise vor sich gehen würde wie bisher. Sollte eine Ausschaltung des Zwischenhandels beabsichtigt sein, so wird man hierin nur trübe Erfahrungen machen, anderseits darf nicht vergessen werden, daß der Handel eines geschulten Fachmannes bedarf, der die Verteilung von Rohholz und Schnittholz an die mannigfachen Interessenten und deren besondere Ansprüche nur einzig und allein bewirken kann.

Es werden in der kommenden Zeit gewiß große Anforderungen an unsere Holzindustrien gestellt, wie dies besonders schon jetzt in der Möbelindustrie zu spüren ist, die einem großen Aufstieg entgegensieht.

Wir haben allerdings in deutschen Wäldern einen Holzbestand von ungefähr 338 Millionen Kubikmeter, es hieße jedoch Raubbau treiben, wenn man die Holzeinfuhr nicht wieder herstellen würde, sobald und soweit es die Verhältnisse gestatten; selbst die Einfuhr von Edel- und Luxushölzern ist notwendig, um unsere Exportindustrie wettbewerbsfähig zu machen. Es wäre durchaus verkehrt, wollte man planmäßig mit der Abholzung unserer Wälder vorgehen und die Einfuhr der feineren Holzsorten beschränken. Gerade weil vor dem Kriege schon eines der wichtigsten Probleme unserer Branche der Holzeinfuhrhandel war, sollte man auch jetzt in den alten Bahnen vorwärtsstreben.

Gegenwärtig ist das Interesse andauernd auf die weitere Entwicklung des nordischen Holzmarktes gerichtet, der während der letzten Wochen etwas mehr Bewegung gezeigt hat, wie das sonst um diese Jahreszeit der Fall zu sein pflegt. Wenn auch der Spätsommer keine besondere Lebhaftigkeit mit sich gebracht hat, so wurden doch eine Anzahl Geschäfte mit Schweden gemacht. Bisher sind etwa 600 000 Standards, d. h. 100 000 Standards mehr als zur selben Zeit des Vorjahres, an gesägten und gehobelten Waren von Schweden verkauft worden. Die meisten Abschlüsse durch Schweden wurden trotz der Einkaufsbeschränkung mit England und seinen Kolonien getätigt, an zweiter Stelle folgt Frankreich. Deutschland, Holland und Spanien waren im Sommer kaum am Markt, und die Aussichten für Abschlüsse in der letzten Zeit mit diesen Ländern sind weniger günstig. Mit Holland und Spanien dürften zwar geringere Geschäfte gemacht werden können, mit Deutschland ist kaum zu rechnen, weil dies infolge der schlechten Valutaverhältnisse zweifellos aus Finnland bezieht. Schweden machte im August ziemlich bedeutende Geschäfte mit den südafrikanischen Kolonien zu guten Preisen, während einige Ladungen für Australien zu bedeutend niedrigeren Preisen untergebracht wurden. Augenblicklich ist der Holzmarkt ziemlich still. In England besteht ein Einfuhrverbot für Schreinereiwaren, so daß dieser sonst so große Markt der schwedischen Industrie verschlossen ist. Die Fabriken müssen daher so gut wie ausschließlich für den inländischen Markt arbeiten, der ebenfalls infolge

Darniederliegens der Bautätigkeit außerordentlich klein ist. Die Fabrikanten erwarten in Belgien und Frankreich Absatz zu finden, wo die Nachfrage bald so groß werden muß, daß sie von beiden Ländern selbst nicht gedeckt werden kann. Die Aussichten für größere Lieferungen sind zunächst jedoch sehr gering, da die skandinavischen Preise und die für den Export unvorteilhafte Valuta eine Konkurrenz mit französischen Fabriken nicht zulassen. Auch am Holzfrachtenmarkt kann man die andauernd fallende Tendenz verspüren, trotzdem sich die Raten widerstandskräftiger erhalten, als zu erwarten war.

Für die Lage des Holzmarktes in Norwegen ist bezeichnend, daß nach Pressemitteilungen in den letzten Monaten eine starke Tannen- und Kiefernholzeinfuhr aus Finnland stattfindet, obwohl Norwegen bekanntlich an Tannen- und Kiefernholz große Vorräte hat, die für den eigenen Bedarf mehr als ausreichen. Das finnische Holz kann zurzeit trotz der gegenwärtigen hohen Frachtsätze in Norwegen billiger verkauft werden als das einheimische Holz. Die Sägewerke und Holzveredelungsbetriebe können zwar auf einen guten Absatz zu einigermaßen günstigen Preisen für einige Zeit rechnen, doch ist zu erwarten, daß nach Ordnung der Verhältnisse in Finnland und speziell in Rußland die Holzveredelung in Norwegen allmählich an Bedeutung verliert. Die Möglichkeit liegt vor, daß die Einführung von Planken aus Rußland zur Veredelung nach Norwegen lohnend sein würde, doch hängt das vollständig von der Entwicklung der Verhältnisse in Rußland ab. Infolge Rohstoffmangels in den notwendigsten Bedarfsartikeln für die verschiedenen Fertigfabrikate haben die norwegischen Firmen den Wunsch, mit den deutschen Fabriken wieder in Verbindung zu treten, von welchen diese Artikel schon vor dem Kriege bezogen wurden, sobald diese natürlich in der Lage sind, wieder Friedensware zu liefern.

In Finnland liegen etwa 500 000 Standards an das Ausland verkaufte Holzvorräte, von denen etwa 200 000 schon während des Krieges verkauft und teilweise schon bezahlt wurden, aber unter dem Zwange der Verhältnisse nicht ausgeführt werden konnten. Deutschland hat in Finnland 17 000 Standards gekauft, die schon bezahlt sind, obwohl man sie wegen der Blockade nicht ausführen konnte; letztere ist nun wieder von neuem verhängt worden aus Anlaß des Übertritts einiger Reichswehrtruppen zum russischen Heereskörper. Die Ausfuhr ist aber auch durch den Mangel an Schiffsraum stark behindert, so daß jedenfalls ein großer Teil der jetzt im Lande gelagerten gesägten Holzwarenmenge auf Lager bleiben dürfte.

In Rußland stehen die Sägewerke fast vollständig still, sehr wenig Holz wird gefällt. Die Holzvorräte in den neuen Häfen von Petersburg und Kronstadt sind beschlagnahmt worden, um nach Südrußland geschickt zu werden, wo überhaupt kein Holz zu haben ist. Rußland braucht zum Wiederaufbau seiner verwüsteten Gegenden große Holzmengen, und das von Riga gewöhnlich verschiffte

Holz wird nur für diesen Zweck verwendet, aber die Vorräte dort sind ganz gering. Infolge der Kriegsereignisse ist die industrielle Tätigkeit in Nordrußland sehr gering, auch macht sich der überaus große Arbeitermangel sehr fühlbar. Ferner ist der Mangel an Rohstoffen sehr groß, so daß sich eigentlich kein anderer Ausfuhrartikel findet als Holz. Die großen Waldstrecken an der Dvina sind immer noch in den Händen der Bolschewiki, und das Flößen wird in hohem Grade durch fortwährende Kämpfe längs den Flußufern der Dvina erschwert. Nur ein größerer Import von Rohstoffen könnte die jetzigen Verhältnisse verbessern, aber hier stellen sich die Valutaverhältnisse hindernd in den Weg. Mangel an fremder Valuta und der Rubelkurs erschweren das Geschäft. Von einer Kompensation von Waren kann keine Rede sein. Die einzige, doch, wie bereits bemerkt, beschränkte Möglichkeit wäre, durch erhöhte Ausfuhr von Holz dem Lande ausländische Valuta zuzuführen, die später zum Ankauf der nötigsten Artikel verwandt werden könnte. England ist ausschließlich von Rußland abhängig, soweit Gruben- und Schwellenholz in Frage kommen. Die Holzeinfuhr von Rußland vor dem Kriege stellte ungefähr 75 vom Hundert der gesamten englischen Holzeinfuhr dar.

Die Schwierigkeiten der Wohnungsfrage erscheinen in England gegenwärtig ebenfalls fast unüberwindlich. Von der kommunalen Bautätigkeit erwartet man nicht übermäßig viel. Zwar sind Bewegungen im Gange, eine rege Bautätigkeit in Städten und Gemeinden zu entfalten, aber es entstehen Schwierigkeiten durch die hohen Preise in Baumaterial, wohinzu die steigenden Arbeitslöhne in Verbindung mit der verminderten Arbeitszeit kommen, die Private von jeglicher Bautätigkeit abhalten. Während in den meisten Baumaterialien eigentlich kein Mangel herrscht, sind die Bestände an Holz nicht sehr groß, doch sind bedeutende Mengen in Kanada, im Weißen Meer und in den baltischen Provinzen angekauft und es ist Schiffsraum für die Ausfuhr bereits zur Verfügung gestellt.

In früheren Zeiten hat der Waldbestand Kanadas durch Feuersbrünste und unzweckmäßiges Fällen der Stämme sehr gelitten, während die Bundesregierung jetzt auf die Erhaltung des Waldbestandes eifrigst bedacht ist. Der Bestand an Nutzholz beträgt etwa 903 Milliarden Fuß. Der am häufigsten vorkommende Baum ist die Rottanne. Der ehedem blühende Handel in Faßdauben hat in den letzten Jahren nachgelassen, dagegen ist der Bedarf an Kisten und Kistenholz sehr groß, und da hierfür die weichen Holzarten verwendet werden, sind alle Holzarten zu gebrauchen. Bretter, Platten und Leisten stellen Nebenprodukte jeder Sägemühle dar, während Holzschindeln, die zumeist aus Zedernholz angefertigt werden, mit den wichtigsten Exportartikel Britisch Columbias bilden. Der wichtigste Ausfuhrartikel ganz Kanadas bleibt aber die Holzmasse für Papierfabrikation, ihr Wert stellte sich im Jahre 1917 auf 20,4 Millionen Pfund Sterling. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß Kanada den Holzmassemarkt der Vereinigten Staaten ganz und gar beherrscht, zumal die Qualität der kanadischen Erzeugnisse sich gebessert hat. Verschiedene Papiermassefabriken wurden er-

richtet; ihre Ausfuhr geht nach China, Japan, Australien, Neuseeland. Die ausgedehnten Waldungen in Britisch-Columbia liefern ungeheure Mengen Holz, das für die Holzmasseindustrie sehr geeignet ist, und der reichliche Vorrat an Wasserkräften und Kohlen verbürgen eine günstige Entwicklung der kanadischen Industrie, die vorzugsweise für Schweden eine besondere Bedeutung hat.

Die Produktion von Bauholz in den Vereinigten Staaten hat laut amtlichen Berichten im Jahre 1918 32 760 Millionen Fuß betragen gegen 86 Millionen Fuß im Jahre 1917. Der beträchtliche Rückgang entfällt hauptsächlich auf die südlichen und östlichen Staaten. Schon vor einiger Zeit wurde bekannt, daß die an der Westküste in den Häfen liegenden fünfzig neuen Holzdampfer keine Verwendung finden können, weil sie undicht und deswegen nicht mehr seetüchtig seien. Man versuchte den Verkauf an Private zu bewirken und entschloß sich später auch einen Teil der Holzschiffe nach Schweden abzustoßen, aber die Reedereien zeigten sich nicht geneigt, die Schiffe abzunehmen.

Es hat den Anschein, als ob der Osten und ein Teil des Westens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika infolge des noch immer herrschenden Raubbaues Mangel an Rohstoff leiden, besonders für die Papierfabrikation. Man erwartet eine gute Nachfrage aus allen Teilen der Staaten wie auch der überseeischen Länder und rechnet mit hohen Preisen, sobald genügend Frachtraum zur Verfügung steht. Große Hoffnungen bestehen auch bei der amerikanischen Holzwarenindustrie auf den Export nach Europa, welche Bestrebungen die amerikanische Regierung besonders unterstützen dürfte. Die Pitchpineausfuhr läßt augenblicklich noch zu wünschen übrig, hauptsächlich mangels Schiffsraum und infolge der Valutaschwankungen. Für amerikanische Esche dürfte bei uns kein großer Bedarf vorhanden sein, da genügend gutes und geringeres Material zu haben ist, eher würde Hickory auf Beachtung rechnen können. In Mahagoni sind die Zufuhren bald erwünscht. Blockholz erzielt heute 900 bis 1200 Mark je Kubikmeter und gesägtes 1000 bis 1800 Mark. Amerikanisches Pappelholz ist in steter Frage und kann zu dessen Einfuhr geraten werden, für gewisse Zwecke ist Whitewood unentbehrlich, wenn sich auch die Preise wesentlich höher als für die deutsche Pappel stellen dürften. Amerikanischer Nußbaum ist sehr geräumt, jedoch liegt für diese Holzart kein großer Bedarf vor. Schnittware wird mit 1000 bis 1700 Mark bewertet, gesägtes Satin-Nußbaum mit 550 bis 850 Mark je Kubikmeter. Interesse für Teakholz dürfte in Zukunft schwerlich wieder in gleichem Umfange wie vor dem Kriege zu erwarten sein, weil nur wenig hiervon vorhanden ist. In Ebenholz und anderen Sonder-Holzarten schwanken die Preise andauernd.

Unter Mitwirkung der Verbandes italienischer Holzhändler soll sich in Italien ein Konsortium gegründet haben von Holzindustriellen und Verbrauchern. Das Konsortium soll mit einem Anfangskapital von 25 Millionen arbeiten und alle Geschäfte ausüben, die mit dem Holzhandel und dessen Förderung zu-

sammenhängen. 20 vom Hundert des Reingewinns werden für Kriegsteilnehmer verwendet werden. In der Schweiz ist der Holzerport nach Italien freigegeben, dagegen bedarf es zur Wiederausfuhr österreichischen und deutschen Holzes einer besonderen Genehmigung des technischen Ausschusses in Rom. Die Gesamtlage in der Holzindustrie in Italien ist im allgemeinen befriedigend und die Gründung verschiedener Gesellschaften im Venezianischen und in den neugewonnenen Gebieten zwecks Rodung und Gewinnung von Nutzholz ist im Gange.

In der Schweiz sind die Preise für fast alle Holzsorten um das drei- bis vierfache während des Krieges gestiegen. Besonders der große Kohlenmangel zwang dazu, die Holzbestände zur Feuerung stark in Anspruch zu nehmen.

In Deutsch-Oesterreich wurde mit Rücksicht darauf, daß wegen der mangelhaften Kohlenzufuhr die Bevölkerung Wiens im kommenden Winter hauptsächlich auf Holz als Brennstoff angewiesen sein werde, der Antrag gestellt, eine Kommission zu wählen, welche die Vorarbeiten zur Kommunalisierung des gesamten Holzhandels auszuführen hat. Die Bestrebungen der Gebirgsbauernschaft gehen jedoch dahin, daß die Waldbesitzer sich genossenschaftlich und als selbständige Genossenschaften im freien Handel ihre Unabhängigkeit wahren. Gegen die Sozialisierung der Holzindustrie werde gleichfalls Stellung genommen werden, da es sich um zahlreiche kleine Sägewerke handle, die sich unter keinen Umständen für die Sozialisierung eignen.

Aus den Niederlanden wird über eine Besserung in der Holzfabrikation berichtet. Die Wiederaufnahme der Heringsfischerei bietet den Küfern ausreichende Arbeitsgelegenheit. Die Kistenfabrikation wie die Holzsägereien konnten infolge der größeren Anfuhr von Holz wieder eine große Zahl von Arbeitern einstellen. Das gleiche gilt für die Möbelfabrikation. Die Lage der Spiegel- und Rahmenfabrikation hat sich gegenüber 1918 bedeutend gebessert. Die Rohrmöbelfabrikation befindet sich im Rückgang. Die Holzschuhfabrikation wird durch die belgische Einfuhr stark geschädigt. Es wird meistens auf Vorrat gearbeitet.

Die Einfuhr von Überseehölzern ist inzwischen durch die Aufhebung der Beschränkungen in der Devisenordnung in Fluß gekommen und war dies schon längst sehr erwünscht, weil der Bedarf ein großer ist. Angesichts unserer schlechten Valuta sind die Käufe zurzeit jedoch unlohnend, weil der Händler resp. Importeur keine Aussicht auf Gewinn haben, da das Material zu einem einigermaßen günstigen Preise nicht erworben werden kann. Angesichts dieses Umstandes sind die amerikanischen Hölzer im Preise sehr hoch gegangen und demzufolge haben in Deutschland die Preise ebenfalls nicht unbeträchtlich angezogen. Unsere Vorräte sind jetzt im Auslande sehr begehrt und es ist daher ein vollkommenes Ausfuhrverbot in Aussicht genommen. Auch in inländischen Hölzern macht sich nach dem Bericht eines Hamburger Importeurs, durch den niedrigen Markkurs hervorgerufen, im neutralen Auslande eine vermehrte Nachfrage bemerkbar. Besonders eine Ausfuhr in bearbeitetem Zustande ist ja zur Vermehrung unseres Exportes

zu wünschen. Um nun aber unsere Ware, die heute als einziges wirksames Zahlungsmittel gilt, nicht zu verschleudern, dürfte es sich empfehlen, bei neuen Abschlüssen den Verkaufspreis nicht nur den Kursverhältnissen entsprechend zu stellen, sondern denselben in der Währung des betreffenden Landes aufzumachen. Da unsere Valuta sich zunächst kaum bessern wird, ist das einzugehende Risiko für kurzfristige Abschlüsse nicht erheblich. Wie schon zu Eingang hervorgehoben, liegt es jetzt vor allem an der Regierung, den guten Willen des Handels zu unterstützen und durch schnelles Handeln einer Valutahebung und günstigsten Einfuhrmöglichkeiten die Wege zu ebnen.

Die Marktlage deutscher Laubhölzer ist bei ruhigem Geschäftsgange sehr fest. An den Nadelrundholzmarkt wurden erhebliche Anforderungen gestellt, mit denen das Angebot nicht gleichen Schritt hielt. Unter den ungünstigsten Beförderungsverhältnissen litten die weitab von den Waldgebieten gelegenen Sägewerke. An dem meist begehrten Starkholz herrscht die größte Knappheit. Bei den in letzter Zeit in den Forsten stattgehabten spärlichen Verkäufen entbrannte sehr heftiger Wettbewerb, angesichts dessen die Anschläge zum Teil erheblich überschritten wurden. Die starke Nachfrage nach Brennholz hat gerade den Grubenholzmarkt befestigend beeinflußt. In Anbetracht der großen Kohlenknappheit ist mit einer weiteren Knappheit zu rechnen, obgleich die Regierung Verfügungen erlassen hat, um den kommenden Einschlag nach Möglichkeit zu vergrößern. Zu der gewaltigen Nachfrage tritt die Schwierigkeit des Abtransportes. Der Einkauf von Brettern aus erster Hand ist bei den höhergehenden Preisen ein zunehmendes Wagnis. Die Hobelwerke interessierten sich hauptsächlich für bessere Ausschußware, die Kistenfabriken beteiligten sich nur gering am Einkauf. In Verbindung mit der Verteuerung der Rohware zogen auch die Preise der Hobelware an, andererseits bestand ein knappes Angebot in besseren Rohbrettern.

Die Nachfrage nach geschnittenem Tannen- und Fichtenbauholz war lebhaft, die Andienung aber nicht immer dem Bedarf entsprechend. Mit üblicher Waldkante geschnittenes Bauholz wurde vom Schwarzwald aus selten unter 200 Mark das Kubikmeter frei Bahnwagen oberrheinischer Stationen angeboten.

Gewiß haben wir während der letzten Zeit manche Enttäuschung erleben müssen, aber die deutsche Leistungsfähigkeit ist noch nicht soweit abgestumpft, daß sie am Boden liegt. Wie man's machen muß, ist bereits in dem Vorangegangenen genügend beleuchtet und möchte zum Schluß nochmals betont werden, daß es keineswegs zweckmäßig ist, den Weltmarkt mit billigen deutschen Erzeugnissen zu überschwemmen, wie dies vor dem Kriege so oft geschehen ist, sondern nur hochwertige Waren bilden die beste Empfehlung auf dem Weltmarkt. Deutschland muß heute, wie die Verhältnisse nun mal liegen, aus seiner Exportindustrie und seinem Exporthandel alles Erreichbare herausholen; um seine Lage zu verbessern, ist ausschließlich bei Verkäufen ein möglichst hoher Preis zu verein

baren, weil solches ohnehin schon der niedrige Stand unserer Valuta bedingt, und steht es wohl auch zweifellos fest, daß wir nichts zu verschenken haben. Es darf keinesfalls zu billigen Preisen geliefert werden, zumal den Verlust in letzter Linie der Exporteur bezw. das Volk zu tragen hat. Wir müssen den verloren gegangenen Kredit im Auslande wieder herzustellen versuchen und ist es Pflicht unserer Handelswelt, das bestehende Mißtrauen zu beseitigen, das dem deutschen Handel ehedem entgegengebracht worden, und nicht zuletzt muß der deutsche Kaufmann auch mit aller Schärfe die Abschaffung der bürokratischen Knebelung des deutschen Ausfuhrhandels fordern.

Dr. Siegfried: Kubismus.

In der Berliner Kunstausstellung hängen zwei Bilder eines Oscar Fischer aus Karlsruhe, „Das Haus am Meer" und „Der Sprung" (1136 und 1137). Wer den Saal, in dem sie hängen, betritt, glaubt im Lachkabinett zu sein. Bei fast allen Beschauern macht sich die in den vorigen Sälen der Novembergruppe angesammelte Entrüstung hier im Ausbruch fröhlicher Heiterkeit Luft: „Das soll ein Bild sein! Das ist ja glatter Unsinn; hier sieht man's endlich klar, diese Maler sind ganz einfach verrückt."

All diese Menschen können wie die Kinder lachen beim Anblicke dieser Seherbilder, tanzen dahin am Rande des fürchterlichsten Abgrundes, vor dem die geschichtliche Menschheit je gestanden hat, hören nicht — wie einst — den erschütternden Kassandraruf.

Jede Kunst ist Ausdruck des Geisteslebens ihrer Zeit. Sie ist nicht das Abbild des Lebens, das ein Volk tatsächlich geführt hat, wie unsere Vorfahren z. B. von „der erhabenen Ruhe der Griechen" lehrten; wir wissen heut, daß das griechische Leben alles andere eher war als ruhig. Gerade im Gegensatz zur Wirklichkeit, in der sie lebten, schufen sich die edelsten Schöpfer Griechenlands eine schöne Welt des Scheins, in die ihre Herzen flüchten konnten aus der Unruhe des Daseins. Nur in ihren Herzen waren zunächst die Züge dieser Welt, darinnen wurden sie geboren, darinnen aber müssen sie auch gewohnt und gelebt haben. Genau so wie wir es heut noch an ihren Werken sehen und erleben, sah das Herz der Griechen aus, muß es in einem Griechenherzen ausgesehen haben.

Die Kunst einer Zeit vermittelt also die Anschauung, wie es zu dieser Zeit im Herzen eines Volkes ausgesehen habe, zu mindest in dem Herzen seiner Besten, seiner Führer, seiner beredten und stummen Dichter.

Wenden wir diesen Satz der Erfahrung auf den Kubismus an, — und das dürfen wir in der Tat; denn zum Vergnügen malt uns kein Mensch diese bunten

Dreiecke, Kugeln, Eier und Spiralen vor, zum Vergnügen gibt sich kein Mensch der allgemeinen Lächerlichkeit preis, er tut es nur, wenn er, das Beste erstrebend, nicht anders kann, wenn er so muß — also sag ich: wir haben ein Recht, jenen Satz der Erfahrung auf den Kubismus unserer Tage anzuwenden, packt uns da nicht ein Grauen an: so sollte es in den Köpfen unser aller aussehen, zumeist aber in denen unserer Besten, unserer Führer, in den Herzen unserer beredten und stummen Dichter?! Mit unentrinnbarer Gewißheit werden unsere Enkel aus der Kunst unserer Tage den Schluß ziehen: so zerrissen, so zusammenhanglos, so zerbrochen war die Welt in den Herzen der Menschen dieser Tage.

Nein, ruft da ein jeder, wir sind doch nicht verrückt geworden, wir sind doch nicht sinnlos, wir haben doch unsere gesunden Sinne, mit denen wir die Welt sehen, wie sie ist . . es ist doch lächerlich zu behaupten, in unseren Köpfen sähe die Welt so aus, wie in den Hirnen dieser Maler.

So einfach liegt die Sache allerdings nicht. Selbstverständlich sehen wir die Welt zusammenhängend, sofern wir nur von ihrer gewissermaßen photographischen Aufnahme mittels unserer Sinne sprechen. Aber nehmen wir nun einmal das Welt b i l d an, das wir uns machen auf Grund alles dessen, was wir gesehen, gelernt, gehört haben, besonders durch die Naturwissenschaften. Ist das Bild einheitlich, ist das zusammenfassend? Ist nicht in zahllosen Schriften der letzten Jahre nachgewiesen worden, daß jede wissenschaftliche Betrachtung, jeder Wissenszweig nur einen willkürlich begrenzten Ausschnitt erfasse des gesamten Weltgeschehens? Und segeln wir nicht dennoch hemmungslos immer weiter auf diesem Wege, neue Ausschnitte zu schaffen, in unabsehbare — sinnlose — Fernen? Die eine einzige Frage, deren Antwort allein den Zusammenhang schaffen könnte, die Frage nach dem Warum allen Geschehens, haben wir zu stellen längst verlernt: warum herrscht bald dies, bald jenes Naturgesetz, warum machen den einen dieselben Umstände krank, den anderen nicht, warum braucht der eine dies zum Leben, der andere das, warum herrscht heute Regen und morgen Sonnenschein, warum gibt es heute Frieden und morgen Krieg? Blinder Zufall ist es, warum bald dies, bald jenes unserer Naturgesetze in Gang gesetzt wird. Sage niemand, wir hätten für alle diese Dinge eine Antwort gebende Wissenschaft. Die Wissenschaft setzt Maße, nach denen diese Geschehen gesetzlich ablaufen, aber nicht eine einzige dieser Fragen beantwortet sie, sie schiebt die Grundfrage des Warum nur einige Schritte hinaus. Von den Dingen wissen wir nichts, nichts, als was wir selbst in Form der Gesetze herantragen, in die Dinge hineintragen. Dies Wissen von unserem e i g e n e n Tun und Können an den Dingen also, nicht von den Dingen selbst ersetzt uns die Welt, den meisten von uns, gerade unseren Besten und Führern. Die gewußte Welt i st ihnen die Welt, die Welt ist ihnen kein Rätsel mehr; sie liegt offen vor ihnen als das Bild der Summe ihres Wissens.

Was ist aber das Bild des Kubisten anders? Ist es nicht gleichfalls eine Unsumme von Farbausschnitten seines Könnens, seiner Palette, willkürlich begrenzt,

durch Zufall scheinbar allein zusammengestellt? Kann es für das naturwissenschaftliche Weltbild unserer Tage ein treueres Abbild geben als solch kubistisches Werk?

Bis vor kurzem stand die Wissenschaft bei Uneingeweihten in dem Ansehen, als vermittelten ihre Gesetze ein gesetzlich bedingtes und darum harmonisch geschlossenes Naturganzes. Daß die Auflösung in Gesetze die Natur selber zerstörte, uns zwar freimachte von der Willkür eines strafenden oder lohnenden Richters, damit zugleich aber uns zum hilflosen Spielball blinden Zufalls machte, mußte erst in das Bewußtsein der Laien gelangen, damit diese der Wissenschaft einen Spiegel vorhalten konnten, eben in den kubistischen Bildern.

Was von der Naturwissenschaft gesagt ist, gilt von allen anderen Zweigen unseres Geisteslebens. Man nehme eine Zeitung zur Hand, selbst eine Monatsschrift: ist sie nicht eine Unzahl kleiner, willkürlich begrenzter Ausschnitte des Lebens, durch Zufall gerade in dieser Zusammenstellung dem Leser vorgelegt, durch nichts Notwendiges zusammengehalten?

Und zum Schluß denke man an unser Wirtschaftsleben. Fast täglich kann man lesen, wie einzelne Wirtschaftszweige selbständig sich entwickeln oder für sich gefördert und dadurch andere geschädigt werden, die auf jene angewiesen sind. Es fehlt das Zusammenarbeiten der einzelnen Zweige, die einheitliche Leitung, die vereinigende Hand, die zusammenfassende Idee. Unser Wirtschaftsleben ist aufgelöst in lauter einzelne sich selbst rücksichtslos durchsetzenwollende Teile.

Nehmen wir dazu noch das Bild unserer nächsten Zukunft. Erfüllt nicht grade die Besten, die Führer, bange Sorge, was werden wird? Sehen nicht gerade sie am Ende des Wirtschaftskampfes, den Deutschland in sich jetzt kämpft, den völligen wirtschaftlichen Zerfall vor Augen? Irgendwann einmal wird die Not unser Volk ja wieder zur u n b e d i n g t e n Arbeit führen und in ihr wieder vereinen; aber bis dahin schreiten Auflösung und Zersetzung fort und fort. . . . Dreimal wehe über unser Volk, wenn der Kubist als Dichter-Seher richtig vorausgesehen hat, welch Chaos uns bevorsteht . . . Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Öffentliche Bildersammlungen sollten die charakteristischsten Bilder dieser Kubisten ankaufen. Alle berechtigten Gesichtspunkte, die sonst beim Ankauf von Bildern Geltung haben, sollten die Leiter solcher Sammlungen vorurteilsfrei beiseite setzen und diese über alle Maßen kennzeichnenden Anschauungsbilder unserer Zeit erwerben; den gegenwärtigen Beschauern zur Warnung, wie es kommen kann und soll, wenn wir nicht uns besinnen, wenn wir nicht ablassen, Bedingungen zu stellen, ehe wir arbeiten; und den zukünftigen Geschlechtern zur Belehrung — zu einer Belehrung, die durch nichts gleichwertig Anschauliches ersetzt werden kann, — wie es in unserer Zeit ausgesehen hat, hoffentlich nicht in Wirklichkeit, aber in den sorgenden Herzen unserer Besten, unserer Führer. Oder soll die Nachwelt lieber nicht erfahren, welch grauenvolle Bilder von Auflösung, Chaos, Verzweiflung darinnen wohnen?

Prof. Dr. Moriz Benedikt: Briefwechsel mit Haeckel (1918).

(Schluß.)

Halle, 1. 2. 1918.

Hochgeehrter Herr Kollega!

Heute nur in Eile meinen herzlichsten Dank für Ihren freundlichen mir sehr interessanten Brief vom 28. 1., den ich soeben erhielt, und für Ihre Büchersendung. P. S. Jena, 4. 2. 1918. Eben im Begriffe diese Karte, die zufällig liegen blieb, abzusenden, erhalte ich das Manuskript Ihres langen „offenen Briefes". Ich habe denselben mit großem Interesse wiederholt gelesen und werde Ihnen im Laufe der nächsten Woche eingehend beantworten. Zur Zeit bin ich durch dringende Familienpflichten sehr in Anspruch genommen. Mit wiederholtem besten Danke, Ihr ergebenster Ernst Haeckel.

Antwort von Haeckel.

Herrn Professor Dr Moriz Benedikt, Wien IX., Mariannengasse 1, Psychologen und Biomechaniker. —

Jena, 28. Februar 1918.

Hochverehrter Herr Kollega!

Seit 5 Wochen bin ich krank und arbeitsunfähig. Mein altes Herzleiden hat sich infolge zunehmender Arteriosklerose (mit 84 Jahren) so verschlimmert, daß ich nur noch auf wenige Monate Lebenszeit rechnen kann. Dieser bedauerliche Zustand muß es entschuldigen, daß ich erst heute auf Ihre beiden freundlichen (Anfang Februar erhaltenen) Briefe vom 28. und 31. Jänner, sowie des „offenen Briefes", der mich sehr interessierte, antworten kann. Wenn ich einige Jahre jünger und arbeitsfähig wäre, würde es mir zur besonderen Freude gereichen, den „offenen Brief" ausführlich zu beantworten und zu versuchen, mich mit Ihnen über die wichtigen darin behandelten Fragen zu verständigen. Dazu reichen aber meine schwachen, täglich mehr sinkenden Kräfte nicht mehr aus. Die „Kristallseelen", die Anfang November 1917 erschienen, sind meine letzte Publikation gewesen. Ich muß mich daher darauf beschränken, Ihnen in möglichster Kürze folgende Erwägungen zu unterbreiten und um deren geneigte Berücksichtigung zu bitten.

I. Das Buch über „Kristallseelen" soll eine naturphilosophische Skizze sein, welche weitere gebildete Kreise (besonders Lehrer und Ärzte) über meine persönlichen Ansichten vom „Leben der anorganischen Natur" orientieren soll.

II. Die wesentlichsten Anschauungen dieser knapp gefaßten Skizze (deren Abfassung im Sommer 1917 unter großen inneren und äußeren Hindernissen erfolgte) sind von mir schon 1866 (— vor 52 Jahren —) im zweiten Buche meiner „Generellen Morphologie" ausführlich begründet worden, ohne die Anerkennung der Schule zu finden.

III. Die wünschenswerte ausführliche Begründung dieser monistischen und „antivitalistischen" Ansichten, die erst seit 1904 (vergl. Vorwort) durch die Entdeckung der „flüssigen Kristalle", der „kernlosen Zellen", der Mreme der Zellseelen, u. s. w. eine feste neue Gestalt genommen haben, würde eine umfangreiche Erörterung und Kritik der betreffenden Literatur erfordern und dadurch den Umfang des Buches um das Mehrfache vergrößert haben. Der Druck würde aber bei dem herrschenden Papiermangel ganz unmöglich geworden sein — abgesehen davon, daß meine Kräfte dazu nicht mehr ausreichten.

IV. Unter den vielen Mängeln meiner flüchtigen Skizze, die mir als „halbgebildeten Dilettanten" (vergl. Vorwort) wohl bekannt sind, rügen Sie mit Recht, daß ich viele der wichtigsten Vorgänge auf diesem schwierigen Gebiete nicht genannt habe, so vor allem Ihre eigenen gedankenreichen Arbeiten über Biomechanik, Kristallisation und Morphogenesis, Seelenkunde u. s. w. — ferner die wichtigen Arbeiten von Schroen, Herrera, Harting, Bütschli und Quincke, u. s. w. u. s. w. — Aber die Besprechung und Kritik derselben würde umfangreiche und weitschweifige Erörterungen erfordert haben, abgesehen davon, daß nur ein Teil derselben mir richtig erschien, ein anderer Teil dagegen irrtümlich.

V. Was speziell die umfangreichen und sehr interessanten Arbeiten von Schroen betrifft, so habe ich zwar seine großartigen Sammlungen und Präparate und wichtigen Abbildungen sehr bewundert, die er vor 12—20 Jahren hierselbst unserer medizinisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaft vorführte. Zugleich habe ich aber seinen Mangel an Kritik bedauern müssen, mit dem er seine kühnen (zum großen Teil phantastischen und unhaltbaren Hypothesen) hartnäckig verteidigte. Er war ganz unzugänglich den vielen Einwänden gegen dieselben, die von Seiten der vergleichenden Anatomie und Histologie dagegen erhoben wurden.

VI. Meine eigene neue Auffassung der „Kristallseelen", wie sie durch die Gliederung in die vier Kapitel: 1. Kristallobik, 2. Probiontik, 3. Radiobik, 4. Psychomatik gekennzeichnet ist, gründet sich in erster Linie auf die vergleichende Biologie der Probionten und der Radiolarien, mit deren Spezial-Studium ich 60 Jahre meines Lebens zugebracht habe. (Vergleiche meinen „Concordia-Vortrag", Wien 1878, über „Zellseelen und Seelenzellen"). —

VII. Die von Ihnen erfolgreich vertretene „Rutenlehre" und Magnetisationstheorie bedaure ich nicht für richtig halten zu können, ebenso Ihre eigentümliche

Anthropogenie, die von der meinigen (1874) palaeontologisch begründeten wesentlich abweicht.

VIII. Das Manuskript Ihres interessanten offenen Briefes (vom 28. Jänner 1918) würde ich gerne als wertvolles historisches Dokument der originellen Sammlung des hiesigen Haeckel-Archivs einverleiben, welches jetzt als „Zentralorgan für Monismus und Entwicklungslehre" in der hiesigen Universitäts-Bibliothek untergebracht ist. (Archivar: Dr. Heinrich Schmidt, Jena, Pfaffensteig 5). Falls Sie aber wünschen, sende ich es Ihnen zurück. Mit wiederholtem herzlichen Dank und besten Wünschen für Erfolg Ihrer monistischen Bemühungen. Hochachtungsvoll Ihr ergebener Ernst Haeckel.

* * *

Wien, Anfangs März 1918.

Hochverehrter Meister!

In einer Zuschrift vom 4. 2. d. J. versprachen Sie mir eine eingehende Beantwortung meines offenen Briefes. Inzwischen erhielt ich die schmerzliche Nachricht von Ihrem schwer getrübten Gesundheitszustande und dennoch haben Sie mir vom 28. Feber einen vier Seiten langen Brief und außerdem eine lange Notiz zugeschickt, wofür nicht nur ich, sondern die Wissenschaft Ihnen großen Dank schuldet.

Aus Ihrem Zirkular: „Dank und Abschied", ersehe ich mit Freuden, daß Sie die volle Zuversicht haben, daß Ihre Weltanschauung eine große Zukunft habe. Es sind jetzt schon außer der relativ kleinen Schar der Ihnen bekannten Anhänger bereits Millionen unter den Intellektuellen und den arbeitenden Volksschichten, besonders in Frankreich, Italien und in Rußland, selbst in der zaristischen Ausdehnung, sobald der kulturfeindliche Fanatismus der jetzt herrschenden Anarchisten und Kommunisten nach dem befriedigten Landhunger der Bauern besiegt sein wird, die Ihre Anschauungen teilen, wenn sie auch in der Öffentlichkeit nicht die Monisten-Uniform tragen und sich oft nur sehr scheu zu ihr bekennen.

Sie sind der Überzeugung, daß der Neubau der zerrütteten Kultur nach dem Kriege in unserm Sinne wirken wird. Das ist zweifellos. Besonders aus der russischen Volksseele heraus wird die Geistesfreiheit zur allgemeinen Tatsache werden.

Daß auch nur ein geringer Teil Ihrer Lebensarbeit verloren sei, ist nicht im mindesten zu fürchten. Von Ihren speziellen Facharbeiten ist dies selbstverständlich. Aber auch von Ihren naturphilosophischen Leistungen wird kein Jota verloren gehen. Ihre Arbeiten sind klassisch, d. h. sie bleiben wahr, wie auch die Wissenschaft sich vertieft, verbreitert und ihr Höhenniveau steigert.

Jede Gestaltung, welche ein Gelehrter in den unendlichen Block der Wissenschaft hinein- und heraushaut, ist selbstverständlich nur ein Torso, an dem wichtige

Teile fehlen, welche der weitere Fortschritt ergänzt oder selbst verändernd wirkt Aber die klassische Leistung verliert ihren kulturhistorischen Wert nicht.

Ihre Lehre von der Anthropogenesis und Ihr „Stammbaum" des Menschengeschlechtes sind ein unverwüstlicher Gewinn für die Lösung der betreffenden Erkenntnisprobleme, wenn auch von andern Gesichtspunkten aus sich eine differente Anschauung ergibt. Sie ersehen aus meiner Monographie: „Biomechanik", daß ich andrer Anschauung wie Sie bin, und dennoch spreche ich als Kulturmensch mit Begeisterung von der Ihrigen. Dies wird Ihnen paradox erscheinen und ich erlaube mir eine etwas ausgreifende Erklärung abzugeben:

Wenn mir das Schicksal noch die gehörige Arbeitszeit gönnt, gedenke ich eine Wanderung durch die Lösungsversuche der großen Erkenntnisprobleme in der Geschichte der Philosophie zu machen. Ich bin bis jetzt zu dem Schlusse gekommen, daß die scheinbarst größten Widersprüche wesentlich die Wahrheit enthalten. Ich will ein Beispiel anführen: Besonders wir Naturwissenschaftler hegen keinen Zweifel, daß der Satz: „Es gibt nichts im Bewußtsein, was nicht früher in den Sinnen war, und daß das Gehirn des neugeborenen Kindes eine völlig unbeschriebene Tafel sei", richtig ist. Aber größte Denker, abstrahierend von antiken, sind Aprioristiker, d. h. sie lehren, daß im Seelenleben angeborene Begriffe und Anschauungen vorhanden sind. Ich nenne Leibniz, Spinoza, Kant. Hier scheint ein kolossaler Widerspruch zu bestehen, der dadurch nicht ausgeglichen ist, daß die Aprioristiker den Sinnen eine große Rolle zuschreiben. Ich neige mich vollständig der ersten Ansicht zu, halte aber die Aprioristik für vollständig berechtigt. Aprioristisch ist nämlich die Anlage und Entwicklung der Sinnesorgane und des ganzen Seelenorgans und unsre ganze Entwicklung hängt mit den Erscheinungen und Kräften des Kosmos zusammen. Ohne diesen Apriorismus könnten die Sinnesorgane überhaupt keine richtigen Eindrücke von Materie, Energie und Bewegung erhalten. Das Gewebe des Nervensystems ist Gewebe aus dem allgemeinen Weltgewebe, die einander „angepaßt" sind.

Die unverläßliche Aufklärung durch die Sinne ist ein Produkt der Einseitigkeit und Unvollständigkeit der Eindrücke, aus denen falsche Begriffsbildungen und Schlüsse hervorgehen, wenn die Lückenhaftigkeit der Wahrnehmungen nicht erkannt wird.

Diese Einseitigkeit wird immer ergänzt und die Lückenhaftigkeit der Voraussetzungen für Schlüsse immer mehr begrenzt. Zudem rührt die gewaltige Mehrheit unsrer Begriffe und Anschauungen von der „Erziehung" im weitesten Sinne ab und werden in uns mit allen Fehlern hineingetragen. Bei diesen übernommenen Begriffen, Schlüssen und Anschauungen fehlt das Sicherheitsventil der direkten persönlichen Sinneseindrücke und Erfahrung.

Ihr „Stammbaum" des Menschengeschlechtes ist ein individuelles Meisterwerk. Nur ein Mann von Ihren Kenntnissen und Erkenntnissen, mit jener

schöpferischen Phantasie (Kombinationsfähigkeit) ausgestattet, die Leibniz als das wichtigste Requisit wissenschaftlicher Schöpfung erkannte, konnte diese Leistung vollbringen.*)

Bei Ihrer Anschauung folgen sich die höheren Pflanzen und Tierorganismen auseinander von den ersten Anfängen der unterzelligen Lebewesen bis zu den höheren Gattungen.

Nach meiner Anschauung entwickeln sich die Organismen aus denselben ursprünglichen Formen nebeneinander und darum findet man bei den höheren Organismen vom ersten Keim an Anklänge an verschiedene niedere. Die kleinsten Nuancen von Stoffeigenschaften, Stoffverteilung und vorhandenen Energien in Harmonie mit der fördernden Umgebung entstehen weiter — und andersorganisierte Wesen. Bleibt die mannigfache Übereinstimmung der verschiedenen Zellen und Gewebe in den höhern Organismen mit denen der niedern.

Die Vergleichung der prähistorischen mit der historischen Flora und Fauna beweist den kolossalen Einfluß des kosmischen Milieus.

Bei der Entwicklung von den niederen Wesen zu den höheren und noch mehr bei der Entwicklung aus anorganischen Gebilden spielte das Auftreten von Stoffen mit hohem Molekulargewicht und von diesen, bei chemischer Isomerie, in den verschiedensten Nuancen, deren Mischung in außerordentlich verkleinerten Teilen mit dem betreffenden Zuwachse der dadurch bedingten gesteigerten Energietätigkeit bei der Entwicklung zu einer höheren Stufe eine große Rolle. Durch letztere Beeinflussung wurden die Teilungs- und Abscheidungsvorgänge im höchsten Grade beeinflußt und die Gesamtentwicklung zum Teil in andre Bahnen gelenkt. Die Zellen konnten mehr differenzierte Leistungen übernehmen.

Die Differenzierung der Zellen ging durch „Zwang" zur Funktion weiter vor sich. Schon bei niederen Formen wurden einzelne Zellen zur Leitung des „Saftstroms", also zur Primitivform des Gefäßsystems, andre Zellen übernahmen die Rolle der Ableitung der in den Zellen auftretenden Reize oder die Zuleitung von ihren nötigen Reizen, und so entstand die „Primitivform" des Nervensystems.

Aus der ersten Primitivform entwickelte sich das Gefäßsystem; aus der zweiten das der Kräfteverteilung im ganzen Organismus. Alle diese Entwicklungsphasen entstanden durch und parallel harmonisch mit den kosmischen Verhältnissen in verschiedenen Epochen nacheinander und es ist eigentlich paradox anzunehmen, daß betreffende Gattungskeime nur vereinzelt zustandegekommen seien und an einzelnen Orten.

Ich habe dies alles in meiner Monographie: „Biomechanik und Morphogenesis" ausführlich entwickelt.

---

*) Nur Jene, die im Rahmen der Schule weiter aufbauen, aber keiner grundlegenden Meisterschöpfung fähig sind, verkennen und verhöhnen die Bedeutung der „Phantasie" in der Wissenschaft.

Man sieht, daß die Entstehung neuer Arten durch ein Zusammentreffen von geeigneten Stoffen mit ihren Energien und der passenden kosmischen Umgebung zu Stande kommen.

Die Entstehung neuer Arten ist ein „Ereignis" innerhalb der enormen Tätigkeit in der Natur und nicht im anthropomorphistischem Sinne als Ergebnis eines „Bauplanes" und eines „Zweckes".

An diese Baumöglichkeit mit vollem Gelingen des Baues reiht sich die „Ideenlehre" Platos.

Als solche dachte sich der griechische Philosoph den gelungenen Bauplan der Natur. Für ihn waren diese „Ideen" das wirklich Reale, während er von der Einreihung der nach diesem „Plane" entstandenen Einzelwesen keine klare Anschauung hatte. Er bezeichnete sie als „Vielheit" in der Einheit. Durch diese Verwirrung entstand der verworrene und verwirrende Streit der „Realisten" und „Nominalisten" bis zum Ausgang des Mittelalters, obwohl schon antike Denker die „Pferdigkeit" Platos verhöhnten und sein großer Schüler Aristoteles die Ideenlehre verwarf. Dieser große Stagirite erkannte, daß die Zweckstrebigkeit („Entelechie") schon im Keime jedes Einzelwesens einer Gattung vorhanden sei, welche zur vollen Durchlebigkeit nötig sei, und dazu gehört auch die Fortpflanzungsfähigkeit. Er hat dabei den „Zweck" zu sehr doktrinär als „Kategorie" aufgefaßt. —

Ich komme nun zur Erörterung Ihrer Ablehnung der „Wünschelrute" und damit des Pendels. Ich kann darüber nicht verwundert sein, weil Ihre akademische Jugend in die Epoche des schmählichen Kesseltreibens von Seite der hochbedeutendsten deutschen Gelehrtenwelt gegen den hochstehenden und ganz mißverstandenen Reichenbach fällt, der im Momente des gegen ihn in Deutschland tobenden Sturmes von den Wiener Gelehrten, die seine Anhänger und Adepten waren, feige im Stich gelassen wurde. Und dennoch bin ich über Ihre Ablehnung sehr verwundert. Sie sind doch unter allen deutschen Naturforschern der beste Kenner und ein Bewunderer des großen Naturforschers Johann Wolfgang Goethe. Dieser hat mit seinem in der Kulturgeschichte ohne gleichen dastehenden voraussetzungslosen Tatsächlichkeitssinne die „Ruten- und Pendeltatsachen" anerkannt, obwohl er seinerzeit nicht den geringsten Anhaltspunkt für deren Verständnis haben konnte und sie für seinen Beobachtungs- und Ideenkreis ganz unvermittelt auftauchten. Aber Goethe gehörte nicht zu den „gelernten" Gelehrten; er war ganz Autodidakt und daher auch unbefangen. Sie, geehrter Meister, gehören zu den „gelernten" Gelehrten, die viel Kennen und Können (aber auch vorgefaßte Meinungen) aus der Schule mitgebracht haben. Hätte ich das Glück, mit Ihnen, wenn auch nur durch zwei Stunden, eine Besprechung über die Frage mit Zuziehung von Demonstrationen zu haben, und wäre Ihr Gesundheitszustand geeignet, auf solche Fragen einzugehen, so würden Sie gewiß

ein Adept der Lehre und als Eingeweihter ein offener Bekenner sein. Sie würden die außerordentliche Bedeutung der dabei zugrunde liegenden Emanationserscheinungen erfassen und zwar für den ganzen Stoff- und Energieaustausch im Kosmos und innerhalb der Materie überhaupt. Daß diese Fragen eine kolossale Bedeutung für den Wohlstand der Menschheit haben und die urgeheure ökonomische Verwüstung des jetzigen Krieges auszugleichen imstande seien, würde Sie als Menschen und Kulturfreund gewiß mehr als nebenbei interessieren.

Geehrter Meister! Als Sie seinerzeit die Einführung der evolutionistischen Anschauung in den gesamten Schulen verlangten, war dies vor allem taktisch noch nicht zeitgemäß. Da hielt bekanntlich Virchow 1877 seine Rede gegen Sie auf der Münchener Naturforscherversammlung. Als ich ihn 1878 in Paris traf, fragte er mich, wie mir seine Rede gefallen habe. Diese war gewiß vom Standpunkte der Redekunst die beste, die er je gehalten hat, und übte eine große Wirkung aus. Ich erklärte ihm aber, daß, wenn man selbst vom taktischen und strategischen Standpunkte mit seiner Rede vollständig einverstanden ist, so müsse man doch erklären, daß sie nicht gehalten werden sollte. Betroffen fragte mich Virchow: Warum? Ich sagte ihm, wir unabhängig denkenden Naturforscher müssen eigentlich zumeist gegen jene mächtigen und politisch einflußreichen Männer ankämpfen, welche die gefährlichen Gegner der Geistesfreiheit in der Wissenschaft und im Leben sind. Wir sollen aber nicht vorgehen, wenn einer von uns Meinungen äußert und Anforderungen stellt, mit denen wir nicht ganz einverstanden sind. Virchow erzählte mir, Bismarck habe die Mittel für ein anthropologisches Museum verweigert, wenn nicht ein hervorragender Naturforscher gegen Haeckel auftritt; dies sei der Grund gewesen, daß er sich zur Münchener Rede entschlossen habe. Entre nous glaube ich, daß Eifersucht gegen Ihre Popularität psychologisch mit im Spiele war.

Antwort Haeckels auf den zweiten „Offenen Brief".

Jena, 4. 4. 1918.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Als ich vor 3 Wochen Ihren zweiten „Offenen Brief" erhielt, hat er mich so interessiert, daß ich den Wunsch hatte, ihn sogleich umgehend zu beantworten. Aber schon der erste Versuch dazu mißlang völlig. Meine Gesundheit nimmt immer mehr ab; die Beschwerden, die mit der senilen Arteriosklerose und Herzschwäche verknüpft sind, machen mir jede geistige und körperliche Anstrengung unmöglich!

Auch die Mittel dagegen, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe (vom 11. 3.) gütigst empfohlen, haben keinen Erfolg gehabt; es wird also wohl dabei bleiben, daß die „Kristallseelen", für die Sie sich so freundlich interessieren, meine letzte Arbeit gewesen sind.

Wiederholt muß ich lebhaft bedauern, daß es mir nicht mehr vergönnt ist, in mündlicher Diskussion mit Ihnen über die wichtigen naturphilosophischen und speziell psychologischen Fragen auseinander zu setzen, die uns beide in gleichem Maße interessieren. Wir würden gewiß in kurzer Zeit zu einer befriedigenden Verständigung kommen. Schriftlich ist das leider nicht möglich.

Ich halte deshalb auch die Publikation Ihrer beiden gedankenreichen „Offenen Briefe" (falls ich nicht mehr zu einer sachlichen Erwiderung kommen kann) für unfruchtbar.

Für den Fall, als diese flüchtigen Zeilen die letzten an Sie gerichteten sein sollten, wiederhole ich mit dem Abschiede meinen herzlichsten Dank für das warme und tiefe Interesse, das Sie meiner langen Lebensarbeit geschenkt haben, und bitte Sie zugleich, mir dasselbe auch ferner zu bewahren.

Ihre wertvollen Sendungen — Briefe, Manuskripte und Drucksachen — bleiben im hiesigen akatemischen „Haeckel-Archiv" (früher „Phyletischem Archiv") sicher aufbewahrt. (Archivar Dr. Heinrich Schmidt.)

Mit herzlichen Grüßen und besten Wünschen

Ihr ergebener Ernst Haeckel.

Walter Meckauer:

Missa solemnis.

Als in dem fernen Jahr, das aus der Tiefe rauchte,
die böse Üppigkeit die Länder überzog,
der Speer des Unheils in die harten Herzen flog,
die keusche Geißel Gottes in müde Seelen tauchte,
begann die Zeit des Niedergangs. Erlauchte
Gedanken fielen ab. Und so gebietrisch sog
der Atem uns, der Menschenglück verbrauchte,
daß alle Welt sich wie in Ängsten bog.

Und nie aus Wehen der Geburt ersprangen
die Schreie, die sich durch die Städte wälzten;
die Dörfer sprengten. Die die hellsten
Gestirne dunkelten. Und Eisenspangen
umgürteten um unser faules Bangen,
um unsre Wünsche, um die ältsten
Vermächtnisse, die in den Tagen klangen.

O dunkles Jahr! O Schrei! Gott steht in deiner Spur.
Er richtet seinen Geist mit schwerer Flammenhand
zu einem Blutgerüst, umloht von starkem Brand.
Ein leuchtendes Gebet schwebt steil er überm Land,
ein Frühgebet, umwölbt von breitem Fittichrand,
dem Kommenden gebeugt und reif dem Abendschwur!

Heinrich van Dyke:*)
Der erste Weihnachtsbaum.**)

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Anna Popitz.

I.

Einen Tag vor Weihnachten im Jahre 722.

Weit ausgedehnte Wiesenflächen, mit Schnee bedeckt, leuchteten an den Ufern der Mosel. Die steile Hügelkette an der einen Seite schien da, wo die untergehende Sonne ihren Glanz verbreitete, mit mystischen Vergißmeinnicht übersäet zu sein, und daneben zogen sich lange Schatten an den Abhängen entlang. Ein Bogen vom reinsten, tiefsten Enzianblau spannte sich darüber, und inmitten dieses überirdischen Gartens lagen die Mauern des Klosters Pfalzel, stahlblau auf der östlichen und violet auf der westlichen Seite beleuchtet. Überall herrschte Stille, — eine sanfte erwartungsvolle und doch bewußte Stille lag in der Luft, als ob Erde und Himmel einander geheimnisvoll zum Schweigen mahnten, damit sie die Stimmen des leise unten im Tale murmelnden Flusses hören könnten.

Im Kloster selbst war es auch ruhig in dieser Dämmerstunde. Den ganzen Tag über aber hatte unter den Nonnen eine sonderbare freudige Erregung geherrscht. Ein Hauch von Neugierde und Erwartung ging durch die Korridore und durch jede der sonst so ruhigen Zellen. Ein berühmter Gast war in das Kloster gekommen: Winfried aus England, dessen Name in der lateinischen Sprache Bonifacius heißt, und den die Menschen den Apostel Deutschlands nennen: ein großer Prediger, ein gelehrter Mann, vor allen Dingen aber ein tollkühner Reisender, ein unternehmungslustiger Pilger, ein Priester voller Romantik.

Er hatte seine Heimat und sein schönes Besitztum in Wessex verlassen; er wollte nicht in dem reichen Kloster Nutescelle bleiben, obgleich man ihn zum Abt erwählt hatte; einen Bischofssitz, den ihm König Karl anbot, schlug er aus. Nichts befriedigte ihn, als hinauszugehen in alle Welt und den Heiden zu predigen.

Durch die Wälder von Hessen und Thüringen und an der Grenze Sachsens entlang zog er seit Jahren mit wenigen Begleitern. Sie schliefen unter den Bäumen, wanderten über die Berge und durch Sümpfe, bald hier, bald dorthin, niemals zufrieden mit Behaglichkeit und Bequemlichkeit, sondern immer Entbehrungen und Gefahr vorziehend.

Welch ein Mann! Schön und doch schmächtig, gerade wie ein Speer und stark wie ein Eichbaum! Sein Gesicht war noch jung, die glatte Haut gebräunt

---

*) H. v. Dyke war während des Krieges amerikanischer Gesandter im Haag (Holland).

**) Aus: „Die blaue Blume“ von H. van Dyke, New-York, Charles Scribner's Sons 1902; übersetzt mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers. Nachdruck verboten.

durch Wind und Sonne. Die grauen, klaren, freundlichen Augen blitzten wie Feuer, wenn er von seinen Abenteuern und den Schandtaten der falschen Priester, seiner Widersacher, sprach.

Welche Geschichten hatte er an diesem Tage erzählt! Er sprach nicht von Wundern, die durch geweihte Reliquien geschehen waren, auch nicht von Höfen und Ratssitzungen und prächtigen Kathedralen, obgleich er viel über diese Dinge sagen konnte. Von seinen langen Reisen zu Wasser und zu Lande hatte er erzählt, von Feuers- und Wassersnot, von Wölfen und Bären, von fürchterlichen Schneestürmen und von pechschwarzen Nächten in einsamen Wäldern, auch von den dunkelen Altären der Heidengötter, von Zauberei und blutigen Opfern, und wie er oftmals kaum den mörderischen Banden der umherstreifenden Wilden entschlüpfte.

Die kleinen Novizen hatten sich um ihn geschart, ihre Gesichter waren bleich geworden und ihre Augen leuchteten, als sie mit offenem Munde lauschten und verzückt vor Staunen ihre Arme um die Schultern der andern schlangen und dicht zusammenrückten vor Furcht und Erregung. Die ältern Nonnen ließen ihre Arbeit im Stich und lauschten im Vorübergehen auf die Erzählung des Pilgers. Sie wußten wohl, daß er die Wahrheit sprach. Viele von ihnen hatten den Rauch aus den Trümmern ihres väterlichen Wohnsitzes aufsteigen sehen. Manche sehnte sich nach dem fernen Bruder, der weit weg in wildem Lande war, und dachte mit Bangen, ob er wohl noch unter den Lebenden weile.

Aber jetzt war die Erregung dieses wundervollen Tages vorüber, die Stunde der Abendmahlzeit war gekommen, die Insassen des Klosters hatten sich im Speisesaal versammelt.

Auf dem erhöhten Sitz saß die stattliche Äbtissin Addula, die Tochter des Königs Dagobert, das Bild einer Fürstin in ihrem purpurroten Überwurf. Die Kopfbedeckung und die Ärmel ihrer langen, weißen Kleider waren mit Hermelin eingefaßt, und ein schneeiger Schleier ruhte wie eine Krone auf ihrem Silberhaar. Auf ihrer rechten Seite saß ihr geehrter Gast und zu ihrer linken ihr Enkel, der junge Prinz Gregor, ein großer verständig aussehender Knabe, der gerade aus der Schule zurückgekehrt war.

Die lange, düstere Halle mit dem dunkelbraunen Sparrenwerk und den geschwärzten Balken, die doppelte Reihe von Nonnen mit ihren hellen Schleiern und ihren feinen Gesichtern, die rote Glut der schräg durch die obersten Fenster fallenden Sonnenstrahlen, die die Mauern mit rosenrotem Glanz übergossen — alles wirkte wie ein wunderschönes, friedliches Gemälde. Es war Regel im Kloster, daß zuerst alle still und schweigend am Tische sitzen mußten, und dann pflegte jemand vorzulesen, und die übrigen lauschten.

„Heute ist es meines Enkels Pflicht vorzulesen," sagte die Äbtissin zu Winfried, „wir werden sehen, was er in der Schule gelernt hat. Lies, Gregor! Die Stelle im Buche ist bezeichnet!"

Der Knabe erhob sich von seinem Sitze und wandte die Seiten des Buches um. Es war eine Abschrift von Hieronymus' Übersetzung der heiligen Schrift ins Lateinische, und das Zeichen befand sich im Briefe von St. Paulus an die Epheser: es war die Stelle, in der von den Vorbereitungen die Rede ist, die ein Christ machen muß, wenn er sich als Krieger zur Schlacht rüstet. Die jugendliche Stimme klang klar durch die Halle, und die ernsten Worte flossen ohne Stocken oder Versprechen bis zum Ende des Kapitels über die Lippen des Jünglings.

Winfried lauschte lächelnd. „Das war brav gelesen, mein Sohn", sagte er, als der Leser innehielt. „Verstehst du auch, was du liest?"

„Sicherlich, Vater", antwortete der Knabe, „ich habe es gelernt von den Lehrern in Trier. Wir haben die Epistel vom Anfang bis zum Ende gelesen, so daß ich sie fast auswendig weiß."

Und er fing an die Stelle zu wiederholen, legte das Buch bei Seite, als wolle er seine Geschicklichkeit zeigen.

Aber Winfried hinderte ihn mit einer freundlichen Geste:

„Nicht so, mein Sohn, das war nicht meine Absicht. Wenn wir beten, so sprechen wir zu Gott. Wenn wir lesen, spricht Gott zu uns. Ich frage dich, ob du verstanden hast, was Gott dir mit diesen Worten sagen will. Komm, wiederhole uns die Botschaft des Kriegers, berichte uns über die Waffen und über die Schlacht, aber in deiner Muttersprache, so daß alle es verstehen können."

Der Knabe zögerte, errötete und stammelte einige Worte. Dann kam er zu Winfrieds Sitz und brachte ihm das Buch:

„Nimm das Buch, mein Vater", rief er, „und lies du es an meiner Stelle. Ich verstehe den Inhalt doch nicht ganz, obgleich ich den Klang der Worte liebe. Ich kenne unsere Religion und unsere Glaubenslehren und das Leben der Priester und Mönche im Kloster, für das mich meine Großmutter bestimmt hat, obgleich es mir wenig zusagt. Ich verstehe auch etwas von Fechten und Kämpfen und kenne das Leben der Krieger und Helden, denn ich habe darüber im Vergil und in den Alten gelesen, und auch von den Soldaten in Trier hörte ich manches. Aber wie die Eigenschaften beider in einem vereint sein können und welche Waffen ein geistlicher Herr nötig hat, das kann ich nicht verstehen. Erkläre mir den Text, denn wenn es jemand in der ganzen Welt kann, bist du es!" Winfried nahm das Buch und schloß es und ergriff dann des Knaben Hand.

„Wir wollen die andern erst zu ihrer Vesper entlassen," sagte er, „damit sie nicht müde werden".

Ein Zeichen der Äbtissin. Gesang des Segenspruches.

Ein Murmeln süßer Stimmen, ein leises Geräusch verhallender Tritte auf den Binsen am Boden. Die Töne starben hinweg und verschwanden mehr und mehr in den langen Korridoren, und die drei an der Spitze der Tafel waren allein in dem immer dunkler werdenden Raume.

Dann begann Winfried, das Gleichnis von dem Krieger dem Jüngling zum Nutzen und Frommen zu erklären.

Bei mancher Gelegenheit verstand er durch ein neues Licht aus seiner eigenen Erfahrung das Bild zu vervollkommnen. Er sprach von dem Kampf mit dem eigenen Ich und mit den dunkeln Geistern, die uns besonders in der Einsamkeit heimsuchen. Er sprach von den Dämonen, denen die Menschen seit Jahrhunderten in den wilden Wäldern gehuldigt hätten und deren Zorn sie anriefen gegen die Fremden, die es wagten, die düsteren Waldungen zu betreten. Götter nennt man sie und erzählt Zaubergeschichten von ihren Wohnsitzen unter den undurchdringlichsten Zweigen der ältesten Bäume und in den Höhlen der zerklüfteten Hügel; man sagt, daß sie auf vom Winde getriebenen Pferden durch die Luft ritten und ihre blitzenden Speere auf ihre Feinde würfen. Aber sie seien keine Götter, sondern böse Feinde der Luft und Beherrscher der Dunkelheit. Liegt nicht Ruhm und Ehre darin, sie zu bekämpfen, ihnen Trotz zu bieten mit dem Schild des Glaubens und sie in die Flucht zu schlagen mit dem Schwerte der Wahrheit? Giebt es ein wertvolleres Unternehmen für einen tapferen Mann, als ihnen entgegen zu treten, mit ihnen zu ringen und sie zu besiegen?

„Seht, meine Freunde," sagte Winfried, „wie lieblich und friedvoll ist das Kloster heute Abend! Es ist ein Garten voller Blumen mitten im Winter, ein Nest in den Zweigen eines großen Baumes, der vom Winde geschüttelt wird, ein stiller Hafen am Ufer eines tobenden Meeres. Und das ist es, was die Religion für jene sein soll, die auserwählt und berufen sind zur Stille, zum Gebet und zur Beschaulichkeit."

„Wer aber kennt die Stürme, die da draußen im weiten Walde in den Herzen der Menschen in dieser Nacht toben, obgleich die Wälder selbst heute so still sind? Wer weiß, wie die Geister des Zornes und der Grausamkeit heute Nacht der Ankunft des Friedensfürsten entgegentreten? Und soll ich Euch sagen, was die Religion von denen erwartet, die berufen und auserwählt sind, die Welt herauszufordern, gegen sie zu kämpfen und sie zu erobern um Christi willen? Sie verlangt von ihnen, daß sie die Feste des Gegners angreifen. Sie fordert von ihnen, daß sie kämpfen und unserem Herrn den Eintritt überall erzwingen. Gibt es einen Helm, der stark genug ist für solch einen Kampf, wenn nicht der Helm der Erlösung? Ist in der weiten Welt ein Schild, der den Menschen gegen jene glühenden Pfeile schützen kann, als nur der Schild der Rechtschaffenheit? Und wo sind die Schuhe, die niemals abgetragen werden auf diesen Reisen, als nur die, mit denen wir ausgerüstet sind zur Verkündigung des Friedens?"

„Schuhe!" rief er wieder aus und lachte, als ob ihm plötzlich ein Gedanke gekommen sei. Er streckte seinen Fuß aus, der mit einem schwer rindsledernen Schuh bekleidet und hoch bis zum Bein hinauf mit Lederriemen verschnürt war.

„Seht hier, wie ein Kämpfer des Kreuzes ausgerüstet ist. Ich habe die Schuhe des Bischofs von Tours gesehen — weißes Ziegenleder mit Seide gestickt — ein Tag in den Morästen würde sie zu Fetzen zerreißen. Ich habe die Sandalen gesehen, wie sie die Mönche auf den Landstraßen tragen, ja, und ich habe sie selbst getragen, 10 Paar von dieser Sorte habe ich verbraucht und weggeworfen bei einer einzigen Reise. Jetzt stecke ich meine Füße in die zähesten Häute, hart wie Eisen, kein Fels kann sie zerschneiden, kein Zweig kann sie zerreißen. Und doch habe ich mehr als ein Paar von diesen vertragen, und viele werde ich noch nötig haben, ehe meine Reisen beendet sind. Und ich glaube, wenn Gott mir gnädig ist, werde ich sterben, während ich sie trage. Besser so, als in einem weichen Bette mit seidenen Kissen. Die Schuhe eines Kriegers, eines Jägers, eines Holzhauers — das ist meine Ausrüstung zur Verkündigung des Friedens."

„Komm, Gregor," sagte er und legte seine Hand auf des Jünglings Schulter, „komm und trage des Holzhauers Schuhe mit mir. Das ist das Leben, zu dem wir berufen sind. Sei stark in dem Herrn, verjage die bösen Geister, mache dir die Wildnis untertan, werde ein Kämpfer des Glaubens. Komm!"

Des Knaben Augen funkelten. Er wandte sich zu seiner Großmutter. Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, Vater," sagte sie, „zieh den Knaben nicht von meiner Seite mit diesen wilden Worten. Ich brauche ihn, er soll mir bei meiner Arbeit helfen und meine alten Tage verschönen."

„Brauchst du ihn mehr, als der Herr ihn braucht," fragte Winfried, „und willst du das Holz, das für einen Bogen passend ist, für einen Spinnrocken gebrauchen?"

„Ich habe Angst für das Kind. Dein Leben ist zu hart für ihn. Er wird in den Wäldern vor Hunger sterben."

„Einstmals," sagte Winfried lächelnd, „hatten wir uns am Ufer des Ohru gelagert. Der Tisch war für die Morgenmahlzeit zurecht gestellt, meine Kameraden aber klagten, daß er leer sei, die Vorräte seien erschöpft, wir müßten ohne Frühstück weitergehen und vielleicht sterben, ehe wir uns aus der Wildnis herausfänden. Während sie klagten, flog ein Fischreiher vom Flusse auf mit schlagenden Flügeln, und er ließ in der Mitte unseres Lagers einen großen Hecht fallen. Da war Nahrung genug und sogar noch zum Aufheben! Ich habe niemals gesehen, daß der Rechtschaffene verlassen war, oder daß seine Nachkommen um Brot betteln mußten."

„Aber die grausamen Heiden der Wälder," rief die Äbtissin, „sie werden den Knaben mit ihren Pfeilen durchbohren oder ihn mit ihren Axten totschlagen. Er ist noch ein Kind, zu jung für Gefahr und Kampf."

„Ein Kind an Jahren," erwiderte Winfried, „aber ein Mann an Verstand. Und wenn der Held jung in der Schlacht fällt, so trägt er eine um so glänzendere Krone, in der nicht ein Blatt verwelkt, nicht eine Blüte gebrochen ist."

Die alte Fürstin zitterte ein wenig. Sie zog Gregor zärtlich zu sich heran und legte ihre Hand liebevoll auf sein braunes Haar.

„Ich glaube noch gar nicht, daß er mich schon verlassen will. Es ist auch kein Pferd im Stalle, das ich ihm jetzt geben könnte, und er kann nicht anders hinausziehen, als dem Enkel eines Königs zukommt."

Gregor sah ihr gerade in die Augen.

„Großmutter," sagte er, „liebe Großmutter, wenn du mir kein Pferd geben willst, so werde ich zu Fuß mit diesem Gottesmanne gehen!"

II.

Zwei Jahre waren seit jenem Weihnachtsabend im Kloster Pfalzel verstrichen. Eine kleine Gesellschaft von Pilgern, weniger als 20 Leute, wanderte langsam nordwärts durch die weiten Urwälder, die sich über die Berge Mitteldeutschlands erstreckten.

An der Spitze der Truppe marschierte Winfried, mit einem Pelzumhang bekleidet, seine lange schwarze Kutte mit einem Gürtel hochaufgeschürzt, so daß er ungehindert vorwärtsschreiten konnte. Seine Waldmanns-Schuhe waren mit einer Schneekruste bedeckt. Gefrorene Tropfen glänzten wie Juwelen an den Lederriemen, die seine Beine umschnürten. Er trug keinen Schmuck an seinem Gewande, nur das Bischofskreuz hing auf seiner Brust und eine silberne Spange hielt den Mantel um seinen Hals zusammen. Seine Hand umschloß einen starken langen Stab, an dessen Spitze ein Kreuz angebracht war.

Dicht an seiner Seite, wie ein vertrauter Kamerad mit ihm Schritt haltend, ging der junge Prinz Gregor. Lange Märsche durch die Wildnis hatten seine Glieder gestreckt und seinen Rücken gekräftigt und ihn körperlich und geistig zum Manne gemacht. Seine Jacke und Mütze waren aus Wolfsfell, und über der Schulter trug er eine Axt mit breiter glänzender Schneide. Er war schon ein tüchtiger Holzhauer, und ein Regen von Holzsplittern flog um ihn herum, wenn er sich mit seiner Axt den Weg durch die Äste eines Fichtenbaumes schlug.

Hinter diesen Führern folgten ein Paar Fuhrleute, die einen rohgebauten Schlitten führten, der mit Lebensmitteln und Lagerstücken bepackt war und von zwei großen zottigen Pferden gezogen wurde, die dicke Dampfwolken aus ihren kalten Nüstern bliesen. Dünne Eiszapfen hingen an den feinen Härchen ihrer Lefzen, ihre Seiten dampften. Bis über das Gelenk sanken sie bei jedem Tritt in den weichen Schnee.

Zuletzt kam die Nachhut, mit Bogen und Wurfspießen bewaffnet.

Es war kein Kinderspiel, in jenen Tagen Europa zu Fuß zu durchkreuzen.

Unerforschte Waldungen, düster und unbegrenzt, bedeckten Hügel und Täler, Flachland und Bergesgipfel. Da gab es weite Moore, wo die Wölfe in Scharen jagten, als ob der Teufel sie triebe, und verworrene Dickichte, in denen Luchse und Bären ihr Lager hatten. Grimmige Bären lauerten in felsigen Schluchten,

sie hatten noch nicht gelernt, den Anblick der Menschen zu fürchten. Die düstern Tiefen der Wälder boten Bewohnern Obdach, die noch grausamer und gefährlicher waren, als die auf Beute ausgehenden Bestien: geächtete, freche Räuber, sinnlose Werwölfe und ganze Banden von wandernden Plünderern.

Der Pilger, der von der Mündung der Tiber bis zur Mündung des Rheines das Land durchkreuzte, mußte auf Gott vertrauen und seinen Pfeil lose im Köcher haben.

Die Reisenden waren von einem Meere von Bäumen umgeben, so weit, so voll endloser Wogen, daß es fast aussichtslos schien, sie zu überwältigen: Knorrige Eichen mit Zweigen, die verwickelt und ineinander verknotet waren, als ob sie in Zorn mit einander wären, ein unendliches Fluten und Wogen. Sanfte Waldungen von Birkenbäumen mit ihren runden, weißgrauen Stämmen zogen sich über Höhen und Abhänge. Vor allen Dingen aber bedeckten Fichten und Kiefern in ungeheuern Mengen die Täler und Hügel, zahllos, einförmig, gerade und starkstämmig mit Zweigen, die ineinander verstrickt und verwoben waren — eine ununterbrochene Flut von Grün, — auf den höchsten Bergkuppen Bäume mit geknickten, zerrissenen Kronen — wie Schaum am Rande von Eisbrechern.

Durch dieses tief dunkele Meer zog sich ein schmaler weißer Streifen von blendendem Glanz — eine alte Römerstraße, jetzt mit Schnee bedeckt: gleichsam als hätte sich vor langen Zeiten ein großes Schiff durch diesen grünen Ozean mühsam hindurch gearbeitet und hinter sich eine dicke, glatte Spur von Schaum zurückgelassen. Diese sichtbare Bahn entlang führte der beschwerliche Weg der Reisenden. Vorsichtig schritten sie vorwärts, denn die Schneewehen waren tief, und der harte Winter hatte ganze Scharen von Wölfen aus den Mooren hierher getrieben.

Geräuschlos wanderten die Pilger dahin, der Schlitten aber fuhr knirschend über den trockenen Schnee und das Schnauben der Pferde zitterte durch die stille Luft. Die blaßblauen Schatten an der westlichen Seite des Weges wurden länger. Die Sonne, die ihren kurzen Lauf beendet hatte, versank hinter den Gipfeln der Bäume. Dunkelheit folgte unmittelbar, als ob sie ein Beute suchender Vogel sei, der bereit saß, im gegebenen Augenblick über die Welt herzufallen.

„Vater", sagte Gregor zu dem Führer, „der Tagesmarsch ist getan. Es ist Zeit zur Ruhe, zum Essen und Schlafer. Wenn wir jetzt weiter vorwärtsdringen, werden wir bald unsere eigenen Schritte nicht mehr sehen können und wir würden gegen die Worte des Psalmisten David handeln, der uns warnt, nicht zu viel Vertrauen auf die Kraft unserer Beine zu setzen."

Winfried lachte. „Nein, mein Sohn Gregor", sagte er, „da bist du über den Text gestolpert, denn David sagt: „Der Herr hat keinen Gefallen an eines Mannes Beinen!" (Ps. 147. V. 10.) Und so sage auch ich, aber ich bin nicht gewillt, deine oder meine Beine zu schonen, bis wir auf unserem Wege weiter vorwärts gekommen sind und getan haben, was diesen Abend getan werden muß. Ziehe deinen Gürtel

fester, mein Sohn, und haue mich durch dieses Geäst hindurch, das über dem Wege liegt, denn unser Lagerplatz ist noch nicht hier."

Der Jüngling gehorchte. Zwei der Holzhauer sprangen herzu, ihm zu helfen. Und während das weiße Fichtenholz unter den Streichen der Axte brach und der auf den Zweigen lagernde Schnee herunterflog, wandte sich Winfried zu seinem Gefolge und sprach mit freundlicher Stimme zu ihnen, daß er sie wie ein Trunk Wein erfrischte.

„Mut, Brüder, und noch ein wenig vorwärts! Gleich wird der Mond uns den Weg erleuchten, und der Pfad ist nicht schwierig. Wohl weiß ich, wie mühevoll die Reise ist, und mein eigenes Herz sehnt sich nach der englischen Heimat, wo die, die ich liebe, jetzt den Weihnachtsabend feiern. Wir aber haben noch Arbeit vor, ehe wir an Feiern denken können. Denn dies ist Julzeit und die Heiden des Waldes sind unter der Donnerseiche in Geismar versammelt, um ihrem Gott Thor zu huldigen. Sonderbare Dinge wird man da zu sehen bekommen und Taten, wie sie die Seele schaudern machen. Wir aber sind gesandt, ihre Dunkelheit zu erleuchten, und wir werden unsere Brüder lehren, ein Weihnachtsfest mit uns zu feiern und zwar eins, wie es diese Wälder noch nicht gesehen haben. Vorwärts also, strafft die müden Kniee!"

Ein Murmeln der Zustimmung folgte. Selbst die Pferde schienen frischen Mut zu fassen. Sie streckten die Glieder, zogen mit energischem Ruck ihre schwere Last und bliesen den Frost von ihren Nüstern, als sie vorwärts strebten.

Mehr und mehr brach die Nacht herein, aber sie wirkte nicht länger bedrückend. Es schien, als ob am Himmel in geheimnisvoller Weise ein Tor geöffnet worden sei, aus dem ein heller Glanz auf die Erde niederströmte. Höher und höher stieg der Mond, bis er schließlich sein klares Licht über die östliche Waldmauer auf den Pfad ergoß. Aus der Ferne ertönte das Geheul von Wölfen, die offenbar eine andere Spur verfolgten, denn bald starb der Ton hinweg. Die Sterne funkelten heiter durch die kalte Nacht, der Mond erstrahlte in Silberglanz und träumend zog der Wind mit leisem Hauch durch die Kronen der Fichten, als die Pilger tapfer vorwärts kämpften, dem Lichte folgend, das sie durch ein Labyrinth von Dunkelheit führte.

Nach kurzer Zeit lichtete sich der Weg. Es kamen Wiesenplätze, die mit Erlen umstanden waren, hinter denen ein Fluß polternd und lärmend über Eismassen floß.

Rohe Häuser aus behauenen Holzblöcken wurden in der Lichtung sichtbar, jedes von ihnen warf einen blauschwarzen Schatten auf den weißen Schnee. Die Reisenden zogen an einer größern Gruppe von stillen, dunkel daliegenden Wohnungen vorüber, hinter diesen sahen sie ein großes wohl ausgebautes Haus, das von Höfen eingeschlossen war. Hunde bellten fürchterlich und ein Geräusch von stampfenden Pferden wurde hörbar. Sonst aber kein anderer Ton, der von lebenden Wesen zeugte. Die Felder ringsherum lagen friedlich da im Mondenschein. Unsere Reisenden sahen keinen Menschen, ausgenommen einmal auf einem Pfade, der

am Rande einer Wiese entlang lief, drei schwarze Gestalten, die in großer Eile vorwärts strebten.

Jetzt führte der Weg wieder durch dichtes Gestrüpp, wendete sich dann, leicht aufwärts gehend, nach der linken Seite und endete plötzlich in einer Lichtung, einem runden ebenen Platze, der nur an der nördlichen Seite eine kleine Erhöhung hatte, die durch einen riesigen Eichbaum gekrönt war, der die Heide und das Heer der unzähligen kleineren Bäume mit seinen knorrigen gewundenen Zweigen weithin überragte.

„Hier", rief Winfried, seinen Stab hochhebend und seine blitzenden Augen auf den Baum richtend, „hier ist die Donnareiche, und hier soll das Kreuz Christi den Hammer des falschen Gottes Thor zerbrechen."

(Schluß folgt.)

Fritz Alfred Zimmer: Hölderlin.

Wenn im obstroten Hain ferneher weicher Wind
Durch das Blätterlaub streift und von den Hügeln sanft
Durch den bläulichen Abend
Heimliche Herdenglocken geh'n

Zu des Neckars Gefild und in das schwäbische Tal,
(Rebenglück-umkränzt, ewig verklärt vom Glanz
Einer einzigen Jugend) —
Fühlt der Wanderer seltsamen Sang.

Wie aus sternender Nacht. Wie aus dem Lichtgewölk
Über fernem Berg. Reine, süße Kraft
Aus den Blütenglocken
Einsam klingender Natur.

Funkel-dunklen Pfads, nur von der Liebe so
Mildem Mondlicht betreut und traum-zweisam stets
Singt ein deutscher Fremdling
Griechenselig sein hohes Lied.

Singt zum Saitenspiel himmlischer Harfenkunst,
Seelisch köstlichverzückt, schwärmendes Weltgefühl,
Erdenfeier und Menschenschöne,
Lachender Lebensliebe voll — —

Reifste Sehnsucht verklingt . . . Sehnsucht weint und klagt:
Ruhlos leidet und kämpft, schicksalgestoßen der Mensch —
Doch aus nächtigem Dunkel
Strahlt uns ewig ein göttlicher Stern!

Paul Knötel: Opfer.

Aus der Geschichte einer Familie.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir hier unsere Geschäfte ausgeführet, denke ich morgen in der Frühe wieder aufzubrechen und bei Erfurt wieder zu meiner Truppe zu stoßen. Wie es jetzt mit dem Kriege gegen den bösen Erbfeind steht, wissen wir nicht, hoffen aber, daß er nicht lange mehr in teutschen Landen hausen wird. Man erzählt sich, daß er seine Armee bei Leipzig zusammenziehe. Möge es uns vergönnt sein ihn dort, wo schon so viel Heldenblut geflossen ist, zu schlagen und den Tod des edlen Scharnhorst zu rächen, der bei Lützen seine schwere Wunde empfing, an der er, allzu frühe für uns alle, gestorben ist. Wenn Gott es will und wir den Korsen über den Rhein jagen, dann kann ich wohl das Weihnachtsfest bei meinem lieben Vater und meiner Karoline wieder verleben. Dann will ich Ihnen auch alles erzählen, wie es mir ergangen ist und was ich alles erlebt habe. Sollte es mir aber vom Himmel bestimmt sein, für das Vaterland auf der blutigen Wahlstatt mein Leben zü lassen, dann darf ich hoffen, daß mein bester Vater mir alles verziehen hat, womit ich ihn im Leben etwan gekränket habe, und daß seine Gebete mir ins Jenseits vor Gottes Thron folgen. Mein liebes Weib aber empfehle ich Ihrer väterlichen Sorge; Sie werden ihr ein ebenso guter Vater sein, wie Sie es mir immer gewesen sind, und werden sie lieben, als ob es Ihre eigene Tochter wäre. Verzeihen Sie, mein Vater, wenn ich durch diese Worte Sie betrüben sollte, aber der Krieger muß immer den Tod vor Augen haben und sein Haus bestellt halten. Glauben Sie aber nicht, daß Kleinmuth meine Seele umstrickt hat. Woher sollte er kommen, da ich für eine so heilige Sache kämpfe? Sobald sich Muße und eine Gelegenheit findet, schreibe ich wieder. Meinem lieben Weibe lege ich ein paar besondere Zeilen bei. Die Babette grüße ich vielmals.

In kindlicher Liebe
Ihr treuer Sohn
Christian.

— — **Für einen Augenblick wurde es still in der Stube zwischen den beiden Menschen so ungleichen Alters und doch gleicher Gefühle, und die Großmutter sprach leise für sich: „Sein letzter Brief."**

Dann fuhr der Enkel zu lesen fort:

Man sagt, daß in den kurzen Augenblicken, wo ein Mensch aus der Höhe hernieder stürzt, sein ganzes Leben noch einmal vor seinem Geiste vorüberziehe. So war mir zumute, als ich meines Sohnes Brief durchlesen hatte. Auch an mir zog alles das, was ich in meinen langen Lebensjahren erfahren und gesehen hatte, vorüber, von dem Augenblicke an, wo mir mein liebes Weib nach ihrer schweren Stunde die schwache Hand reichte und mit der anderen auf das Kindlein wies, daß die Hebeamme eben sorglich bettete, hindurch durch die Kinder- und Jünglingsjahre Christians und blieben endlich haften an einem Grab am grasbewachsenen Wegesrand, das ich mit meinen alten Augen so klar schaute, als ob es vor mir läge. Und mein Gefühl sagte mir, du siehst ihn niemals wieder, wie sehr auch der Verstand dagegen stritt. Wie schwer auch mein Gemüt belastet war, so durfte ich doch mein liebes Kind nichts davon merken lassen und mußte ihr den Brief verheimlichen, damit nicht auch ihr Herz betrübt werde. Ich merkte gar wohl, wie sie mich an diesem und den folgenden Tagen fragend anblickte, obwohl ich ihr erzählt hatte, was sonsten in dem Schreiben stand. In ihrer Wohlgezogenheit wagte sie nur die Bitte nicht, ihr es zu zeigen, so beredt auch ihre Augen sprachen.

So gingen die Tage trübe dahin, und es war, als ob ein wolkenschwerer Himmel über uns hinge, obwohl draußen der Himmel blaute und die Riesenberge in strahlender Pracht dalagen. Es kamen die Siegesnachrichten von Dennewitz, von Wartenburg, endlich die Kunde von der vieltägigen Schlacht um Leipzig, und daß der geschlagene Kaiser mit seinem Heere gen Westen dem Rheine zu ziehe, und die Leute frohlockten draußen und reichten einander freudig die Hände. Auch die liebe Karoline suchte zu lächeln und Freude zu zeigen, wenn ich ihr diese Nachrichten brachte, aber ich merkte wohl, wie sie sich zwang und sich zusammenzunehmen versuchte, um nicht ihr Inneres in seiner ganzen Traurigkeit zu zeigen. Auch ihr körperlicher Zustand machte mir steigende Sorgen. Wenn auch ihre Wangen rot waren und röter wurden, so verließ sie doch nur ganz selten meine Wohnung und mußte sich immer öfter voller Erschöpfung niederlassen, wenn sie noch versuchte, in ihrer früheren Weise im Hause zu schalten, wenngleich sie es gar nicht nötig hatte, da die gute Babette für alles aufs eifrigste sorgte.

Von meinem Sohne kam keine Nachricht mehr, wie wir auch warteten. Von irgendwem hatte mein Kind erfahren, daß Christians Regiment an der Schlacht bei Leipzig teilgenommen hätte, und obwohl wir gar nicht wissen konnten, ob es wahr sei oder nicht, bekamen ihre Augen seitdem einen so erschreckten Ausdruck, daß ich mir fast nicht mehr zu helfen wußte, obzwar ich sie doch trösten mußte. Immer werde ich des schlimmen Tages, des 15. Novembers, gedenken müssen. Als Karoline an diesem Tage nicht wie gewöhnlich am Kaffee-

tisch erschien, schickte ich die Babette zu ihr, und sie ließ mir sagen, daß sie sich etwas schwach fühle und im Bett verbleiben wolle; am nächsten Tage hoffe sie wieder aufstehen zu können. O Gott, sie sollte sich nie mehr von ihrer Lagerstatt erheben. Natürlich besuchte ich sie sofort und suchte nach Worten des Trostes, wenn es mir auch zum Weinen war, als ich das magere Gesichtchen in den weißen Laken sah. Und doch habe ich es nachher gesegnet, daß sie an diesem Tage nicht aufgestanden war. Denn als ich ihr Zimmer verließ, fand ich auf dem Schreibtisch einen Brief von mir unbekannter Hand. Man sagt, es gäbe Vorahnungen; ich weiß nicht, ob es der Fall ist. Damals aber öffnete ich den Brief so, als ob er das Gleichgültigste enthalten müßte; denn alle meine Gedanken weilten noch immer bei der armen Karoline im Krankenzimmer. Als ich aber das Schreiben geöffnet und einen Blick hinein getan hatte, da wurde es mir schwarz vor den Augen, und ich mußte mich niederlassen, und erst allmählich kam ich so weit wieder zu Sinnen, daß ich die kurzen Zeilen lesen konnte. Ein Offizier von Christians Truppe schrieb, daß er meinen herzlieben Sohn bei einer Attacke am 18. Oktober an seiner Seite habe fallen sehen, daß er aber dann nichts mehr über ihn gehört habe. Das ganze Regiment beklage den Verlust des treuen Kameraden, der für seine Tapferkeit erst vor ein paar Tagen zum eisernen Kreuze eingegeben worden sei.

Heut, zu dieser Stunde, kann ich mit dem frommen Hiob sagen: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet. Damals aber — ich darf es dir gestehen, mein lieber Enkelsohn — bäumte sich mein Innerstes auf, und ich haderte mit Gott ob dem Tode meines einzigen Sohnes. Statt eines Gebetes schrie es aus meiner Seele zum Himmel empor: Wie konntest du mir das antun? Und doch war es nicht so meinetwillen, daß ich mich dessen vermaß. Denn ich bin ein alter Mann und darf hoffen, mit meinem Sohne bald wieder auf ewig vereint zu sein. Aber zwei Zimmer von mir entfernt lag deine Mutter, schwerkrank, und ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Durfte ich ihr sagen, daß ihr geliebter Gatte nicht mehr unter den Lebenden weile, daß ihr Herzensglück für immer zerstört sei? Lange dachte ich darüber nach und zermarterte mein Gehirn, was das Rechte wäre. Endlich sagte ich mir, daß sie in ihrem Zustande die Trauernachricht nicht ertragen werde, sagte darum auch der alten Babette nichts, obgleich sie mich fragte, ob der Brief Nachricht über Christian enthalten hätte. So lag eine schwere Last auf mir, und ich wußte nicht, ob ich sie werde ertragen können. Bald nahm mich die Sorge um meine Tochter so in Anspruch, daß ich fast an gar nichts anderes denken konnte. Denn die arme Karoline wurde von Tage zu Tage schwächer, und das Lebenslicht schien langsam verlöschen zu wollen. Voll banger Sorge sah auch der Arzt den Augenblick herankommen, wo sie einem Kinde das Leben geben würde. Anfang Januar durften wir dies Ereignis erwarten, zu unserem Schrecken aber zeigten sich die Anzeichen schon in den ersten Tagen des Dezember, und am 3. Dezember des Abends um

9 Uhr wurdest du dann geboren, ein Kindlein, so schwach und elend, daß wir meinten, du müßtest jeden Augenblick sterben. Darum nahm ich eiligst ein Glas Wasser und ließ es über dein Haupt träufeln und taufte dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. In meinen Gedanken gab ich dir die Namen Neidhardt Leberecht. Da kein Pate da war, sollten dir die beiden Helden Blücher und Gneisenau Paten sein. Bald, nachdem ich diese Christenpflicht erfüllt hatte, überließ ich dich der sorgenden Hebeamme und wandte mich wieder zu der armen Kranken, die wie tot dalag, die Augen geschlossen. Auf einmal aber schlug deine arme Mutter sie weit auf und schaute mich mit einer Herzensangst an, daß es mir durch Mark und Bein ging, und über ihre Lippen kam es leis und würgend: „Er ist tot?" Was sollte ich tun? Leise schüttelte ich den Kopf. Da lispelte es wieder in Todesangst: „Lieber Vater, er ist tot — ich weiß es." Da konnte ich mich nicht mehr halten. Meinen alten Augen entquollen Tränen, und mich über sie neigend, flüsterte ich: „Christian ist im Himmel." Da verschwand die Angst aus ihren Augen und wie ein Strahl überirdischen Glückes ging es über ihr bleiches Angesicht. Noch zwei Worte sprach sie in ersterbendem Tone: „Den Priester." Da ließ ich den ehrwürdigen Herrn Pfarrer holen, und er reichte ihr nach dem Brauch ihrer Kirche das Sterbesakrament. Während der heiligen Handlung schien sie einzuschlummern, und ein seliger Friede verklärte schon jetzt ihr Antlitz. Dann ging ein Strecken durch den armen gequälten Körper, und ihre Augen öffneten sich weit und blieben offen stehen. Der Arzt, der sich zurückgehalten hatte, trat heran und sprach: „Sie hat ausgelitten."

Also ist deine Mutter an demselben Tage, da sie dir das Leben gegeben hatte, sanft und selig von dieser Welt in ein besseres Jenseits abgeschieden. Und nun erfüllte ich die letzte Pflicht an ihr und drückte ihr die Augen zu. Da schien weggenommen von ihr jeder Zug des Schmerzes, und wie ein schlummernder Engel lag sie auf ihrer letzten Ruhestätte. Der Herr schenke ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr, Amen.

Mir aber war es, als habe ich zum zweiten Male mein Weib verloren. Wenn etwas mir Trost geben konnte, dann war es, daß mein Christian und meine Karoline jetzt dort oben ihr seliges Wiedersehen feierten und frei und ledig waren von allem irdischen Leid. Und wieder war ich einsam, ganz allein. Da drang ein leises Wimmern an mein Ohr und gemahnte mich, daß ich noch nicht abschließen dürfe mit dem Leben, daß ich ein teures heiliges Vermächtnis von den beiden Lieben hatte, für das ich jetzt sorgen müsse, soweit es die Kräfte des Greises erlaubten.

Am dritten Tage nach ihrem Hinscheiden von dieser Welt begruben wir deine liebe Mutter. Nur wenige hatten sie in unserer Stadt gekannt, und ich glaubte, daß ich mit der Babette fast allein werde hinter ihrem Sarge herschreiten müssen. Dazu tobte vom Gebirge herab ein eisiger Sturmwind, so daß keiner

gern seine sicheren vier Pfähle verließ. Aber das Los des armen Weibes und meines lieben Sohnes war überall bekannt geworden. Drum drängten sich die Leute vor der Tür unseres Hauses und geleiteten in großen Scharen den Sarg zur letzten Ruhestätte. Bei vielen war es wohl Neugier, bei anderen vielen aber doch innige Teilnahme, und gar mancher, von dem ich nicht wußte, wer er war, trat nachher zu mir heran und drückte mir stumm die Hand.

So habe ich dir denn hier alles aufgeschrieben, mein lieber Neidhardt, was du von deinen Eltern wissen sollst, und ich könnte diese Aufzeichnungen schließen. Da ich ihnen aber noch ein teures Andenken an deinen Vater beilegen will, so muß ich noch einige Zeilen hinzusetzen.

Du wirst an dieser Stelle ein kleines Büchlein finden, einen Kalender des Jahres des Heils und der Trauer 1813. Ganz unscheinbar ist er, und wie dir dünken wird, unwert aufbewahrt zu werden, da er innen und außen voller Flecken ist, aber gerade das wird dir ihn teuer machen; denn er ist getränkt mit dem Blute deines besten Vaters. Es war am Tage vor dem hohen Weihnachtsfeste, am 24. Dezember. Wie hatte ich mich noch vor einigen Wochen gefreut, den heiligen Abend mit deiner Mutter unterm grünen Christbaum zu verleben, wie hatte ich darüber nachgedacht, wie ich ihr eine Freude machen könnte, die sie, wenn auch nur auf Minuten, ihrer Sehnsucht vergessen ließe. Und nun war es öde und tot in meinem Hause, nur hin und wieder drang dein Wimmern leise in mein Zimmer. Jenseits der Gasse leuchtete schon hinter den gefrorenen Fenstern der Lichtschein eines Weihnachtsbaumes auf und machte mir armem einsamen Manne das Herz noch schwerer. Da klingelte es, und die Babette meldete mir, daß mich ein verwundeter Soldat zu sprechen wünsche. Es ging mir sofort durch den Sinn: Er bringt dir Nachricht von deinem Sohne. So ließ ich ihn eintreten.

Ein Landwehrmann, mit einem abgezehrten Gesicht, als wäre er erst vor kurzem von schwerer Krankheit genesen, stand verlegen vor mir. Ich hieß ihn sich setzen und befahl der Babette, einen warmen Trunk herbeizubringen. Da wurde der Mann beredter und begann zu erzählen. Er stammte oben vom Gebirge her, aus Kiesewald bei Petersdorf. Dort lebte sein Weib und seine zwei Kinder. Morgen wolle er sich aufmachen und ihnen als Weihnachtsgeschenk sich selbst bringen. Heut erst sei er hierher nach Hirschberg gekommen und habe bei einem Vetter Quartier genommen. Da er morgen frühzeitig aufbrechen wolle, so habe er mich heut noch aufsuchen wollen, um mir ein Andenken an meinen Sohn zu bringen. Mit diesen Worten holte er aus seiner Tasche das Büchlein heraus und reichte es mir hin. Du wirst dir nicht vorstellen können, wie mir war, als ich den blutgetränkten Kalender sah. Für Augenblicke wurde es ganz still im Zimmer, dann winkte ich ihm, fortzufahren. So genau ich mich daran erinnere, mögen hier die eigenen Worte des guten Mannes stehen.

Es war am 18. Oktober nachmittag so gegen drei Uhr. Ich war schon am Vormittage von meinem Bataillon abgekommen und hatte mich einem Infanterieregiment angeschlossen, das links der Pleiße nach Norden zu vorging. Als wir das Dorf Lößnig vor uns sahen, spürte ich plötzlich, als ob jemand mir einen Schlag auf die Stirn versetzte. Mir vergingen die Sinne. Als ich wieder aufwachte — ich weiß nicht, wie lange ich gelegen habe — sah ich neben mir ein paar Infanteristen tot daliegen, die von derselben Granate niedergerissen worden waren, die mich zu Boden geworfen hatte. Ich selbst war unverletzt. Als ich mich, noch etwas taumelig, erhoben hatte, sah ich ein paar Schritt von mir einen preußischen Offizier in grüner Uniform liegen. Es war ein junges Blut noch, so an die zwanzig. Erst hielt ich ihn für tot, dann aber bemerkte ich, wie er die eine Hand bewegte, und hörte, wie er leise stöhnte. Ich trat näher, um ihm, wenn ihm noch zu helfen wäre, die Wunde zu verbinden oder einen Schluck aus meiner Feldflasche zu geben. Als ich aber vor dem wunden Herrn kniete, sah ich sofort, daß ihm nicht mehr zu helfen war. Mit ängstlichen Augen schaute er auf mich und wies mit der Rechten auf seine Brust, so gut er es noch vermochte. Da öffnete ich, auch um ihm Linderung zu verschaffen, seine Uniform, und nun tastete seine Hand mit ihrer letzten Kraft nach der Brusttasche. Ich verstand, was er wollte, griff hinein und zog das Büchel hier hervor. Von den Lippen des Sterbenden aber kamen die Worte: dem Vater .... Das letzte Wort vermochte ich nicht mehr zu verstehen. Denn in demselben Augenblicke verschied der Offizier. Da steckte ich denn das Büchel in meine Tasche und deckte über den Toten einen alten, zerrissenen Mantel, der am Wege lag.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Vom Herausgeber.

Ein außenpolitisches Arbeitsprogramm.

In der „Nationalliberalen Korrespondenz", dem parteiamtlichen Organ der Deutschen Volkspartei, veröffentlicht der Legationsrat a. D. Frhr. von Rheinbaben einen umfangreichen programmatischen Aufsatz über die auswärtige Politik. Man darf wohl annehmen, daß diese Arbeit, die auf alle wichtigen Fragen der auswärtigen Politik und des auswärtigen Dienstes eingeht, als Grundlage für die außenpolitische Stellungnahme und Tätigkeit der Partei dienen soll. Was an diesem Programm vor allem sympathisch berührt, ist sein entschiedenes und energisches Bekenntnis zur Aktivität in der Behandlung außenpolitischer Dinge. Rheinbaben betont zwar immer wieder, daß die Verhältnisse und Entwicklungen überall in vollem Flusse seien und daß es verfrüht wäre, sich heute schon auf eine feste Bindung unserer auswärtigen Politik in bestimmter politisch-geographischer Richtung festzulegen. Aber ebenso häufig und ebenso eindeutig hebt er hervor, daß wir uns im Flusse der Geschehnisse nicht treiben lassen dürfen, sondern stets und aller Orten mit wachsamem Auge und entschlußfrohem Willen die Gelegenheiten ergreifen und selbst herbeiführen müssen, um im Verein mit gleichgerichteten Interessen und Kräften die Fesseln, die uns der Friedensvertrag auferlegt, zu lockern und unsere wirtschaftliche und politische Stellung und Geltung zu stärken. Das ist vollkommen richtig. Nicht durch bloßes Protestieren, nicht durch passives Warten auf die Hilfe des Völkerbundes oder anderer internationaler Instanzen werden wir eine Revision des Friedens und eine Wiedergutmachung unseres Elends erreichen, sondern nur durch kluge Betätigung, durch friedliche, aber zielbewußte Ausnutzung der wirtschaftlichen und schließlich auch politischen Kräfte, die unserem 60 Millionen-Volke immerhin geblieben sind.

Rheinbaben beschäftigt sich zunächst mit den innerpolitischen Voraussetzungen einer aktiven auswärtigen

Politik. Er warnt vor lauten militaristischen Demonstrationen, die hohl wären und das Ausland erschrecken und abstoßen würden, und er warnt vor der Rückkehr zu einer überwiegend autokratischen Staatsform. Die neue Monarchie, die die Deutsche Volkspartei auf legalem Wege erstrebe, müsse eine völlig verschiedene von der sein, die am 9. November 1918 verschwand. Das entspricht dem Programm der Deutschen Volkspartei, die bekanntlich den monarchischen Einheitsstaat mit entscheidendem parlamentarischem Einfluß erstrebt — also eine Monarchie, die etwa — nicht genau — der englischen gliche. Man muß jedenfalls zugeben, daß sich mit dieser Art Monarchie auch linksgerichtete Politiker noch am ehesten abfinden könnten.

Von besonderem Interesse sind die Ausführungen Rheinbabens über die Reform des auswärtigen Dienstes, dem er ja selbst lange Zeit angehört hat. Er ist für das Regionalsystem, ohne in ihm den Stein der Weisen zu erblicken; mit Recht betont er, daß es hier, wie überhaupt in der praktischen Durchführung der auswärtigen Politik im wesentlichen auf die Persönlichkeiten ankomme. Bemerkenswert ist seine Forderung, daß der Außenminister wenigstens so lange kein reiner Parteimann sein soll, bis sich unser Parlamentarismus besser eingelebt hat. Man kann in der Tat nicht verkennen, daß gerade außenpolitisch orientierte und fähige Persönlichkeiten in unseren politischen Parteien bislang noch außerordentlich selten sind. Nirgends ist aber geschäftiger Dilettantismus schädlicher und gefährlicher, als in der auswärtigen Politik.

Die Angelpunkte für die künftige Entwicklung der Weltpolitik und damit auch die Hebelpunkte für unsere eigene äußere politische Arbeit sieht Rheinbaben einerseits in der russischen, andererseits in der amerikanischen Entwicklung. Er nimmt insofern die Kerngedanken der sogenannten Ostorientierung auf, als er unsere weitgehende Verdrängung von den überseeischen Märkten als gegebene Tatsache und eine starke Einstellung unserer wirtschaftlichen Arbeit auf die Zukunftsbedürfnisse und Zukunftsmöglichkeiten Rußlands als Notwendigkeit betrachtet. Er betont aber allerdings auch — und die Richtigkeit dieses Vorbehaltes zeigt uns ja jetzt jeder Tag — daß die Westmächte, insbesondere England, unsere Wiederannäherung an Rußland mit scheelen Augen sehen werden. Er denkt deshalb an gemeinschaftliche Aktionen in Rußland, vor allem mit den Amerikanern, wenn es möglich sein sollte, auch mit den Engländern und Franzosen. Den guten Willen der Engländer zu solchem Zusammengehen beurteilt er freilich skeptisch. Wir tuen das auch — und wir möchten den Satz Rheinbabens doppelt unterstreichen, daß für uns am günstigsten eine Entwicklung in Rußland selbst ist, die dahin führt, daß es auch seinerseits die Beteiligung Deutschlands wünscht. Aus der dringenden und tiefwurzelnden Interessengemeinschaft der beiden großen Länder wird ihr Zusammenarbeiten früher oder später hervorgehen und der gute und der böse Wille der anderen wird höchstens das Tempo und die Intensität dieses Prozesses beeinflussen.

Die Entwicklung in den Vereinigten Staaten ist heute noch ziemlich fließend und unübersichtlich. Immerhin glaubt Rheinbaben zu erkennen, daß die amerikanischen Interessen in Europa sich von denen der europäischen Ententemächte mehr und mehr unterscheiden. Amerika scheut die politische Einmischung in europäische Händel, wünscht aber Geschäfte in Europa zu machen. Auf diesem Boden können, darin muß man Rheinbaben ohne weiteres zustimmen, deutsche und ame-

rikanische Interessen einander zum Nutzen beider, zum Vorteil vor allem unseres Wiederaufbaus, begegnen.

Eine ausgesprochene anti-englische Orientierung unserer Politik lehnt Rheinbaben schon deshalb ab, weil ihr zur Zeit jede positive Machtgrundlage fehlen würde. Er beurteilt die englische Politik uns gegenüber mit skeptischer Nüchternheit, hält es aber doch nicht für ausgeschlossen, daß England aus eigenem Interesse wieder dazu kommen könnte, uns einen gewissen Lebens- und Entwicklungsspielraum zu gönnen. Mit Frankreich will er, allen Haßtraditionen und Gefühlsmomenten zum Trotz, ein möglichst intensives Wirtschaftszusammenwirken erreichen; dagegen erklärt er mit Recht, daß es die nationale Würde verbiete, weiterzugehen und unsererseits gefühlsmäßig auf eine „Verständigung" hinzuwirken, weil in dieser Hinsicht der Mißerfolg gewiß sei.

Auf die sehr beachtenswerten Ausführungen, die Rheinbaben über unser Verhältnis zu den übrigen europäischen und zu einigen wichtigen überseeischen Staaten macht, kann hier nicht näher eingegangen werden. Hervorgehoben sei nur die kräftige Betonung der Möglichkeit wirtschaftlichen Zusammenarbeitens mit dem tschechischen Staate und das Festhalten an der Vereinigung Deutsch-Österreichs mit dem Reiche, trotz des Friedens von St. Germain. Um dies Bekenntnis zur Vollendung der deutschen Einheit besonders wirksam zu unterstreichen, hat Rheinbaben seinen Aufsatz mit ihm ausklingen lassen.

Die Rheinbabensche Arbeit, deren Tendenzen und Gedanken man im ganzen ohne wesentlichen Vorbehalt zustimmen kann, enthält eine Fülle fruchtbarer Anregungen für alle, die sich berufsmäßig oder aus innerem nationalen Bedürfnis mit außenpolitischen Dingen beschäftigen und die einen Weg zu finden suchen, der uns aus tiefster Erniedrigung wieder aufwärts führt.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Nachdem im politischen Leben eine gewisse Ernüchterung immer mehr Platz gegriffen hat, zeigt auch das allgemeine Wirtschaftsleben im großen und ganzen nicht mehr allzu gewaltige Schwankungen. Zwar ist die politische und wirtschaftliche Krisis nicht beseitigt — sie hat sich beiderseits vielmehr stark zugespitzt — doch ist vor allem in den Schichten, die nun einmal das Fundament der Volkswirtschaft bilden, die Erkenntnis wach geworden, daß eine überradikale Umsturztheorie, die auf das Wirtschaftsleben Anwendung finden soll, einen Schnitt ins eigne Fleisch bedeutet. In der Tat läßt sich allenthalben feststellen, daß die Intensität der Arbeit erfreuliche Zunahmen erfährt. Das ist eine ganz natürliche Erscheinung; sie mußte sich mit der Zeit ganz von selbst bemerkbar machen. Daß in den ersten Monaten des Jahres die Produktionsergebnisse geringfügige sein mußten, lag auf der Hand und war als unabänderliche Kriegsfolge bereits in der Kriegszeit schon vielfach in Betracht gezogen worden. Diese sogenannte Arbeitsunlust auf das Konto der Revolution, die ja doch nur ein Zusammenbruch war, zu setzen, ist eine Geschichtsfälschung, die sich ein objektiver Beobachter nicht zu eigen machen darf.

Über die Ernte sind bisher die Ergebnisse der Vorschätzung für Preußen bekannt geworden. Danach ergibt sich folgendes Bild:

	1919 Tonnen	1918 Tonnen	1919 (+) mehr (—) weniger %
Winter- und Sommerweizen	1 246 581	1 326 504	— 6,0
Winter- und Sommerroggen	4 765 515	4 909 898	— 2,9
Winter- und Sommergerste	1 049 559	1 026 600	+ 2,2
Gemenge aus vorstehenden Getreidearten	74 695	71 728	+ 4,0
Hafer	3 022 166	2 681 697	+ 11,3
Gemenge aus Getreide aller Art mit Hafer	373 557	242 757	+ 35,0
Erbsen und Futtererbsen aller Art (Peluschken)	92 368	72 898	+ 21,1
Gemenge a. Hülsenfrüchten all. Art m. Getreide	200 258	222 299	— 9,9
Kartoffeln	16 394 713	18 683 443	— 12,3
Zuckerrüben	4 642 204	6 751 027	— 31,2
Futterrüben (Runkeln)	10 176 865	12 302 101	— 17,3
Kohlrüben (Steckrüben, Bodenkohlrabi, Wruken Dotschen)	3 935 195	4 594 055	— 14,3

An Brotgetreide einschließlich der zu Nährmitteln dienenden Getreidearten, wie Gerste, Hafer, Buchweizen und Gemenge, sind somit im ganzen 10,54 Millionen Tonnen gegen 10,27 Millionen Tonnen im Jahre 1918 in Aussicht gestellt worden, so daß ein kleiner Überschuß von 2 v. H. gegen das Vorjahr vorhanden sein wird. Bei den Hülsenfrüchten und den zugehörigen Gemengen überwiegen die diesjährigen Erträge jedoch oft sehr bedeutend die von 1918. Nach Ansicht der meisten Vertrauensmänner wäre die Ernte an Körnerfrüchten in diesem Jahre sehr günstig, in vielen Gegenden sogar vorzüglich ausgefallen, wenn überall brauchbares Saatgut und der benötigte Dünger zur Verfügung gestanden hätte. Für Kartoffeln und die übrigen Hackfrüchte sind die geschätzten Mengen sämtlich geringer als im Vorjahr. Der im ganzen zu kühle Sommer ist der Entwicklung dieser Fruchtarten nicht förderlich gewesen; die Gesamternte hierin muß unter mittel bezeichnet werden. Der Ausfall ist bei Kartoffeln und Zuckerrüben mit Rücksicht auf die Volksernährung um so mehr zu bedauern, als auch die Ernte 1918 an diesen beiden Fruchtarten nur mittelmäßig ausfiel. Ein bemerkenswerter Grund für den Rückgang der Erntemengen an Kartoffeln und Zuckerrüben ist die diesjährige geringe Anbaufläche infolge des Mangels an Landarbeitern, die Verminderung beträgt gegen das Vorjahr 49 v. H. bei Kartoffeln und 10,9 v. H. bei Zuckerrüben. Auch bei den andern Hauptfruchtarten, wie Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, sind kleinere Ernteflächen festgestellt worden.

Der Arbeitsmarkt weist infolge der Verschärfung der Kohlennot und der allgemeinen Krisis abermals eine erneute Zunahme der Arbeitslosigkeit auf. Die durchschnittliche Zahl der Arbeitslosen betrug am Ende des Monats:

April	160 000
Mai	284 000
Juni	467 000
Juli	404 000
August	390 000
September	320 000
Oktober	253 000

In den ersten Wochen des Monats Oktober war die Zahl der Arbeitslosen unter eine Viertelmillion gesunken. In diesen Ziffern kommt aber noch nicht die Zahl der Notstandsarbeiter zum Ausdruck. Die Lage des Arbeitsmarkts spitzt sich immer mehr zu einer Krisis, eines Teils für die Arbeiterschaft selbst, zum andern Teil auch für das gesamte Wirtschaftsleben aus. Hält die Entwicklung in dem jetzigen Grade weiter

an, dann muß mit einer Unterbietung der Arbeitskräfte am Arbeitsmarkt gerechnet werden, was hinwiederum aber auch nicht die Krise beseitigt, da die Reproduktionskosten der Arbeitskraft deshalb noch nicht sinken brauchen. Den Nachteil wird dabei nur die Arbeiterschaft verspüren.

Betrachtet man die *Geldmarkt-* und *Börsenlage* nur oberflächlich, und ist man gewöhnt, zwischen Vergangenheit und Gegenwart nur primitive Vergleiche zu ziehen, so erscheinen einem die Verhältnisse am Kapitalmarkt recht günstig. In letzter Zeit und noch gegenwärtig treten die gewerblichen Unternehmungen an die Finanzwelt mit Anträgen auf Kapitalserhöhungen heran. Einige führende Gesellschaften und Industriegruppen haben den Reigen begonnen, worauf das Gros der Unternehmungen nun folgt, und es ist nicht abzusehen, wie lange die Kapitalsbegehr noch anhalten wird. In früheren Zeiten galt eine Zunahme der Kapitalserhöhungen mit für ein Zeichen gesteigerter Unternehmungslust. Dieser Trieb liegt aber den gegenwärtigen Kapitalanforderungen nicht zu Grunde; die Verhältnisse liegen vielmehr so, daß infolge der Preissteigerungen und der Geldentwertung die Betriebskapitalien nicht mehr völlig ausreichen. Verschiedentlich haben allerdings diese Vermehrungen der Betriebsmittel an der Börse eine Erhöhung der Kurse ausgelöst, die, wie bekannt, ja recht nennenswerte Zunahmen zu verzeichnen haben. In Frage kommen aber bei der Kurssteigerung der Aktien auch noch andere Momente, die letzten Endes wieder mit der allgemeinen Geldentwertung im Zusammenhang stehen. Man glaubt, sich vor den Folgen der weiteren Verschlechterung des Markstandes zu schützen, wenn man zu realen Werten greift, da man annimmt, daß dahinter noch gute Sachwerte stecken. Folgende Aufstellung gibt ein Bild von der Bewegung der Aktienkurse:

	31. 3.	30. 4.	31. 5.	30. 6.
Deutsche Bank	220,—	216,—	201,50	186,75
Augsburg-Nürnberg	197,25	185,50	164,—	172,—
Bismarckhütte	182,50	168,50	168,—	182,50
Hapag	91,—	101,25	85,75	94,50
Harpener	146,—	140,25	143,—	163,—
Hösch	207,25	203,—	190,25	212,50
Ilse, Bergb.	321,—	281,—	285,—	2[illegible]3,—
Phönix	183,25	180,—	163,25	188,75

	31. 7.	30. 8.	30. 9.	31. 10.
Deutsche Bank	193,50	194,50	242,—	240,75
Augsburg-Nürnberg	165,25	167,75	200,—	220,—
Bismarckhütte	216,50	208,50	253,—	265,50
Hapag	102,25	99,50	116,—	126,50
Harpener	159,75	158,—	1[illegible]9,50	229,25
Hösch	213,—	187,—	244,50	239,—
Ilse, Bergb.	203,—	295,—	385,—	375,—
Phönix	192,75	179,75	190,50	290,—

Die deutsche Valuta hat bekanntlich auch neuerdings keine Aufbesserung erfahren. Es ist interessant, die Entwicklung seit Abschluß des Waffenstillstandes einmal im Zusammenhang zu verfolgen. Es wurde notiert:

	Kopenhagen	Stockholm	Amsterdam	Zürich
15. 11. 18	50,50	47,50	30,80	67,25
30. 12. 18	47,75	44,—	30,—	—
28. 1. 19	46,75	43,25	—	59,75
26. 2. 19	38,85	—	25,50	51,—
31. 3. 19	—	—	—	45,50
28. 4. 19	30,50	28,—	19,55	—
26. 5. 19	32,75	29,75	18,20	—
27. 6. 19	—	—	19,90	41,50
31. 7. 19	26,75	22,50	15,37½	32,75
29. 8. 19	—	—	—	26,70
30. 9. 19	20,35	18,50	11,80	23,75
31. 10. 19	15,15	13,75	8,45	17,90
15. 11. 19	11,85	11,—	6,50	13,75

In diesen Ziffern spiegelt sich deutlich die Durchlöcherung unseres Wirtschaftslebens als die naturnotwendige Folge des über die Kräfte der deutschen Volkswirtschaft gegangenen Krieges.

Was den *Konsum* auszeichnet, so ist ein weiteres Anziehen der Preise für sämtliche Bedarfsartikel zu konstatieren, ohne daß der Warenmarkt eine besondere Bereicherung des Waren-

angebots erfahren hat. Nach den „Monatlichen Übersichten über Lebensmittelpreise" von Rich. Calwer berechnen sich die Reichsdurchschnittsziffern für die Kosten des Nahrungsmittelaufwandes einer vierköpfigen Familie pro Woche auf Mark:

	1918	1919
Januar . . .	56,50	63,75
Februar . . .	56,47	64,93
März . . .	57,—	67,30
April	57,13	69,65
Mai	57,30	73,70
Juni	57,60	78,65
Juli	58,11	82,21
August . . .	59,43	85,45
September . .	60,84	95,67
Oktober . . .	61,80	—
November . .	62,49	—
Dezember . .	62,96	—

Bemerkt sei hierbei noch, daß diesen Berechnungen nur die Höchstpreisnotierungen zu Grunde liegen, die insbesondere in den letzten Wochen wieder verschiedentlich heraufgesetzt worden sind. Die besonders auffallende Steigerung von August auf September ist durch die Berücksichtigung der Auslandsfleischpreise hervorgerufen. Die außerordentliche Steigerung der Lebensmittelpreise verbunden mit den enormen Gestehungskosten für Kleidungsstücke, dazu die Mietpreise, die hohen Steuern usw. geben immer wieder erneuten Anlaß zu Lohnkämpfen, die, wenn sie in Streiks ausarten, der allgemeinen Volkswirtschaft immer wieder schwere Schädigungen bringen müssen. Wo bleibt da ein aussichtsreicher Ausweg offen?

Geschichtliche Rundschau XI.

Von Dr. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Ullstein & Co. (Berlin) sind nunmehr auch die Erinnerungen des österreichischen Staatsmanns Graf Ottokar Czernin unter dem Titel „Im Weltkriege" erschienen. Wie der Verfasser in seinem Vorworte erklärte, bezweckte er mit der Herausgabe dieses Buches nicht, eine Geschichte des Weltkrieges zu schreiben, vielmehr will er nur einzelne Ereignisse und einzelne Persönlichkeiten ... schildern, die er selbst aus größerer Nähe und daher deutlicher zu sehen Gelegenheit hatte als die Allgemeinheit. Selbstverständlich sieht auch Czernin diese unter seinem persönlichen Gesichtswinkel; aber es muß ihm zugegeben werden: er hat sich großer Objektivität befleißigt, hat versucht, sine ira et studio Begebenheiten und Personen zu zeichnen, und auf diese Weise einen wertvollen Beitrag geliefert für die spätere Geschichtsschreibung. Natürlicherweise ist ihm dies in dem einen Falle mehr und besser gelungen als bei dem anderen; das tut aber dem Buche als Ganzem keinen Abbruch, das auch in stilistischer Hinsicht die Feder eines geübten und begabten Journalisten verrät. Nach einigen einleitenden Bemerkungen allgemeiner Natur über die Politik vor dem Weltkriege gibt der Verfasser ein ausgezeichnetes Charakterbild des ermordeten österreichischen Thronfolgers und der von ihm verfolgten Politik. Es folgt dann eine Schilderung Kaiser Wilhelms II., die um so sympathischer berührt, als Czernin gerade hierbei sich offensichtlich bemüht hat, dem Kaiser, nach dem jetzt so viel Steine geworfen werden, volle Gerechtigkeit werden zu lassen. Treffend führt er bei dieser Gelegenheit aus, daß es „ebenso wenig ein allgemein dynastisches als ein allgemein republikanisches Gefühl der Völker gibt ..., sondern nur ein Gefühl der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, welche sich je nachdem für oder gegen die Dynastie und die Staatsform äußert". „Die Monarchisten, die sich aus ihrer ange-

stammten Treue' für das Herrscherhaus ein Verdienst vindizieren, täuschen sich selbst über ihre Gefühle; sie sind Monarchisten, weil sie diese Staatsform für die befriedigendste halten. Und die Republikaner, welche angeblich die „Majestät des Volkes" verherrlichen, meinen de facto sich selbst dabei. Ein Volk aber wird sich auf die Dauer immer zu jener Staatsform bekennen, welche ihm am ehesten Ordnung, Arbeit, Wohlstand und Zufriedenheit bringt". Die Liebe des Volkes geht eben stets durch den Magen; wer ihm zu essen gibt, dem läuft es zu. Dies gilt natürlich nur von der Masse; Ausnahmen bestätigen die Regel. — Nicht minder interessant sind die Schilderungen des Verfassers über seine Tätigkeit als Gesandter Österreichs in Rumänien in den ersten Kriegsjahren sowie über seine Teilnahme an den Friedensverhandlungen in Brest Litowsk und Bukarest. Ein Anhang gibt einige wichtige dokumentarische Belege zur Zeitgeschichte, die ebenfalls von Interesse sein dürften. Wenn auch der Verfasser — wie er selbst sagt — nicht alles in diesem Buche erzählt hat, was er wußte, so bleibt doch der Wert dieser Erinnerungen der gleiche; mit Recht weist er darauf hin, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, den Schleier von allen Vorgängen zu lüften, die Zeit, die uns von ihnen trennt, ist noch zu kurz.

Gleichsam als Ergänzung zu seinem im Erscheinen begriffenen Werke über den Weltkrieg hat der ehemalige Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin seine Aussage über „Friedensangebot und U-Boot-Krieg" veröffentlicht, die er vor dem Untersuchungsausschusse getan hat, jener „herrlichen — man kann ebensogut das konträre Adjektiv von „Dame" gebrauchen! — Institution, über die alle wahren Patrioten im Inlande die Köpfe schütteln, das neutrale Ausland verächtlich die Achseln zuckt und das feindliche Ausland sich ins Fäustchen lacht: Die Weltgeschichte ist um einen — für uns leider recht schlechten — Treppenwitz reicher. — Im Anschluß hieran sei schon jetzt kurz darauf hingewiesen, daß die „Stenographischen Berichte" dieses Untersuchungsausschusses bei der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt in Berlin im Druck erscheinen und dadurch die weitere Öffentlichkeit in die Lage versetzt wird, sich ein klares Bild von den dortigen Verhandlungen zu machen, ein Bild, das allerdings kaum geeignet ist, deutsche Würde und Achtung vor dem deutschen Volke in die Welt hinauszuposaunen.

Von den „Erinnerungen" des ehemaligen Reichskanzlers Grafen Georg von Hertling, die im Verlage der Jos. Kösel'schen Buchhandlung (Kempten-München) erscheinen, liegt bisher nur der 1. Band vor. Er enthält die ersten Jahrzehnte aus Hertling's Leben, seine Jugend- und Wanderjahre, sowie seine Dozentenzeit an der Universität in Bonn. Von seiner politischen Laufbahn erfahren wir hier nur wenig; aber trotzdem ist es interessant, einen Einblick zu gewinnen in die Gedankenwelt, in der dieser Mann, der später berufen war, wenn auch nur für kurze Zeit, die Geschicke des Deutschen Reiches zu leiten, aufgewachsen ist und gelebt hat. Gewiß, in vielen Punkten tritt uns eine rein einseitige katholische Auffassung entgegen, eine vielleicht allzu einseitige; aber das ist von dem ehemaligen Führer des bayrischen Zentrums und Professor der katholischen Philosophie nicht anders zu erwarten und kann ihm nicht — wie dies verschiedentlich geschehen ist — zum Vorwurf gemacht werden. Jeder weiß, daß Hertling diesen katholischen Standpunkt Zeit seines Lebens vertreten hat, er wird dies zwar bei der Beurteilung der

einzelnen von ihm besprochenen Begebenheiten stets in Rechnung stellen müssen, aber er wird seine „Erinnerungen" darum nicht mit weniger Interesse lesen. Zweifellos werden allerdings etwaige weitere Bände, die sich mehr mit der politischen Laufbahn und Tätigkeit des Verfassers beschäftigen werden, allgemeineres Interesse haben.

„Wie Diplomaten Kriege machen", zeigt das Buch des englischen Politikers Francis Neilson, das, von M. Gr. v. H. ins Deutsche übertragen, bei S. Hirzel in Leipzig erschienen ist. Es ist wohl das erste englische Buch, das die politischen Zusammenhänge der Zeit vor dem Weltkriege behandelnd in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist. Es leuchtet mit starker Flamme in die Werkstatt der Diplomaten, deckt die geheimen Fäden auf, die — meist für das Publikum unsichtbar — von den Staatsmännern gesponnen werden, die ihr Volk dann vor ein fait accompli stellen, an dem es nichts mehr zu ändern vermag. Sicherlich wird dieses Buch bei uns sich viele Freunde erwerben; zeigt es doch zum ersten Male, wie die Politik, die zum Weltkriege führte, auf der anderen Seite des Kanals von unabhängigen Politikern beurteilt wird, und alle, die in den letzten Monaten so viel von unseren Staatsmännern über diese Zeit gelesen haben, werden gewiß mit Freuden zu diesem Buche greifen, um auch einmal das Urteil unserer Gegner kennen zu lernen.

Ein ganz eigenartiges Buch sind die im Verlage von Paul List (Leipzig) erscheinenden „Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten" des ehemaligen Botschaftsrats Frhr. Hermann v. Eckardstein. Wir hatten bereits in der letzten Rundschau Gelegenheit genommen, auf eine kleine Broschüre desselben Verfassers zu verweisen, die einen Ausschnitt aus seinem diplomatischen Wirken wiedergibt. In dem großen Werke, von dem bisher nur der I. Band uns vorliegt, schildert Eckardstein nun zunächst sein äußeres Leben und Wirken, seine Tätigkeit bei den verschiedenen diplomatischen Vertretungen im Auslande und beim Auswärtigen Amte in Berlin, vor dem er keine allzu große Hochachtung zu haben scheint, seine vielen Reisen, die ihn durch fast alle Länder Europas und Nordamerikas führten, seine Bekanntschaften in aller Herren Länder mit Hinz und Kunz, seine Trinkfestigkeit und -freudigkeit, die wie die gastrischen Genüsse überhaupt vielfach eine allzu große Betonung erfahren. Recht unsympathisch berühren seine Äußerungen über den Kaiser, auf den er scheinbar nicht gut zu sprechen ist. Im Vorwort sagt der Verfasser einmal (S. 15): „auch bei politischen Memoiren von Staatsmännern und Diplomaten müssen die Herren Geschichtsforscher auf der Hut sein, nicht ohne weiteres alles als bare Münze zu nehmen; denn persönliche Eitelkeit und die der menschlichen Natur innewohnende Neigung zu tendenziöser Färbung spielen auch hier in den meisten Fällen eine nicht geringe Rolle". Treffende Worte, die wir in ähnlicher Formulierung schon wiederholt hier zum Ausdruck gebracht haben, Worte, die wir auch jetzt vollkommen unterschreiben können. Auch die Eckardstein'schen Memoiren bilden keine Ausnahme von dieser goldenen Regel; auch sie sind mit Vorsicht zu genießen. Der II. Teil verspricht nach dem, was der Verfasser darüber durchblicken läßt, bedeutend interessanter zu werden, zumal er einen streng vertraulichen Briefwechsel zwischen dem Verfasser und Herrn v. Holstein enthält, der vielleicht interessante Aufschlüsse über das Wirken dieses Mannes hinter den Kulissen unserer auswärtigen Politik geben wird; wir sehen dem Erscheinen dieses Bandes

mit Interesse entgegen und werden nicht verfehlen, auch ihn an dieser Stelle zu besprechen. —

Kurz vor dem Weltkriege erschien im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin ein Monumentalwerk ersten Ranges: Die Werke Friedrichs des Großen in 10 Bänden, die nicht nur allen Geschichtsfreunden eine willkommene Gabe waren, sondern auch dem Bibliophilen, der mehr auf Schönheit der äußeren Form gibt, eine große Freude bereiteten. Nunmehr hat der Verlag diesem Werke zwei weitere Bände friederizianischer Literatur folgen lassen, die sich in würdiger Weise den bisher erschienenen Bänden an die Seite stellen. Zunächst: „Die Jugend Friedrichs des Großen" von Ernest Lavisse. Das Werk ist bereits 1891 entstanden und war in Fachkreisen längst bekannt; aber erst jetzt findet es durch die von dem bekannten Übersetzer friederizianischer Werke, Friedrich von Oppeln-Bronikowski, besorgte deutsche Ausgabe den Weg in die weitere Öffentlichkeit. Die Arbeit Lavisse's ist neben dem ausführlichen Werke des Engländers Carlyle der wertvollste Beitrag, den die ausländische Literatur zur Geschichte des großen Preußenkönigs geliefert hat. Obwohl sich der Verfasser als hervorragender Historiker geschichtlicher Objektivität befleißigt, so kann er doch dabei niemals ganz vergessen, daß gerade dieser König und sein Vater es waren, die Preußen zu einer Macht in Europa emporgehoben haben, daß sie es waren, die ihr Land dazu befähigten, auf den Schlachtfeldern von Roßbach, Leipzig, Belle-Alliance und Sedan den französischen Waffen den Sieg zu entwinden. Immer wieder zeigt sich der hierdurch verletzte französische Nationalstolz, was sich in manchen Spitzen und Bosheiten gegen die beiden Herrscher äußert. Allzu sehr stützt sich Lavisse leider auf die Gesandtschaftsberichte und auf die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, beides Quellen, deren Zuverlässigkeit sehr viel zu wünschen übrig läßt. Aber abgesehen von diesen, wenn auch stets beim Lesen zu berücksichtigenden Mängeln gibt Lavisse ein packendes Bild vom Aufstieg des preußischen Staates, der mit der Jugendzeit Friedrichs des Großen so eng verknüpft ist, sowie von der leidvollen Entwicklungsgeschichte einer großen Herrscherpersönlichkeit, des Ringens zwischen Vater und Sohn, und des tragischen Kampfes zweier starker Persönlichkeiten. — Der andere Band enthält „Gespräche Friedrichs des Großen"; auch er ist von demselben Übersetzer besorgt und mit einer Anzahl ausgezeichneter wissenschaftlicher Anmerkungen versehen. Zahlreiche Illustrationen von Adolf v. Menzels Meisterhand verschönern dieses Prachtwerk, das die bisher meist nur in französischer Sprache erschienenen, an den verschiedensten Stellen verstreuten Gespräche des großen Königs gesammelt wiedergibt und die weltumspannende Vielseitigkeit seines Geistes widerspiegelt. Daß diese schöne Bereicherung unserer friederizianischen Literatur viele Freunde finden wird, ist wohl selbstverständlich, und ist es daher wohl unnötig, sie unseren Lesern noch besonders ans Herz zu legen. —

Eine Geschichte von „Elsaß-Lothringen" veröffentlicht Martin Spahn im Ullstein-Verlage, eine begrüßenswerte Neuerscheinung, die in aller Kürze und doch auf wissenschaftlicher Grundlage die geschichtliche Entwicklung dieses deutschen Landes durch die Jahrhunderte gibt, das uns durch den Frieden von Versailles nun wieder entrissen ist, wenn auch hoffentlich nicht für immer.

Ein wissenschaftliches Werk ersten Ranges ist das Buch von Dr. Alfred Fischel: „Der Panslawismus bis

zum Weltkrieg", das bei der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart verlegt ist. An der Hand außerordentlich gründlicher Studien auf dem weiten Gebiete slawischer Geschichte und Kultur gibt der Verfasser einen geschichtlichen Überblick über diese Bestrebung, die vor dem Kriege bei uns viel zu wenig Beachtung fand, vielleicht, weil es bisher an einem Werke fehlte, wie es uns jetzt von Fischel beschert worden ist. Der Panslawismus ist kein leeres Schlagwort, für das er leider allzu oft gehalten worden ist; er hat sich langsam, aber ständig entwickelt, zunächst in der Literatur der verschiedenen slawischen Volksteile, von hier aus weitergreifend in der Politik der selbständigen und unselbständigen slawischen Staaten. Allmählich erst hat man in der slawischen Welt die Augen auf den großen slawischen Staat im Osten Europas, Rußland, als Beschützer des Slawentums gerichtet, der in kluger Weise diese Geistesrichtung aufnahm und für seine politischen Ziele auszunutzen verstanden hat, sich mit der Zeit als Vorkämpfer der panslawistischen Ideale aufwerfend. Auf die Einzelheiten dieses Werkes hier näher einzugehen, verbietet der Raum. Das mit großer Sachkenntnis streng wissenschaftliche Werk wird sich selbst seinen Weg bahnen; es ist wohl das Beste, was bis jetzt in deutscher Sprache über dieses hochwichtige Problem geschrieben worden ist, dessen Bedeutung für die europäische Politik durch den Ausgang des Weltkrieges eher gesteigert als vermindert worden ist, jetzt, wo die politischen Träume der Westslawen mit Hilfe der Entente wenigstens zum größten Teile verwirklicht worden sind.

Kurz erwähnt sei hier auch eine kleine Studie, die der bekannte baltische Schriftsteller Hermann von Rosen im Verlage von Theodor Lißner (Berlin) über „Russische Zukunft" geschrieben hat. Es sind kurze, meist treffende Bemerkungen über die voraussichtliche Entwicklung der vorläufig noch unter bolschewistischem Terror stehenden russischen Gebiete, wie sie nach Ablösung der Randstaaten übrig geblieben sind. Es ist eine lesenswerte Abhandlung, die allgemeines Interesse verdient und sicherlich auch finden wird. —

„Napoleons letzte Freundin" betitelt sich die neueste Bereicherung der Napoleons-Literatur, die bei Georg Müller in München verlegt ist. Kurt-Paul Aretz gibt hier in dankenswerter Weise uns ein Bild von dem Leben des großen Franzosenkaisers während der ersten Jahre seiner Verbannung nach St. Helena, wie es sich in den Erinnerungen widerspiegelt, die uns Betsy Balcombe hinterlassen hat, in deren Haus Napoleon in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft auf der Insel gewohnt hat. Das mit 17 Abbildungen geschmückte Buch wird von jedem Freunde und Bewunderer des französischen Kaisers warm begrüßt werden.

Unter dem Titel „Frankreichs Geistesführer" erscheint bei der Heinrich Diekmann Verlagsbuchhandlung in Halle a. S. eine völlig neubearbeitete fünfte Auflage des bekannten Werkes von Eduard Engel: „Psychologie der französischen Literatur". Es gibt ein lebensvolles Bild des Wesens des französischen Geistes in fesselnder Darstellungsform, das einem jeden gestattet, in den Geist der französischen Literatur einzudringen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Die Fülle der Neuerscheinungen, die aller Schwierigkeiten und Nöte der Zeit spottet, läßt auf einem Rundgang

durch die Monatsausstellung der Literatur nur kurzes Verweilen bei den einzelnen Werken zu, auch wenn manches ausführlichere Würdigung verdiente.

In der neuen Lyrik mag die alte Mode, die darum noch nicht die schlechtere ist, den Vortritt haben. Franz Hildebrand veröffentlicht ein Gedichtbuch „Vom Auf und Ab des Lebens. Offenes und Verblümtes. Lindes und Herbes“ (Berlin, Mayer & Müller). Es leidet an einer übergroßen Menge geringwertiger Stücke. Besonders streng hätte der Verfasser in der Abteilung „Lyrisches“ sichten müssen. Auch in dem wertvolleren Teil, der „Spruchdichtung“, ist vieles nicht zur nötigen Klarheit und Schärfe des Ausdrucks gediehen, aber es finden sich hier doch auch so lebenskluge, gehaltvolle und formgewandte Verse, daß es um ihretwillen unbillig wäre, das Werk nur nach seinen Mängeln zu beurteilen. Ein mannhafter, etwas knorriger Mensch und ein Dichter, der schlicht, und ohne durch Gesuchtheit in der Form auffallen zu wollen, sein Sprüchlein sagt, das will in unserer Zeit doch etwas heißen.

Mehr zur alten als zur neuen Kunst gehören auch die Gedichte von J. Ehrat „Jenseits der Alpen“ (Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1919). Ohne im Inhalt bedeutend zu wirken oder höheren Ansprüchen in der Form zu genügen, erfreuen sie — namentlich in den Reisestimmungen — doch oft durch Anmut und feines Gefühl.

Alte gute Balladenkunst erneuert in klangvollen Gedichten Lulu von Strauß und Torney („Reif steht die Saat. Neue Balladen“. Jena, Eugen Diederichs, 1919). Sie ist an besten Vorbildern geschult und hat doch ihren persönlichen Ton. Sie gibt Stimmungsbilder in kräftigen Farben. Sie arbeitet die Endwirkung wirkungsvoll und zum Teil meisterhaft heraus. Sie ist geistvoll und gelegentlich voll mystischer Versunkenheit. Nur irgendwie spielt häufig ein opernhafter Zug hinein, der nicht recht warm werden läßt.

Auf den Spuren Stefan Georges, aber doch mit eigener Kraft schreitend, geht Paul Schmid, ein neuer schwäbischer Dichter. Sein Sonettenkranz „Brüder. Eine Dichtung wider den Tod“ (Stuttgart Strecker & Schröder 1919) wirkt bedeutend, ist stark im Bezwingen der Form, stärker in der Innigkeit oder Leidenschaftlichkeit des Gefühls. In kunstvoller Anordnung erhebt sich zwischen kräftigen, oft grellen Gemälden des allgemeinen Schicksals, zwischen wortgewaltigen Bußpredigten als Hauptinhalt eine Reihe von Erinnerungsbildern, in denen der Dichter seines Bruders Leben und Sterben, den Tod fürs Vaterland, ergreifend darstellt am ergreifendsten da, wo er ganz schlicht von Heimat und Kindheit spricht. Es kann nicht ausbleiben, daß unter all den Sonetten auch schwächere Leistungen stehen, auch solche, in denen mehr Wortklang als Gestaltung ist, in denen es an Abrundung und Bestimmtheit mangelt, aber das Werk als Ganzes verdient Anerkennung und erweckt Hoffnungen.

Dichter von eigenem Gepräge sind auch Rudolf von Delius und Franz Nitsche. Jener ist in seinem Gedichtbuch „Die Feier“ (Jena, Eugen Diederichs, 1919) spröde in der Form, stolz im Selbstgefühl, erfüllt von inbrünstigem Glauben an den Reichtum und die Wunder des Lebens. Er überschätzt wohl manchmal die Tragfähigkeit eines Leitgedankens und vergreift sich auch zuweilen im Ausdruck, aber viele dieser Prosaverse sind voll gedrängter Kraft und lassen ihre Stimmung noch lange in uns nachklingen.

Kunstloser und doch künstlerisch bedeutender als die bisher Genannten erscheint Franz Nitsche, dessen „Zeichnungen und Aufzeichnungen" unter der gesuchten Überschrift „Zwischen Morgen und Übermorgen" von Freunden herausgegeben werden (Jena, Eugen Diederichs, 1919). Die Zeichnungen geben in kurz andeutenden Linien von großer Kühnheit Bilder aus dem Leben im Felde, die gewiß manchem zunächst als Zerrbilder erscheinen, aber in der zusammengeballten Betonung des Wesentlichen, in der eigenartigen Verbindung von Wirklichkeit und Traumgesicht Künstlerkraft offenbaren. Wichtiger noch dünken mich die Aufzeichnungen. Es sind Briefe aus dem Kriege, die, nach den Mitteilungen eines seiner Freunde, ohne jede Absicht der Veröffentlichung geschrieben wurden, Briefe in denen der Verfasser, über das Wort einfacher Mitteilung hinausgreifend, in dichterisch gesteigerter Rede von seiner Qual und Sehnsucht kündet. Und immer mehr wird im Laufe der Zeit der Stil zu prachtvollem Prosarhythmus, der an die Hymnen des jungen Goethe erinnern kann. Immer mehr schwindet das Unwesentliche, immer kräftiger verdichtet sich alles in großen, starken Zügen. Auch hier macht das ganz von einer Empfindung volle Herz den Dichter. Fast kann man sagen, daß er sich zu sehr der Empfindung hingibt, bald in Tränen schwimmend, bald von innerer Marter durchschüttert, bald vor Freude trunken. Mag man auch den Geist des Ganzen nicht billigen, der nur die entsetzlichen Seiten des Krieges kennt und nennt, so muß man doch anerkennen, daß diese Herzensergießungen nicht in Verse gebrachte Leitartikel sind, sondern Erlebnisse von ursprünglicher Wahrhaftigkeit und begnadeter Gestaltungskraft.

Albert Sergel hat aus seinen bisher erschienenen Gedichtbüchern eine ansprechende Auswahl zusammengestellt und einige neue Verse hinzugefügt („Sommersegen. Ausgewählte Gedichte." Berlin-Charlottenburg, C. F. E. Volckmann Nachfolger). Die frische Anmut, die vor allem auch in den Kinderliedern hervortritt, ist ein besonderes Kennzeichen des Dichters, der, ohne in die Tiefe zu gehen, doch immer durch Innigkeit und Wärme, durch den volksliedartigen Ton und manche Schönheit der Form das Herz des Lesers gewinnt.

In einem starken Bande „Die deutsche Revolutionslyrik" gibt Julius Bab eine gute „geschichtliche Auswahl mit Einführung und Anmerkungen" (Wien und Leipzig, Ed. Strache, 1919). Er führt uns in wohlgewählten Proben vom sechzehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart und rundet das zeitgeschichtlich Bestimmte durch Gedichte „aus dem Zeitlosen" ab. Die Einleitung ist trotz ihrer Knappheit sehr aufschlußreich. Warum die deutsche Revolution bisher so wenig belangvolle Lyrik geweckt hat, wird feinsinnig zum Teil darauf zurückgeführt, daß sich nicht wie einst in Frankreich die beiden politischen Grundkräfte ergänzten, nationaler Aufschwung und sozialer Kampf, sondern „daß die Stunde unserer sozialen Revolution zugleich eine Stunde tiefster nationaler Depression" war.

* * *

Es findet sich, wenn auch nicht eben häufig, daß ausgezeichnete Stoffe der Erzählungskunst Stümpern in die Hände geraten und darum keine Gestalt gewinnen. Häufiger ist der umgekehrte Fall, daß dichterische Begabung mit unzureichendem Stoff ringt. Zu diesen Fällen scheint mir auch die Erzählung „Die Erleuchteten" von Max Hochdorf (Zürich, Max Rascher, 1919) zu gehören. Die Abenteuer, Meinungen und Albernheiten des kleinen Schulmeisters, seiner großen Braut und

anderer verschrobener Menschen gehen im ganzen nur Zerrbilder ohne Zweck und Ziel, wenn auch im einzelnen der Gegensatz zwischen zarter Innerlichkeit und der harten Außenwelt Teilnahme erweckt.

Henning Berger beginnt seine Novelle „Die andre Seite" (Übersetzung von Julia Koppel. Berlin, S. Fischer) wie ein skandinavischer Meyrink mit gruseliger Mystik, enthüllt sich aber bald als Possenreißer. Er weiß zu spannen, aber nicht dauernd zu fesseln.

Ein ernstes Werk von zeitgeschichtlicher Bedeutung und seelischer Vertiefung ist der Roman von Karl Bröger „Der Held im Schatten" (Jena, Eugen Diederichs, 1919). Ein reichbegabter Taugenichts wird, nachdem er tief gesunken ist, zum Dichter und sozialistischen Volkserzieher. Lebensvolle Bilder entrollen sich vor uns aus dem dumpfen Elternhaus, aus der leichtsinnigen Lehrzeit des jungen Kaufmanns, aus dem Gefängnis, dem Heim der Obdachlosen, der Kaserne, der Zeitungswelt, dem öffentlichen Leben, dem jungen Ehestand bis zum Auszug in den Krieg. Mehrfach wird die Erinnerung an das Wesen und den Aufstieg Hebbels geweckt. Wenn das lesenswerte Buch nicht ein ganz befriedigender Erziehungs- und Entwicklungsroman geworden ist, so liegt das wohl daran, daß zwar die einzelnen Stufen, nicht aber die Übergänge von der einen zur andern klar und anschaulich dargestellt sind. Besonders bleibt die Wendung vom Verbrecherleben zu geistig-sittlicher Höhe recht sprunghaft.

Ein schönes, trauriges Buch ist der Roman von Vicki Baum „Frühe Schatten" (Berlin, Erich Reiß). Die Geschichte eines Kindes und zugleich und vor allem die Geschichte der Umgebung des Kindes, von seinem Standpunkt aus gesehen und dargestellt. Wie dieser Standpunkt durchs ganze Werk festgehalten wird, verdient hohe Anerkennung. Die Leute sagen: „Wie altklug das Kind ist!" und die kleine Martha spürt selbst, daß sie innerlich viel älter als ihre Altersgenossinnen ist. Wie sollte sie es nicht, da sie unter allen Beschäftigungen und Spielen immer auf die Heimkehr der Mutter aus dem Irrenhause wartet! Das schärft ihre Sinne und ihre Seele und läßt sie mehr beobachten, denken und erleben als die Erwachsenen. Mit wie feiner Menschenkunde ist das alles wiedergegeben, ihr Schmerz, ihre kleinen Freuden, ihre Sehnsucht, ihre Freundschaft und das erste Aufdämmern der Liebe! Die Klippe der Rührsamkeit ist meistens vermieden

* *
*

Von der „Geschichte der deutschen Literatur" von Adolf Bartels erscheint eine kleine (aber doch sehr umfangreiche) Ausgabe in einem Bande (Braunschweig, Georg Westermann, 1919). Ein Riesenstoff ist darin verspeichert und im ganzen übersichtlich geordnet. Auch sonstige Vorzüge sollen nicht verkannt werden; sie kommen besonders der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zugute, einer Zeit, die Bartels mit großer Kennerschaft beherrscht. Im ganzen aber überwiegt der Eindruck, daß zwar einerseits ein Reichtum von allgemeinen Betrachtungen vorhanden ist, andererseits eine Überfülle von einzelnen Namen und Titeln gegeben wird, daß aber die Würdigung der Werke vielfach zu kurz gekommen ist. Wie wenig erfährt der Leser etwa über Lessings „Hamburgische Dramaturgie"! In der Darstellung bildet wie sonst bei Bartels die Rassenfrage einen der wichtigsten Gesichtspunkte. Das ganze Werk erhält dadurch das Gepräge großer Einseitigkeit, besonders in den Abschnitten über die neueste Zeit. Dieser

Eindruck wird verstärkt durch die sicherlich nicht wissenschaftlich zu nennende Art, in der so oft bloße Vermutung über die Rassenzugehörigkeit an die Stelle sicherer Kenntnis tritt.

Zwei Schriften über Gottfried Keller, die beide Beacht ng verdienen: die eine weit ausgreifend, von Max Hochdorf betrachtet „Gottfried Keller im europäischen Gedanken" (Zürich, Rascher & Co., 1919) und zeigt die Persönlichkeit und das Lebenswerk des Dichters im Lichte seiner Weltanschauung und in dieser besonders den weltbürgerlichen Zug; sie bedarf immerhin vorsichtiger Ergänzung. Die andere behandelt ein sehr reizvolles und zum Verständnis des Dichters wichtiges Kapitel aus seinem Leben: „Gottfried Keller und die Frauen" von Walther Huber (Bern, Ferdinand Wyß, 1919). Die lebensgeschichtlichen Tatsachen werden treffend und liebevoll berichtet, ihre Beziehungen zu Kellers Werken feinsinnig gedeutet

Ein umfassendes Werk „Theodor Fontane" von Conrad Wandrey (München, C. H. Beck) kann hier nur gestreift, soll aber zugleich warm empfohlen werden Sein Schwerpunkt liegt nicht in der Lebensgeschichte, sondern in der Würdigung des Dichters. Diese gilt sowohl seiner gesamten Persönlichkeit, wie seinen Hauptwerken. Mit prüfendem Blick wird die Wanderschriftstellerei und die Verskunst Fontanes betrachtet und wohl mit Recht niedriger als sonst üblich eingeschätzt. Desto nachdrücklicher wird die Bedeutung der großen Romane betont, als deren Gipfelpunkte „Irrungen, Wirrungen" und „Effi Briest" erscheinen. Dies alles in glücklicher Verbindung gründlichster Kenntnis und anregender Darstellungsgabe.

* * *

Der neue „Almanach", der von der Schriftleitung von Velhagen und Klasings Monatsheften für das Jahr 1920 herausgegeben wird (Bielefeld, Velhagen & Klasing), ist ein mit guten Schrift- und Kunstbeiträgen ausgestattetes Buch. Rosner, Bulcke, Auernheimer haben Novellen, Ernst Heilborn, Paul Weiglin, Ludwig Sternaux literatur- und kul urgeschichtliche Aufsätze, unterhaltend und gehaltvoll zugleich, beigesteuert. Ausgezeichnet sind die Kunstblätter, unter ihnen schöne Bilder von der Hand der Malerin Hela Peters.

Der reich ausgestattete „Auswahlkatalog der Herderschen Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau, 1919" ist zur Kenntnis der neueren katholischen Literatur wertvoll. Unter den zahlreichen Neuerscheinungen des Verlages mögen hier einige von allgemeinerer Bedeutung wenigstens genannt sein. Alfons Heilmann veröffentlicht ein Buch frommer Lebenskunst, „Stunden der Stille. Sonntagsgedanken". Was er in dichterisch belebter Sprache sagt, um zur Innerlichkeit zu erziehen, ist durchweg ohne Aufdringlichkeit erbaulich und oft voll guter Lebensbeobachtung. Der katholische Standpunkt kommt besonders im letzten Abschnitt „Das Jahr der Seele" zum Ausdruck. Im allgemeinen herrscht ein Geist abgeklärter Lebensfreude. — In einer zweibändigen Ausgabe von Otto Hellinghaus erscheinen „Ausgewählte Novellen von Theodor Storm. Mit einer Einführung, Einleitungen und Anmerkungen". Beklagt wird in der Einführung, daß im Leben und Schaffen des Dichters „die allerleuchtende, allerwärmende Sonne des Glaubens" fehlte. Die Auswahl aus den Novellen ist reich bemessen. Gelegentlich wurden für den Text frühere Fassungen gewählt, nur selten kleinere Stellen weggelassen. — Simon Weber gibt „Das Alte Testament" in Auswahl

heraus, „nach Allioli aus der Vulgata mit Berücksichtigung des hebräischen und griechischen Wortlautes übersetzt, mit Einführungen und Anmerkungen". Zwanzig Bilder nach Schnorr von Carolsfeld schmücken die handliche Taschenausgabe. — Vielfach anregend, wenn auch oft seltsam in den Beispielen, ist die „Einführung in die Redekunst" von Willibrord Beßler „Der junge Redner", ein Buch, das nicht nur lehrreiche Blicke in den Betrieb der Klosterschulen werfen läßt, sondern auch in weiteren Kreisen nützliche Kenntnisse über die heute doppelt wichtige Kunst der öffentlichen Rede verbreiten kann. — Aus dem großen Reisewerk des bekannten Literaturforschers Alexander Baumgarten „Nordische Fahrten" wird ein Auszug von Josef Kreitmaier geboten: „Im hohen Norden, Reiseskizzen aus Schottland, Island, Skandinavien und St. Petersburg". Besonders die Schilderungen von der Natur und Kultur Islands sind voll anschaulicher Kraft. Vor allem als Volks- und Jugendbuch kann das Werk Freude und Belehrung geben.

Reclams Universal-Bibliothek (Leipzig) bringt viele gute Neuerscheinungen, darunter die auch für das Verständnis Goethes wichtige „Einführung in die Farbenlehre" von Wilhelm Ostwald, drei neue Stormhefte, herausgegeben von Walther Herrmann („Auf der Universität", „Carsten Curator" und „Schweigen"), ein knapp und klar geschriebenes Büchlein von Ernst Ziegeler, „Kants Sittenlehre in gemeinverständlicher Darstellung", und zwei Bände einer neuen zeitgemäßen Reihe „Bücher für staatsbürgerliche Bildung": dauernd wertvolle Aufsätze von Leopold Ranke, „Über die Restauration in Frankreich. Frankreich und Deutschland. Der bayrische Landtag von 1831", herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Richard Schmidt, ferner Ferdinand Lassalles „Arbeiterprogramm über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes". Diese 1862 gehaltene Rede, die von grundlegender Bedeutung für die sozialpolitische Entwicklung geworden ist, wird von Hermann Heller eingeleitet.

Das zweite Heft der neuen Monatsschrift „Der Schwäbische Bund" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919) enthält unter andern trefflichen Beiträgen zum erstenmal veröffentlichte Stücke aus dem Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Hermann Kurz, herausgegeben von Hugo Falkenheim. Sie sind von vielseitiger Bedeutung und beleuchten eigenartig Persönliches und Allgemeines. In wissenschaftlichen und dichterischen Beiträgen erfüllt die Zeitschrift hohe Erwartungen.

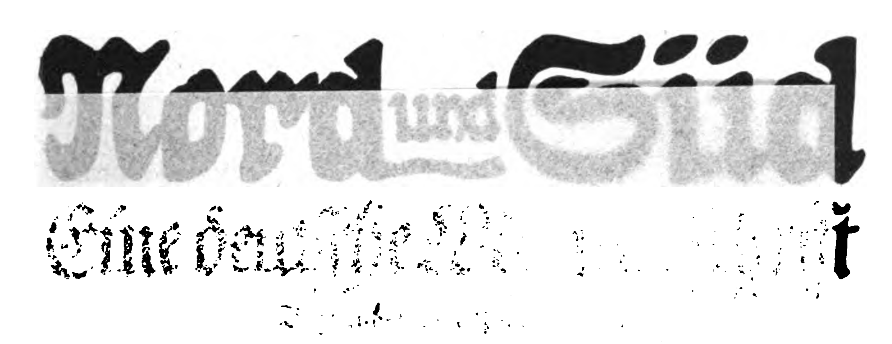
Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6368.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20. (Fernruf: Zehlendorf 1017) — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.
Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.


NORD
UND
SÜD

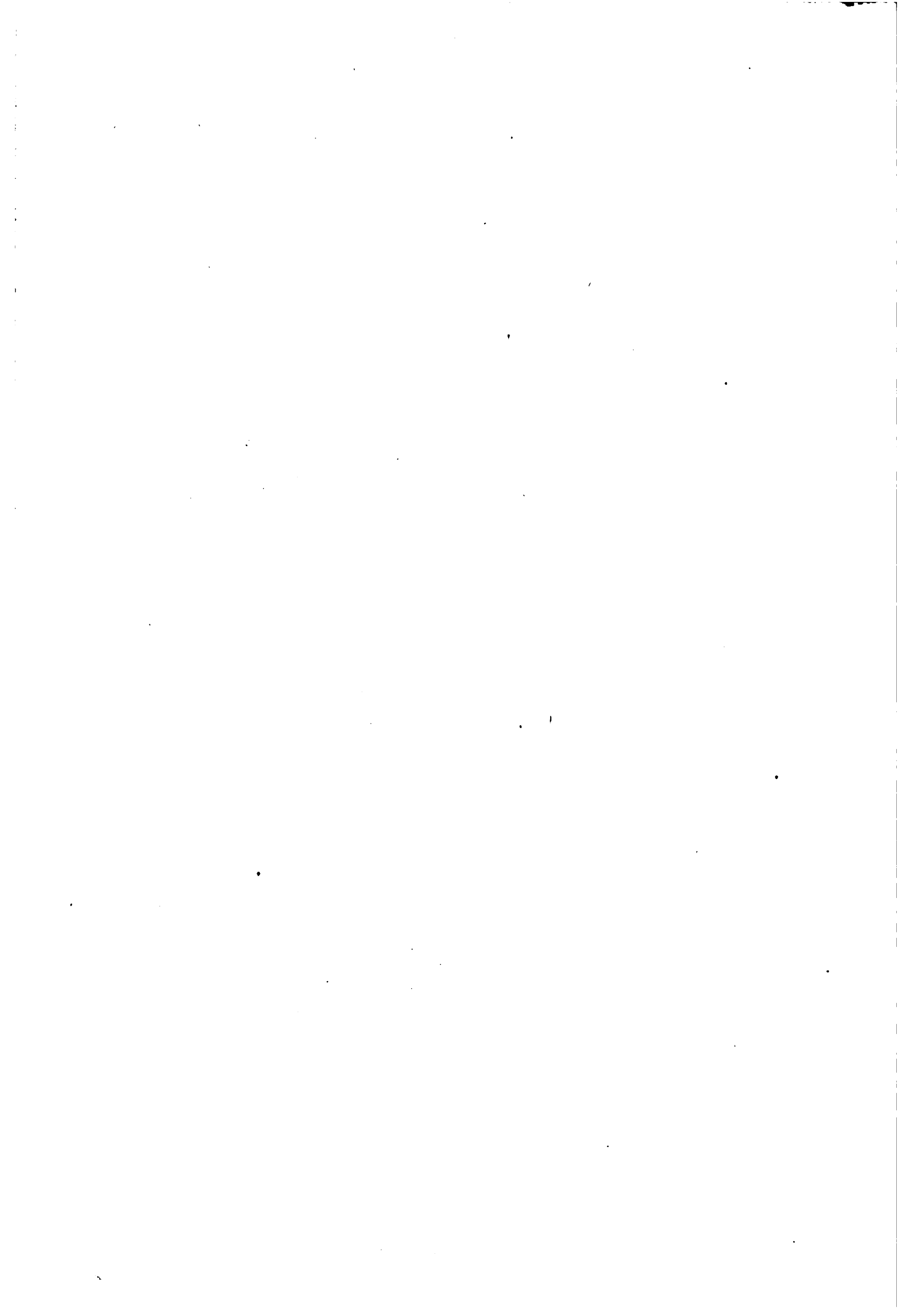


Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Geh. Regierungsrates
Dr. ing. Wilhelm von Siemens †.



Für die Schweiz: Akadem. Antiqu- u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 172. Heft 545. Februar 1920



Fregattenkapitän a. D. Trapp: Offener Brief an den Herausgeber.

Berlin, Weihnachten 1919.

Sehr geehrter Herr Robertson!

Herr Professor Stein hat den ehrenvollen Auftrag an mich gerichtet, Ihren offenen Brief an ihn (Januarheft „Nord und Süd") zu beantworten. Wenn ich es wage, dies zu übernehmen, so geschieht es aus dem Grunde, weil ich s. Zt. in England geboren wurde und dort die glücklichste Kindheit verbrachte. Ich gehöre daher zu den Menschen, die trotz allem, was wir seit dem Waffenstillstand erlebt haben, in diesem Augenblick ihren Glauben an England noch nicht verloren haben. Ihr menschenfreundlicher, warmherziger Brief bestärkt mich in der Richtung, daß es noch aufrechte Männer gibt, die nach dem Wahlspruch „Tue recht und scheue niemand" freimütig ihre Ansichten bekennen. Auf diesem Boden der Wahrheit werden unsere Länder sich hoffentlich allmählich wieder näher kommen. So wird auch in Ihrem Lande die Stimmung wiedererstehen, die der Revision des Friedens von Versailles günstig ist; wenn ich nicht diese feste Zuversicht hätte, könnte ich heute die Feder nicht ergreifen.

Sie raten uns, künftig dem Imperialismus zu entsagen. Augenscheinlich ist dies das ernste Ziel unserer gegenwärtigen Regierung, die die große Mehrheit unseres Volkes vertritt, in der auswärtigen Politik. Aber es war auch das Ziel unserer Regierung, als sie nach Versailles ging. Die von uns dargebotene Hand ist aber dort zurückgestoßen worden, und auf Ihrer Seite haben die imperilistischen Tendenzen über die demokratischen vollkommen gesiegt. Dadurch hat die Entente u. a. auch der gegenwärtigen deutschen Regierung ihre Aufgabe im Innern ungeheuer erschwert.

Über die englische auswärtige Politik uns gegenüber sich ein zutreffendes Bild zu machen, ist schwierig. Es gibt hier noch viele Menschen, die glauben, Sie wollten uns wirtschaftlich vernichten; ich persönlich glaube das nicht, sondern bin überzeugt, daß Sie uns gegenüber kühler denken als die Franzosen. Ich habe den Eindruck, als ob Ihre Minister sich bemühen, den Haßgesang gegen Deutschland allmählich wieder zu dämpfen, aber als ob ihnen dieses andererseits aus

Rücksicht auf die öffentliche Meinung vorläufig noch sehr schwer falle. Mit Genugtuung stelle ich fest, wie Sie der Ansicht Ausdruck geben, daß es uns mit Hülfe der besten englischen und amerikanischen Denker gelingen werde, die Grenzen des alten Reichs allmählich wieder herzustellen, und daß wir auch für die Möglichkeit einer künftigen kolonialen Neu-Entwickelung nichts zu besorgen hätten.

Ihre Äußerung entspricht im allgemeinen meinem eigenen Empfinden, denn auf Grund der Erfahrungen, die ich in meiner Kindheit in Ihrem Lande gemacht habe, lasse ich mir den Glauben nicht nehmen, daß es unter den Angelsachsen genügend aufrechte und kluge Männer gibt, die schließlich für Gerechtigkeit gegen Deutschland noch sorgen werden.

Vorerst haben wir aber noch andere Sorgen, und da ist es im Interesse meines Landes meine Pflicht, Sie vor allem auf das Damokles-Schwert hinzuweisen, das noch in den Auslieferungsfragen über uns schwebt. Die heikle Frage zwingt mich zu einem offenen Bekenntnis. Wenn England von seinem formalen Recht Gebrauch macht, wird es, fürchte ich, für uns schwer sein, jemals wieder zu Ihnen hinzufinden. Auf der englischen Schule hatte ich einmal einen royalistisch gesinnten Lehrer, der uns sagte: „Cromwell was a wretch; he ought never to have allowed, Charles I. to be beheaded". So wird es auch England in unserem Lande gehen, wenn Sie den früheren Kaiser vor Gericht stellen. Denn trotz der Revolution haben in Deutschland doch im Grunde die meisten Menschen eine monarchische Gesinnung, und spätere deutsche Geschlechter würden es niemals begreifen können, daß Sie Ihrem Haß gegen uns so die Zügel schießen ließen. Wir Deutschen wissen sehr genau, daß der Kaiser große Fehler gemacht hat; andererseits sind wir aber auch überzeugt, daß er nur darnach strebte, Deutschland groß zu machen und dabei ein Friedenskaiser zu sein.

Mit der Frage der Auslieferung unserer militärischen Führer und anderer Offiziere verhält es sich ähnlich; sie gehorchten nur dem System, das bei uns bisher herrschte, und die meisten taten daher sicherlich nur ihre Pflicht. Das System, dem sie gehorchten, haben Sie, bezw. das deutsche Volk selbst durch die Revolution, zerbrochen, und Ihr Hauptkriegsziel wurde dadurch erreicht. Jetzt wollen Sie diese Offiziere — zum Teil fünf Jahre, nachdem das ihnen zur Last gelegte Vergehen erfolgt ist, und das in der leidenschaftlichen Stimmung des Krieges verübt wurde — mit kaltem Verstande, und nachdem wir wieder offiziell endlich Frieden haben, vor Gericht stellen! Mag sein, daß dieser oder jener nicht immer das tat, was Sie „playing the game" nennen; aber, wenn Sie jetzt so hart verfahren wollen, ist das „playing the game?"

Zwei kurze Beispiele! Ich fuhr vor einiger Zeit in der Untergrundbahn etwa eine Viertelstunde mit einem unserer bekanntesten Führer aus dem Kriege. Über 4 Jahre hat er auf bedrohtestem Posten seine Stellung glänzend ausgefüllt, er war ein Löwe an Energie, an feurigem Mut, der Abgott seiner Leute. Auf

Ihrer Liste steht er wahrscheinlich sehr hoch oben. Seit er im Sommer 1914 ausgezogen war, hatte ich ihn nicht wiedergesehen. Wie hatte er sich jetzt verändert! Die Furien verfolgten ihn; sein Blick irrte unstet hin und her, seine Gesichtsmuskeln zuckten nervös. Als er auf einer Station ausstieg, lief er hin und her und wußte nicht mehr, wohin er wollte.

Der zweite Fall: ein früherer Major, beliebtes Mitglied der Gesellschaft Berlins. In einem Augenblick höchster militärischer Not hat er im September 1914 auf höheren Befehl ein französisches Dorf, in dem deutsche Soldaten ermordet worden waren, einäschern lassen. Seitdem er weiß, daß er auf der französischen Liste steht, siecht er dahin, ist schwer krank und jetzt ein Greis. — Beide Herren werden sich sicherlich stellen, wenn es ihnen befohlen wird.

Ich darf Sie fragen: Hat das deutsche Volk, das außenpolitisch in den Jahren bezw. letzten Jahrzehnten vor dem Kriege nicht hinreichend unterrichtet wurde, für seine Tugenden der Treue, des Gehorsams und des Glaubens an das frühere obrigkeitliche Regime nicht schon schwer genug gebüßt? Wahrlich, es hätte, meine ich, nachdem es sich zur Demokratie bekannt hatte, größere Sympathie seitens seiner bisherigen Feinde verdient. Wenn Sie uns aber auch dieses Unrecht antun, dann werden die Deutschen, deren gegenwärtiger Wunsch, soweit ich aus Berührung mit Kreisen der Masse des Volkes beurteilen kann, vor allem auf eine Wiederverständigung mit England gerichtet ist, gegen ihren eigentlichen Willen später einmal in die Arme Rußlands getrieben, denn Sie können uns Provinzen zurückgeben, auch eine Kriegsentschädigung erlassen, während unsere verletzte Ehre nur durch neuen Kampf wiederhergestellt werden kann. Das ist keine Drohung von mir, denn ich wünsche es durchaus nicht; aber leider eine schwere Befürchtung. England aber, meine ich, hätte ein ganz besonderes Interesse daran, diesen Fall nicht eintreten zu lassen.

Und damit komme ich eigentlich zur Hauptsache. Ich appellierte bis hierher an Ihr Gefühl, weil mich Ihr Appell an die edlen und religiösen Seiten des menschlichen Charakters ansprach. Ich möchte mich aber jetzt noch einmal an Ihren politischen Instinkt wenden. Ich meine, es müßte doch der Mehrzahl Ihrer Landsleute einleuchten, daß infolge Ihrer und unserer geographischen Lage in Europa und in bezw. zu Asien die Interessen keiner zwei Völker der ganzen Erde so identisch sind wie die Ihrigen und die unserigen. England und Deutschland sind von der Natur zur Freundschaft miteinander bestimmt. Bewahren Sie ruhig Ihre Freundschaft mit Frankreich; nur so werden auch wir vielleicht noch einmal in ein erträgliches Verhältnis zu Frankreich gelangen. Aber es läßt sich doch nicht bestreiten, daß außer in dem Fall des hinter uns liegenden Krieges Deutschland und England in den großen europäischen Entscheidungen stets Schulter an Schulter gestanden haben, und das ist kein Zufall, sondern ergibt sich einfach aus unserer gegenseitigen geographischen Lage. Unsere Flottenpolitik hat uns dann leider in einen Gegensatz

zu Ihnen gebracht; das und die Tatsache, daß wir zu Anfang des Jahrhunderts auf Ihre Bündnisangebote nicht eingingen, war unser großer Fehler Ihnen gegenüber. Das trieb England im Laufe der Zeit immer mehr an Frankreichs und Rußlands Seite. Aber diesen beiden Ländern gegenüber sind wir vollständig unschuldig am Zustandekommen des Weltbrandes. Ludwig XIV. raubte uns erst Elsaß-Lothringen, ehe wir es uns wieder holten. Französische Revanchesucht und skrupelloser russischer Machthunger waren uns gegenüber der angreifende Teil. Diesen fundamentalen Kriegsursachen gegenüber traten die Fehler, die beim Kriegsausbruch 1914 von unserer Seite gemacht worden sind, vollständig in den Hintergrund. Deutschland wollte den Krieg nicht, aber durch die von uns und unserem Bundesgenossen Österreich begangenen Ungeschicklichkeiten wurde England schließlich mißtrauisch. Als man dann die Kriegslawine heranrollen sah, rang man die Hände und versuchte mit allen Mitteln das drohende Unheil abzuwenden. Die russische Mobilmachung, die der russische Kriegsminister hinter dem Rücken des Zaren anordnete, vernichtete dann die letzten Aussichten zur Erhaltung des Friedens. Weder der Kaiser, noch der Kanzler, noch ein General — aber auch kein Admiral — wollte bei uns den Krieg, und die Zeit wird ganz bestimmt kommen, wo auch Sie in England objektiv genug urteilen werden, um das zu glauben. —

Ich gehe jetzt noch kurz auf Ihre Befürchtungen wegen des Militarismus ein. Diese sind durch Mangel an Kenntnis dessen, was bei uns geschieht, und daraus hervorgehenden Mangel an Vertrauen zu erklären. Der Militarismus ist bei uns tot, absolut tot. Er könnte nur wieder erstehen, wenn wir den früheren Obrigkeitsstaat zurückerhielten; dies ist aber ein Ding der Unmöglichkeit. Selbst unsere am weitesten rechts stehenden Kreise propagieren, wie einer ihrer Führer noch dieser Tage geäußert hat, nur ein soziales Volkskönigstum; im großen ganzen also ein Königtum nach englischem Vorbilde, eine Forderung, die daher wohl auch in England Zustimmung finden würde. Mit dieser Forderung ist aber ein Militarismus, d. h. das Übergewicht der Militärgewalt über die Zivilgewalt, nicht vereinbar.

Im übrigen vermindern wir unseren Heeresbestand genau nach den Friedensbedingungen. In letzter Zeit haben wir besondere Sicherheitspolizeien in den großen Städten sowie Einwohnerwehren gegründet. Diese tragen aber keinen militärischen Charakter. Wir brauchen sie, um innere Unruhen zu unterdrücken, sowie zur sonstigen Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit. Sie in England wissen nichts davon, daß Frauen mitten in der Nacht mißhandelt werden und Verbrecherbanden mit Handgranaten durch die Straßen ziehen; Sie ahnen nicht, wie viel Fälle von Mord allein täglich hier in Berlin vorkommen. Hiergegen muß sich der Staat schützen und Sie dürfen meinem Wort glauben, daß aus diesem Grunde die Entente von uns nicht das Allergeringste zu besorgen hat.

Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn diese kurzen Darlegungen bei Ihnen und Ihren Landsleuten Verständnis fänden und dadurch dazu beitrügen, die wichtigste Angelegenheit, die es für die Menschheit zurzeit gibt, die Aussöhnung von England und Deutschland, um ein Kleines zu fördern.

Mit vorzüglicher Hochachtung

habe ich die Ehre zu sein

Ihr ganz ergebener

Trapp,
Fregattenkapitän a. D.

Alexander Prinz zu Hohenlohe, Zürich: Baron Ferdinand von Wrangel †.

Durch die Schweizer Zeitungen ging vor einigen Tagen die Nachricht von dem in Ascona bei Locarno nach kurzer Krankheit plötzlich erfolgten Tode des Barons Ferdinand von Wrangel, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, der Geographischen Gesellschaft, der Marineakademie, Ehrenmitglied der Société Astronomique de France usw. Ich möchte das Bild dieses in mehr wie einer Hinsicht ausgezeichneten Mannes, mit dem im Verlaufe des Krieges im gemeinsamen Exile näher bekannt geworden zu sein ich als eine wertvolle und unvergeßliche Erinnerung bewahre, mit einigen Strichen festhalten.

Baron Ferdinand von Wrangel wurde als jüngster Sohn des Polarforschers und Admirals Ferdinand von Wrangel in St. Petersburg im Jahre 1844 geboren. Dem Berufe des Vaters folgend, trat auch er in den Dienst der kaiserlich russischen Marine. Dann aber unterbrach er diesen, um während dreier Jahre seinen wissenschaftlichen Studien an der Universität seiner engeren Heimat Dorpat zu obliegen. Er beendigte seine Studien in der Marine-Akademie in St. Petersburg, und zwar als Erster, so daß, dem Herkommen gemäß, sein Name dort auf der Marmortafel eingetragen wurde. Bald darauf wurde er von der Krone auf eine einjährige Studienreise ins Ausland geschickt, welche ihn nach England und in die Vereinigten Staaten von Amerika führte. Dabei hatte er Gelegenheit, seine Kenntnisse über Tiefseeforschung, Temperaturschwankungen und in der Meteorologie zu vervollkommnen. Seine Kenntnisse in diesen Fächern waren so geschätzt, daß er als 27jähriger Offizier, von der englischen Regierung aufgefordert, an der „Challenger-Expedition" zur Erforschung der Tiefsee sich beteiligen konnte. Nach Petersburg zurückgekehrt, wählte er von den drei ihm durch

die Regierung angebotenen Posten denjenigen eines Direktors der meteorologischen Stationen am Schwarzen Meere. Nach 6jährigem Dienste wurde er von der Großfürstin Katharina von Rußland aufgefordert, die Erziehung eines ihrer beiden Söhne, des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, zu übernehmen. Während 15 Jahren war Baron Wrangel dann, zuerst Inspektor, später Direktor des kaiserlichen Alexander-Lyzeums, der damals vornehmsten Internenanstalt Rußlands, in der nur Söhne aus den ersten aristokratischen Familien ausgebildet wurden. Aus dieser Schule gingen die höchsten Beamten, Minister, Diplomaten Rußlands usw. hervor. Krankheit zwang ihn, diesen Posten aufzugeben. Der Ausbruch des Weltkrieges traf ihn in der Schweiz, wohin er sich zurückgezogen hatte. Die furchtbaren Gefahren rechtzeitig erkennend, mit denen dieser Krieg die ganze europäische Zivilisation, ja die ganze Welt bedrohte, widmete er seine ganze Tätigkeit von da ab dem Zustandekommen einer internationalen Verständigung durch eine Liga der Nationen oder Völkerbund.

Ein Pazifist war Baron Wrangel nicht; weder einer von den sogenannten „Pazifisten" oder „Friedensfreunden" noch ein Vertreter des wissenschaftlichen Pazifismus. Er hat sich darüber selbst in einer seiner Schriften („Rußlands Zukunft. Politische Betrachtungen." Verlag Orell Füßli, Zürich 1918) deutlich ausgesprochen. „Ich gehöre zu keiner politischen Partei. Man hat mich aber auf Grund meiner während des Krieges erschienenen Schriften einen Pazifisten genannt. Ich habe kein Anrecht auf diesen Ehrentitel. Nur derjenige darf sich füglich einen Pazifisten nennen, der den Krieg unter allen Umständen grundsätzlich verwirft, wie es der Buddhist tut oder der wahrhafte Christ, der es vorzieht, eher Unrecht zu dulden, als es anderen zuzufügen; oder der Anhänger eines Tolstoi, der die Anwendung der Gewalt überhaupt für ein Unrecht hält . . . Ich anerkenne die Erhabenheit solcher Lehren, . . . ich selbst stehe aber nicht auf ihrem Boden. Ich bin grundsätzlicher Gegner des Antimilitarismus und bewundere kriegerische Heldentaten, denn ich sehe in ihnen nicht den Wunsch zu töten, sondern die Bereitschaft, sein Leben einzusetzen für das, was man höher schätzt als sein eigenes Leben. Vielleicht ist das eine Verirrung, aber sie ist entschuldbar bei einem Sprößling eines Kriegergeschlechts." Diesen Worten, welche so charakteristisch seinen Standpunkt darlegen, fügt er aber hinzu: „Ich bekämpfe jetzt den Krieg als völkerrechtlich anerkannte Institution, weil ich ihn für zweckwidrig halte. Er schlichtet in jetziger Zeit keine Streitigkeiten, sondern bereitet sie vor." Daß Baron Wrangel einen solchen Standpunkt einnahm, ist leicht verständlich. Er war, wie so viele seiner Vorfahren, als junger Mann Offizier gewesen, dazu noch zu einer Zeit, da das Kriegshandwerk noch einen Zauber von Ritterlichkeit hatte, der auf einen jungen Edelmann wirken konnte. Damals war der Krieg noch nicht zu einer größtenteils mit technischen Mitteln ausgeführten systematischen Vernichtungs-, Vergiftungs- und Zerstörungsarbeit herabgesunken. Damals hätte der Kaiser Franz Josef das Wort

nicht gesprochen, mit dem er den letzten Weltkrieg so bezeichnend charakterisiert hat: „Dieser Krieg ist gar nicht mehr elegant."

Wenn Baron Wrangel aber kein „Pazifist" war, so war er für die Herstellung eines Völkerbundes. Eine solche internationale Organisation herbeizuführen, das war das Ziel seiner Arbeit fast vom ersten Tage des Krieges an, und zwar war sein Plan, die kriegführenden Mächte sollten sich, noch während der Krieg im Gange war, über die Herstellung eines Staatenverbandes, eines League of Nations oder einer société des nations verständigen, die Verhandlungen könnten geführt werden, selbst ohne die kriegerischen Operationen einzustellen, denn er war der Meinung — und wie recht er mit dieser Ansicht gehabt hat, haben die Ereignisse dieses Jahres bewiesen — nur auf diese Weise könne der Krieg zu einem befriedigenden Abschluß kommen und nur dann sei Hoffnung vorhanden, daß dieser Krieg wirklich der letzte sein werde. Es bedarf nur eines Augenblicks des Nachdenkens, um sich klar zu machen, wie ganz anders die Liga der Nationen aussehen würde als die jetzt errichtete, wenn sie schon während des Krieges zu Stande gekommen wäre. Und nicht nur das, sondern wie ganz anders hätten die Waffenstillstands- und Friedensbedingungen gelautet, wenn bei Beendigung des Krieges ein Völkerbund schon bestanden hätte, wenn man sich zuerst über die Normen einer internationalen Verfassung geeinigt hätte und erst, nachdem das geschehen war, in die Besprechung der Einzelfragen eingetreten wäre. Wie außerordentlich vereinfacht hätte ein solches Vorgehen die Lösung der meisten Differenzen über Grenzregulierungen und sonstige lokale Einzelfragen, über welche die Häupter der Pariser Konferenz Monate lang geschwitzt haben, ohne bis heute zu einer Einigung zu gelangen. Wie sehr wären alle diese Fragen vereinfacht worden, wenn die kontrahierenden Parteien, als sie sich an den Konferenztisch setzten, bereits die Gewißheit gehabt hätten, daß alle Großmächte sich verpflichten, dem Staatenverband zur Verhütung von Kriegen beizutreten. Dann hätten die sogenannten „realen Sicherheiten", „strategischen Grenzen" und dergleichen, die im Frieden von Versailles eine so große Rolle gespielt haben, ihre Berechtigung verloren, gerade so wie es zwischen den einzelnen deutschen Bundesstaaten oder zwischen den Staaten der nordamerikanischen Union keiner strategi'chen Grenzen mehr bedarf. Der Vorschlag des Baron Wrangel war vernünftig, praktisch und ausführbar, aber wie es meistens den vernünftigen Gedanken einzelner geht, welche weiter sehen wie die Masse, für die aber die öffentliche Meinung noch nicht reif ist, blieb er unbeachtet von den „maßgebenden" Kreisen. Baron Wrangel ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen, sondern er fuhr fort, für seine Idee der Schaffung eines Staaten-Verbandes als die zur Zeit wichtigste Aufgabe der Menschheit mit unermüdlichem Eifer einzutreten, selbst auf die Gefahr hin, sich Unannehmlichkeiten von seiten der kaiserlich russischen Regierung zuzuziehen, welche seine „pazifistische" Tätigkeit mit

mißtrauischen Blicken verfolgte. Wie er sich die Ausführung seiner Idee gedacht hat, das hat er in einer 1916 (in der akademischen Buchhandlung von Max Drechsel) erschienenen Schrift „Internationale Organisation während des Krieges. Keine Utopie, sondern ernste Vorschläge" dargelegt. Man kann diese Schrift heute nicht ohne Wehmut lesen, wenn man darin sieht, wie klug und weitblickend der ausgezeichnete Mann den Schwierigkeiten der Errichtung einer solchen internationalen Organisation zu begegnen dachte und wie ganz anders heute Europa aussehen könnte, wenn seine Idee zur Wirklichkeit geworden wäre.

Baron Wrangel hat im Laufe der Jahre zahlreiche Schriften philosophischen und politischen Inhalts veröffentlicht. Er hatte einen vorzugsweise philosophischen Geist, der ihn befähigte, die Ereignisse objektiv zu erfassen und zu beurteilen, frei von allen Vorurteilen oder parteipolitischen oder sonstigen Einflüssen. Auf wiederholtes Drängen seiner Freunde hatte er kürzlich mit dem Entwurf einer Autobiographie begonnen, die unzweifelhaft von hohem Interesse gewesen wäre, denn im Laufe seines tätigen Lebens hatte er Gelegenheit gehabt, vieles zu sehen, manche denkwürdige Ereignisse mitzuerleben, sowie viele merkwürdige und hervorragende Persönlichkeiten aller Länder kennen zu lernen. Wer ihn jemals aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und Erlebnisse hat erzählen hören, der wird es tief bedauern, daß der Tod ihm zu früh die Feder aus der Hand genommen hat und es ihm nicht vergönnt gewesen ist, das begonnene Memoirenwerk zu Ende zu führen. Baron Wrangel war von einer glühenden Liebe zu seiner engeren Heimat erfüllt und, wie es von einem Schüler der Universität Dorpat selbstverständlich war, sich des wertvollen Anteils wohl bewußt, den deutsche Wissenschaft, Literatur und Philosophie an seiner Geistesbildung hatten, aber er war trotzdem, wie so viele seiner Standesgenossen und Landsleute, ein Beispiel dafür, daß ein baltischer Edelmann auch ein treuer Sohn seines größeren Vaterlandes Rußland sein konnte. Nur oberflächliche Beobachter, welche keine wahre Kenntnis der Verhältnisse haben, können den falschen Beschuldigungen Glauben schenken, welche während des Krieges den baltischen Adel gewissermaßen en bloc zu Landesverrätern gestempelt haben. Hatte doch mehr wie ein Zar, den letzten so tragisch verschwundenen Nikolaus den Zweiten nicht ausgenommen, gerade in den Gliedern des baltischen Adels seine treuesten, fähigsten und unbestechlichsten Ratgeber und Mitarbeiter im Zivil- und Militärdienst. Aber nicht nur ein guter Balte und ein guter Russe war Baron Wrangel, sondern weit entfernt von jedem engherzigen Standpunkt war er im wahren Sinne des Worts ein Weltbürger, der weit über die Grenzen seines engeren und weiteren Vaterlandes hinausblickte und, was gerade in seiner Klasse sonst so selten zu finden ist, sich von jeglichem Kastengeist vollständig zu befreien gewußt und mit einer für sein Alter erstaunlichen, manchen Jüngeren beschämenden Begeisterungsfähigkeit und Unerschrockenheit selbst sehr weitgehenden Forderungen des Zeitgeists Verständnis entgegenbrachte. So entsinne ich mich eines Vorschlags zur Lösung

der Frage der Abschaffung des Großgrundbesitzes in Livland, den er ausgearbeitet hatte und der so radikal, modern und praktisch zugleich war, daß ihn ein sozialistisches Mitglied der dortigen Regierung, wenn ich nicht irre, sofort akzeptiert hat. Überhaupt war er trotz seiner Jahre von einer Geistesfrische und einer Energie, um die ihn mancher Jüngere hätte beneiden können, unermüdlich und selbstlos in der Arbeit für das, was er im Interesse der Menschheit für erstrebenswert und notwendig hielt.

Einen tiefen Schatten mußte auf seine letzten Lebensjahre das tragische Schicksal seiner engeren Heimat und so vieler lieben Freunde und Verwandten werfen. Um so bewunderungswürdiger war es, daß er trotz allem den Glauben an die Menschheit und ihre Zukunft nicht verloren hatte. Äußerlich schon war der alte Herr mit seinen eleganten Manieren der Typus des vollendeten Hof- und Weltmanns, wie er bei der fortschreitenden Demokratisierung der Welt bald ganz verschwunden sein wird. Wem es aber vergönnt war, diesem klugen, feingebildeten, liebenswürdigen und warmfühlenden Menschen näher zu kommen, der wird ihm ein treues und dankbares Andenken bewahren. —

Alexander Prinz zu Hohenlohe.

Zürich, im Dezember 1919.

Friedrich Siemens: Im Zeitalter der Kohle.

Für uns Erdenbewohner war am Anfang nicht das Wort, am Anfang war auch nicht die Tat, sondern am Anfang war die Sonne. Die Energie, welche die Sonne zur Erde sendet, ist für die Menschen die einzige unumgängliche Vorbedingung zur Tat, die Tat ist Arbeit und Arbeit bedingt das Leben. Arbeit kann nur entstehen und bestehen unter Verbrauch von Sonnenenergie, Arbeit ist Abbau von Energie zur Entropie, zum Wärmetod. Die Sonnenenergie ist das Primäre, Arbeit und Leben das Sekundäre. Ist dies für den heutigen Stand der Wissenschaft und der landläufigen Auffassung nicht selbstverständlich? Scheinbar nicht, denn sonst könnte man in den neusten, wissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen Büchern nicht Sätze lesen wie den folgenden: „Im Sozialstaat kommt nur die notwendige menschliche Arbeitskraft und der Kraftbedarf, zu dessen Erzeugung Kohle, also wiederum Arbeit erforderlich ist, in Frage.“ Der Verfasser meint also, man könne aus Arbeit Kohle machen. Kohle aber ist Sonnenenergie, daher ist Kohle nötig, um arbeiten zu können. Wer sagt, daß Arbeit nötig ist, um Kohle zu haben, trifft nicht ins Schwarze, sondern er verkennt das Wesen der Kohle. Der Irrtum ist zu verbreitet

und die Folgen dieses Irrtums sind gerade augenblicklich zu fatal, als daß man seine Richtigstellung mit der Bezeichnung Wortklauberei abtun könnte.

Man muß zwei Arten von Sonnenenergie unterscheiden, nämlich die jährlich, tagtäglich und stündlich auf die Erde niederströmende, und die auf der Erde aufgespeicherte. Auf jeder dieser Energien baut sich eine besonderere Wirtschaft auf, mit eigenen Grenzen, Bedingungen und Maßen. Die erstere äußert sich im Wachstum der Pflanzen, die zweite in der Benützung der Kohle. Einige Übergänge, wie Benutzung des Holzes, der Wasserkräfte und des Erdöls sollen als zu unbedeutend, oder als für Deutschland leider noch zu selten, außerhalb der Betrachtung bleiben, wenn aber im Folgenden von „Kohle" die Rede ist, so ist darin stets auch ein kleiner Bruchteil von Holz, Erdöl und Wasserkraft inbegriffen. Mit der jährlich niederströmenden Energie kann ein Land mit Hilfe der Arbeit seiner Bewohner bloß eine Bevölkerung von einer gewissen Größe ernähren, kleiden und erhalten. Ist die Grenze erreicht, und dies ist der Fall, sobald die extensive Landwirtschaft sich nicht mehr ausdehnen läßt, so beginnt der erbitterte Kampf um den Boden mit gegenseitiger Vernichtung. Die vermittels extensiver Landwirtschaft unterhaltbare Bevölkerung wollen wir die Grundbevölkerung nennen.

Sobald aber der Mensch die aufgespeicherte Sonnenenergie, die Kohle angreift, wächst die Ergiebigkeit des Bodens und seine Fähigkeit, Menschen zu unterhalten, ins Ungemessene. Gleichzeitig wechseln aber die Grundbedingungen des Lebens. Entsprachen bisher bei der extensiven Landwirtschaft die Lebensbedingungen der Menschen, oder kurz gesagt ihr Lohn, der Arbeit, welche sie aufwandten, um die strahlende Sonnenenergie aufzufangen und zu verwerten, so entspricht bei der intensiven Landwirtschaft und beim Industrialismus ihr Lohn der Arbeit welche sie aufwenden, um aus Kohle Lebensbedingungen zu schaffen. Früher war Lohn der auf einen Menschen fallende Teil der Ergebnisse von soundsoviel Quadratmeter Boden, heute ist Lohn das Ergebnis von soundsoviel Kilogramm Kohle.

Die durch intensive Landwirtschaft und durch Industrialismus unterhaltbare Bevölkerung wollen wir im Gegensatz zur Grundbevölkerung Übervölkerung nennen. In den europäischen Kulturstaaten gibt es heute bei der großen Anzahl der Menschen und bei ihren ins Ungemessene gestiegenen Bedürfnissen eigentlich bloß noch Übervölkerung, mithin ist die Kohle das Maß aller Dinge geworden, und man kann die zur Zeit der extensiven Wirtschaft entstandenen Werte der Einfachheit halber vernachlässigen.

Sobald die Landwirtschaft Kohle braucht und das tut sie, sobald sie intensiv wird, wenn sie auf Eisenbahnen angewiesen ist, Maschinen und künstlichen Dünger braucht, Tiefkultur treibt u. s. w., steckt in den Nahrungsmitteln Kohle. In Bekleidung und Wohnung steckt, dank dem Industrialismus, sowieso schon Kohle, nunmehr auch noch in dem Teil des Lohnes, der für Nahrungsmittel gebraucht wird, folglich läßt sich alles in Kohle ausdrücken und dasjenige Volk ist das fort-

geschrittenste, welches aus einem Kilogramm Kohle die meisten Lebensbedingungen für sich erarbeitet. Staatsweisheit muß Kohleweisheit werden.

Kohle heißt Arbeit, Arbeit heißt Lebensmöglichkeit. Sinkt die Förderung oder verschlechtert sich der Wirkungsgrad der Kohle durch rückschreitende Technik, d. h. werden aus einem Kilogramm Kohle weniger Lebensbedingungen erzeugt, so muß ein Teil der Bevölkerung absterben oder auswandern. Steigt die Förderung oder verbessert sich die Technik, so kann sich die Bevölkerung vermehren, oder die Lebenshaltung kann steigen. Da es scheinbar das unentwegte Ziel eines jeden strebsamen Volkes ist, sich zu vermehren und die Lebenshaltung zu erhöhen, so ist dies unter den heutigen Verhältnissen bloß zu erreichen, wenn die Kohlenförderung erhöht oder die Technik verbessert d. h. geistige Arbeit geleistet wird.

Man mache sich klar, wie verwachsen wir mit der Kohle sind. Der Preis eines jeden Produktes stellt den Wert der in ihr steckenden Kohle dar, denn der Arbeitslohn ist jetzt nur der Wert der Kohle, die zum Leben des betreffenden Lohnempfängers nötig ist. Nicht nur in den Herstellungskosten selber stecken Kohlen, nein auch im Transport des Produktes, im Transport seiner Rohmaterialien, in der Gewinnung der Rohmaterialien, in der Herstellung der für das Produkt nötigen Maschinen, in ihrem Transport, im Fabrikgebäude, in den Förderungskosten der Kohle selber, in den Fördermaschinen und schließlich in den Löhnen und Gehältern, die für irgend einen dieser Arbeitsvorgänge aufgewendet werden. Dies setzt sich fort in die zurückliegendsten Zweige, z. B. bis in die Löhne, die nötig waren zum Fördern der Kohle, mit der die Fördermaschinen hergestellt wurden. Der Schnittpunkt dieser asymptotischen Kurve liegt erst in der fernen Zeit der extensiven, kohlelosen Wirtschaft.

Da alle Werte in Ländern mit Übervölkerung durch Arbeit entstanden sind, Arbeit aber Kohle vorbedingt, so ergibt sich, daß Kapital gleichbedeutend ist mit Kohle. Der Wert eines jeden Objektes ist die Zusammenfassung der Kohle, die aufgewandt werden mußte, um das betreffende Objekt entstehen zu lassen, aber nicht nur der Kohle, die für Fabrikation und Löhne verbraucht wurde, sondern auch der Kohle, die seit dem Verlassen der kohlelosen Wirtschaft im Hinblick auf dieses Objekt geopfert werden mußte. Das Kapital eines Unternehmens ist die Zusammenfassung aller Kohle, die, rückgreifend bis zur kohlelosen Wirtschaft, verschwinden mußte, bis das Unternehmen soweit war, daß es mehr Lebensbedingungen produziert, als mit der verbrauchten Kohle verschwinden. Gewinnemachen heißt mehr Lebensmöglichkeit schaffen, als durch den dafür aufgewandten Kohlenverbrauch verschwindet. Jeder andere Gewinn ist nur Scheingewinn, ist letzten Endes Raub, der die Gesamtheit, also auch den Spekulanten selber trifft.

Kapitalrente ist der Gegenwert für diejenige Kohle, welche mit dem betr. Kapital bezw. mit der betr. kapitalisierten Kohle jahrein und jahraus erspart werden kann. Kapital, wozu natürlich auch akkumulierte technische und wissenschaftliche

Arbeit zu rechnen ist, spart also Kohle und schafft folglich Lebensmöglichkeit. In dem Maße, wie die Fähigkeit Kohlen-Ersparnisse zu machen abnimmt, muß auch die Kapitalrente aufhören.

Da Geld gleich Kohle ist, so ist richtige Geldwirtschaft gleichzeitig richtige Kohlewirtschaft und unsere Währung ist letzten Endes eine Kohle-Währung, Gold als Geld ist jetzt Kohle-Konzentrat.

Der Krieg bedeutet, daß die Kohleförderung von 5 Jahren ins Meer geworfen wurde, und man wußte scheinbar nicht, daß man ebensoviel Lebensmöglichkeit ins Meer warf. In jeder Granate lag schon vor ihrem Abschuß eine lebenstötende Wirkung, allein durch die Tatsache ihrer Fabrikation. Milliarden von Tonnen wurden unproduktiv verbraucht. Die Kohle schuf nur scheinbar Arbeit. Der Krieg hatte dieselbe Wirkung wie eine gewaltige Verschlechterung der Technik oder wie ein Rückgang der Förderung. Dies mußte eine Verminderung der Bevölkerung und eine Herabsetzung der Lebenshaltung zur Folge haben, beides ist eingetreten. Das Geldverdienen, das Arbeiten und die Vermehrung der Umlaufmittel konnten dieser Entwicklung nicht den geringsten Einhalt gebieten. Im übervölkerten Staat ist Lohn der Wert der für das Leben des betreffenden Lohnempfängers nötigen Kohle. Fehlt es an Kohle, so verliert der Lohn an Wert, gibt es gar keine Kohle, so hat der Lohn überhaupt keinen Wert mehr und drückte er sich auch in noch so viel Papiergeld aus. Im Krieg ist überall Kohle verschwunden, daher die gesunkene Kaufkraft des Geldes in der ganzen Welt. Wirtschaftsgebiete ohne Kohle werden, sofern sie übervölkert sind, in Zukunft die geringste Kaufkraft des Geldes aufweisen.

In einem geschlossenen, übervölkerten Staate kann man aus Kohle Getreide machen, nämlich auf dem Wege intensiver Landwirtschaft. Man kann aber nicht aus Getreide Kohle machen, d. h. Arbeitsmöglichkeit schaffen. Man kann für weitverarbeitete Kohle, und das ist Deutschlands einziges Zahlungsmittel, vom Nachbarn alles kaufen, nur keine Kohle, denn Kohle heißt Lebensmöglichkeit und Bevölkerung, und diese wird in Zukunft kein selbstbewußter Staat mehr exportieren wollen. England wird seine Bunkerkohle sperren und Länder ohne Kohle werden sich an Länder mit Kohle anschließen müssen, sofern sie nicht auf Übervölkerung verzichten wollen, oder zufällig starke andere Hilfsmittel besitzen. Staatsverträge, die Kohleexport betreffen, werden früher oder später nicht zu halten sein, ebensowenig wie Getreidelieferungsverträge, wenn die eigene Bevölkerung hungert. Da Kohle Arbeit und Arbeitsmöglichkeit bedeutet, so werden auch diejenigen Rohmaterialien, die Länder mit mehr oder weniger extensiver Wirtschaft erzeugen, nach Ländern strömen, die Kohle besitzen. Hat Deutschland Kohle und eine arbeitsame Bevölkerung, so braucht es um Rohprodukte für seine Industrie nicht besorgt zu sein. Ebensowenig um seine Valuta, denn wenn ein kohlereiches Deutschland ausländische Rohmaterialien nicht bezahlen kann, so liegt es im Interesse der die

Rohmaterialien erzeugenden Länder, ihm hierfür Kredite zu geben. Die Rohprodukte drängen nach Verarbeitung, nach Arbeit, Arbeit ist das Produkt der Kohle, die ganze Welt wird für diejenigen Länder Rohprodukte erzeugen, welche über Kohle verfügen.

Die erhöhte Kaufkraft des deutschen Geldes im Inlande ist nur so lange aufrecht zu halten, wie durch Zwangsbewirtschaftung die nötigsten Lebensbedingungen billig, Existenz- und Lohn-Minimum also niedrig, gehalten werden können. Bewirtschaften lassen sich aber nur solche Produkte, die in ausreichendem Maße erzeugt werden können, was wiederum bloß durch genügend Kohle zu erreichen ist. Fiele die Inlandskaufkraft auf den internationalen Tiefstand, so wären die Folgen verheerend, aber nicht nur in dieser Beziehung steht und fällt der Staat mit der Kohlenförderung, sondern auch in Beziehung zu seiner Steuer-Politik. Er pflegt, etwas anderes bleibt ihm nicht übrig, seine Steuern in Papiergeld einzuziehen. Dieses hat im übervölkerten Staat nur den Wert desjenigen Gewichtes an Kohle, welches jederzeit dafür erhältlich ist; will der Staat also den ihm zufallenden Steuerbeträgen Wert verleihen, so muß er dafür sorgen, daß viel Kohle vorhanden ist, daß das Papiergeld eine möglichst große Kohledeckung besitzt.

Es handelt sich also darum, Kohle zu sparen und die Förderung zu erhöhen, aber so einfach diese Aufgabestellung lautet, so schwer ist die Lösung, wenn man berücksichtigt, daß Kohle nicht Ware schlechthin ist, sondern Lebensvorbedingung. Die Förderung kann nur erhöht und die Technik nur verbessert werden durch Arbeit und Kapital. Arbeit und Kapital aber ist Kohle. Um also die Förderung zu erhöhen und um kohlensparende Einrichtungen zu treffen, muß erst mal der Wirtschaft Kohle entzogen werden, der Kohlenmangel steigt, die Lebensmöglichkeit sinkt. Der Fortschritt macht sich erst nach Jahr und Tag geltend. Aus der Außerachtlassung dieses Widerspruchs in sich, und aus der Verkennung der Sonderstellung, welche die Kohle einnimmt, kommt es, daß die Bewirtschaftung der Kohle durch unsere Reichsämter mehr oder weniger versagt hat. Vorschriften, die sich bei der Rationierung von Lebensmitteln und Rohstoffen bestens bewährt haben, versagten bei der Kohle, weil diese eben kein Rohstoff ist, sondern Arbeitsvorbedingung. Auf einen Rohstoff kann man ganz oder teilweise verzichten, bei Kohle bedeutet aber ein Verzicht oder Verlust sofort ein Verschwinden von Lebensmöglichkeit. Die Bewirtschaftung der Kohle hat aber nicht bloß während des Krieges und seit dem Kriege versagt, sondern sie ist überhaupt noch nie ihrer Bedeutung für die Volkswirtschaft entsprechend betrieben worden.

Es ist unmöglich, ein sofort wirkendes Mittel zu finden, das ein Land aus Kohlennot befreien kann. Ganz besonders jetzt, wo die Förderung von 5 Jahren fehlt und große Zechen in Frankreich zerstört sind, ist nur ein ganz langsames Gesunden unter großen Entbehrungen zu erwarten. Dagegen sind Anstalten zu treffen, welche bewirken, daß dieser Gesundungsprozeß schnell und zweckmäßig verläuft, und welche verhindern, daß unsere sich aufbauende Wirtschaft durch

falsche Kohlewirtschaft früher oder später einer Krisis zugeführt wird. Denn die früheren Wirtschaftskrisen waren Kohlenkrisen, zur Zeit der Höchstproduktion wurden der Wirtschaft für Erweiterungen Kohle entzogen. Es ist also in erster Linie eine Reichs-Kohlenstatistik erforderlich, welche zum Zweck hat, den Wirkungsgrad jeder verbrauchten Tonne Kohle zu erfassen und zu verfolgen, und welche die Wirkungen der volkswirtschaftlichen Vorgänge auf die Kohlewirtschaft und umgekehrt zu regeln hat. Wo gute Geldwirtschaft herrscht, wird auch richtig mit Kohle gewirtschaftet, dies würde beweisen, daß die freie Privatwirtschaft am Platze ist. Richtige Geldwirtschaft ist aber nicht gleichbedeutend mit unbeschränkter Privatwirtschaft. Große Betriebe, welche über eine Werksstatistik verfügen, werden meist auch richtig mit Kohle wirtschaften, nicht aber kleine Fabrikations-Werkstätten, wo oft noch veraltete Meisterwirtschaft herrscht. Ein hoher Kohlepreis wird im allgemeinen ein guter Regulator sein. England ist ein warnendes Beispiel, der wahre, volkswirtschaftliche Wert der Kohle wurde in diesem mit Kohle so begünstigten Lande nicht erkannt, daher entstand in freier Wirtschaft eine kohlefressende Industrie und eine ebensolche Raumheizung. Ein Zwang auf die Wirtschaft ist nötig, dieser wird sich aber, auf Grund einer objektiven Statistik, nur auf die Kohlenvergeuder erstrecken.

Kohle ist der seidene Faden, an dem das Wohl und Wehe der übervölkerten Staaten Europas hängt. Verschwindet Kohle, so müßten die wirtschaftlich Schwächsten im Lande absterben. Kohlewirtschaft ist also gleichzeitig gesunder Sozialismus. Kohle vergeuden steht im übervölkerten Staat auf derselben Stufe wie Kornfelder anstecken im Staat mit extensiver Wirtschaft. Jedes volkswirtschaftliche Geschehen läßt sich in Kohle ausdrücken, nur diejenige Maßnahme, welche Kohle erspart oder vermehrt, ist gute Politik, sowohl im Äußeren als auch im Inneren. Ist es nicht klar, daß die Entscheidung im Weltkriege mit dem Moment, wo der Anfangserfolg nicht entscheidend war, immer mehr zu Gunsten derjenigen Partei ausfallen mußte, welche das Übergewicht an Sonne und Kohle besaß? Das Kriegsglück kann günstig oder ungünstig ausfallen, Aufgabe der Politik wäre es aber gewesen, die Grundgesetze, die das Geschehen auf der Erde bestimmen, im Kriegstaumel nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, und eines dieser Grundgesetze ist die Erkenntnis, daß der Erfolg von der Arbeit, die Arbeit aber von der Kohle abhängt, nicht umgekehrt, daß letztere also auf die Dauer den Ausschlag geben mußte.

Dr. Rich. Fellinger: Wilhelm von Siemens †.

Unter den markanten Gestalten, deren Lebenswerk unsere Zeit mit der des Aufstiegs der deutschen Technik verbindet, ragt die des vor wenigen Wochen zu Grabe getragenen Geheimen Regierungsrats Dr. ing. e. h. und Dr. phil. h. c. Wilhelm von Siemens hervor durch die feine Geistigkeit und den seelischen Adel, die persönliche Schlichtheit und geniale Großzügigkeit, die diesen seltenen Mann auszeichneten.

Mit ihm ist der letzte der drei verdienstvollen Männer aus dem Leben geschieden, auf deren Schultern vor nunmehr dreißig Jahren sein Vater Werner Siemens, damals vierundsiebzigjährig, die Last und Verantwortung der Leitung des von ihm geschaffenen Werkes gelegt hat.

Der älteste von ihnen, Werners Bruder Karl, hat bis zu seinem im Jahre 1904 erfolgten Ableben die Geschicke des Hauses mitgeleitet, seit der 1897 erfolgten Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft als Vorsitzender in deren Aufsichtsrat, der zweite, Werners ältester Sohn Arnold, übernahm von ihm dieses Amt, während sein jüngerer Bruder Wilhelm seit der Gründung der Siemens-Schuckertwerke den Vorsitz im Aufsichtsrat dieser Gesellschaft führte. Als Arnold im Jahre 1918 starb, wurde auch der Vorsitz im Aufsichtsrat der Siemens & Halske Aktiengesellschaft auf Wilhelm von Siemens übertragen.

Er hatte das große Glück, selbst hochbegabt und von Schaffenslust erfüllt, Kindheit und Jugend, ja auch das erste Mannesalter unter den Augen und der Führung seines genialen Vaters verbringen zu dürfen, der, wie er einst neben seiner Erfinder- und Forschertätigkeit noch Zeit gefunden hatte, die Erziehung seiner jüngeren Brüder zu leiten, nun als eine seiner vornehmsten Pflichten betrachtete, seine Söhne zu tüchtigen und glücklichen Erben und Mehrern des von ihm Geschaffenen heranzubilden.

Schon früh hatte Werner Siemens große Hoffnungen auf ihn gesetzt, wovon in den zahlreichen Briefen an seine Brüder Karl und Wilhelm manches reizvolle Zeugnis zu finden ist.

So schreibt er schon über den Achtzehnjährigen: „Der Junge macht mir durch seine Tüchtigkeit und ernstes Streben viel Freude." Später lobt er ihn: „Willy wird sehr tüchtig und nützlich für das Geschäft werden. Er ist sehr arbeitslustig und gewissenhaft in all seinem Tun und dabei intelligent und auch unabhängiger Denker." Und bei anderer Gelegenheit: „Willy ist jetzt außerordentlich tätig und wirksam im Geschäft. Es entwickelt sich bei ihm ein wirklich bemerkenswertes Erfindungstalent bei großer Energie in der Durchführung und eisernem

Fleiß." Drastisch drückt er seine Zufriedenheit nochmals später aus: „Es ist auch sonst viel Neues im Werke und meist ist Willy das Karnickel."

Mit der ihm eigenen genialen Sicherheit hat hier der Vater die entscheidenden Eigenschaften seines Sohnes erkannt und gekennzeichnet. Nicht besser könnten jetzt nach seinem Ableben die Gaben gewürdigt werden, die Wilhelm von Siemens sein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet und seinem Wirken ihr Zeichen aufgeprägt haben.

In der Tat besaß und bewies er starkes Talent zu wissenschaftlicher Forschung und technischer Erfindung. Die Verbesserungen der Kohlenfadenglühlampe, seine Erfindung des Dreileitersystems, seine Mitwirkung an der Erfindung der Tantallampe, des Siemens-Schnelltelegraphen, an der Entwicklung der Gleichstrommaschine und vieler anderer Errungenschaften der Elektrotechnik geben davon Zeugnis.

Niemand im ganzen Umkreis der Siemenshäuser konnte ferner fleißiger und gewissenhafter in seiner Arbeit sein, als er es war, der keine Frage, die irgend eine Aufgabe in sich zu bergen schien, von sich ließ, ohne sie bis in ihre letzten Gründe erforscht und zu einer fruchtbaren Lösung geführt zu haben.

Und mit dem Scherzwort „Karnickel" deutet Werner Siemens auf seines Sohnes ganz besondere Gabe, auf allen möglichen Gebieten als Anreger zu wirken, wovon alle künden können, die ihm auf ihrem Arbeitsfeld begegnen durften.

So freudevoll der Vater die glückliche Entwicklung seines Sohnes sah, so ernst war andererseits die Sorge, mit der ihn gleichzeitig immer aufs neue eine gewisse Kränklichkeit bei diesem erfüllte, die immer wieder sich bemerkbar machte, und wie sie das Streben und Studium schon des Jünglings gestört hatte, auch später noch den Mann bis in die ersten dreißiger Jahre verfolgte und zeitweise für mehrere Monate arbeitsunfähig machte, so daß der Vater noch im Jahre 1886 schrieb: „Willy wird wohl dauernd flügellahm bleiben", und für wahrscheinlich hielt, daß nun wohl dessen künftiges Arbeitsfeld eingeengt werden müsse. Glücklicherweise haben diese Befürchtungen sich als unbegründet erwiesen. Nach 1887 sind diese Erkrankungen nicht mehr aufgetreten, und in späteren Jahren hat nur selten eine Unpäßlichkeit den Unermüdlichen seinen Arbeitsstätten fernzuhalten vermocht.

Wahrscheinlich aber ist, daß der Kampf, den er in jungen Jahren mit der Empfindlichkeit seines Körpers hatte führen müssen, die ihm manche Enttäuschung eingetragen, ihn auch mitten aus den Vorbereitungen zum Doktorexamen herausgerissen hat, um ihn Monate lang zu völligem Nichtstun zu zwingen, mit dazu beigetragen hat, seine Lebensanschauung zu vertiefen und das strenge Pflichtgefühl, die unermüdliche Ausdauer in ihm zu vollenden, die ihn zu unausgesetztem Schaffen antrieben, als fürchte er, die ihm geschenkte Zeit würde nicht zur Ausführung alles dessen reichen, das er sich vorgenommen.

Der Zeitpunkt seines Eintritts in die geschäftliche Tätigkeit fällt mit einem bedeutenden Wendepunkt in der Entwicklung der Elektrotechnik zusammen.

Die im Jahre 1867 von Werner Siemens erfundene Dynamomaschine war zu einer Vollendung gebracht worden, die sie zum praktischen Gebrauch befähigte und einen Ausblick in unerhörte Weiten für ihre künftige Anwendung eröffnete.

Mitte der 70er Jahre hatte das Reich sich zum nachdrücklichen Weiterausbau des elektrischen Telegraphennetzes entschlossen.

Die Erfindung der Differentiallampe wurde epochemachend für die Schaffung eines brauchbaren Bogenlichtes.

Auf der Gewerbeausstellung im Jahre 1879 erregte neben der Differentiallampe als eine weitere Erfindung von Siemens & Halske die erste elektrisch betriebene Bahn Aufsehen.

Im Jahre 1882 schufen Siemens & Halske die erste elektrische Straßenbeleuchtung in Europa mit Glühlampen.

In diese neue Welt der beginnenden Anwendung der Elektrizität auf allen Gebieten trat Wilhelm von Siemens mit dem vollen Schaffensdrang der Jugend.

Im Jahre 1883 wurde sein Bruder Arnold, im Jahre 1884 er selbst von Werner als Teilhaber aufgenommen.

Die Zeit von seinem Eintritt in die Firma bis zu seinem Tode, zugleich die Zeit der ungeheuren Entwicklung der Elektrotechnik, wurde für ihn zu einem Menschenalter rastloser persönlicher Arbeit.

Dabei unterstützte ihn die Vielseitigkeit seiner Begabung, die ihn befähigte, sich gleichzeitig mit Problemen der verschiedensten Art so gründlich zu befassen, daß er stets alle aktuellen Fragen bis in ihre letzten Gründe, bis in ihre äußersten Verzweigungen zu überschauen, an vielen Stellen zugleich selbsterfindend, mitforschend und anregend tätig zu sein vermochte.

Besonders war ihm die Gabe zu eigen, den rechten Augenblick zu erkennen, in dem irgend ein Gebiet mit Rücksicht auf den Stand der Wissenschaft und Technik besonderer Pflege zu seiner Weiterentwicklung bedurfte, und er vermochte dann mit wenigen, gleich Schlaglichtern den Fall aufhellenden Worten die erforderliche Anregung zu geben.

Das Bedeutendste seiner Anregung ist so in Gesprächen mit seinen Mitarbeitern und im Laboratorium zu Tage getreten. Die Früchte davon sind in den Ergebnissen einer großen Zahl von Erfindungen, Verbesserungen und Konstruktionen enthalten, die während seiner Wirkenszeit in den Siemenswerken zustande gekommen sind.

Und es ist ferner niedergelegt in der Organisation des Welthauses der Siemensgesellschaften, in den Ergebnissen seiner Finanz- und Wirtschaftspolitik und der Gestaltung seiner Angestellten- und Arbeiterverhältnisse, an denen er selbst mit dem gleichen gewissenhaften Eifer schaffend und anregend mitgearbeitet hat wie an den Problemen technischen und wissenschaftlichen Fortschritts.

Er war der Führer, der um diese Zeit dem immer größer werdenden Werke notwendig war. Hatte Werner Siemens als Schöpfer des ganzen Unternehmens bis zuletzt die Fäden der Leitung allein in der Hand gehabt, so wurde es nunmehr immer notwendiger, sie zu dezentralisieren, einer wachsenden Zahl hervorragend befähigter Männer mit großer Selbständigkeit zu übertragen und die gemeinsamen Fragen des Gesamtunternehmens durch ein mehrgliedriges Kollegium zu erledigen.

Jedoch ein Hüter tat not, der die Überlieferung des Geistes, aus dem die Werke geschaffen waren, hochhielt und dafür Sorge trug, daß das nährende Blut den lebendigen Körper ungestört überall durchpulste, daß jedes Glied sein Recht, jedes Organ seine Ernährung und Weiterentwicklung fand.

Hier hat Wilhelm von Siemens Großes geleistet. Und er hat es geleistet in edler Selbstbeschränkung unter Verzicht auf die Erfüllung von Wünschen, die ihn sein Leben lang begleiteten und denen nachzugeben mancher sich ein Recht genommen hätte, dem die Jugend schon so schöne Erfolge beschert hatte wie ihm.

Er hat von sich selbst bekannt, daß seiner persönlichsten Neigung die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Problemen, die Tätigkeit des Forschers, des Erfinders viel näher am Herzen gelegen wäre, als die ihm obliegende des obersten Leiters der Siemens-Weltbetriebe.

Jedoch getreu dem Feuerbach'schen Worte: „Wenn es die Bestimmung unseres Lebens gilt, darf man nicht seine Lust befragen", hat er seine Pflicht vor seine Wünsche gestellt und ist in dieser stolzen Selbstbeschränkung zum Meister und Vorbild geworden für viele.

Wenn es nach seinen eigenen Worten „die Aufgabe der Oberleitung einer Firma ist, darüber zu wachen und die nötigen Direktiven dafür zu geben, daß eine gesunde und fruchtbare Weiterentwicklung der Technik in ihrem Hause stattfindet, daß neue Vorstöße unternommen werden und daß etwa zurückgebliebene Gebiete neue Impulse erhalten", so kann von ihm gesagt werden, daß er selbst diese Aufgabe in bewundernswerter Weise erfüllt hat.

Niemand hätte diesen Platz so auszufüllen vermocht wie er, der eine Persönlichkeit war von weitschauendem Blick, von umfassender Übersicht über alle Interessen des weiten Bezirkes seines Hauses, waren sie nun technischer, kaufmännischer oder organisatorischer Art, und erfüllt von einem Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortung nicht nur für das technische und geschäftliche Gedeihen der Werke, sondern fast noch mehr für die Erfüllung der höheren Aufgaben, die er gleich seinem Vater jeder menschlichen Tätigkeit vorgeschrieben sah.

Wenn er in der zur Feier des 100. Geburtstages von Werner Siemens herausgegebenen Festschrift der Zeitschrift Naturwissenschaft von seinem Vater sagt: „Er war kein Unternehmer im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Gewinn- und Verlustrechnung war es nicht lediglich, die ihn zur Ergreifung einer Unternehmung führte", so gilt dies in gleichem Maße von ihm selbst. Wie seinem

Vater galt auch ihm die Förderung der Technik und der Volkswirtschaft höher als das reine Geschäftemachen, und als letztes Ziel aller Tätigkeit das Wohl der Allgemeinheit, aus dessen Berücksichtigung ein gerechtes Gleichgewicht egoistischer und solidarischer Interessen erwachsen mußte.

Die gleiche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, das gleiche Mitverantwortlichkeitsgefühl, die seiner Natur entsprachen, setzte er aber auch bei andern voraus. Darum war seine scharfe, durchdringende Kritik, die er allerdings genau so streng gegen sich selbst, wie gegen andere richtete, bei vielen gefürchtet, und es war manchem unbequem, dem Kreuzfeuer seiner erbarmungslos den letzten Grund jeder Angelegenheit, jedes Problems erforschenden Fragen ausgesetzt zu werden. Man mußte gerüstet sein, wenn man ihm gegenüber trat. Mancher, dem die Geistesgegenwart, die jederzeitige Bereitschaft seines gesamten Wissens weniger zu Gebote stand, scheute sich daher, ihm häufig zu begegnen. Denn wie er selbst sich eben über alles bis ins Letzte Rechenschaft gab und dabei ein gewaltiges Gedächtnis sein eigen nannte, so setzte er dies bei andern als ebenso selbstverständlich voraus. Dabei fehlte seinen Fragen durchaus jede Absicht des Bloßstellens, wie überhaupt seiner Kritik jede persönliche Spitze fremd war und er immer geneigt war, auch die Gründe des andern zu hören und die Berechtigung gegnerischer Meinung anzuerkennen.

Mit dieser Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Verfolgung jedes Gedankens ging aber Hand in Hand, daß er, so stark der Einfluß seiner anregenden Kritik war, es doch stets vermied, persönlich eine endgültige Entscheidung einer Angelegenheit zu geben. Weniger Selbständige mochten hieran Anstoß nehmen. Der Verantwortungsfreudige aber mußte gerade darin, daß er von höchster Stelle zwar bedeutende Anregung, nicht aber präzise Befehle erhielt, den größten Reiz empfinden, unter so geistvoller Führung doch mit voller persönlicher Freiheit handeln zu dürfen.

Wilhelm von Siemens war eben nicht Generaldirektor und wollte es nicht sein. Man mag ihn auffassen als den getreuen Eckart, das schlagende Herz, das Gewissen, das Lebenszentrum des Unternehmens.

Doch dieses selbst war nie die Grenze seines Forschens und seiner Betätigung.

In dem Maße, wie die Elektrizität und ihre Anwendung immer mehr das Wirtschaftsleben durchdrang und umbildete, drängten sich an den gewissenhaften Beobachter aller Zeichen der Zeit auch Fragen aus dem Gebiet der Volkswirtschaft und des gesamten öffentlichen Lebens heran, die außerhalb des Kreises der eigentlichen Interessen des Konzerns und der Technik gelegen waren.

Es ist bezeichnend für die Entwicklung, die mit der deutschen Volkswirtschaft auch sein eigener Geist genommen hat, daß von den Schriften, die er veröffentlicht hat, nur die früheren sich mit technischen, die späteren aber durchweg mit volkswirtschaftlichen, sozialpolitischen und anderen allgemeinen Fragen befassen.

Von seinen Gedanken ist nur ein ganz geringer Teil unmittelbar der Öffentlichkeit bekannt geworden.

Bücher hat er nicht veröffentlicht. Nur etwa anderthalb Dutzend kleinere und größere Aufsätze aus seiner Feder sind in verschiedenen Zeitschriften erschienen, die ersten als Wiedergabe von ihm gehaltener Vorträge, die letzten schriftliche Bekenntnisse seiner Anschauungen und Anregungen zu schwebenden Fragen.

So gering der Umfang dieser Schriften, so reich sind sie inhaltlich an anregenden Gedanken und scharfer, durchdringender Kritik, und ein besonderer Reiz ist die geistvolle, oft witzige Darstellungsweise. Sie sind eine Fundgrube geistreicher und treffender Äußerungen zu den wichtigsten Fragen, die unsere Zeit bewegen.

In zahlreichen hinterlassenen handschriftlichen Notizen werden sich zweifellos noch manche Niederschläge seines geistigen Schaffens finden, die wert sind, der Mit- und Nachwelt überliefert zu werden.

Der Widerstand, den die Elektrotechnik beim Durchdringen des ganzen Umkreises des Wirtschaftslebens an den Stellen finden mußte, die es in seinen bisherigen, inzwischen aber veralteten Formen beherrscht hatten und weiter zu beherrschen strebten, rief ihn naturgemäß zum Kampf auf, jedoch nicht zu einem lediglich ablehnenden, sondern zu einem fruchtbaren Kampf, der immer das Ziel hatte, zunächst das ungeeignet Scheinende zu widerlegen, dann aber ein Besseres an seine Stelle zu setzen.

So trat er dafür ein, daß in den Verwaltungsbehörden nicht ausschließlich die juristische Gedankenwelt herrschen, sondern allen an der Volkswirtschaft beteiligten Kreisen der ihrer Wichtigkeit entsprechende Einfluß gewährt werden müsse.

Er hat seine hierauf bezüglichen Gedanken in der Diskussion über einen von Professor Franz im Jahre 1917 im Elektrotechnischen Verein gehaltenen Vortrag niedergelegt. Er führte aus, der Grund des Verschlusses der höheren Staatslaufbahn für die naturwissenschaftlich-technische Geistesrichtung liege in dem alten Monopol der juristisch begrifflichen Geistesrichtung aus einer Zeit, in welcher der Staat noch wesentlich beschränktere Aufgaben hatte. Das Fortbestehen des jetzigen Monopols sei aber nicht mehr zu begründen. Der Staat sei jetzt so nahe verbunden mit allen wichtigen Angelegenheiten des Volkes und mit seiner gesamten Lebensführung, daß, wenn er hier bestimmend eingreifen wolle, er das nicht mehr in der Hauptsache von einer einseitigen Geistesrichtung aus tun dürfe. Die naturwissenschaftlich-technische Richtung habe die große Entwicklung der Volkswirtschaft herbeigeführt. Bei dieser könne daher auch ein besonderes Verständnis für die staatliche Einwirkung auf das volkswirtschaftliche Leben vorausgesetzt werden. Die naturwissenschaftlich-technische Methode stelle den Geist auf den Boden der Wirklichkeit und lehre das Handeln von dieser Grundlage aus. Die naturwissenschaftlich-technische Praxis gebe dem Geist insofern noch eine

besondere Schulung, als sie ihn befähigt vor neue Aufgaben stelle, die neuer schöpferischer Mittel zur Lösung bedürfen, die zu verantwortlichem, selbständigem Handeln nötigen, die den Geist entschlossen machen zur Aufnahme von Risiko, wobei das Urteil über die Richtigkeit der Handlungen nicht gesprochen werde von den Vorgesetzten, sondern von der Wirklichkeit des Lebens selbst.

Mit eifrigem Bemühen war er auf die Herbeiführung gegenseitigen Verständnisses aller Faktoren des öffentlichen Lebens bedacht. Wissenschaft und praktisches Leben durften sich nicht weiterhin in getrennten Lagern gegeneinander abschließen. Dieser Auffassung verdankt das vor etwa einem Jahrzehnt von ihm mitbegründete Institut für exakte Wirtschaftsforschung sein Interesse und seine Förderung.

Als der Gedanke an eine Elektrizitätssteuer aufkam, beteiligte er sich auch hieran mit regem Eifer und nahm Stellung gegen das wirtschaftlich Schädliche, das er in einer solchen Steuer erblickte. Er wies darauf hin, daß bei allen Eingriffen des Staates in den Organismus der Volkswirtschaft erwogen werden müsse, inwieweit ihre Lebensfähigkeit, ihr Ertrag, das Quantum und das Quale des erzeugten Arbeitsproduktes dadurch berührt werde. In äußerst lehrreicher Weise geht er dabei auf allgemeine Grundsätze des Steuerwesens ein und bekämpft vor allem die Überspannung des Grundsatzes, die gerade in unsern Tagen wieder so stark hervortritt, daß in allererster Linie der Besitz besteuert werden müsse. In seiner Abhandlung über Elektrizitäts- und Arbeitgebersteuer von 1908 sagt er darüber: „Es wird dabei übersehen, daß diese Einkommen nicht im wesentlichen in Speise, Trank und andere Artikel des Wohllebens umgesetzt werden; ihre volkswirtschaftliche Bedeutung liegt vielmehr darin, daß sie in erster Linie die liquiden Mittel darstellen, über welche die Volkswirtschaft verfügt, und daß aus denselben die Neuinvestitionen bestritten werden müssen, welche für den weiteren Ausbau des gesamten Wirtschaftskörpers, namentlich in einem so aufstrebenden und sich schnell vermehrenden Lande wie Deutschland, in sehr großem Umfang erforderlich sind. Der persönliche Besitztitel dieser Mittel verleiht dieser Entwicklung außerdem das unentbehrliche Moment der persönlichen Initiative, des Wagemuts und der Verantwortlichkeit." Er wendet sich gegen die Einführung einer Elektrizitätssteuer, weil die Messung der Größe des konsumierten Stromes niemals die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Bedeutung der Verwendung des Stromes erkennen lasse. Andererseits würde durch eine solche Steuer ein für den Weiterausbau der Volkswirtschaft höchst bedeutungsvoller Konsumartikel in seiner Verwendung beschränkt werden, und endlich liege bei der Besteuerung des elektrischen Stromes eine Sonderbesteuerung vor, namentlich derjenigen Volksteile, die elektrischen Strom verwenden, was eine Ungerechtigkeit sei.

Seinem schöpferischen Drang getreu gibt er sich aber mit dieser Ablehnung nicht zufrieden, sondern bringt sofort einen Gegenvorschlag. Es ist die Arbeitgebersteuer, nämlich eine Besteuerung nach der Summe der Lohn- und Gehalts-

ahlungen eines Unternehmens, ein Gedanke, den er in mehreren Broschüren zum Ausdruck gebracht hat und mit dessen Ausgestaltung er sich noch in der letzten Zeit seines Lebens befaßt hat.

Vor ganz neue Aufgaben sah er die deutsche Volkswirtschaft und damit auch sich selbst gestellt, als der Weltkrieg ausbrach, und auch an dem Durchdenken und der Lösung der hier auftauchenden Probleme hat er sich mit großem Eifer und vielfach in entscheidender Weise beteiligt. Im Jahre 1914 erschien in dieser Zeitschrift sein Aufsatz „Die deutsche Industrie und der Weltkrieg".

Diese sowie seine weiteren Arbeiten über „Freiheit der Meere", „Seerecht und Sicherung der Volkswirtschaft", über „Belgien und die Abrüstungsfrage", sowie seine kriegstechnischen Betrachtungen in der Zeitschrift „Technik und Wirtschaft" von 1915 geben beredte Kenntnis von dem tiefgehenden Anteil, den sein Verantwortungsgefühl an diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte genommen hat.

Wer diese Bekenntnisse zu dem, was Deutschlands Lebensnotwendigkeiten sind, liest, der kann ermessen, mit welcher Erschütterung das unglückliche Ende des Krieges, das Zusammenbrechen zuerst in der Heimat und infolgedessen an der Front, auf einen Geist wie den seinen einwirken mußte.

Obgleich seine Gesundheit während der letzten Kriegsjahre und vielfach durch Entbehrungen infolge der Lebensmittelknappheit, von deren Folgen er sich für seine Person nicht verschont wissen wollte, gelitten hatte, war doch, wie die in den letzten Jahren veröffentlichten Aufsätze zeigen und diejenigen wissen, die bis zuletzt seine Mitarbeiter waren, seine Arbeitskraft wunderbar frisch geblieben.

Dem ungeheuren Schicksal, das über das deutsche Volk hereinbrach, dessen Ruhm und Größe er durch seine eigene Mitarbeit mit heraufführen geholfen hatte, waren seine Kräfte nicht mehr gewachsen.

Es ist zu bedauern, daß er nicht, wie sein Vater, die Siebzig überschreiten durfte, um in der Muße des Feierabends seine Lebenserinnerungen selbst zu schreiben; denn ein Lebensbild, wie er es selbst aus der Fülle seiner Erfahrungen betrachtet und geschildert haben würde, hätte uns unschätzbare Erkenntnisse nicht nur über die Entwicklung der Elektrotechnik und Volkswirtschaft in den letzten 40 Jahren, sondern auch Früchte tiefer Lebensweisheit, das Testament eines hochbedeutenden und grundgütigen Menschen beschert. Während seines Lebens ist er zu der beschaulichen Ruhe nie gekommen, die eine solche Arbeit voraussetzt. Viel zu stark war er mit den schaffenden Kräften der Gegenwart und Zukunft verbunden, als daß er schon hätte Zeit finden können, seiner eigenen Vergangenheit zu gedenken.

Prof. Georg Widenbauer, Regensburg: Die Zersplitterung des Bayernstamms ein nationales Unglück für Deutschland.

Neben der Gründung des geistlichen Fürstentums war eine der verhängnisvollsten Maßnahmen Kaiser Ottos I. in seinem Kampfe gegen die trotzigen Vasallen die von ihm begonnene Zertrümmerung der alten Stammesherzogtümer. 959 zerschlug er das umfangreiche Lothringen in zwei einzelne Herrschaftsgebiete. Wohl hatte er damit ein neues Mittel zur Schwächung der herzoglichen Gewalt gefunden, von dem seine Nachfolger bis auf Friedrich Rotbart ausgiebig Gebrauch machten. Allein er hat mit der Zersplitterung der alten Stammesgebiete in kleinere Fürstentümer zugleich den Keim gelegt zu dem inneren Zerfall des Reiches in eine Unzahl von Herrschaften, die schließlich weit schwieriger zu beherrschen waren als die früher so machtvollen, aber weniger zahlreichen großen Vasallen. Damit schwächte er aber zugleich die Macht des Reiches nach außen und erleichterte ländergierigen feindlichen Nachbarn ihre Übergriffe auf das Reichsgebiet. Wie ganz anders hätte sich wohl die Geschichte der deutschen Westgrenze gestaltet, wenn ein mit umfassender Machtvollkommenheit ausgerüsteter deutscher Herzog in dem blühenden Lande zwischen Schelde und Rhein geboten und die übermütigen Angriffsgelüste der westfränkischen Könige (siehe noch den Anschlag Lothars 978 auf Aachen!) und ihrer Nachfolger, namentlich Heinrichs II. und Ludwigs XIV., kraftvoll in die Schranke gewiesen hätte! Wahrlich, der verderbliche Streit um die Rheingrenze, um Belgien wäre dadurch vermieden worden, vor allem aber wäre das Mündungsgebiet des deutschen Hauptstroms, des ehrwürdigen Rheins, fest in deutschen Händen geblieben und damit hätte Deutschland eine ganz andere Machtstellung zur See besessen, als es heute verfügt.

So unglückselig und folgenschwer diese Maßregel Ottos I. mit der Zeit für den Westen des Reichs geworden ist, ebenso verhängnisvoll war die spätere Nachahmung dieser Verlegenheitspolitik für den Südosten des Reichs.

Zwar Otto der Große erkannte mit politischem Scharfblick die eigenartige Stellung und Bedeutung Bayerns als des Wächters am südöstlichen Eckpfeiler des Reiches gar wohl. Er wußte, daß nur ein starkes Bayern die strategisch so wichtigen Wege ins Donautal und über die Alpenpässe zur Adria und nach Italien zu schirmen imstande wäre, und verfuhr deshalb auch mit Bayern gerade entgegengesetzt wie mit Lothringen. Der Schwerpunkt des Reiches ruhte eben damals noch im Süden, wohin ihn die Angliederung Italiens noch mehr verschob. Deshalb stattete Otto auch den Bayernherzog, seinen Bruder Heinrich, mächtig mit Gebiet

aus und überließ ihm 952 einen großen Teil der Früchte seiner ersten italischen Heerfahrt, das Friauler Markherzogtum, bestehend aus den Markgrafschaften Istrien, Friaul und Verona. Damit hatte das bayerische Herzogtum eine ungewöhnliche Machtstellung erlangt und erstreckte sich zumal nach der wenige Jahre darauf (955 Schlacht auf dem Lechfeld) erfolgten Wiederaufrichtung der 907 an die Ungarn verlorengegangenen Ostmark vom Thüringer Wald bis zur Adria, vom Lech bis über den Wienerwald.

Allein diese Macht erschien dem Nachfolger Ottos I., seinem Sohn Otto II., zu gefährlich für das eigene Königtum und so schied er 976 das Herzogtum Kärnten samt den von Italien gewonnenen südlichen Marken wieder aus dem Verbande des Herzogtums aus. Wohl ward es 989 wieder zurückerworben, aber schon 1002 ging es für immer verloren. Die Losreißung Kärntens war der erste Schritt zur allmählichen Auflösung Bayerns gewesen. Damit hatte Bayern nicht bloß sein völkisch wichtigstes Markengebiet eingebüßt, sondern war wirtschaftlich und politisch zum Binnenlande geworden. Denn mit der Lostrennung Kärntens hatte es den unmittelbaren Zugang zur Adria verloren. Man bedenke, was es bedeutet, daß Venedig und Aquileja einmal unter der Hoheit eines bayerischen Herzogs gestanden hatten. Am schlimmsten wirkte nach, daß von nun an Bayern jeder Möglichkeit beraubt war, sich weiterhin kolonisatorisch in den Südostalpen auszudehnen und das Vordringen der Winden (Slowenen) zu hindern. Das Deutschtum aber war in jenen Gebirgstälern noch zu wenig erstarkt, um mit überlegener Kraft dem Andringen der Slawen Halt zu gebieten, und mußte sich schließlich mit diesen in den Besitz des Landes teilen. Die Folgen davon treten gerade jetzt recht auffällig zutage. Das Slowenentum hat das Deutschtum Südkärntens völkisch stark überwuchert und somit leider auch politisch überflügelt. Wenn heute die Slowenen innerhalb des neuen jugoslawischen Staats einen uns höchst unbequemen völkischen Querriegel vor der Adria bilden, so reichen die Keime zu dieser so bitter empfundenen schweren politischen Schädigung des Deutschtums in jene Zeit der Absplitterung Kärntens vom bayerischen Mutterlande zurück.

Nicht minder verhängnisvoll erwiesen sich die Gebietsverluste Bayerns während der Welfenzeit. Die Absetzung Heinrichs des Stolzen 1139 brachte, indirekt wenigstens, den Verlust des nördlichen Nordgaus, des Egerlandes, und die Auflösung der Markgrafschaft auf dem Nordgau, die Wiedereinsetzung der Welfen mit Heinrich dem Löwen, 1156, führte zur Abtrennung der Markgrafschaft Österreich, die zu einem selbständigen Herzogtum mit besonderen Vorrechten erhoben wurde. Das neue Herzogtum wurde die Keimzelle des habsburgischen Donaustaates. Die Maßregelung Heinrichs des Löwen 1180 hatte abermals eine Schmälerung Bayerns um Steiermark mit dem Traungau und dem mittleren Teil Oberösterreichs mit Linz zur Folge. So

war das einst so mächtige Stammesherzogtum völlig zertrümmert worden. Damit hatte Kaiser Barbarossa in seiner Besorgnis vor der Übermacht eines trotzigen Vasallen einen augenblicklichen Vorteil erreicht, dieser verwandelte sich jedoch später, wie die gleichzeitige Zerstückelung Sachsens, in den größten Schaden des Reiches.

Das ehemals so umfangreiche bayerische Stammesherzogtum war so kläglich zusammengeschrumpft. Aus dem ehemaligen „regnum Baiwariorum", wie es in alten Urkunden gerühmt wird, war ein „Torso" geworden. Bald darauf machten sich auch die Grafen von Tirol selbständig (1250). Damit verlor Bayern die Gewalt über wichtige Alpenpässe (Brenner!)

Die rücksichtslose Zerschlagung des bayerischen Herzogtums beraubte diese Vorhut des Deutschtums gegen das von Süden und Osten her unaufhaltsam vordringende Slawentum ihrer Hauptwiderstandskraft und lähmte mit der allmählichen Lockerung des Stammesgefühls zwischen dem Mutterland und den Kolonialgebieten die so verheißungsvoll begonnene Germanisierung nicht bloß in den alpinen Slawenländern, sondern auch im Nordwesten gegen die Tschechen. Es hätte der steten Belebung durch einen zielbewußten, starken bayerischen Herzog bedurft, um die für die Ausbreitung des Deutschtums so unendlich wichtige Kolonisationsarbeit des bayerischen Stamms in stetem Fluß zu erhalten und so dem deutschen Volk den zu seiner friedlichen Entwicklung unbedingt notwendigen Lebensraum zu gewinnen, insbesondere ihm im Süden den Zugang zum Meere für alle Zeiten sicherzustellen. Wenn heute Deutschland gerade im Süden am engsten eingeschnürt ist und die frankoslawische (Tschechenstaat!) Pression, um mit Bismarck zu reden, sich gerade an der schmalsten Stelle des Reichsgebiets so gefahrvoll für den Bestand des Reiches geltend macht, so dankt das das Reich der kurzsichtigen Politik seiner damaligen Machthaber, die ihre beste Kraft in auswärtigen Unternehmungen (Italien) vergeudeten, statt sie viel zweckmäßiger auf den inneren Ausbau des Reichs zu verwenden.

Viel schuld an dem Aufhören der Germanisierungsbestrebungen trug naturgemäß auch die Lostrennung der Kolonialgebiete von der bayerischen Mutterkirche. So schied schon 973 Prag aus dem Verbande des Regensburger Bistums, so vernichtete die Erhebung Grans zum Erzbistum unter Otto II. die hoffnungsvollen Aussichten Passaus, Metropole der ungarischen Kirche zu werden.

Wie ganz anders hätte sich wohl die deutsche Geschichte des Mittelalters gestaltet, wenn des kernigen Bayernstamms urwüchsige Volkskraft, die eben damals, da der Stammesstaat auseinanderging, ihr Bestes auf dem Gebiete der geistigen Kultur leistete, in ihrer Gesamtheit erhalten geblieben und zur Wohlfahrt des Reiches auf ein hohes Ziel gelenkt worden wäre! Wohl nahmen die von Bayern abgetrennten Gebiete Österreichs, denen der Weg zu immer größerer

Ausdehnung nach Osten freistand, später unter den Habsburgern einen bedeutenden Aufschwung und überflügelten politisch das alte in enge Grenzen gezwängte Mutterland, allein deren politische Abschrankung vom Mutterlande zu einer Zeit, da ihr eigenes Deutschtum innerhalb ihres Staatsgebiets noch nicht den völligen Sieg über die anderen Völkerschaften davongetragen hatte, brachte es mit sich, daß der anfänglich überwiegend deutsche Charakter der Habsburgischen Hausmacht allmählich verloren ging und schließlich der Habsburgerstaat selbst eine Beute deutschfeindlicher Volkskräfte wurde. Es fehlte eben zur steten germanischen Blutauffrischung der dringend notwendige, vom altbayerischen Mutterlande ausgehende völkische Nachschub, zumal späterhin öfters auch heftige dynastische Gegensätze zwischen Wittelsbachern und Habsburgern die verwandtschaftlichen Bande zwischen Bayern und seinen österreichischen Ablegern lockerten.

Wohl bot sich den ersten Wittelsbachern durch eine günstige Heiratspolitik und durch Kauf Gelegenheit zum Wiederaufbau einer ansehnlichen Territorialmacht, allein ihre unselige Teilungspolitik brachte sie selbst wieder um die Früchte, die sie dabei geerntet hatten. Am verhängnisvollsten war es aber für Bayern, daß sie 1246 die beste Gelegenheit versäumten, nach dem Aussterben des ersten österreichischen Herzogsgeschlechts der Babenberger, deren Besitz wieder mit dem bayerischen Mutterland zu vereinigen. Dadurch wurde die Zersplitterung des Bayernstamms erst zu einer heute noch andauernden.

Für kurze Zeit gelang es zwar der Hausmachtpolitik Kaiser Ludwigs des Bayern Tirol wieder zurückzuerwerben 1342, allein schon 1369 fiel es im Vertrage von Schärding den Habsburgern zur Beute, die dieses schöne Land als Bindeglied zwischen ihren schweizerischen Stammlanden und ihrer neuen Machtstellung dringend benötigten. Den Rest Nordtirols mit Kufstein erwarben sie später noch 1505 im Landshuter Erbfolgekrieg. Der endgültige Verlust Tirols war für Bayern besonders schmerzlich: „Mit Tirol wäre Bayern der herrschende Staat im deutschen Süden geblieben". (Kronseder.) Mit der Abtrennung Tirols von Bayern aber begann die allmähliche Verwelschung Südtirols. Die Kolonisation südlich des Brenner erlahmte, da Österreich dieses so ersprießliche Feld kolonisatorischer Tätigkeit zugunsten seiner Aufgaben im Osten vernachlässigte, ja durch die spätere Eingliederung italienischer Gebiete in seinen Machtbereich der Verwelschung Südtirols Vorschub leistete und damit die begehrliche italienische Irredenta auf dieses gottbegnadete Ländchen lenkte. Heute liegt das Deutschtum Südtirols in den Todeszuckungen. Man kann dies ruhig als eine unselige Folge der Trennung Tirols von Bayern hinstellen. Dadurch ward dem Süden Tirols die völkische Lebensader unterbunden.

Fast noch traurigere Folgen hatte die Abschneidung eines anderen

lebenswichtigen Gliedes vom Mutterkörper, nämlich des wertvollen Egerlandes. 1179 von Barbarossa zur Freien Reichsstadt erhoben, ward das stattliche Eger, ein starkes deutsches Bollwerk an der wichtigen Senke zwischen Böhmerwald und Fichtelgebirge, im Jahre 1322 (Mühldorfer Schlacht!) von Kaiser Ludwig dem Bayern an König Johann von Böhmen für seine bundesgenössische Hilfe verpfändet. Damit war sein Schicksal besiegelt. Gar bald fiel die mächtige Feste mit dem Gebiete ringsum dauernd den Böhmen anheim. So ward die so bedeutsame deutsche Eingangspforte nach Böhmen gar bald zu einem böhmischen Ausfallstor nach Deutschland. Das zeigte sich nicht bloß schon bald darauf in der Errichtung eines oberpfälzischen Nordböhmens mit der Hauptstadt Salzbach durch Karl IV., gleichsam als dem westlichen Glacis der starken natürlichen Ringfeste Böhmen, welche Gründung gottlob nur vorübergehend Bestand hatte. Das machte sich sehr unangenehm fühlbar in der angstvollen Zeit der Hussitenkriege, das empfinden wir höchst lästig gerade in unseren Tagen, da durch die Errichtung des Tschechenstaates in unserer südöstlichen Flanke ein tiefer Keil in den deutschen Volkskörper eingetrieben worden ist. Man vergegenwärtige sich ferner die große politische und militärische Gefahr, der Deutschland gerade an dieser verwundbarsten, schmalsten Stelle ausgesetzt ist, wenn man erwägt, daß die Entfernung Egers vom besetzten Gebiet bei Mainz knapp 300 km beträgt!

So war die Zertrümmerung des bayerischen Stammesherzogtums von den unseligsten Folgen für die Entwicklung des Reiches begleitet. Sie besiegelte erst den Auflösungsprozeß des Reichs und führte es vollends in die klägliche Kleinstaaterei ein, die schließlich zum Totengräber des deutschen Einheitsgedankens wurde, sie tat dem deutschen Volkstum so verhängnisvollen Abbruch durch Unterbindung der bayerischen Kolonisation. Sie führte schließlich sogar zu blutigen Bruderkriegen zwischen den bayerischen Stammesbrüdern, die in erbitterter Fehde oft genug grausam sich selbst zerfleischten und so wiederum die deutsche Kraft schwächten.

Wiederholt machten nämlich die Habsburger Versuche, durch die Einverleibung Bayerns ihren deutschen Besitz zu vergrößern und so zugleich den Bayernstamm wieder politisch zu einen. Diese dauerten vom Vertrag von Ilbesheim, 1704, an das ganze 18. Jahrhundert hindurch über die Versuche der Wittelsbacher hinweg, 1740 nach dem Aussterben der Habsburger deren Erbe anzutreten, führten zu den bekannten Tauschprojekten Josephs II. mit Karl Theodor, die von Friedrich dem Großen vereitelt wurden, und gipfeln in den Anschlägen Österreichs in den Friedensschlüssen von Campo Formio und Luneville, durch die Bayern in die Arme Frankreichs getrieben wurde. So erfolgte letzten Endes der

Abfall Bayerns von der deutschen Sache zum Rheinbund aus der Absicht der besseren Bewahrung seiner Selbständigkeit durch den Anschluß an Napoleon. Das gab aber dem Reiche selbst den Todesstoß. Es führte ganz Deutschland und Österreich in die drückendste französische Sklaverei und kostete Bayern selbst die schwersten Opfer an Gut und Blut.

So entstand ein ganzer Rattenkönig von Unheil aus dieser Zerstückelung der bayerischen Stammlande. Wie ganz anders stände heute Deutschland da, wenn sie vereinigt geblieben oder wenigstens nicht bis heute auseinander gehalten wären! Wie leicht hätte sich auf friedlichem Wege eine Wiedervereinigung erzielen lassen, wenn z. B. eine Heirat zwischen Maria Theresia und Karl Albert von Bayern zustande gekommen wäre! Wie viel deutsches Blut wäre durch diesen Ehebund erspart geblieben! Eine Einverleibung Bayerns in Österreich hätte eine wesentliche Stärkung des dortigen deutschen Elements bedeutet und hätte die Stellung der Habsburger im Reich bedeutend gefestigt. Sie wäre für sie ebenso vorteilhaft gewesen, wie die Angliederung der rheinischen Gebiete an Preußen diesen Staat erst voll und ganz seinem deutschen Berufe zuführte. Durch Bayern wäre Österreich mit dem deutschen Reiche aufs festeste verknotet geblieben und es hätte vielleicht wohl einen Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zwischen Hohenzollern und Habsburgern, niemals aber eine Frage, ob großdeutsch oder kleindeutsch, gegeben und Mitteleuropa böte heute wohl ein ganz anderes Bild dar. Leider haben damals vorwiegend dynastische Gründe die Wiedervereinigung des Bayernstamms hintangehalten.

Diese sind nunmehr weggefallen. Heute bietet sich endlich den österreichischen Brüdern, die ein hartes Geschick so lange aus der politischen Gemeinschaft ausgeschlossen hielt, Gelegenheit zur Heimkehr ins Reich. Heute ist der großdeutsche Gedanke wieder auferstanden. Er ist diesmal in den Herzen der Völker lebendig geworden und wird von den Massen des Volkes selbst getragen. Nachdem die dynastische Scheidewand gefallen — eine volkliche Grenzlinie im eigentlichen Sinne hat es nie gegeben — wird es dem einmütigen Willen des ganzen deutschen Volkes wohl gelingen, die nur noch künstlich, ja gewaltsam aufrecht erhaltenen politischen Schranken einzureißen. Setzen wir doch alles daran, daß Mutter Bavaria endlich ihre so früh verlorenen Kinder wieder umarmen und, mit ihnen vereint, bauen kann an der inneren und äußeren Wohlfahrt des neuen deutschen Einheitsstaates!

Professor Dr. Münch, Darmstadt: Die Entwicklung unserer Westgrenze.

Seit den ersten Anfängen des Deutschen Reiches bestehen im Westen und Osten, in geringerem Maße auch im Norden, politisch-nationale Reibungsflächen, um die der Kampf mit den Nachbarvölkern stets von neuem entbrannte, in bunter Reihenfolge Vorstöße und Rückschläge aufweisend. Im Westen war und ist Frankreich der Nebenbuhler, im Osten sind es die slavischen Vormächte Polen und Rußland, nördlich der Elbe Dänemark. Während hier und im Osten im allgemeinen, trotz gelegentlicher Rückschläge, ein siegreiches Vordringen deutscher Kultur und deutscher Macht zu verzeichnen ist, schwankt im Westen der Wettkampf um das Rheinland dauernd hin und her und ist jetzt durch den Zusammenbruch Deutschlands in ein neues, schmerzliches Stadium getreten, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Suchen wir aus der Geschichte zu verstehen.

Der Rhein tritt erst zur Zeit Cäsars in die Geschichte. Durch die Feldzüge des genialen Römers wurde der Rhenus die Grenze des römischen Reiches und zugleich die Völkerscheide zwischen Kelten und Germanen. Unsere Vorfahren waren damals in einer langsamen, aber stetigen Vorwärtsbewegung über den Rhein gegen Gallien begriffen, einzelne Stämme hatten schon die trennende Wasserstraße überschritten und sich auf dem linken Ufer angesiedelt. Das heutige Elsaß und Burgund waren unter der Führung Ariovists von Germanen besetzt oder unterjocht. Cäsar erkannte die durch die kriegerischen, wanderlustigen Völker dem römischen Reiche drohende Gefahr und setzte ihrem weiteren Vordringen einen festen Damm entgegen. Die auf das linke Rheinufer übergetretenen Germanen wurden entweder vernichtet oder völlig unterworfen, der Rhein selbst wird der Wall, an dem sich die von Osten nachdrängenden Massen stauen. Auf dieser durch Cäsar geschaffenen Lage fußen die späteren französischen Forderungen nach der Rheingrenze.

Doch der starke Arm Roms begann zu erlahmen. Nachdem schon seit dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. germanische Völker in steigendem Maße in den römischen Grenzlanden und gerade auch auf dem linken Rheinufer als Ansiedler aufgenommen waren, gelang es den Franken und Alemannen, sich am Unter- und Oberrhein fester zusammenzuschließen und die Provinzen Germania superior und inferior in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts zu erobern. Durch den Sieg bei Straßburg 357 stellte zwar der Kaiser Julian die Rheingrenze wieder her, aber schon ein halbes Jahrhundert später, in der großen Völkerwanderung, finden wir die ostgermanischen Burgunder zu beiden Seiten des Mittelrheins in dem heutigen Rheinhessen und Starkenburg um Worms als Mittelpunkt. Südlich von ihnen drangen die Alemannen im heutigen Elsaß ein, und nördlich überschritten

die Franken den Strom und erreichten in raschem Vorstoß etwa die südliche Grenze des heutigen Belgiens. Ihr mächtiges Reich, das dann unter Karl dem Großen seine Blüte erlebte und noch einmal den Gedanken des Universalreiches zur Verwirklichung brachte, löste sich im 9. Jahrhundert auf. Die Rheinlande waren in dieser Zeit geradezu der Kern des Frankenreiches gewesen, und Aachen hatte die Residenz Karls des Großen abgegeben. Bei der Teilung im Vertrag von Verdun (843) erhält deswegen auch der älteste der drei Söhne Ludwigs des Frommen, Lothar, dieses Mittelstück zwischen Ost- und Westfranken, das nach seinem Sohne, Lothar II., Lotharingien genannt wurde. Durch neue Teilungsverträge wird dieses Lothringen zwischen dem Westen und Osten geteilt und so die Grenze zwischen dem späteren Frankreich und Deutschland zum ersten Mal festgelegt.

Der neue, aufstrebende christlich-germanische Staat greift unter den sächsischen, fränkischen und staufischen Kaisern nach Westen und Osten kraftvoll um sich, Rhein und Elbe werden deutsche Ströme. Aber es fehlt doch die Kraft, diese Grenzgebiete wirklich restlos einzuverleiben. Lothringen bildet auch als deutsches Herzogtum immer den Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland, und es zeigt sich schon hier die bedauerliche Tatsache, daß der Deutsche es nicht versteht, fremde Volksteile wirklich anzugliedern und ihre Sympathie für seine Rasse, Denkart, politische Einrichtungen und Kultur zu gewinnen. Es fehlt das feste, hohe Ziel, der große politische Schwung. Allemal ist das Volkstum der Randgebiete nur ein lockeres Anhängsel, ohne tatkräftige Hilfe vom Zentralstaat her, während für die nationalfremde Kaiserpolitik die besten deutschen Kräfte geopfert werden.

Die Zeit des germanischen Uebergewichts dauert nicht lange. Schon im 14. und 15. Jahrhundert dringt die keltisch-römische Kultur im Westen, wie die slavisch-polnische im Osten, im Gegenstoß vor. Das von dem fränkischen Kaiser Konrad II. erworbene Burgund geht wieder fast ganz verloren, und an Schelde und Maas beginnt die Abbröckelung des alten Herzogtums Lothringen. Wie im Osten schon im 15. Jahrhundert die deutschen Ordenslande großenteils an Polen fallen, so gehen im 16. Jahrhundert trotz der persönlichen Erfolge des Habsburgers Karl V. Metz, Toul und Verdun tatsächlich verloren, wenn sie auch dem Namen nach noch beim Römischen Reich deutscher Nation verbleiben. Es war der bekannte Vertrag des Herzogs Moritz von Sachsen, der diese drei Bistümer dem französischen König gegen eine Geldhilfe überließ. Der Abbröckelungsprozeß setzt sich im 17. Jahrhundert, im 30jährigen Krieg und in den Raubkriegen Ludwigs XIV., fort, das Deutsche Reich liegt machtlos am Boden, jede starke Reichsgewalt fehlt. Im Osten kommt freilich der slavische Vorstoß mit dem Aufstieg Preußens zum Stillstand, aber weder Oesterreich, noch Preußen haben Interesse an der Westgrenze. Beide Staaten verfolgen ihre politischen Ziele nach Osten, beides sind Randstaaten. Südwestdeutschland ist für Habsburg nur eine Art Kampfvorfeld gegen das übermächtige Frankreich, während Oesterreich im Kampf gegen die Türken Ungarn erobert. Die tatkräftige Politik sowohl Preußens wie Oesterreichs verfolgt nur

eigene, rein egoistische Interessen, und es gelingt den schwachen Bestrebungen nicht, beider Politik in ein gemeinsames Fahrwasser zu lenken. Im siebenjährigen Krieg zerfleischen sich die Brudeıstaaten, und das damals schon recht zermürbte Frankreich gewinnt die noch fehlenden Gebiete Lothringens 1766 endgültig. Im Verlauf der Revolutionskriege gelingt es dann dem Korsen Napoleon nach kurzem Kampf, den Rhein als Grenze Frankreichs gegen das sterbende alte deutsche Reich aufzurichten, ja auf das rechte Ufer überzugreifen.

Erst mit den Befreiungskriegen erfolgt wieder ein deutscher Rückstoß, doch verharrt Frankreich noch in fester Stellung am Oberrhein. Wie Elsaß-Lothringen dann durch den glorreichen deutsch-französischen Krieg 1870—71 zurückgewonnen wurde und jetzt wieder verloren ging, ist nur allzufrisch und schmerzlich in jedermanns Bewußtsein.

Trotz der ungleich größeren Anziehungskraft französischen Wesens gelang es Frankreich nur langsam, das Elsaß und Lothringen französisch zu machen. Es ist dabei ein deutlicher Unterschied festzustellen zwischen Elsaß und Lothringen. Die Elsässer behaupteten zäh ihr alemannisches Deutschtum und sind erst seit der Gewinnung Lothringens und damit der Abrundung des französischen Besitzes rascher französiert. Ihnen kam die breite Verbindung am Oberrhein mit ihren alemannischen Stammesgenossen bis zur oberen Donau hin zu statten. In Lothringen dagegen wohnen bewegliche Franken, für französische Kultur empfänglicher und außerdem nicht so fest mit dem deutschen Volkskörper verbunden. Besonders stark waren die Rheinlande in der Napoleonischen Herrschaftsperiode 1797 bis 1815 verwelscht Aber noch 1870 traf der kräftige deutsche Vorstoß recht ansehnliche Reste zäh bewahrten Deutschtums in Elsaß-Lothringen. Wie wenig auch das neue Deutsche Reich es verstand, sich die alten Reichslande wieder fest anzugliedern, ist nur allzu bekannt. Jetzt sind diese Gebiete wieder Frankreich ausgeliefert, und das ganze Rheingebiet steht dem französischen Einfluß für Jahre hilfloser denn je offen. Frankreich geht energisch zu Werk, kein Mittel bleibt unversucht, seine Vormacht zu begründen. Schon wird die an und für sich nicht zu leugnende Tatsache hervorgeholt, daß die Rheinlande früher von Kelten bewohnt waren. Die weitere, daraus gezogene Folgerung, daß die linksrheinische Bevölkerung überhaupt von den Kelten abstamme, ist freilich geschichtlich nicht zu belegen. Wenn auch keltische Einflüsse an der Mosel und am Mittelrhein recht stark waren, so sind sie doch längst erloschen und lassen sich fast nur noch aus Gräberfunden oder Namen, wie Main, Taunus usw. nachweisen. Auch die Rolle Aachens im Karolingerreich wird häufig hervorgehoben, wie ja Karl der Große überhaupt als französischer Herrscher beansprucht wird. Jedenfalls fühlt sich der gebildete Franzose als der Erbe Cäsars und hält an dem Rhein als Grenze fest.

Unleugbar kommt den Franzosen in dem neu entbrannten Kampf um die westlichen Grenzlande noch ein wirtschaftliches Moment zustatten. Die Verkehrsrichtung der Rheinlande ist dem Lauf des Stromes entsprechend vorwiegend eine

nordsüdliche, und eine gewisse wirtschaftliche Geschlossenheit läßt sich dem rheinischen Grenzgebiet nicht absprechen. Die reichen Kohlen- und Eisenschätze Lothringens, Nordfrankre chs und Belgiens, die hoch entwickelte Textilindustrie der Schweiz, Mülhausens, der Rheinprovinz und Belgiens, besonders bei Aachen, sind starke Bande. Zudem hat kein deutsches Land eine gleich alte und hohe Kultur aufzuweisen. Das alte Lotharingien scheint in moderner wirtschaftlich-politischer Einheit wieder erstehen zu sollen. Die von Frankreich geflissentlich geförderten Bestrebungen zur Gründung einer rheinischen Republik zielen in dieser Richtung. Eine Zeitlang stand dieser Plan, von Mangin, dem klerikalen französischen Oberbefehlshaber in Mainz, eifrig unterstützt, unmittelbar vor der Verwirklichung. Seit der Abberufung dieses Generals ist es davon auffallend still geworden. Offenbar sah man auf französischer Seite ein, daß die eingeschlagene Politik falsch war, zumal Engländer und Amerikaner nicht mitmachten und Dorten und Genossen unzweideutig abwiesen. Aber Frankreich wird den Kampf nicht so leicht aufgeben, seine augenblickliche Stellung Deutschland gegenüber ist zu günstig, besonders seit es mit der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens am Oberrhein festen Fuß gefaßt hat. Nur eins kann Trost verleihen: Die alte Anziehungskraft der französischen Kultur ist für immer dahin. Die wenige Sympathie, die der französische Soldat anfangs in der Pfalz und Rheinhessen noch genoß, ist fast überall geschwunden, und bei dem geringen Organisationstalent der Franzosen erscheint der alte Kampf um die Rheinlande für uns doch nicht mehr so hoffnungslos, wie es noch vor wenigen Monaten den Anschein hatte. Der Deutsche im besetzten Gebiet hat wieder das Bewußtsein seiner Leistungsfähigkeit erlangt, er sieht, daß er bei einem Vergleich nicht ungünstig abschneidet. Gewaltige Werte stehen auf dem Spiel. Wie wird der neue Kampf um das linke Rheinufer ausgehen?

Gustav Türk:
Zu Sigurd Ibsens Betrachtungen über Deutschland. (Nord und Süd Januar 1920).

Sigurd Ibsen steht uns wohlwollend gegenüber; das Schicksal, das er uns zudächte, wäre noch nicht das schlimmste. Wohlwollen müssen wir hoch schätzen; viel davon ist für uns auf der Erde nicht zu finden. Wohlwollen in Norwegen ist uns besonders angenehm. Noch lieber als eine wohlwollende wäre uns freilich allenthalben eine gerechte Beurteilung und ein entsprechendes Verhalten. Ja, gäbe es eine Völkergerechtigkeit! Dann stünden wir obenan. Von dem Wohlwollenden wenigstens sähen wir uns aber gern gerecht beurteilt. Und wer uns

wohl will, wird einen Fehler in seinem Urteil, den wir ihm nachzuweisen haben, gern berichtigen.

Wir nehmen an, Sigurd Ibsen wird sich freuen, wenn er hier und da uns nicht mit Bedauern etwas vorzuhalten, sondern nur unser gutes Recht anzuerkennen braucht. Und er wird es nicht verwunderlich finden, wenn einem Deutschen, der sein Volk von schwerem Schicksal getroffen weiß und es selbst mit tragen muß, jeder solche Irrtum nicht bloß ein ungewichtiges Wort, sondern eine schwer drückende Last ist, von der er sich zu befreien sucht.

Ein etwas leichthin gesprochenes Wort ist das von der Gewalt, die sich mit dem Mantel des Rechtes bekleidet. Das heißt nicht etwa, die Gewalt nimmt Rücksicht auf das Recht und sucht mit ihm in Einklang zu kommen, sondern sie nimmt nur einen Schein des Rechtes als Hülle um sich. Oder anders gesagt, ein Volk, das Gewalt übt, spricht doch nur von seinem Recht in bewußter Heuchelei, durch die sich auf beiden Seiten viele täuschen lassen, da klare Kenntnis der Völkererlebnisse und Völkerverhältnisse doch immer nur wenigen eigen ist. Dieser Rechtsmantel, diese Heuchelei soll eine Wirkung der fortschreitenden Bildung und Verfeinerung sein. Das wird freilich stimmen. Nur wird man über diesen geistigen Fortschritt der Menschheit eine bittere Bemerkung nicht unterdrücken können. Weiter sind wir also über den Urzustand nicht hinausgekommen, als daß wir zu der rohen Gewalt noch die Heuchelei hinzufügen. Ist das eine Veredlung? Der eigentliche Fortschritt müßte doch darin liegen, daß die Gewalt zugunsten des Rechtes und zwar des wirklichen Rechtes zurückwiche und andererseits nur dem Rechte diente. Milderung der Gewalt, nicht Bemäntelnng, darauf käme es an. Vielleicht hat unter allen Völkern der Erde keines so sehr das Bestreben gehabt, Recht vor Gewalt gehen zu lassen, als das deutsche. Steht freilich ein Volk mit dem ehrlichen Bewußtsein des Rechtes einem anderen gegenüber' welches vom Rechte nur heuchlerisch spricht, so werden sich die beiden kaum verständigen können, und der Heuchler kann unter Umständen die allgemeine Meinung für sich gewinnen, da Schein und Lüge beliebig verstärkt werden können, während der Gegner auf dem schlichten Boden der Tatsachen stehen bleibt. Das soll nun ein Mangel an uns sein, daß wir zu wenig heuchelten oder, wie es gelegentlich heißt, die staatsmännische Schamhaftigkeit verletzten, auch Bismarck. Eigentlich müßte man hier anstatt von Schamhaftigkeit eher von Schamlosigkeit sprechen. Ich glaube, diesen Vorwurf können wir uns mit Gleichmut anhören. Unser wirklicher Fehler lag darin, daß wir oft nicht wußten, ob und wofür wir unsere Kraft einsetzen sollten; ob ein erreichter Zweck dann noch bemäntelt wird, ist unerheblich.

Unsere Unbeliebtheit wird auch bei Sigurd Ibsen auf eine zu geringe Fortschrittlichkeit in unseren inneren Zuständen zurückgeführt. Damit eignet er sich leider eine heuchlerische Redensart unserer Feinde allen Ernstes an, die doch nicht auf unseren Fortschritt und Nutzen, sondern auf unsere Zerrüttung bedacht

waren und sie gerade mit Hilfe des Fortschrittgeschreis auch erreicht haben. Es ist im Laufe der letzten Jahre oft genug darauf hingewiesen worden, daß die tatsächliche Freiheitlichkeit unter unserem Königtume größer war als in den sogenannten Freistaaten Frankreich und Amerika und in dem angeblich von der Volksvertretung gelenkten englischen Königreiche. Daß unsere Einrichtungen das Gedeihen des Volkes förderten, erkennt Ibsen an, besonders auch in Elsaß-Lothringen, aber, sagt er, das merkte man nur im Lande selbst, dem Auslande blieb es verborgen. Dann, sollte man meinen, muß eben derjenige, der ein richtiges Urteil haben will, näher zusehen. Aber es kam ja den Gegnern nur auf ein gehässiges, nicht ein richtiges Urteil an.

Sehr befremden muß der Ausspruch über unsere Rüstung zur See. Wir in Deutschland wissen, daß es nicht sinnlos war, eine gewaltige Streitmacht zur See zu schaffen; dem Ausländer kann es am besten das Buch von Tirpitz beweisen. Daß es nur noch von unserer gewesenen Seemacht und nur von den möglichen, aber nicht erreichten Erfolgen, nicht von den siegreichen Seestreitkräften und dem dadurch geretteten Deutschland sprechen kann, liegt weder an dem Meister noch an dem Meisterwerke, sondern an dem versäumten Gebrauche. Der oberste Kriegsherr hat leider den Rat des besten Kenners verschmäht, zu seinem und des Volkes Unheil. Erschütternd ist, das bei Tirpitz zu lesen.

Auch war leider nicht davon die Rede, daß die Heeresleitung die kriegerischen Maßnahmen überwiegend bestimmte, sondern die Reichsleitung mit ihren schwächlichen und unzutreffenden Erwägungen hat die Kriegführung gelähmt; ein Sachverhalt, dem von Ibsen angenommenen gerade entgegengesetzt. Die Beweise im einzelnen enthalten die Bücher von Ludendorff und Tirpitz. Daß eine Erklärung über Belgien Friedensverhandlungen ermöglicht hätte, ist mehr als fraglich. Daß der Unterseebootkrieg Amerika auf die Seite der Feinde gebracht hat und es sonst uns nichts getan hätte, ist geschichtlich unwahr.

Endlich sei noch auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich hingewiesen. Die unmenschliche Härte der Friedensbedingungen führt Ibsen sicherlich mit Recht auf Frankreich zurück und meint, von diesem Lande könne billigerweise eine vorurteilsfreie Betrachtung der Dinge nicht verlangt werden. Er fährt fort: „Dazu hat Frankreich von Deutschlands Seite zu viele und, wie jedermann einräumen muß, ganz unverdiente Leiden zu ertragen gehabt." Wer so urteilt, kann die Geschichte Frankreichs und Deutschlands etwa seit 1500 nicht in einer wahrheitsgemäßen Darstellung kennen gelernt haben. Wenn Ibsen beispielsweise die im treuesten wissenschaftlichen Sinne abgefaßte Darstellung von Dietrich Schäfer (Deutsche Geschichte, 7. Auflage 1919) läse, könnte er sehen, wie seine Behauptung die Dinge auf den Kopf stellt.

„Daß Deutschland zu büßen habe, war selbstverständlich." Das ist der am wenigsten wohlwollende und am wenigsten gerechte Satz in den Ibsenschen Ausführungen. Vielmehr: das plötzlich den Kampf aufgebende und sich der Gnade

des Feindes überlassende Deutschland sieht sich nun — wie es hätte voraussehen müssen und ein Teil vorausgesehen hat — mit Füßen getreten.

Daß die unerträgliche Vergewaltigung Deutschlands für Europa höchst schädlich und gefährlich werden kann, davon werden wir mit Ibsen überzeugt sein. Wenn er aber hofft, daß die außerdeutsche Arbeiterschaft die deutschen Arbeiter nicht sinken lassen werde, auch, um nicht unterboten zu werden; so ist vor der Hand von solchen Regungen noch nichts zu merken.

Leben und Weiterbestehen gönnt uns Ibsen. Einheitlicher Wille zur Arbeit und zur Selbstbehauptung ist da wohl eine unerläßliche Bedingung. Möchten wir ihn aufbringen!

Albert Bach, Neustadt a. d. Haardt: Ein gangbarer Weg.

(Ergänzung der Volkserziehung).

Fast alle sozialen Übel wurzeln in der zu niedrigen Bemessung der seelischen Werte einerseits und in der zu hohen Bemessung der materiellen Werte andererseits.

Soll nicht schon in absehbarer Zeit ein vollkommener sozialer Zusammenbruch eintreten, so muß ein Weg eingeschlagen werden, der, umgekehrt, zu einer höheren Bemessung der seelischen und zu einer niedrigeren Bemessung der materiellen Werte führt.

Die Bibel zeigt einen gangbaren Weg. 5 B. 30, 15 und 19: „Siehe, ich lege dir heute vor das Leben und das Gute, auch den Tod und das Böse; aber du sollst das Leben erwählen."

In Verbindung mit diesem biblischen Hinweis habe ich die Formel geprägt: „Lebensdienst oder Todesdienst bezw. Lebensdiener oder Todesdiener". Der Lebensdienst dient also dem Guten, der Todesdienst dem Bösen.

Der Wert des Lebensdienstes besteht vor allem darin, daß er einigt im Gegensatz zu den Parteien, die trennen. Das Parteileben hat in seinen ethisch-sozialen Wirkungen versagt. Das Versagen ist erklärlich. Theoretisch betrachtet, will jede Partei einigen; praktisch aber wirkt die Partei trennend. Zur Propagandierung ihrer Anschauung steht sie im Kampf, der gewöhnlich Haß erzeugt. Der Lebensdienst kennt weder Partei noch Haß. An der Erhaltung des Lebens haben alle Menschen Interesse ohne Unterschied der Weltanschauung. Der Lebensdienst hat mithin die Wesenheit, die größte Interessengemeinschaft der Welt zu werden.

Eine Ergänzung des Lehrplanes der Schule im Geiste des Lebensdienstes würde aus folgenden Leitsätzen bestehen:

1. Der Lebensdienst bedeutet keine Weltanschauung. Er gründet sich auf die Tatsache des Lebens. Er ist eine Übung im Guten.

2. Eine Lebensführung in dieser Richtung dient dem Leben und ist als „Lebensdienst" zu bezeichnen.

3. Der Lebensdienst umfaßt alles, was dem Leben dient, und besteht vorwiegend in Arbeit, Mäßigkeit und Menschenfreundlichkeit.

4. Der den Lebensdienst ausübt, ist „Lebensdiener."

5. Die göttliche Natur hat den Menschen mit Geist ausgestattet. Und nur, wenn der Geist dem Leben dient, erfüllt er seinen Zweck.

6. Das Leben wird erhalten durch den Einklang im Organismus bezw. im Lebensbetriebe.

7. Der Einklang wird, soweit es die Anlage ermöglicht, aufrecht erhalten, indem man dem Leben dient.

8. Am Wesen des Lebensdienstes haften naturgesetzliche Wirkungen guter Art: der dem Leben dient, nützt sich und der Gesamtheit.

9. Der Lebensdienst wirkt belohnend. Der Lebensbetrieb arbeitet exakt. Er belohnt unfehlbar jede gutartige Handlung.

10. Der Gegensatz von Lebensdienst ist „Todesdienst". Er umfaßt alles, was dem Tode dient, und besteht vorwiegend in Trägheit, Unmäßigkeit, Unredlichkeit, Haß und Neid.

11. Der den Todesdienst ausübt, ist „Todesdiener".

12. Am Wesen des Todesdienstes haften naturgesetzliche Wirkungen böser Art. Der dem Tode dient, schadet sich und der Gesamtheit.

13. Der Todesdienst wirkt bestrafend. Er erinnert an die Bibelworte: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn". Der Lebensbetrieb arbeitet exakt. Er nimmt unfehlbar Rache für jede bösartige Handlung.

14. Am menschlichen Lebensbetriebe haftet göttliche Vollkommenheit. Er bestraft das Böse und belohnt das Gute. Und keine Seele kann sich der Bestrafung und Belohnung entziehen.

15. Die Menschenfreundlichkeit fördert ein befriedigendes Ausleben. Folglich bedeutet Nächstenliebe zugleich Selbstliebe. Die göttliche Anlage des Lebensbetriebes unterstützt also die Verwirklichung der Nächstenliebe.

16. Der Lebensdiener ist sich klar darüber, daß, wenn der Mensch durch die Wirkung einer konfessionellen Erziehung im Gotteshaus eine seelische Erbauung findet, er dem Leben dient. Er ist sich ebenso klar darüber, daß der Mensch auch in Gottes freier Natur eine seelische Erbauung finden kann, die dem Leben dient. Der Lebensdiener überbrückt die religiösen Gegensätze.

17. Die Lebensführung des Lebensdienstes wird geregelt durch die Rücksicht auf die Gesundheit. Diese Rücksicht führt zur einfachen, mäßigen Lebensweise.

Einfache Lebensweise aber beansprucht auch nur eine einfache Wirtschaftslage. Sprüche K. 20, V. 8: „Armut und Reichtum gib mir nicht, lasse mich essen mein beschieden Brot."

18. Die Vererbung guter Eigenschaften entwickelt das soziale Empfinden von Geschlecht zu Geschlecht. Darin liegt eine Befriedigung für die Eltern, da sie in ihren Nachkommen fortleben. An dem Streben nach der Wohlfahrt ferner Nachkommen haftet der weitere Nutzen, daß die Befangenheit der Eltern gegenüber ihren Kindern zurückgeht und dementsprechend die Erziehung zum Guten erleichtert wird.

19. Das soziale Empfinden wird auch gefördert durch die Erkenntnis vom Einklang im gesunden Organismus bezw. Lebensbetrieb. Das beglückende Gefühl der Gesundheit, die Wirkung des Einklangs hilft dem Menschen, den sozialen Vorteil zu begreifen, der am freien Willen haftet, sich dem Ganzen unterzuordnen.

20. Die Kenntnis vom Lebensbetrieb leitet zu einer hohen Lebensbewertung Das Kind wird durch Anschauungsunterricht überzeugt, daß es der Träger eines hohen Wertes ist: Der Träger des Lebens!

21. Abschreckende Krankheitsformen, die durch Unmäßigkeit und Ausschweifung entstehen, müssen vor Augen geführt werden, ebenso die anmutenden Formen der Gesundheit, bei deren Entwicklung die Mäßigkeit von Nutzen ist.

22. Die göttliche Unfehlbarkeit der naturgesetzlichen Wirkungen bildet auf Erden das zuverlässigste für den Menschen.

23. Naturgesetzliche Wirkungen schädlicher Art sind nur durch naturgesetzliche Gegenwirkungen erfolgreich zu bekämpfen. Der Blitzableiter schützt vor den schädlichen Wirkungen des Blitzes.

Auf der göttlichen Unfehlbarkeit der naturgesetzlichen Wirkungen beruht die wissenschaftliche Technik. Und ihr gewaltiger, geistiger und seelischer Einfluß auf die Lebensführung erfordert, wie die tatsächlichen Verhältnisse beweisen, eine Verstärkung der ethisch-sozialen Entwicklung.

Ein schnell wirkendes Mittel zur Beseitigung der sozialen Gefahr ist naturgesetzlich nicht denkbar. Der gesteigerte materielle Genuß macht meistens nur begehrlicher. Gesetze und Rationierungen werden häufig umgangen. Und Gewalt erzeugt wieder Gewalt.

Wohl vermögen wir aber durch eine Gegenströmung, im Geiste des Lebensdienstes, die Gefahr zu vermindern. Zwar ist am gegenwärtigen Menschen, der von Gewohnheiten beherrscht ist, nicht viel zu ändern. Gleichwohl ist er vernünftig genug, um einzusehen, daß es für spätere Geschlechter von großem Nutzen sein wird, wenn durch eine Ergänzung in der Erziehung die Menschen williger werden zu einer höheren Lebensführung als das jetzige Geschlecht.

Es müßte eine Volksbewegung hervorgerufen werden, um die Reichsregierung zu veranlassen, eine

Kommission aus Ärzten und Pädagogen zu bilden. Die Kommission hätte die Aufgabe, die Leitsätze des Lebensdienstes derart auszubauen, daß sie in den Lehrplan der Volkserziehung eingefügt werden können.

Überdies gab es niemals eine Zeit, die so günstig war zur Einleitung einer solchen Bewegung wie gerade jetzt, ist doch das soziale Leben der ganzen Welt in Gefahr.

Die langsame Wirkung des Lebensdienstes darf nicht abschrecken. Die Hauptsache bei der ethisch-sozialen Entwicklung ist nicht die Schnelligkeit, die vielfach mit Störungen verknüpft ist, sondern die ununterbrochene Stetigkeit. Der Lebensdienst bewegt sich auf einem Wege, bei dem nur ein langsames Fortschreiten möglich ist, der jedoch immer schöner wird, je weiter man ihn verfolgt. Er führt zur Versöhnung und Einigkeit, zum Frieden auf Erden und ist sonach ein gangbarer Weg.

Dr. Karl Arns, Bochum: Ein englischer Barbusse.

Sieghaft erhebt heute der pazifistische Gedanke sein Haupt in der Literatur. In fast allen Kulturländern sind Männer aufgestanden, die mit religiöser Inbrunst dem Schrei der Erlösung erstrebenden, nach Frieden jammernden Menschenseele dichterischen Ausdruck verleihen. Nicht Federhelden und Heimkrieger sind es, die am friedlichen Schreibtisch bedächtig ihre Verse schmiedeten, sondern Frontsoldaten, die in einem Winkel des Schützengrabens ihre unmittelbaren Eindrücke zu Papier brachten. Sie haben selbst im Kampfgetümmel gestanden, die ganze Gemeinheit des modernen Krieges kennen gelernt, der durch den Mißbrauch der Errungenschaften der Technik zu Vernichtungszwecken charakterisiert ist, der die Menschen zu Höhlentieren erniedrigte. Der Mord ist ihnen keine Mannestugend; als Wahrheitskünder berichten sie von einer brutalen Zeit, die Literaten, Bauern, Handwerkern, Stubenhockern die Waffen in die Hand zwang mit dem Befehl, das fünfte Gebot zu verletzen. Sie schreien die Sinnlosigkeit des Krieges in die Welt hinaus, welcher Menschen, die einander nie gekannt, nie gesehen haben, zu Gegnern bestimmt. Sie sprechen den Staatsmännern das Recht ab, die Mitbürger in die Schlacht zu schicken, um Mitmenschen zu morden oder sich von ihnen morden zu lassen. Die Gestalter der Feldzugimpressionen und Schützengrabenvisionen sind die Propheten und Wegbereiter eines neuen, besseren Zeitalters. Ihr ungeheures Erleben bringen sie in Einklang mit ihrem tragischen Weltgefühl, das sie über die nationale Parteinahme stellt. Getragen von menschlichen und menschheitlichen Gefühlen verdammen sie den Krieg als ein Unglück, als ein Verbrechen. Ihre Losung heißt: Kampf dem Kampfe!

Der Franzose Henri Barbusse marschiert an der Spitze dieser Apostel der Menschenpflichten und Menschenrechte. Seine Gesinnungsgenossen haben sich zusammengefunden in dem nach seinem Werke La Clarté benannten Bunde, der sich den Kampf gegen die alten Mächte der Finsternis und die Versöhnung der Völker zur Aufgabe macht. Wie er, so wurden in fast allen Ländern Europas menschlich und dichterisch belangvolle Sprecher von ihrem erkennenden Sozialgewissen zu ergreifenden Kriegsanklagen getrieben. In Ungarn ist es Andreas Latzko, in Österreich Rudolf Jeremias Kreutz, in Irland Patrick Mac Gill, in Deutschland Fritz von Unruh, Leonhard Frank, Reinhard Goering.

Selbst in England, wo so viele imperialistische Barden wie Rudyard Kipling, William Watson, Theodore Maynard in poetischen Hassesorgien gegen die Heimat ihres Geistes und ihres Blutes eiferten und in traditioneller puritanischer Selbstgerechtigkeit die Sache Britanniens mit der Sache der Menschheit identifizierten*), erhoben sich Männer von der Schule Barbusse. Auch hier sind es Mitkämpfer, die sich zu Anwälten der pazifistischen Jugend gegen den Chauvinismus der Alten machen. Der erbittertste poetische Parteigänger der Kriegsgegner im gegenwärtigen Britannien ist Siegfried Sassoon. Das Töten und Würgen hat er aus nächster Nähe geschaut, und das gewaltige Erlebnis hat ihn dichterische Gebilde schaffen lassen, die von dem Feuer seiner starken Persönlichkeit durchglüht sind. Schon in den ersten Kriegsjahren, wo so manche Wesensverwandte bei uns schweigen mußten, ließ er seine revolutionäre Stimme ertönen. Seine gesammelten „Kriegsgedichte“ (War Poems), die er jüngst im Heinemannschen Verlage in London erscheinen ließ, sind ein machtvolles Pamphlet gegen den Krieg. Sein Buch ist destruktiver Natur, als Zeitdokument hat es dauernden literarischen Wert. Seine Gedichte sind ebenso originell in der poetischen Darstellung wie zwingend in der Handhabung der Sprache. Als Augenzeuge von rücksichtsloser Wahrheitsliebe berichtet er mit überzeugender, selbstquälender Realistik. Den Kampf entkleidet er jeglichen romantischen Gewandes. Seine ätzende Satire ist durchtränkt von echter Menschenliebe, die ihn in jedem „Feinde“ den Menschen erblicken läßt. Nichts Menschliches ist ihm fremd.

Sein Ideal ist nicht die spartanische Mutter, von der es heißt, daß sie dem Vaterlande acht Söhne opferte, sie alle unter einem Grabstein bestatten ließ, ohne eine Träne zu vergießen, und nur die Worte sprach: „Schau, Sparta, diese Kinder gebar ich für Dich!“ Die Mutter des Kriegers ist ihm eher ein Gegenstand des Mitleides als des Lobes. Sein Sonett „Frauenruhm“ (Glory of Women) bringt Gefühle zum Ausdruck, die wahrer und menschlicher sind als jene der Griechin:

*) Man vergleiche meine Broschüre: „Der religiöse britische Imperialismus“, Lichmann und Lau, Bochum 1919.

Ihr liebt uns, wenn als Urlaubshelden wir
An Orten hochberühmt verwundet worden.
Die Kriegsschmach sei verhüllt, so glaubet ihr,
Durch „Heldentum", und ihr verehrt die Orden.
Ihr macht Granaten uns. Ihr lauscht verzückt,
Wenn ihr vernehmt von Schmutz und Kampfesnot.
Ihr krönt die Kämpfer, die ihr nicht erblickt,
Beklagt der Krieger Glorie, wenn wir tot.

Nie glaubt ihr, daß ein Brite „retirieret",
Wenn sie auf Leichen trampelnd blutgeblendet
Von Höllenschreck erfaßt sich flüchtend retten.
O deutsche Mutter, die am Herd sinnieret,
Die Strümpfe strickend, die dem Sohn sie sendet,
Sein Antlitz wird derweil im Schmutz zertreten.

Die ganze Energie seines Hasses schleudert Sassoon gegen die Daheimgebliebenen, welche die anderen ins Feld schicken, um zu töten oder sich töten zu lassen. Die „Heimkrieger" sind ihm jämmerliche Toren oder perverse Verbrecher. Vor den stärksten Ausdrücken schreckt er nicht zurück. Mit bitterer Freude träumt er von dem Tage, da er die „scheelsüchtigen Journalisten grunzen und winseln" (the yellow press-men grunt and squeal) hört und die heimgekehrten Soldaten die Junker aus dem Parlament jagen sieht. Ihm ist die Begeisterung der zu Hause Gebliebenen unerträglich, besonders wenn diese begeisterungsfähigen Kreaturen behaupten, die Soldaten benähmen sich nicht nur wie die Harlekine der music-hall, sondern seien auch furchtbaren seelischen Erschütterungen unzugänglich. Dem scherzenden Zivilisten verbietet er sogar, Späße zu machen in Kriegszeiten. Sein grimmer Zivilistenhaß bricht sich leidenschaftlich Bahn in einem Gedicht

Die Schädlinge (The Blighters).

Das Haus ist brechend voll: sie grinsen Reih' an Reih',
Der Huren Chor begackernd in dem Schaugepränge.
Der Sang: „We're sure the Kaiser loves the dear old Tanks"
Durchdringt mit schriller Melodie die trunkne Menge.

Ich wünschte nur, ein Tank saust' nieder aufs Parkett
Das blöde Lied erstickend oder „Home, sweet Home",
Und in den music-halls gäb's keine Späße mehr,
Die ob der Leichenberge spotten bei Bapaume.

Bei Gelegenheit lacht Sassoon, aber es ist das Lachen eines Menschen, der irre geworden ist an einer irrsinnigen Welt. Die volle Schale seiner galligen Satire

gießt er aus über die Unfähigkeit der Staatsmänner und Generale, die Tausende von Menschenleben auf dem Gewissen haben, und findet Befreiung und Erleichterung, indem er geradezu in ein hysterisches Frohlocken ausbricht, wie in

Der General (The General).

„Schön guten Morgen!" sprach der General,
Als letzte Woche noch es ging nach vorn;
Die er begrüßte, sind nun tot fast all'.
„Stabsschweine! Dummes Pack!" knurrn wir voll Zorn.
Heinz grunzt zu Jack: „Ist doch ein Biedermann!"
Sie schleppen sich bepackt bis Arras dann,
Und beide falln Dank seinem Angriffsplan.

Nichts ist ihm heilig, nicht einmal die altehrwürdige religiös fundierte Tradition, daß Britanniens Kampf stets ein Kampf des Guten gegen das Böse in direkt theologischem Sinne sei. Die beamteten Künder dieser Heilslehre fertigt er mit blutigem Hohne ab, wie in dem Gedichte

„Sie" (They).

Der Bischof sagt uns: „Kehren sie nach Haus,
Sind's andre Burschen; denn sie kämpften gut
Für unser Recht; sie machten den Garaus
Dem Antichrist; erkauft ist durch ihr Blut
Die Hoffnung auf ein besseres Geschlecht;
Sie boten Trotz dem Tode im Gefecht.

„Nicht einer ist derselbe!" sprechen sie.
Georg ist Krüppel jetzt, und Bill ist blind.
Vom Lungenschuß gesundet Jakob nie,
Und Berthold ist geschlechtskrank, ja man find't
Nicht einen, der noch ist, wie einst er war.
„Die Wege Gottes", sprach er, „sind doch wunderbar!"

Sassoons Verse sind oft inspiriert von einer kühnen, grauenvollen Phantastik. Seine Einbildungskraft läßt ihn Bilder schauen, die das Blut in den Adern gerinnen machen. Meisterhaftes leistet er in der Schilderung der Schrecken des Todes:

Das Todesbett (The Death-Bed).

Er schüttelt seinen Leib; der Schmerz erhebt
Sich wie ein knirschend Raubtier und zerfetzt
Mit wilden Klauen seines Traumes Bild.
Ein Etwas fühlt er neben sich; entsetzt
Sinkt er zurück, er sieht ein Schreckbild nahn,
Und vor ihm steht der Tod und starrt ihn an.

Zünd' Lampen an um seine Lagerstatt,
Leih' Lebenskraft und Wärme ihm und Licht,
So weck' ihn doch, du magst ihn retten noch.
Der Jüngling haßt den Krieg, er sterbe nicht,
Da manchen Veteran kein Tod besiegt.

„Ich nehm' ihn doch", so spricht der Tod und geht,
Und stille wird's in sommerlicher Nacht.
Der Schlaf hat alles schützend eingehüllt,
Und in der Ferne tobt und brüllt die Schlacht.

Unübertroffen aber ist Sassoon als Wirklichkeitsschilderer; das Leben in den Schützengräben malt er mit einem Realismus, wie er sonst nicht zu finden ist in der englischen Literatur. Den Schmutz, den Stumpfsinn, die Qual des Grabendaseins gibt er wieder mit allen ekelerregenden Einzelheiten. Dabei erheben sich seine Gedichte oft zu edlem Mitgefühl, so wenn er nachträglich, da schon lange die Waffen ruhn, in schmerzlicher Erinnerung an das blutige Spiel des Krieges seine warnende Stimme erschallen läßt in seinem Gedichte

Nachernte (Aftermath).

Denkt an den Abschnitt bei Mametz, ihr hieltet ihn in dunkler Nacht,
Denkt, wie ihr vor dem Drahtverhau und hinter Brustwehrn habt gewacht.
O denket daran, wie verwest die Leichen vor der Grabenfront,
Die Luft verpestend, und wie ihr bei all den Ratten habt gewohnt,
Wie schmutzig weiß die Dämmrung sank, wie trostlos kalt der Regen fiel,
Dann zaudert ihr und fragt ihr noch: „Kehrt wieder je ein solches Spiel?"

Gedenket jener Stunde auch, die lärmend euch zum Angriff rief,
Wie blindes Mitgefühl euch faßt' und wie euch dann der Zorn ergriff,
Als eure Männer ihr geschaut, dem Tod geweiht, mit stierem Blick,
Und wie die Krankenträger dann beladen taumelten zurück
Das Auge trüb', das Haupt gesenkt, wie aschgrau war das Angesicht
Der Burschen, welche einst so kühn, so gut und froh, vergeßt es nicht.

Mögt ihr noch daran denken,
Aufwärts die Blicke lenken,
Beim Grün des Frühlings schwören mir,
Daß ihr dran denket für und für!

Walter Bähr: Drei Spartakus-Bruchstücke.

Jene unheilträchtige Bewegung der Gegenwart, die in Mißkennung ihres Wesens den Namen des Helden jenes römischen Sklaven- und Fechterkrieges, Spartakus, verunehrt, ruft dem Literaturfreund die bekanntesten Spartakusbruchstücke unserer Sprachgewaltigen ins Gedächtnis. Eine gedrängte geschichtliche Vorerinnerung sei gestattet.

Der Thraker Spartakus, frei geboren, wurde römischer Sklave und kam in die Fechterschule zu Capua. Er entwich mit einigen Gefährten 73 v. Chr. auf den Vesuv, besiegte ihn verfolgende römische Heeresabteilungen, gewann Zulauf und versammelte um sich ein Heer von etwa siebzigtausend Schicksalsgenossen, die er nach Gallien und Thrakien führen wollte. Sein Unterfeldherr Crixus, der hiermit nicht einverstanden war, trennte sich mit einem Teil der Sklaven von ihm und wurde von den Römern geschlagen. Im Jahre 72 v. Chr. brachte Spartakus diesen große Niederlagen bei, wurde aber im folgenden Jahre von Licinius Crassus in der Südwestspitze Italiens eingeschlossen. Er schlug sich durch, jedoch sein Heer, das sich abermals gespalten hatte, wurde in Verzweiflungskämpfen aufgerieben. Er selbst fiel, verraten von seinen Anhängern, tapfer fechtend.

Es gewährt eigenen Reiz zu betrachten, wie dieser geschichtlich fest umrissene Charakter in dichterischer Auffassung sich darstellt. Bruchstücke aus der dramatischen Werkstatt von Lessing, Grillparzer und Hebbel geben einigen Anhalt.

Aus Wolfenbüttel schrieb Lessing am 16. Dezember dem Freunde Ramler: „Die Ode (von Ramler) an die Könige will ich mir dreimal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hilfe derselben aus dem Spartakus einen Helden zu machen, der aus anderen Augen sieht, als der beste römische. Aber wenn! wenn! — Diesen Winter gewiß nicht." Um es vorweg zu sagen, auch die folgenden nicht und keinen überhaupt. Obwohl Lessing im Februar 1771 den Plan nochmals erwähnt und dem Bruder Karl Gotthelf (seinem nachmaligen ersten Biographen) noch 1775 Hoffnung darauf macht, sind uns dennoch nur wenige Bruchstücke überkommen, die der erwähnte Bruder mit dem „Theatralischen Nachlaß" 1784—1786 zum Druck beförderte. Krankheit, Reisen, die kurze Ehe mit Eva König, der Zwiespalt mit der Wolfenbütteler Regierung, die übermächtige Inanspruchnahme durch den Nathan, mögen den vorzeitig gealterten Meister an der Ausführung seiner Absicht gehindert haben.

Sein Spartakus-Entwurf umfaßt mäßige drei Oktavseiten, von denen knapp die Hälfte dialogisierte Ausführung sind, zum Teil in jambischen Blankversen, zum Teil in Prosa gehalten. Aus dem Ramler-Brief und dem Bruchstück geht

die doppelte Absicht hervor, den Stoff zu einer antityrannischen Tragödie zu gestalten und in ihr einen außerordentlichen Menschen zu schildern. Letzteres findet sich im Bruchstück besonders bekräftigt durch einen Zuruf an Spartakus:

Ein außerordentlicher Mann! Das bist du, Du bist Spartakus!

Ihn selbst läßt er wenig später die Worte sagen, die den ganzen Lessing kennzeichnen: „Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe?"

Es ist zu beklagen, daß der Entwurf nur Plan geblieben ist, es wäre mit Recht **die** Freiheitstragödie zu erwarten gewesen. Man denke sich die Wirkung eines solchen Werkes auf den Feuergeist des jungen Schiller zur Räuberzeit. Der Möglichkeiten sind unendliche.

Der ersten Erwähnung des Spartakusplanes bei Lessing begegneten wir nach dem einundfünfzigsten Lebensjahr des Dichters. Noch nicht zwanzigjährig, schrieb **Grillparzer** am ersten Aufzug seines Spartakus, in Anlage und Auffassung der romantischen Seite zuneigend. Bekränzt, liebend und eifersüchtig führt er ihn ein, läßt aber den — frei erfundenen — Greis zuvor von ihm sagen:

Das Unglück fand ihn starr und ehrnen Busens;
Doch mild die Milde, wie die Strenge hart.

Damit ist die spätere Annäherung an den geschichtlich gegebenen Charakter bereits in Aussicht gestellt. Das rund zwanzig Großoktavseiten umfassende Bruchstück, das den Jahren 1810 bis 1819 entstammt, ist reich mit Lyrismen durchflochten. Es finden sich in ihm Perlen dichterischer Ausdruckskraft. Zum Belege sei folgende Betrachtung des Spartakus hervorgehoben:

Im Dunkel wird das Würdige geboren,
Und erst vollendet zeigt es sich dem Licht,
So hat mein Tun die Nacht zur Wieg' erkoren,
Es flieht die Sonn', doch fürchtet es sie nicht.

Das Bruchstück schließt mit einer kurzen Szene der Gladiatoren im Zirkus des Crassus, die einen Befreier erhoffen.

Der Spartakus scheint ein Lieblingsplan des Wiener Dichters gewesen zu sein, „an dem einst seine ganze Seele hing", wie eine Tagebucheintragung vom 16. Juni 1810 besagt. Im selben Jahre endete er ein Gedicht an den Jugendfreund Altmütter, den er auffordert, nicht der Chemie die Freundschaft zu opfern, mit den Worten:

Fort, Freundschaft beut dir schönere Kronen,
Und Spartakus mag dich belohnen.

Wie wechselnd Grillparzers Stellungnahme aber in der Tat war, bezeugt

ein weiterer Tagebucheintrag von 1812—1813, in dem es heißt: „Wenn ich mir jetzt die Idee, die mich bei der Ausarbeitung des Spartakus begeisterte, bedenke, so schaudere ich, und es ist mir kaum begreiflich, sie je gehabt zu haben". Weit zuversichtlicher stellt er sich aber dem Plan 1819 gegenüber. Er will ein großes dramatisches Gedicht „Die letzten Römer" schreiben, das aus fünf bis sechs Tragödien bestehen soll. Der zweite Teil soll „Crassus und der Fechterkrieg" heißen. „Ich könnte mir aber nicht versagen, den herrlichen Spartakus darzustellen", bemerkte der Dichter unter anderem dazu. Der Riesenentwurf gelangte in seiner Gesamtheit ebensowenig zur Ausführung, wie das einzelne Stück.

Berücksichtigen wir, daß Grillparzer in jener Zeitspanne „Die Ahnfrau" und „Sappho" beendete, die Trilogie „Das goldne Vlies", ferner „König Ottokars Glück und Ende" und „Der Traum ein Leben" begonnen hatte, sowie eine Unsumme weiterer Entwürfe teilweise dem Papiere anvertraute, so finden wir ihn, obgleich sehr zu unserem Bedauern, hinlänglich entschuldigt. Vielleicht sprach jener Umstand auch mit, den er bei anderer Gelegenheit so schilderte: „Roher Stoff im Überfluß, aber Fleiß und Industrie fehlt"; womit er sich aber zu schwarz gemalt haben dürfte.

Wiederum ist es ein Brief, dem wir die grundsätzlichste Kunde über Hebbels Spartakusabsicht verdanken. Im Jahre seines Todes, am 27. Januar 1863, schrieb der fünfzigjährige Dichter an S. Engländer: „Das indische Kasterwesen, der römische Sklavenkrieg mit Spartakus, der deutsche Bauernaufruhr u. s. w., . . . können nur auf dem religiösen oder dem kommunistischen Standpunkt Tragödien abgeben, denn der religiöse kennt eine Schuld des ganzen Menschengeschlechts, für welche das Individuum büßt, und der kommunistische glaubt an eine Ausgleichung. Ich kenne die eine nicht und glaube nicht an die andere".

Hiernach wäre mit Wahrscheinlichkeit auf eine dichterische Auseinandersetzung mit dem Gemeinschaftsgedanken zu rechnen gewesen, der bei der packenden Eigenart des tiefschürfenden Dichters auch unsere späte Anteilnahme gesichert sein würde. Hebbel, der, wie er von sich sagte, „auf Jahrhunderte hinaus mit dramatischen Ideen versehen" war, hat vom Spartakus nur einen Splitter hinterlassen, folgende „Szene, unmittelbar vor dem Ausbruch, wo er bei Tafel aufwarten muß.

Er — Spartakus -- (zu den Mitsklaven): Löwen und Bären sind dadurch unüberwindlich, daß sie den Tod nicht fürchten; leider fürchtet der Mensch den Tod".

Bildgebend, oder gar wegweisend ist dieser Baustein zu einem unaufgeführten Gebäude uns Nachgeborenen nicht. Ob „Die Nibelungen", ob der dem Ende genäherte „Demetrius", ob der Koloß des unbeendeten „Moloch" den Spartakus verdrängt haben, ob er ihn bei längerem Leben wirklich geschrieben haben würde, ist in ein Dunkel gehüllt, das wohl keine Zukunft aufhellen wird.

Über wertvolle beendete Spartakus-Dramen ist wenig bekannt geworden. Ein von Vinzenz Weber 1846 im Druck erschienenes und, wie Heinrich Laube in seiner Geschichte des Burgtheaters berichtet, unter Holbeins Leitung in der Wiener Hofburg mit Beifall aufgeführtes Spartakus-Trauerspiel gilt heute als verschollen.

Nickel-Neudorff: Heute in Norwegen.

Reiseeindrücke.

Heute eine Reise ins Ausland und auch nach Norwegen zu machen, ist nicht deswegen so schwierig, weil wie etwa in früheren Zeiten die Verkehrsmittel fehlten — im Gegenteil, es gibt eine ununterbrochene Reisemöglichkeit von Berlin über Saßnitz, Trelleborg, Malmö, Göteborg, Kristiania nach Bergen und zurück in je drei Tagen —, sondern deswegen, weil (abgesehen von der schlechten deutschen Valuta, die nämlich für den Reichen auch nur eine relative Schwierigkeit bedeutet) durch den großen Weltkrieg verwirrt, die Menschen einander nicht mehr recht verstehen. Hier sind absolute Grenzen errichtet. Man muß heute schon durchschlagende Gründe haben, wenn man auch in Norwegen als Gast zugelassen sein will, ja, um durch Schweden auch nur durchzureisen, besinnen sich die dortigen Behörden schon zehnmal. Die Schwierigkeiten der Beschaffung eines Paßvisums von den ausländischen Behörden sind heute so umständlich und langweilig, daß manchem dabei bereits die Lust zur Reise ganz vergeht. Die schwedische Gesandtschaft in Berlin verlangt zum Beispiel — allein für die Durchreise — nicht mehr und nicht weniger, nachdem sie einen dringlich schriftlichen Gesuchsteller im Durchschnitt acht Tage hat warten lassen, daß er sich persönlich vorstelle, samt seinen drei Photographien, einem ausgefüllten Fragebogen und einer ausdrücklichen, eidesstattlichen Erklärung, daß man ja nur durchreise, sowie natürlich dem ordnungsgemäßen deutschen Paß. Schreibgelegenheit liefert sie ferner z. B. im Paßbüro grundsätzlich nicht, wenn dem Ahnungslosen alle diese Anforderungen gestellt werden und er gern sofort das Nötige noch bis 1 Uhr erledigen möchte. Man wird grundsätzlich an das nächste Kaffeehaus verwiesen. Im allgemeinen verzögert sich die Reise dann mindestens um einen Tag.

Inwieweit alle diese Maßnahmen begründet sind, ist nicht leicht zu prüfen. Man sagt, daß in Schweden nicht weniger als 60 000 deutsche Kriegsgewinnler eingewandert seien — den übrigen Deutschen gegenüber soll große Bolschewistenangst vorherrschen —, dazu kämen die gleichen Einwanderer von Rußland und Finnland insbesondere, und diese und ähnliche Nichtstuer könnten die Schweden

nicht gebrauchen; sie verteuerten nur unnötig das auch in Schweden sowieso schon teure Leben. Der letzte Grund ist wohl sicherlich der, daß die Menschen, auch wirkliche Brüdervölker, heute das Zutrauen zu einander verloren haben und sich gegenseitig scheuen.

In der Tat ist es ja auch auffallend, daß z. B. fast in jeder Zeitungsnummer der bedeutendsten Zeitungen in den nordischen Ländern gewöhnlich mindestens ein Stellungsgesuch einer Deutschen enthalten ist; und an jenem Tage meiner Reise fuhren auch nicht weniger als fünf deutsche weibliche Personen „für immer" nach Schweden und Norwegen. Zu diesen gehörte u. a. — um die Art der Auswanderer mit einem Beispiel etwas zu charakterisieren — auch eine Mutter mit ihren zwei Kindern (15 und 9 Jahre), die ihrer sorgenvollen Mienen wegen auffielen. Aus dem Gespräch mit ihr und ihren Kindern erfuhr man, daß sie Verwiesene aus Elsaß-Lothringen und nun Heimatlose seien. Ihr Mann und Vater war Offizier gewesen, im Kriege gefallen. Nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihre Möbel und überhaupt der Hauptteil ihrer ganzen Habe war ihnen von den Franzosen „beschlagnahmt", d. h. genommen worden. Nun fuhr die vornehme Offiziersfrau in der niedersten Schiffs- und Wagenklasse ins Ausland, „weil ja in Deutschland doch noch größere spartakistische Unruhen kämen", nachdem sie in Wirklichkeit in Deutschland hin- und hergereist war, ohne eine bleibende Stätte finden zu können. Daß die Mutter nach einem solchen Schicksalsschlag nervenleidend und herzkrank war, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Kinder hatten deutlich denselben leidenden Zug in ihrem Gesichtsausdruck; trotz ihrer sonst so aufgerichteten trotzigen Willensstärke, die so recht dem Erbe eines preußischen Offizierscharakters entsprach. Nun reisten die drei, ohne ein Wort der fremden Sprache zu verstehen, wie hilflos zu einer früheren, frühesten Freundin der Mutter in einer norwegischen Stadt — einmal, daß eine Freundschaft wirklich einen wahren Inhalt hatte. Zum Glück für sie konnten sie ihr übriges Geld und ihre Kriegsanleihe mit über die Grenze schmuggeln. Was wird die Mutter nun dort tun? — Die tapferen Kinder werden gewiß bald ihren Platz unter den fremden Menschen sich erobert haben, — dann wird es auch der kranken Mutter wieder gut gehen. — — —

Leider kann man die Erwachsenen, die sich als willige Werkzeuge der nicht gerechtfertigten preußischen Politik in Elsaß-Lothringen hingaben, von einer gewissen Mitschuld nicht freisprechen. Das fühlte die Mutter auch selber. Aber die Kinder sind wirklich mitleidwürdig. Sie haben das nicht verdient. —

Zum ersten Male merkt man — auch physisch — die Grenzen, die Mauern, welche die „Nationen" zwischeneinander errichtet haben, wenn man in Saßnitz, um auf das schwedische Schiff zu gelangen, durch die Bretterbuden und ihre Zellen hindurch muß, in denen Soldaten — überall in Deutschland noch die Soldaten, nur etwas unsauberer als 1915, sagte ein schwedischer Reisender — die Pässe begutachten, in denen Zollbeamte das Gepäck durchmustern und in den Zellen

„Leibesvisitation“ halten. Nur 50 Mark in deutschem Gelde sind mitzunehmen erlaubt; die Reichsbank gestattet ausnahmsweise mehr. Wenn aber das deutsche Volk glaubt, mit dieser Bestimmung die Abwanderung seines kostbaren Geldes in das Ausland zu verhindern, so irrt es sich sehr. Die Revision auf diesen Zollstationen ist so ungenügend, daß nach Belieben geschmuggelt werden kann und wird, das betonte auch jeder Auslandreisende.

Am Ausgange des Zellenlabyrinths liegt bereits das Landungsbrett des schwedischen Schiffes, auf dem man zum ersten Male schwedisches Hoheitsgebiet betritt. Darüber weiter in einem zweiten Aufsatz.

Dr. N. Hansen, Berlin:
Die Entwickelung des Handelsluftverkehrs in Frankreich.

Die französische Luftschiffahrt steht heute, wie es im Juni d. J. der Ministerpräsident Clemenceau in einem Schreiben an den Präsidenten Poincaré zum Ausdruck brachte, vor neuen wichtigen Friedensaufgaben. Als der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, bestanden die französischen Luftstreitkräfte aus 258 Geschwadern mit insgesamt 3375 Flugapparaten im Dienst und 2850 Maschinen in Reserve. Bei Ausbruch des Krieges dagegen zählte die französische Armee nur 25 Geschwader mit insgesamt 150 Maschinen. Der stattliche Aufschwung der Luftschiffahrt, der aus diesen Ziffern spricht, drohte im ersten halben Jahre nach Abschluß des Waffenstillstandes mit der Beseitigung des Unterstaatssekretariates für Flugwesen wieder zu zerfallen. Es bestand bis vor kurzem tatsächlich die Gefahr, daß ein Ressortpartikularismus der einzelnen Ministerien die freie Entfaltung des Handelsluftverkehrs, der sich naturgemäß auf den vorhandenen militärischen Grundlagen und Hilfsmitteln aufbauen muß, behinderte. Diese Gefahr ist durch Schaffung eines Luftamtes, das nach Verhandlungen mit den Ministerien für Inneres, Äußeres, Finanzen, Marine, Transport, Handel, Post und Telegraphie und Kolonien, die unter dem Vorsitz von Clemenceau geführt wurden, beseitigt worden. Ein Dekret, welches von sämtlichen beteiligten Ministern unterzeichnet ist, besagt über die künftige Organisation und die Tätigkeit des neuen selbständigen Luftamtes zu Gunsten einer lebhafteren Entwickelung des Handelsluftverkehrs:

Artikel I.

Es ist eine Dienststelle geschaffen worden, welche vorläufig dem Kriegsministerium angegliedert wird. Ihr ausgesprochener Zweck ist es, ein Zusammen-

wirken aller an der Entfaltung des Luftverkehrs interessierten Stellen und Interessenkreise herbeizuführen. Ihre Hauptaufgaben sind:

a) Das Studium, die Prüfung und Überwachung der Fabrikation, Abnahme, Lieferungen sowie die Reparaturen des gesamten flugtechnischen Materials des Landes zu zentralisieren.

b) Die allgemeine Organisation von Luftverkehrslinien in Frankreich, in den Kolonien und Protektoraten nach großen Gesichtspunkten durchzuführen und nötigenfalls den privaten Interessenten mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

c) Die Zentralisation und das Studium aller gesetzlichen, verwaltungstechnischen und technischen Fragen, die sich auf Luftschiffahrt und ihre Entwickelung beziehen, durchzuführen.

d) Die Kontrolle über die Luftschiffahrt überhaupt auszuüben.

e) Die Verbindung unter den beteiligten Dienststellen in Frankreich herzustellen und die Öffentlichkeit über alle Vorgänge der französischen und ausländischen Luftschiffahrt zu unterrichten.

f) Vorbereitungen zu treffen für die Umstellung der französischen Flugzeugindustrie auf die Friedensaufgaben der Luftschiffahrt im Sinne der Richtlinien, wie sie von dem Kriegsminister und Marineminister bereits im Einvernehmen mit den einzelnen Dienststellen und privaten Konzernen gegeben sind.

g) Alle Luftschiffahrtsfragen allgemeiner Natur, deren Lösung die Beteiligung der Regierungsstellen erfordert, zu bearbeiten.

Artikel II.

Der technische Dienst, sämtliche Fragen der Konstruktion und Verkehrsangelegenheiten, ferner die Luft-Attachés, die entweder zeitweilig oder dauernd einzelnen Missionen im Auslande zugeteilt sind, unterstehen sämtlich dem Luftamt direkt.

Artikel III.

In allen Luftverkehrs-Angelegenheiten, welche einzelne Ministerien allein betreffen, behalten diese freie Verwaltungsbefugnisse und Verfügungsfreiheit über die budgetmäßig zustehenden Gelder. Sie können demnach eigene Bauprogramme aufstellen und Versuche ausführen lassen. Der Kriegsminister, der Marineminister und der Kolonialminister haften jeder für sich für die Bildung, Organisation und Verwendung ihrer Luftdienstzweige.

Artikel IV.

Das zur Verwendung gelangende Material ist einer Konstruktionsbehörde zur Prüfung vorzulegen. Alsdann wird es, nachdem es einem Komitee, dessen Mitglieder aus allen interessierten Ministerien und Dienststellen delegiert sind, zur weiteren Prüfung vorgelegen hat, genehmigt.

Artikel V.

Der Präsident, der Kriegsminister, der Minister für Äußeres, der Minister des Innern, der Finanzminister, der Marineminister, der Minister für öffentliche Arbeiten, der Handels- und Industrieminister, der Minister für Post und Telegraphie sowie der Kolonialminister sind gebunden, die Bestimmungen dieses Dekrets, soweit sie ihre Ressorts betreffen, innezuhalten. —

Der Chef des Luftamtes ist einstweilen der General Duval, der zugleich den Posten eines Departementsdirektors für Militärflugwesen bekleidet. Man ersieht aus der Wiedergabe dieser organisatorischen Einzelheiten über die staatliche Kontrolle des französischen Zivil- und Handelsluftverkehrs, daß es nur rein äußerlich den Anschein hat, als unterstände es dem Kriegsminister. Tatsächlich ist beabsichtigt, und Clemenceau hat dies wiederholt offiziell zum Ausdruck gebracht, das Handelsflugwesen sich möglichst frei entfalten zu lassen. Über die Arbeiten, die bis jetzt im Interesse der Förderung des Handelsluftverkehrs ausgeführt sind, macht die soeben erschienene Frankreich-Sondernummer der Londoner „Times" in einem ausführlichen Bericht nähere Angaben. Darnach soll zur Hebung der Luftschiffahrt ein ganzes Netz von Lufthäfen eingerichtet werden, um den Luftschiffern das Auffinden von Landungsplätzen und Reparaturwerkstätten zu ermöglichen. Jedem Luftschiffunternehmen, das öffentlichen Zwecken dient, wird von seiten des Staates eine finanzielle Unterstützung gewährt, die für Fahrten von längerer Dauer besonders wichtig werden. Es wird bezweckt, die Frachtkosten zu vermindern, um die Luftschiffahrt auch dem Volke zugänglich zu machen. Die Ausnutzung bleibt völlig der privaten Industrie vorbehalten. Der Selbstkostenpreis kann durch Berechnung der zurückgelegten Kilometer festgesetzt werden. Er beträgt gegenwärtig 5—6 Franks pro Kilometer für ein Flugzeug von 500 kg, 10—12 Franks für ein Flugzeug bis zu 2 t Ladungsfähigkeit. Diese Preise sind hervorgerufen durch die hohen Versicherungsprämien, ferner dadurch, daß bisher nur eine einzige Linie in Benutzung genommen worden ist. Die Handelsluftschiffahrt wird als eine Reserve für die Luftschiffahrt im Kriege behandelt. Daher muß der Staat dafür sorgen, daß sie gefördert wird. Die Friedensindustrie muß in der Handelsluftschiffahrt Absatz finden. Die Luftschiffgesellschaften, die seitens des Staates unterstützt werden, müssen eine bestimmte Anzahl Flugzeuge zur Verfügung haben, welche einer genauen Prüfung unterzogen werden. Ebenso müssen die Führer von Zeit zu Zeit Fahrproben ablegen. Die Höchstpreise der Tarife werden vom Staate festgesetzt. Es sollen zuerst Verbindungen zwischen Frankreich, Nordafrika, Dakar und Südamerika durch lenkbare Luftschiffe und Flugzeuge hergestellt werden. Lenkbare Luftschiffe vom starren System sind bereits bestellt, ebenso Hallen und Werften in Aussicht genommen. Vom Osten nach dem Westen sind bereits Luftlinien vorhanden, zwischen Bordeaux-Nizza, Nancy-Bordeaux; viele andere sind in der Entstehung begriffen. Sie sollen den französischen Handel von der Grenze nach dem Atlantischen Ozean ableiten. Man hofft, daß in einem halben

Jahre ein Teil des Lufthafennetzes, und gegen Ende des nächsten Frühjahres das ganze fertiggestellt sein wird.

Wenn man nun die neuerwachte französische Initiative auf dem Gebiete des Zivilluftverkehrs näher studiert, so erkennt man bald, daß die Franzosen in erster Linie kontinental-europäische Luftverkehrspolitik treiben, wobei sie sich bemüht zeigen, gleichzeitig für ihr afrikanisches koloniales Luftverkehrsnetz einen Anschluß zu finden. Im transozeanischen Luftverkehr und mit Rundumdieweltreiseplänen, wie sie jetzt in den Vereinigten Staaten und England vorbereitet werden, befassen sie sich einstweilen jedoch noch recht wenig.

Die Zentrale des künftigen europäischen Luftverkehrsnetzes der Franzosen soll Paris bilden. Die bereits vorhandenen Grundlagen sind die Routen:

1. London—Calais—Paris—Lyon—Marseille.
2. Brüssel—Paris—Barcelona.
3. Brest—Paris—Straßburg.

Im Inlande selbst verbinden Küstenlinien die Hafenstädte und Grenzlinien die größten Grenzstädte untereinander. In allen größeren französischen Städten sind Flugplätze eingerichtet bezw. im Bau.

Die Gründung einer Anzahl neuer Luftverkehrsgesellschaften zur wirtschaftlichen Ausnutzung der durch den Staat geschaffenen Linien schreitet fort. Damit erwächst aber auch die Notwendigkeit, mit einer ganzen Anzahl Nachbarstaaten und befreundeten Ländern des europäischen Kontinents, soweit dies nicht schon jetzt (wie z. B. mit England und Italien) geschieht, zu kooperieren. Daß an diesbezüglichen Plänen heute eifrig gearbeitet wird, hat kürzlich der General Duval zum Ausdruck gebracht. Nach seiner Äußerung werden in Kürze militärische Expeditionen nach den einzelnen Ländern entsandt, um die vorteilhaftesten Luftverkehrslinien der Zukunft zu erforschen, bezw. dafür die finanziellen Grundlagen zu sichern. In erster Reihe kommen zurzeit folgende Routen in Frage:

1. Paris—Madrid.
2. Paris—Prag—Warschau—Wien.
3. Paris—Brüssel—Amsterdam.
4. Paris—Kairo via Konstantinopel.
5. Paris—Tunis.
6. Paris—Dakar.

Als Mitglieder dieser Expedition werden folgende Piloten genannt, die nach ihrer Vergangenheit und ihren Erfolgen hervorragende Qualitäten mitbringen: Major Vuillemin und die Leutnants Fonck, Marinoritsch Flachaire, de Romanet und Lemaitre. Für die Versuchsflüge sind vorgesehen ein Nieuport-Einsitzer von 300 PS, ein S. E. A. Zweisitzer-Kampf-Flugzeug von 400 PS, ein Spad-Einsitzer-Kampfflugzeug von 300 PS, ein zweimotoriger Farman, sowie ein

Breguet-Flugzeug von 400 PS, auf dem Roget seinen Paris—Rabat-Flug ausführte.

Auf der Strecke Paris-Dakar (Senegal) hat der Leutnant Lemaitre bereits vor wenig Wochen einen erfolgreichen Dauerflug ausgeführt. Der Streckenflug mit einem Goliathflugzeug auf dieser Strecke verunglückte vor wenig Wochen. Ein französischer Militärflieger, der Konstantinopel im Dauerfluge erreichen wollte, verunglückte ebenfalls und zwar erhielt er schon über französischem Boden einen Motordefekt, der ihn zum Niedergehen zwang. Die übrigen europäischen Routen sind bisher wiederholt durchflogen.

Wie die Franzosen insbesondere in Polen und der Tschechoslowakei den Boden für ihre neuen Luftverkehrspläne vorbereiten, ist erst kürzlich näher bekannt geworden. Die angewandten Methoden sind überhaupt bezeichnend für ihre Art, luftverkehrspolitische Eroberungen zu machen. An sich war es natürlich nicht schwer, gerade in diesen „Rußlandersatzländern", die vielleicht noch einmal Frankreichs politischer und wirtschaftlicher Ruin werden, mit ihrem Flugwesen festeren Fuß zu fassen. In dem „Warschauer Kurier" schreibt ein französischer Fliegeroffizier über die Rolle, die seine Kameraden augenblicklich im polnischen Heer spielen: In drei Tagen fahre ich als Flieger nach Polen. Das ist heute das Modernste im französischen Heer. Alle wollen zur polnischen Armee. Es haben sich zehnmal mehr Flieger gemeldet, als benötigt werden. Man hat die besten ausgesucht, darunter solche, die einige Dutzend deutscher Flugzeuge abgeschossen hatten. Die polnische Armee wird in Kürze die besten Fachleute der Welt im Flugwesen besitzen.

Den Tschechen hat Frankreich nach einer Meldung der Prager Zeitung 115 Flugzeuge als Geschenk zugesagt und zwar 50 Spad-, 50 Salmton- und 15 Farman-Apparate.

Wieweit Frankreich mit solchen Geschenken, die es übrigens auch vor kurzem in Chile gemacht hat, beabsichtigt, sich von alten Ladenhütern zu befreien und neue Aufträge für Friedenstypen selbst geben zu können, um seine Flugzeugindustrie leistungsfähig zu erhalten, entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis. Frankreich ist übrigens neben England derjenige Staat, der mit großer Rüstigkeit durch besondere Militärmissionen bemüht ist, den Absatz seiner Flugzeugprodukte möglichst zu fördern und Konzessionen auf neue Luftrouten zu erwerben. In China bearbeitet es den Markt bereits seit dem Jahre 1913. Damals wurde bereits von dem französischen Instrukteur Oberst Brissaud im Auftrage Yüan Shih Kais eine Fliegerschule in Peking gegründet mit einem Flugzeugpark von 12 französischen Aeroplanen. Hierzu sind später noch einige japanische Maschinen gekommen; ferner sind eine Anzahl Flugzeuge unter Leitung der französischen Instrukteure von den Chinesen selbst hergestellt worden, sodaß die Zahl der Flugzeuge zurzeit 31 betragen soll. — Für die in China hergestellten Flugzeuge sind die Motore allerdings jetzt in Amerika bestellt. In Argentinien, das neuerdings

so recht zum Tummelplatz für alliierte Fliegermissionen geworden ist, deren Endzweck natürlich darin zu erblicken ist, ein neues Absatzgebiet für ihre Industrie zu gewinnen, arbeitet jetzt die erste Etappe der großen französischen Fliegermission, die soeben eingetroffen. Sie untersteht dem Befehle des Kommandanten Guichard und besteht aus zwei weiteren Offizieren und 30 Mann, die einen Flugzeugpark von 28 Maschinen begleiten. Die zweite Etappe, die anscheinend binnen kurzer Zeit nachfolgen wird, setzt sich aus dem Oberst Précarlins, Hauptmann Almonacid, 9 weiteren Offizieren, 70 Mann und dem Vertreter der Flugzeugfabrik zusammen.

In Peru wirkt jetzt der französische General Clément als Förderer der Flugzeuggesellschaft, indem er mit einer besonderen Mission die peruanisch-französische Verbrüderung betreibt.

Über bisher erfolgte gemischtnationale Gründungen von Flugverkehrsgesellschaften ist jedoch noch wenig bekannt geworden. Den Reigen in dieser Beziehung eröffnete am 1. September d. J. eine französische Luftreederei, welche durch die spanische Regierung ermächtigt wurde, auf spanischem Boden einen Flugzeugdienst mit einer beliebigen Zahl von Flugapparaten einzurichten. Der Flugzeugverkehr darf zwischen Port-Bou und Cadix über einem Geländestreifen, der, von der Küste aus gerechnet, einerseits bis zu 100 km in das Landinnere und anderseits bis zu 100 km in das Meer hinausgeht, ausgeübt werden. Außerdem sind noch einige besondere Zonen vorgesehen. Die Gesellschaft verpflichtet sich, Flugzeughallen in Barcelona und Malaga zu bauen, und sie wird nach Wahl andere Hallen an Zwischenpunkten errichten. Für den Transport von Reisenden und Briefsachen nach Marokko wurden besondere Tarife festgesetzt.

Was schließlich die Luftverkehrsbeziehungen Frankreichs zu Deutschland betrifft, so scheint einstweilen in Frankreich das grundsätzliche Bestreben vorzuherrschen, Deutschland luftverkehrspolitisch in ähnlicher Weise zu umgehen, wie es dies seit vielen Jahren mit seinen Kabelverbindungen nach Skandinavien und Rußland schon vorher getan hatte. Die Routen über Amsterdam und Warschau sollen in erster Linie den Anschluß an das dänische, schwedische, norwegische und russische Verkehrsnetz herstellen. Was Rußland betrifft, so ist ein solches heute noch vollständig unentwickelt. Die dänischen und schwedischen Luftverkehrsgesellschaften dagegen arbeiten sehr eifrig an der Ausführung großzügiger nordeuropäischer Verkehrs- und Anschlußrouten. Allerdings begegnen die französischen Ausschaltungsbestrebungen gegenüber Deutschland zurzeit noch erheblichen Schwierigkeiten, denn die deutsche Regierung hat es, wie verlautet, abgelehnt, den von den Franzosen verlangten direkten Flugverkehr nach Prag und Warschau über Süddeutschland zuzulassen. Inwieweit die Franzosen in Zukunft sich der im Entstehen begriffenen schweizerischen nationalen und internationalen Luftverkehrslinien bedienen werden, um ihre Fangarme nach Serbien, Rumänien,

Bulgarien und Griechenland auszubreiten, darüber ist zur Zeit Positives noch nichts bekannt.

Auf jeden Fall ist heute die französische Luftverkehrspolitik in erster Linie kontinental-europäisch orientiert. Aber sie ist dabei eifrig bemüht, gleichzeitig den Anschluß an das großzügig ausgesponnene englische Weltluftverkehrsnetz, das seine Zentren in London und Kairo hat, zu suchen. Auf dem Gebiete der überseeischen Luftverkehrspolitik, namentlich soweit Anschluß an Nord- und Südamerika versucht wird, haben die Franzosen bisher keinen besonderen Eifer entwickelt. Wohl haben sie in den Vereinigten Staaten eine Ausstellung ihrer besten Flugzeugtypen veranstaltet und eine Fliegermission, die aus bekannten Piloten der nordfranzösischen Front bestand, herumreisen lassen. In Südamerika beschränken sie sich auf Entsendung von Militärmissionen. Transozeanflüge haben französische Flieger bisher nicht ausgeführt. Das ist um so verwunderlicher, als gerade die Franzosen mit Bleriot an der Spitze bahnbrechend auf dem Gebiete der Übermeerflüge gearbeitet haben. Die Leistungen, die Bleriot vor zehn Jahren erzielte, als er den Kanal nach Dover überflog, sind heute weit überholt. Während des Krieges ist es, wie der englische Generalmajor Seely kürzlich ausführte, nicht selten vorgekommen, daß über 100 englische Flugzeuge an einem einzigen Tage den Kanal überflogen. Erfinder, Konstrukteure und kühne Flieger haben heute weit größere Meeresstrecken als das Mittelmeer spielend überwunden, ohne daß die Franzosen dabei irgend eine führende Rolle gespielt hätten. Unter den großen Nationen der Welt nehmen sie heute dennoch auf dem Gebiete der Flugverkehrspolitik neben England und Amerika eine führende Rolle ein.

Und wenn es den Vereinigten Staaten gelingen sollte, im eifrigen Wettbewerb mit den europäischen Ländern die Führung des Weltflugverkehrs auf der ganzen westlichen Halbkugel an sich zu reißen und in New-York zu zentralisieren, so werden sie immerhin dafür ihren französischen Lehrern im Flugzeugbau dankbar sein müssen; denn unbestreitbar baut sich die heutige amerikanische Flugzeugindustrie auf den Lehren und Erfahrungen auf, welche von den 1917 nach Frankreich geschickten 8000 amerikanischen Ingenieuren, Mechanikern und Handwerkern gesammelt wurden.

Grete von Urbanitzky: Das Schicksal des deutschen Menschen.

Der deutsche Mensch hat keinen schlimmeren Feind als sich selbst. Alle Kriege und Schlachten seiner Geschichte verblassen vor den Kämpfen, deren Schauplatz der deutsche Mensch selbst war. Während der Ausgang jener Kriege, die er mit fremden Völkern führte, von vorübergehender Bedeutung war, so mächtig oder machtlos er auch aus diesen Kämpfen hervorging: die Kämpfe, welche der deutsche Mensch mit den widerstreitenden Kräften seines Innern führte, waren bestimmend für sein Schicksal, wurden sein Schicksal überhaupt.

Es ist schwer, in einer nur von Politik beherrschten Zeit sich wieder darauf zu besinnen, daß der deutsche Mensch, ja Deutschland selbst keine politischen Begriffe für die geistig führenden Menschen aller Zeiten waren. Für die vom Tagesstreit politischer Meinungen noch nicht ganz Verwirrten mag es aber vielleicht Bedürfnis sein, allzu Nahes und Bedrängendes für eine besinnliche Stunde beiseite zu schieben und für diese Stunde wieder in ein Denken zu finden, das uns einst in weniger wirren Tagen das Erkennen deutschen Wesens ermöglichte.

Wir wissen aus der Geschichte, daß dasselbe Welschland, dessen römische Weltträume an deutschen Schilden zerschellten, später deutsches Gottsuchen verriet und mit gleißenden Worten deutsche Hirne und Fäuste dem römischen Machtwillen unterwarf. Luther befreite den deutschen Geist aus seinen Fesseln. Er hatte den wirklichen Sieg über Welschland errungen, größer war sein Werk als Hermanns, des Cheruskers Tat, größer als jeder Waffensieg gegen Welschland. Der deutsche Mensch mußte Rom in sich selbst besiegen, dann erst war er Sieger. Das Schicksal des deutschen Menschen kann nur in ihm selbst entschieden werden. Alles andere ist nur die notwendige, gesetzmäßige Folge der geistigen Tat.

Zurückblickend in die wenigen Jahrzehnte friedlicher Arbeit, die deutschen Menschen vor dem Kriege gegönnt war, müssen wir erkennen, daß diese Spanne Zeit noch anderes enthielt als das äußerlich Wahrnehmbare, mehr als wachsender Wohlstand, Fortschritt der Wissenschaften, Bejahung der amerikanischen, raffenden Gebärde, Übergang vom Handwerk zur Industrie und Mammonismus war. Jene Jahrzehnte brachten auch eine Veränderung im deutschen Menschen selbst, ein Hinneigen zu einer neuen Geistigkeit, welche die Einfallstore für einen fremden Willen öffnete. Ohne bemerkenswerte äußere Anzeichen wurde der deutsche Mensch wieder zum Schauplatz eines unerhörten geistigen Kampfes.

Wieder und immer war der Westen gegen deutsche Art zu Felde gezogen. Die Feinde des deutschen Menschen hatten längst erkannt, daß in seiner innersten Art, in der Richtung seiner Persönlichkeit der Weg zur Führerschaft der Welt lag.

Was in den Jahrzehnten vor dem Kriege das Denken des deutschen Menschen zu verändern suchte, was aus dem Westen und Süden in Büchern und Zeitschriften zu uns drang und sich nur zu rasch widerstandslose Anhänger und Mitläufer unter unseren Volksgenossen errang, war eine noch schlimmere Gefahr als jene, die einst träumende Kaiser nach dem Süden zog. Und noch erstand in dieser geistigen Not kein Luther.

Die Zivilisationspsychose, der Intellektualismus, kam so unbemerkt zu uns, daß wir glauben könnten, diese neue Geistigkeit sei aus deutschen Hirnen erstanden. Alle Führer unseres Geisteslebens stehen im Banne dieser Psychose. Wie weit sind aber diese Führer deutsche Menschen, — und nicht Entartete oder Artfremde?

Der Intellektualismus trägt kein konfessionelles, kein politisches Gewand. Diese scheinbare Farblosigkeit, dieses lächelnde über den Dingen Stehen war immer schon sein stärkstes Lockmittel. Da jede Geistigkeit bestimmten rassischen Anlagen entspricht, wird es aber wohl möglich sein, die Herkunft des Intellektualismus rassenhaft zu bestimmen.

Die Literatur ist das Mittel des Intellektualismus, der Literat ist sein Pfaffe. Schamlos klug ist diese neue Geistigkeit, klug, aber nicht tief, — klug, aber nicht schöpferisch. Ihr Urgrund ist Nihilismus, müder Unglaube, müder Zynismus. Die „Unzucht des Geistes mit sich selbst" ist ihr Inhalt. Sie verkündet: Alles ist wahr, — nichts ist wahr, alles ist relativ! — Und eines ist der Todfeind dieser Geistigkeit: der Charakter, das Gewissen. So richtete sich ihr Kampf vor allem gegen das, was Charakter hatte, im Persönlichen und Geschaffenen.

Die geistigen Taten dieser Bewegung bestanden vorwiegend darin, Grenzen zu verwischen. Die Emanzipationsbestrebungen der Frauen wurden mit Scheingründen, verbogenen wissenschaftlichen Erkenntnissen und wütender Dialektik unterstützt, das vermännlichte Weib und der verweiblichte Mann als Idealtypen hingestellt. Die arterhaltenden Sittengesetze des deutschen Menschen wurden verspottet, der tiefe Wesensunterschied der Geschlechter geleugnet und daher gleiche Moral für Mann und Weib gefordert. Die Romane der intellektuellen Literaten konnten sich in der Verhöhnung der Ehe nicht genug tun. Die urweisen Zuchtwahlinstinkte wurden mit Phrasen von einer über den Naturgesetzen stehenden Allgleichheit zu verschütten gesucht. Der Unterschied zwischen den Rassen und Völkern wurde geleugnet, das völkische Bewußtsein, das Wissen um die artbestimmte Persönlichkeit eines Volkes als geistiges Rudiment des Mittelalters hingestellt. Diese Grenzenverwischung begann ihre Herrschaft auch über die Kunst auszudehnen. Die Ausartungen der Programmusik, die verzweifelte Artistik der Literaten, denen malerische und musikalische Wirkungen ihrer Werke über deren dichterischen Wert gingen, die literarischen Absichten vieler Maler zeugen davon. Im politischen Leben gewann ein charakterloser Liberalismus immer mehr Anhänger. So wurde die Grenzenverwischung zu einem wirksamen Kampfmittel gegen Alles, was im deutschen Leben umrissene Grenzen, Tiefe und Charakter hatte.

In ihrem Bestreben, alle Werte zu zerlegen, fand diese undeutsche Geistigkeit einen mächtigen Verbündeten in der literarischen Psychologie. Die psychologische Methode diente dem Hasse gegen alle Steilen, Hellen, Geraden. Sie hing dem literarischen Wunsche, Alles zu zerlegen und Alles zu verneinen, was deutscher Art war, ein wissenschaftliches Mäntelchen um. Es muß wohl nicht erst gesagt werden, daß die literarische Psychologie der Intellektuellen nichts mit der Psychologie als Wissenschaft zu tun hatte. Der Kunst wurde Analyse Selbstzweck, nicht Mittel: Hinter jedem Hochgedanken arterhaltender Wertung, hinter jedem rechtwinkligen Wollen und ethischen Imperativ schienen sich Hintergründe, kleine dumme Gemeinheiten, Bestialität und Krankheit zu verbergen. Der am Intellektualismus Erkrankte konnte ohne Mißtrauen nicht mehr zu sich, die Flucht in eine zynische Selbstverhöhnung und sich wissenschaftlich geberdende Selbstbeobachtung schien die einzige Rettung vor dem Verachten des eigenen Ich. So zerbröckelte die Scham vor der Neugierde, so ersetzte Frechheit die Würde, Maßlosigkeit die Form. Das Bewahren erkämpfter Wesensgüter wich der Gier nach Sensation. Die Überschätzung des Weibes als Lustspenderin gebar jene unmännliche, undeutsche Bewertung der Erotik, die im atemlosen Aufspüren erotischer Triebfedern in jedem menschlichen Wollen und Tun, in den paradoxen Auswüchsen der Freudschule, der Psychoanalyse, ihre Apotheosen erlebte.

Nur wenige klar Blickende erkannten in diesem Treiben eine furchtbare Gefahr für den deutschen Menschen. Und kaum Einer fragte sich, ob es denn so zufällig sei, daß diese Gedanken aus Büchern und Zeitschriften des Westens und Südens zu uns strömten und hier von Artfremden und Entarteten jubelnd begrüßt und verbreitet wurden. Eines war ja gewiß: der Intellektualismus führte zur Entdeutschung. Da war er vielleicht ein willkommenes Kampfmittel für alle Feinde deutscher Art? —

Hatte der Kampf, der in dem deutschen Menschen ausgefochten wurde und heute noch nicht beendigt ist, jener Kampf, der mit der Verdrängung deutscher Art zugunsten der Zivilisationspsychose endigte, nicht schließlich jenen Zusammenbruch im Gefolge, der heute noch unabsehbar ist? —

Erkennen wir nun in letzter Stunde, warum der Intellektualismus nichts so sehr bekämpfte, als die arterhaltenden Wertungen und Sittengesetze deutschen Menschentums? Wissen wir nun, warum er nichts so sehr verfolgte als den Charakter und das Gewissen des Geistes? Er erreichte es, daß Tausende deutscher Volksgenossen, von der Zivilisationspsychose umfangen, verleugneten, was ihnen bisher heilig war, daß sie nicht mehr die Stimme ihres Blutes, daß sie nur mehr das Geschrei der Literaten vernahmen. Diese Entarteten beugten sich einem Geiste, der nicht strahlend aus ihrem Blute aufgebrochen, sondern den Fremdlinge als Kuckucksei in ihr Denken gelegt. Sie schämten sich jener Welt, die sich der Deutsche aus seiner tiefsten Wesenheit geschaffen, sie beugten sich urteilslos vor allem Fremden und ließen nur das nicht gelten, was ihr eigenes Volk hervorgebracht. Sie glaubten,

was ihre Literaten predigten, und vergaßen, was ihre Dichter ihnen verkündet. So galt es ihnen als geistiger Hochstand, als „intellektuell“ und „zivilisiert“, alles zu verhöhnen, was aus deutschem Blute aufglühte, und sie Alle starrten hypnotisiert nach dem welschen Westen und Süden, woher allein die wahre, allein seligmachende Geistigkeit, die Menschlichkeit kam, — die Zivilisation.

Das Seltsame war nur, daß der Intellektualismus so gar nichts mit den großen Denkern des Westens, ja nicht einmal mit dem Volke des Westens zu schaffen hatte. Auch dort war ihm nicht der schöpferische Mensch das Vorbild, sondern allein der Literat, der Literat des Westens, der es verstand, den deutschen Menschen so geistreich zu hassen, der eine so große und führende Rolle im öffentlichen Leben spielte, wie es der deutsche Literat noch nicht erreicht. Von ihm entliehen sich deutsche Intellektuelle die große Geberde und das funkelnde Wort. Es muß gesagt werden: so wie der deutsche Intellektuelle deutsche Art haßte und haßt — so verfolgte und haßte sie noch kein Volk. Die Artfremden und Entarteten im eigenen Volkskörper sind des deutschen Menschen erbittertste Feinde.

Und immer wieder geschieht es, daß der deutsche Mensch seinen Feinden außen und innen selbst die Waffen schmiedet. Immer wieder recken sich Mächte in ihm empor, die ihn seiner innersten Art entfremden wollen, die ihn verführen wollen zu einer Flucht vor sich selbst. Viel Starkes und Edles wurde ihm einst in die Wiege gelegt, nur eines nicht: das liebende Bekennen zur eigenen Art. Keiner hält es so schwer mit sich aus als der deutsche Mensch, keiner entläuft sich so gerne in fremdeste, geistige Abenteuer hinein.

Das wissen Alle, die den deutschen Menschen verderben wollen. Besser als er selbst, haben ihn seine Feinde erkannt. Sie wissen, daß Krieg und Schlacht, ja nicht einmal Wirtschaft über sein Schicksal unbedingt entscheiden. Um den deutschen Menschen zu verderben, muß man ihm den Charakter nehmen und das Gewissen, muß man ihn dahin bringen, seinen Untergang selbst zu wollen, sich selbst und seine innerste Art zu verneinen.

Das ist dem Intellektualismus, der Zivilisationshypnose fast gelungen. Das Erkennen dieser geistigen Niederlage zeigt auch die Wege zur Errettung. Der deutsche Mensch muß sich und seine innerste Art wiederfinden, nachdem er so lange sich selbst entfremdet war. Die Stimme seines Blutes muß er wieder vernehmen, aus seinem Blute bricht sein Geist. Das Blut weiß um Vater- und Mutterland, es weiß im Persönlichen und Völkischen um Verwandtes und Fremdes. Das Blut schuf Vaterrecht und, im weiteren Sinne, das Recht des Führers, des Helden. Das Blut gibt der Treue Sinn und dem Unterordnen. Denn ihm ist Unterordnen nur Ehrfurcht vor der eigenen Art, nicht Knechtessinn. Ein Gott, ein Führer, ein Weib, das waren die ersten, aus dem Blute, aus dem Artinstinkte geborenen Siege auf dem Menschheitswege. Kein vom Blute verirrter Geist kann Stärkeres schenken, wie funkelnd er auch Vielgötterei, Allgleichheit und freie Liebe mit Worten zu behängen weiß. Der deutsche Mensch muß sich vom Intellektualismus befreien

und wieder in deutsche Geistigkeit finden, in jenes Denken, das Gewissen und Charakter besitzt, dem Kultur mehr bedeutet als Zivilisation.

Gegen den militärischen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch, der nur eine Folge der vorangegangenen geistigen Niederlage war, hilft kein politisches Parteiprogramm, keine weltbeglückende Phrase von Demokratie und Gleichheit. Nur eine geistige Erhebung, nur der Sieg des Deutschtums im deutschen Menschen kann uns retten. Das Schicksal des deutschen Menschen wird nicht auf Schlachtfeldern, sondern nur in ihm selbst bestimmt.

Dr. Hedwig Fischmann: Durch den Weltkrieg zum Weltbewußtsein, zur Welteinheit.

Nach der ungeheuern destruktiven Arbeit, die dem Menschengeist mit höchster Anspannung der Kräfte aller Erdteile in einem 4 jährigen gigantischen Morden gelungen ist; nach und neben den sich in gleichermaßen zerstörenden Tendenzen bewegenden Auswüchsen der Revolution, dem Bolschewismus wie dem chronischen Streikfieber — haben wir die Krönung dieses systematischen Zertrümmerungswerkes in dem Schiedsspruch des hochweisen Areopags von Versailles schaudernd miterlebt. Nicht weit vorwärtsschauend in verstehender Voraussicht der Weltnotwendigkeiten, bloß rückblickend von zügelloser Rachgier entflammt, jedes Problem ohne Rücksicht auf seine inneren Zusammenhänge mit andern Fragen aburteilend, hat er sich damit begnügt, alte Formen niederzureißen, ohne neue, lebensfähige Gebilde an ihre Stelle zu setzen. Das alte Europa ist tot, aber kein verjüngtes hat er aus den Trümmern zu neuem Dasein erstehen lassen. Auflösung, Zersplitterung aller Kräfte statt Vereinigung zur Lösung der ungeheuren Aufgaben auf allen Gebieten.

Und es scheint, als habe sich die Literatur verschworen, die gleichen Bahnen wie die hohe Politik zu wandeln: rückblickende, einseitig gefärbte Memoirenwerke, gegenwartsfremde Erörterungen der Frage, wie es ward, in Hülle und Fülle, allerdings auch sie als negative Voraussetzungen für das brennendste Problem der Stunde, das Problem, wie es werden soll, in gewissem Grade wertvoll, aber nicht die konstruktiven Bausteine einer neuen Ordnung, deren wir bedürfen. Und auch hier wie in der Politik allüberall ein Verkennen der Maßstäbe, ein Losreißen unlösbarer Teilfragen aus ihren naturnotwendigen Zusammenhängen. Fast scheint die große Lehre des Weltkriegs, daß alle Völker Europas, ja, der Welt,

zu Segen und Unsegen zu einem gewaltigen Organismus miteinander verbunden sind, diese Lehre, die uns durch das Anschwellen des serbisch-österreichischen Konflikts zum Weltkrieg blutig demonstriert worden ist, spurlos verklungen. Das Weltbewußtsein, durch die territoriale wie geistige Absperrung der Kriegsjahre eingeschläfert und halb erloschen, nun wiederzuerwecken und über den Sonderinteressen der Staaten und Staatensplitter eine Welteinheit im höhern Sinn zu schaffen, das ist das Gebot der Stunde für den Sieger wie für den Besiegten.

Von dieser hohen Warte aus alle Probleme aufgreifend und erwägend, ertönt der Appell in die Lande hinaus, den Sigmund Münz in seinem neuesten Buch „Weltkongreß und Weltgericht" an die hohen Geister aller Völker richtet.*) Eine Fülle von Gedanken und Anregungen, bisweilen fast den Rahmen des gewählten Themas sprengend, wie sie sich einem warmherzigen und scharfblickenden Zuschauer der großen Welttragödie aufgedrängt, haben hier dauerndes Leben gewonnen, interessant und fesselnd auch dort, wo nach des Verfassers eigenem Worte nur der nicht von Fachkenntnissen belastete gesunde Menschenverstand zu uns spricht, wie bei den Lösungsversuchen weltwirtschaftlicher Fragen. Ein kluger, kühl erwägender Diagnostiker sucht hier die Wurzeln des unsäglichen Leidens aufzudecken, an dem die ganze Menschheit krankt, um dann stets hinter dem mitfühlenden, hilfsbereiten Arzt zurückzutreten, der nach Heilung oder wenigstens Milderung der Qualen ausspäht.

Ein Weltkongreß, der als oberster Gerichtshof die Dinge dieser Welt zu prüfen und zu ordnen hat, ein Kongreß, der in Wahrheit zu jenem hohen Amt befähigt ist, das sich der Rat von Versailles angemaßt hat: das ist die Forderung, die der Autor aufstellt und von deren Erfüllung er eine Genesung der fieberdurchkrampften Welt erhofft. Aus den erlesensten Geistern aller Völker, den Siegern wie den Besiegten wie den Neutralen, soll er sich zusammensetzen, die Vertreter aller Parteien, die himmelstürmende Jugend wie die Träger der alten Weltanschauungen, mögen darin Sitz und Stimme haben, sofern sie nur den Menschheitsgedanken über den nationalen zu stellen wissen, sofern sie nicht durch Handlungen oder durch feiges Gewährenlassen mitschuldig sind an dem Weltenbrand.

Eine unerbittliche Revue müssen vor unsern Augen all jene passieren, die vielleicht berufen wären, aber nicht auserwählt sind, Sitz und Stimme in diesem Weltenrat zu haben. Die Träger des Nobelpreises, die Pazifisten, von denen so manche ihre Heilslehre im entscheidenden Augenblick verleugnet oder allzu lässig gepredigt haben, die Vertreter des Schrifttums von den obskursten Kriegstrompetern bis hinauf zu den 93 deutschen Intellektuellen, die Parlamente, diese „Brutstätten der Streberei", deren Bankerotterklärung der Weltkrieg gleichermaßen wie der Friedensschluß bedeutet: alle, alle ziehen vorüber, entkleidet der aus Phrase und Pose, aus Heuchelei und Konvention gewobenen schützenden

*) Erschienen bei Ed. Strache, Wien, Prag, Leizig.

Hülle — ein schauerlicher Totentanz lebendig Toter. Die letzten, ach, so niedrigen Triebfedern ihres Handelns werden rückhaltlos bloßgelegt und die Anklage im Namen der geschändeten Menschlichkeit gegen sie erhoben.

Scharfe, sehr scharfe Worte treffen auch die Presse, dieses allzu gefügige, verderbliche Werkzeug der Kriegshetzer und -verlängerer. Sie vor allem wird vor das große neutrale Gericht zu fordern und erbarmungslos an den Pranger zu stellen sein, zur Reinigung der durch ihr skrupelloses Treiben von Haß und Mißtrauen geschwängerten Lebensatmosphäre der Völker. Den unsagbar verderblichen Mißbrauch der Presse in Hinkunft völlig auszuschalten, erscheint dem Autor als eine so wichtige Grundbedingung für die Neuordnung, daß er zu diesem Zweck selbst die, (doch wohl etwas gewagte), Forderung nach einer Weltüberwachung der Presse in allen Auslandsfragen erhebt: „Es wird Aufgabe des Kongresses sein, eine internationale Klärung über das Maß dessen herbeizuführen, was geschrieben werden darf, ohne daß fremde Völker in ihren heiligsten Empfindungen verletzt werden . . . Großzügige Naturen, unter ihnen großzügige Publizisten, wie wir solche im Rat des Völkerkongresses herbeisehnen, werden in feinem Abwägen das Maß festzusetzen versuchen, wo die zulässige Kritik in die friedengefährdende Herausforderung übergeht."

Doch neben der Presse, dieser Hauptschuldigen an der großen Welttragödie, sind auch alle die andern führenden Akteure vor jenen neutralen Weltgerichtshof zu stellen, den einzuberufen eine der ersten Aufgaben des Weltkongresses sein muß. Mit der höchsten moralischen Gewalt ausgestattet, werden sich seinem Einblick die Archive der ganzen Welt, auch die heute noch sorgsam versiegelten der Ententemächte erschließen, die Schuldigen aller Lager seinem Rufe Folge leisten und sich seinem Urteilsspruch unterwerfen müssen. Nur in dieser Gestalt kann und soll die von der Entente zu einem Zerrbild verunstaltete Gewissensforderung nach einem Gerichtsverfahren gegen die Kriegsschuldigen in voller Reinheit und Gerechtigkeit erstehen.

Hat der Weltkongreß als Weltgerichtshof eine nunmehr hoffentlich abgeschlossene Periode der rohen Gewalt durch seinen Urteilsspruch endgültig zu Grabe getragen, so gelten seine andern Aufgaben der Eröffnung einer neuen Zeit durch Vermeidung der Gewaltlösungen künftiger Konflikte und durch Schaffung von Sicherungen gegen solche Konflikte überhaupt. Denn an ihn „den Allerweltsvater mit einem Herzen voll Wärme für alle Bedrückten", nicht mehr an das Votum der Waffen sollen in Hinkunft alle Völker appellieren, bei ihm Richtspruch und Schutz gegen die Willkür stärkerer Nachbarn wie gegen die tatsächliche oder vermeintliche Unbill von Seiten der eigenen Regierung finden. Ihm soll es auch zunächst obliegen, eine Revision des Versailler Rechts- oder Unrechtsspruches herbeizuführen, indem er den Weg zu einer allgemeinen und freiwilligen Volksabstimmung bahnt, die, etwa zehn Jahre nach dem Versailler Frieden zum erstenmal anberaumt, sich zu einer in jedem Menschenalter zu erneuenden Institution für

alle strittigen Fragen zu gestalten hätte. Doch da der Weg, den die gemarterte Menschheit bis zu dem ungetrübten Genuß eines dauernden Völkerfriedens zurückzumessen hat, voraussichtlich noch ein weiter und hindernisreicher sein wird, so ist es zweifellos eine nicht minder wichtige Aufgabe des Völkerkongresses, inzwischen durch Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht in allen Ländern sowie durch eine Reihe anderer Schutzmaßnahmen gegen ein systematisches Massenmorden die Erde wenigstens vor einem ähnlich heftigen Blutverlust wie dem eben erlittenen zu bewahren. Das Erreichbare zu vollführen und das heute noch Unerreichbare auf den Weg zum ewigen Weltfrieden langsam anzubahnen — das sei der Leitsatz alles Handelns.

Es ist keine Utopie, kein traumhaft glückseliges Wolkenreich, dessen Verwirklichung uns hier unter dem Allheilmittel eines Weltkongresses vorgezaubert wird. Auf dem Boden realer Tatsachen stehend, die gigantischen Schwierigkeiten, die sich jedem Lösungsversuch entgegentürmen, nicht verkennend, wird doch ein Weg aus dem Chaos der sittlichen und materiellen Weltverelendung durch Sammlung der besten Kräfte in einem Brennpunkt mit tatenfrohem Mut gesucht. Mag er vielleicht auch streckenweise irre gehen — er führt doch empor zum neuen Licht des wiedererwachten Weltbewußtseins.

Dr. W. Schweisheimer, München: Die deutsche Schlafkrankheitsforschung.

Mit dem Verlust der deutschen Kolonieen fällt ein reiches Forschungs- und Arbeitsgebiet für die deutsche Wissenschaft fort. Die tropischen Krankheiten können nur an Ort und Stelle ihrer natürlichen Verbreitung studiert werden; namentlich Deutsch-Ostafrika bildete ein günstiges Studiengebiet für die in erster Linie in Betracht kommenden exotischen Seuchen. Seit langen Jahren war das Studium der in Deutsch-Ostafrika heimischen Schlafkrankheit eine Hauptaufgabe der deutschen Tropenforschung, ihre Bekämpfung gleichzeitig eine vorzügliche Sorge der deutschen Regierung, wie sie auch weiterhin von keiner kolonisierenden Macht vernachlässigt werden darf.

Das Charakteristikum dieser Krankheit ist, wie schon ihr Name besagt, eine langsam beginnende, sich unaufhaltsam immer mehr steigernde Schlafsucht. Schon in frühen Stadien der Krankheit ist allgemeine Müdigkeit und Muskelschwäche, vor allem in den Beinen, vorhanden: ein wankender, taumelnder Gang, gleich dem eines Betrunkenen, ist die Folge. Drüsenschwellungen und Hautausschläge, Fieberanfälle begleiten die Hauptsymptome. Die Krankheit verläuft im Zeitraum von einigen Monaten bis zu über zwei Jahren sehr häufig tödlich; unter langandauernder tiefer Bewußtlosigkeit tritt der Tod ein.

Die Ursache dieser Krankheitszeichen ist in einer chronischen Entzündung der Gehirnhäute und der Gehirnsubstanz zu suchen. Die Entzündung wird durch gewisse Protozoenarten, Trypanosomen, verursacht, die in den Körper eingedrungen sind und sich mit Vorliebe an der Gehirnbasis und am verlängerten Rückenmark ansiedeln, wo sie zu Reizung und Entzündungen führen. Die Trypanosomen können nicht ohne weiteres in den Körper eines Menschen oder Säugetieres eindringen, sie bedürfen dazu eines Zwischenträgers, in dem sie sich gleichzeitig bis zur Reife entwickeln. Diese vermittelnden Zwischenwirte sind gewisse, nur in Afrika vorkommende Stechfliegen, die Tsetsefliegen oder Glossinen. Die Verhältnisse sind ähnlich gelagert wie bei der Malaria; auch hier dienen Insekten, Moskitos, als notwendige Zwischenwirte bis zur endgültigen Ausreifung und Wachstumsbeendigung der eigentlichen Krankheitserreger. Im Blute von Menschen, die an Schlafkrankheit leiden, kreisen die erregenden, mikroskopisch kleinen Trypanosomen, und zwar in ungeschlechtlichen wie geschlechtlichen Formen. Während die ungeschlechtlichen, für die Fortpflanzung belanglosen Formen allmählich zu Grunde gehen, können sich die geschlechtlichen, unreifen Formen im Blute des Kranken nicht bis zur Fortpflanzungsfähigkeit weiter entwickeln, sondern sie bedürfen dazu des Aufenthaltes im Magen bestimmter Fliegenarten, eben der Glossine oder Tsetsefliege. Saugt eine solche Stechfliege am Blut eines schlafkrankheitbehafteten Menschen, so nimmt sie die unreifen geschlechtlichen Trypanosomenformen in sich auf. Nach erfolgter Reife werden sie mit dem Stich einer derart infizierten Fliege wieder in das Blut eines bisher gesunden Menschen gebracht, gleichsam eingeimpft, und der Kreislauf beginnt von neuem: der Beginn der neuerworbenen Erkrankung gibt sich in wenigen Tagen durch eintretende Schläfrigkeit und Mattigkeit zu erkennen. Voraussetzung für das Auftreten der Schlafkrankheit ist also beides: das Vorkommen sowohl der eigentlich erregenden Trypanosomen wie das Vorhandensein der Zwischenwirte, der Glossinen. Die Krankheit ist daher an Gegenden gebunden, in denen Trypanosomen und Glossinenarten, namentlich die Glossina palpalis, gedeihen können, das ist im tropischen Klima afrikanischer Landstriche der Fall. Im Gegensatz zu den Moskitos, die in der Nacht schwärmen, stechen die Tsetsefliegen nur am Tage. In Mittelafrika spielt die Schlafkrankheit eine große Rolle. Die dortigen Negerstämme sind anscheinend besonders gefährdet; sie sind nicht selten samt und sonders erkrankt, und das Aussterben ganzer Dörfer oder Völkerschaften gehört keineswegs zu den Seltenheiten.

Von großer Bedeutung war die Schlafkrankheit von jeher in der deutschen Kolonie D e u t s c h - O s t a f r i k a. Es wurde deshalb von Regierungsseite aus die Bekämpfung dieser Krankheit großzügig organisiert, wie auch in den englischen, belgischen u. s. w. Kolonieen die Schlafkrankheitsbekämpfung stets eine Hauptaufgabe der Gesundheitsfürsorge bildete. Im Jahre 1907 wurde die Leitung der Schlafkrankheitsbekämpfung in Deutsch-Ostafrika an Prof. K l e i n e übertragen. Seine und der deutschen Kommission Arbeit wird vermutlich so schnell keine Fort-

setzung erfahren und ist daher zunächst in gewissem Sinne als abgeschlossen zu betrachten.

Ein wichtiges Ergebnis dieser Arbeiten bildete zunächst die Feststellung, daß jede der bekannten krankheitserregenden Trypanosomenarten, wie Trypanosoma brucei, gambiense, congolense, rhodesiense u. s. w., sich in jeder Glossinenart entwickeln kann, wenn die geeigneten Bedingungen, vor allem die nötige Wärme, vorhanden sind. Die Schlafkrankheit ist nicht, wie man ursprünglich dachte, an das Auftreten gerade der Glossina palpalis gebunden, sondern jede andere Glossinenart vermag sie ebenso zu vermitteln. Die Schlafkrankheit wurde vielmehr nur zufällig zuerst an den Wohnsitzen der Glossina palpalis entdeckt.

Von Bedeutung war die Untersuchung, ob außer dem Menschen noch andere Beherberger des Krankheiterregers in Betracht kommen. In der Tat lassen sich die meisten Säugetiere, namentlich die dem Menschen biologisch am nächsten stehenden Affen, mit Trypanosomen infizieren, doch haben sie, so auch die Haustiere, infolge ihrer geringeren Empfänglichkeit eine weit kleinere Bedeutung als Reservoir des Schlafkrankheitserregers wie der Mensch. Unter natürlichen Bedingungen werden die Affen fast nie infiziert, da sie sehr aufmerksam sind und die sich ihnen nähernden Glossinen alsbald verscheuchen.

Als besonderer Trypanosomenbeherberger gilt seit längerer Zeit das W i l d. So ist es zu erklären, daß die englische Schlafkrankheitskommission scharfe Maßnahmen zur Vernichtung des Wildes getroffen hat. Kleine*) ist jedoch der Ansicht, daß die Gefahr, die den Eingeborenen vom Wild als Reservoir für Menschen gefährlicher Trypanosomen droht, nicht so bedeutend ist; denn die im Blut des afrikanischen Wildes zwischen der ostafrikanischen Küste und dem Tanganjika z. B. gefundenen Trypanosomen erregen wohl die Tsetsekrankheit der Pferde, Rinder und Hunde, der Mensch ist aber für sie unempfänglich. Es wurden zur Klärung dieser Frage in Deutsch-Ostafrika am Viktoria-See und Tanganjika, in Gebieten, wo die Tsetsekrankheit jede Viehhaltung unmöglich macht, das Blut von 1500 Kindern auf Trypanosomen untersucht, ohne daß indes bei einem Trypanosomen gefunden wurden.

Bei der p r a k t i s c h e n B e k ä m p f u n g der Schlafkrankheit spielt die Vernichtung oder Vermeidung der Glossinen die Hauptrolle. Die Glossina palpalis hat ihren Aufenthaltsort im Dickicht an Seen und Flüssen; mit seiner Ausrodung verschwindet sie. Bei der afrikanischen Fruchtbarkeit würde das Buschwerk sofort wieder nachwachsen, wenn nicht unmittelbar nach seiner Entfernung Kulturpflanzen (Kartoffeln, Erdnüsse) angepflanzt würden. Dieser Kampf gegen die Stechfliegen ist mit Erfolg daher nur an Orten durchführbar, an denen viele Menschen wohnen und zur Arbeit herangezogen werden können.

Wo die Vernichtung der Glossinen nicht durchführbar ist, müssen die kleineren

---

*) Deutsche med. Wochenschrift 1919.

Siedelungen der Eingeborenen aus der bedrohten Gegend entfernt oder mehrere zusammengelegt werden, bis die Zahl der arbeitsfähigen Bewohner ausreicht, die Wasserstellen für Mensch und Tier, die Wege, Furten u. s. w. dauernd rein zu erhalten. Am Tanganjika, wo die Glossinen massenhaft im dichten Schilf sitzen und die Bootsinsassen stechen, mußte der Bootsverkehr tagsüber untersagt und eingestellt werden; nachts stechen die Glossinen, wie bereits erwähnt, nicht. In den schlafkrankheitfreien Gebieten Deutsch-Ostafrikas wurde strenge Untersuchung der zuziehenden Eingeborenen vorgenommen; nur gesunde Träger erhielten die Reiseerlaubnis. Die Arbeiteranwerbung wurde in verseuchten Gebieten für schlafkrankheitfreie verboten und umgekehrt.

Von größter Bedeutung ist die medikamentöse Behandlung der Schlafkrankheit. Robert Koch war es, der auch hier wie auf so vielen Gebieten der Seuchenbekämpfung bahnbrechend vorging und in dem Atoxyl, einer Arsenverbindung, ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Trypanosomenkrankheiten erkannte. Von Atoxyleinspritzungen wurde in Deutsch-Ostafrika ausgedehnter Gebrauch gemacht und beste Erfolge erzielt. Die Eingeborenen wollten von einer Beschränkung ihrer Freiheit in geschlossenen Schlafkrankenlagern nichts wissen, dagegen kamen sie gern zweimal im Monat zum Arzt, um sich der Einspritzung mit Atoxyl zu unterziehen. Die Aussichten auf Heilung sind um so besser, je kürzer die Infektion mit den Krankheitserregern zurückliegt. Auch in Kamerun wurden mit Atoxylbehandlung günstige Heilerfolge erzielt.

Die angeführten Maßnahmen zur Schlafkrankheitbekämpfung reichten aus, um die Seuche in Deutsch-Ostafrika immer mehr einzudämmen. Am Viktoriasee konnte Anfang 1914 die Schlafkrankheit als nahezu erloschen angesehen werden, die Zahl der Neuansteckungen war ganz gering. Auch am Tanganjika, wo die Verhältnisse schwieriger und ungünstiger lagen, berechtigten die Erfolge zu den besten Hoffnungen. Die besonderen afrikanischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß die einzelnen Bekämpfungsmaßregeln, Buschwerkrodungen, Krankenkontrollen, Sperren, medikamentöse Behandlung u. s. w., nicht zuverlässig zur Durchführung gelangten, aber in ihrer Gesamtheit führten sie dennoch zum erstrebten Ziel. —

Diese Arbeiten in den deutschen Kolonieen sind abgebrochen, die deutsche Forschung kann zunächst nicht mehr auf eigener Erde die tropischen Krankheiten studieren und bekämpfen. Die Wissenschaft indes ist international und an nationale Grenzen nicht gebunden. So ist die Hoffnung berechtigt, daß auch beim Fehlen eigener Kolonieen durch Studienfahrten und Expeditionen deutschem Forschergeist und Schaffensdrang Gelegenheit geboten wird, angefangene und zielbewußt geförderte Arbeiten weiterzuführen. Daß auch in fremdem Land hier große Erfolge erzielt werden können, das zeigen die für die ganze Erde bedeutungsvollen Forschungen Robert Kochs in Südafrika und Neuguinea.

Paul Sickel:
Entgeistigung und Materialismus in der modernen Malerei.

Von einer materialistischen Strömung kann in der früheren Kunstgeschichte höchstens bei den alten Niederländern gesprochen werden, die in ihren Darstellungen von wüsten Gelagen, von zechenden und schmausenden Bauern, in ihren üppigen Stilleben von Früchten, Gemüsen, Fischen und Pasteten die grobsinnliche, derbe Lebenslust des Volkes in unbefangener Weise wiedergaben. Indessen verstanden es Meister wie Jan Steen, Pieter Claesz, Willem Calf und Abraham van Beyeren, das Sinnliche des Gegenstandes durch die Poesie der künstlerischen Farben- und Formgebung zu überwinden, ähnlich wie uns Mozart durch den Zauber seiner Musik die Frivolität seiner Operndichtungen vergessen läßt. Der Materialismus der modernen Malerei ist ganz anders geartet. Hier ist es nicht ein aufs Materielle gerichtetes Leben, das zur Darstellung gelangt, künstlerisch verklärt und dadurch vergeistigt wird. Sondern die Kunst geht absichtlich dem ideellen und geistigen Gehalt aus dem Wege. Sie will alles inhaltlich Bedeutsame und Gegenständliche zurückdrängen, damit das rein Künstlerische, „Malerische" umso unverfälschter hervortrete.

Die ganze Entwicklung begann mit dem Kampfe gegen die „erzählenden" Bilder, die anekdotischen, literarischen oder geschichtlichen Stoffe, die durch ihren Inhalt, zumal bei dem in der Kunst Unerfahrenen, die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und so die künstlerische Auffassung und Gestaltung, die doch die eigentliche schöpferische Leistung bildet, ganz zurücktreten ließen. Man vergegenwärtige sich nur die Kunst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Monumentalmalerei eines Cornelius und Wilhelm von Kaulbach hatte weltgeschichtliche Ereignisse in ihrem ganzen ideellen Gehalt dargestellt, Moritz von Schwind den Zauber der Märchenpoesie zu farbigem Leben erweckt. In den Familienbildern betonte man die innige seelische Beziehung der Menschen, oft in übertriebener Weise. Im Einzelbildnis suchte man die geistige Bedeutung der Persönlichkeit zu veranschaulichen; indem man z. B. den Gelehrten inmitten seiner Bücherwelt mit der Gebärde des Lehrens wiedergab. Menzel malte Geschichte mit der Gewissenhaftigkeit des Forschers. Und die Landschaft war entweder als historische Stätte gekennzeichnet oder durch figürliches Beiwerk in Beziehung zum menschlichen Leben gebracht. Nun aber begann das bewußte Streben, das Gegenständliche, bei dem sich etwas d e n k e n ließ, immer mehr zu verdrängen. Die Historienmalerei kommt in Verruf, statt der heroischen und romantischen Landschaft malt man kleine Naturausschnitte, die gar

keine bestimmte Gegend darstellen, sondern überall vorkommen können und nur eine allgemeine Stimmung erwecken sollen. Auch die „Staffage" vermeidet man. Vor allem soll auf den Bildern nichts geschehen; nicht Vorgänge oder Handlungen, nur Zuständliches wird gemalt. Schon von Marées stellt zum Zwecke monumentaler Gestaltung die Menschen in ihrem ursprünglichen naturhaften Dasein, vor aller Kultur dar. Mehrere Menschen verschiedenen Alters, sitzend oder stehend, sind miteinander vereinigt, nicht zu einer Gruppe im früheren Sinne; nur das künstlerische Prinzip des architektonischen Aufbaus bestimmt ihre Rolle. Das Psychische ist auf das geringste Maß herabgemindert. Ähnlich behandelt Ludwig von Hofmann die Menschen in seinen Traumlandschaften; sie führen ein rein vegetativ-animalisches Leben. Später malt man auch Familienbilder, in denen die einzelnen Figuren ohne jedes geistige Band nebeneinandergestellt sind. Bei größeren Massen von Menschen oder Tieren geht die Individualität des einzelnen ganz unter. Die kollektivistische Gesinnung der Zeit macht sich auch hier geltend. Menschen, Tiere, erst recht Pflanzen und Früchte werden ihrer Eigenart entkleidet; sie werden schließlich zu bloßen Farbflecken, bedeuten keine Gegenstände mehr, sondern sind nur noch ein künstlerisches Element der Farben- und Lichtkomposition. Alles Menschlich-Ethische sucht man zu unterdrücken; und mit Recht ist von einer allgemeinen Herabwürdigung des Menschen in der Malerei der achtziger Jahre gesprochen worden. Man vergleiche nur die Bilder eines Lovis von Corinth in ihrer massiven, derb sinnlichen, fleischlich-materiellen Wiedergabe biblischer und sagenhafter Stoffe mit der doch echt realistischen Kunst eines Menzel, um den ganzen Unterschied zu erfassen. Die Auflösung des Gegenständlichen und die Entgeistigung macht auch nicht halt vor dem Einzelbildnis, obwohl da doch ein bestimmtes seelisches Individuum erscheinen soll. Man meidet das Bedeutsame, wählt gern einfache Typen oder betont lieber das Animalische, Willensmäßige als geistigen Ausdruck. Hatte Lenbach das Vergeistigen bis zur Virtuosität getrieben, so verfiel man nun in den entgegengesetzten Fehler. Selbst Leibl war nicht eigentlich ein Psychologe. Trübner aber geht absichtlich nicht nur allem im landläufigen Sinne Schönen, sondern auch allem geistig Bedeutenden aus dem Wege. Am liebsten malt er schlichte Persönlichkeiten, oft in der ungünstigen vollen Vorderansicht. Ihr Gesichtsausdruck zeigt allenfalls Willensstärke, ja etwas wie Halsstarrigkeit und leicht einen Zug von Stumpfheit, aber nichts eigentlich Seelenhaftes oder gar Geistreiches. Dieser Trieb zum Naturhaften und Untergeistigen war es auch, der manche Maler dazu führte, an der primitiven Kunstübung ungesitteter Völker anzuknüpfen oder auch ihre Stoffe dem halb animalischen Triebleben niederster Kulturstufen zu entlehnen.

Der letzte Schritt in der Auflösung des Gegenständlichen aber konnte nur da gemacht werden, wo man nicht mehr wie im Bildnis an das individuelle Wesen gebunden war, wo vielmehr die Phantasie mit den Formen frei walten konnte. Und so sehen wir denn, daß alles, einschließlich der menschlichen Gestalt, zum

bloßen Motiv wird, sich jede willkürliche Umformung oder selbst Verzerrung gefallen lassen muß, und die Bilder zu seltsamen Linien- und Farbenkompositionen werden, die oft den Eindruck von wirren Tapetenmustern erwecken. Die naturalistische ornamentale Farbenphantasie mußte folgerichtig das Ziel dieser Richtung sein.

Die geschilderte Bewegung, die auf die Vernichtung alles Individuellen, Persönlichen und Geistigen ausging, ist aber nur die Kehrseite der technischen Entwicklung und läßt sich als deren Folge erklären: denn nur auf Kosten des Inhaltlichen und Stofflichen war, so glaubte man wenigstens, ein neuer, rein malerischer Stil zu gewinnen. Diese neue Art des „Sehens" und der malerischen Auffassung wird meist in dem vieldeutigen Begriffe des Impressionismus zusammengefaßt. Seiner ursprünglichen Absicht nach will der moderne Impressionismus im Bilde den zufälligen Augenblickseindruck geben, und zwar (der Theorie nach) ganz so, wie er von außen dargeboten wird. Er will ihn vor allem nicht nach irgend welchen künstlerischen Grundsätzen verändern; er will das Bild nicht „komponieren" und erst recht keine Idee hineinlegen. Insofern ist der Impressionismus seinem Ursprung nach Naturalismus; denn er verzichtet auf jede Bearbeitung des objektiven Eindrucks. Mit dieser unreflektierten Darstellung eines Äußeren ist schon die Mißachtung des Seelischen und Geistigen gegeben. Denn nicht eigentlich den Eindruck des aktiven seelischen Erlebens meinte man, sondern den passiven Eindruck des Gesichtssinnes. Für einen solchen Eindruck aber ist ein genaueres, vom Denken unterstütztes Betrachten der Dinge überflüssig, ja schädlich. Für die Impression genügt vielmehr das flüchtige Hinschweifen des Auges oder auch das undeutliche Sehen mit blinzelndem Auge. Dabei aber bleiben notwendig die Umrisse verschwommen; und die bestimmten Formen der Gegenstände treten ganz zurück. Man sieht nur Farben, aber auch diese wiederum nicht als farbige Oberflächen von Dingen, sondern bloß als Farbflecken. Was man malen will, ist letzten Endes Licht und Luft, d. h. die Reflexwirkung der objektiven Farben auf unser Sehorgan. Damit war das Gegenständliche in ein Flimmern von Farben aufgelöst, die Wirkung ganz auf die Sinne beschränkt und grundsätzlich jeder höhere ideelle Gehalt aus der Malerei verbannt. Glücklicherweise sind Kunsttheorien keine bindenden Gesetze; und wo eine geniale Persönlichkeit sich dieser Technik bedient, entstehen immerhin Werke von hohem Wert. Auch bildet zweifellos der Impressionismus eine unverlierbare technische Errungenschaft, die selbst einer zukünftigen Gegenstandsmalerei zu gute kommen wird.

Kaum bedarf es der Beispiele, um unsere Ausführungen zu belegen. Nur auf den unbestrittenen Meister dieser Richtung in Deutschland, auf Max Liebermann, sei kurz hingewiesen. Seine Kunst verdient, wenn man ihre technische Seite ins Auge faßt, zweifellos das Urteil „geistvoll"; ja auch was den Inhalt anlangt, spürt man in ihr überall die Offenbarung einer überragenden Künstlerpersönlichkeit. Dennoch nimmt auch sie an der allgemeinen Schwäche des Impressionismus teil.

Sie enthält keine tieferen seelischen Werte. Anfangs malt Liebermann noch individuelle Gestalten, jede mit eigenartigem Leben, wie etwa die Gänserupferinnen der Berliner Nationalgalerie; viel kollektivistischer ist die Auffassung schon in der Flachsscheuer zu Laren; immer mehr werden dann die Personen zu einer Masse vereinigt oder spielen nur noch die Rolle von Raum- und Farbelementen, wie etwa in dem Münchener Biergarten und, aufs Äußerste getrieben, in seinen Strandbildern. Der große Kunstwert solcher Bilder beruht nun nicht eigentlich auf der impressionistischen Manier. Denn diese ist streng genommen durchbrochen, wenn die Anordnung der Figuren und Farben im Raume dem künstlerischen Willen entspringt und also gar nichts von der Unwillkürlichkeit des passiven Augenblickseindrucks an sich hat. Was vor allem impressionistisch an diesen Bildern wirkt, ist die Flüchtigkeit des Sehens. Und diese kennzeichnet auch die in ihrer Art meisterhaften Bildnisse Liebermanns. Er erreicht hier den Eindruck des ganz Zufälligen, Vorübergehenden, das aus einem zeitlichen Verlaufe mit raschem Blicke herausgegriffen ist. Die dargestellten Personen sind äußerst lebendig, sei es sprechend oder zuhörend. Trotzdem aber ist die Lebendigkeit weniger der Ausdruck inneren seelischen Lebens als eine mehr durch äußeren Reiz bedingte Körperbewegung. Denkt man an die ausdrucksvolle Gebärdensprache Rembrandtscher Gestalten, in denen trotz ihrem Augenblickscharakter ein reiches Innenleben, ja ein ganzes Menschenschicksal zusammengedrängt ist, so erscheinen Liebermanns Bildnisse als äußerlich, allzu sehr im Zeitlichen befangen gegenüber dem Ewigkeitswerte seelischer Kunst.

Durchaus verschieden vom Impressionismus ist eine Richtung, die von Cezanne ausgeht und in ihrer folgerichtigsten, aber zugleich rohesten Form heute von Pechstein u. a. vertreten wird. Cezanne malt nicht Licht und Reflexe, sondern nur die gesättigte Farbe des Stoffes. „Das Licht existiert nicht für den Maler", erklärt er und fordert, man müsse „in Farben denken". Auch er will keine Gegenstände darstellen. Seine Bilder, vor allem Stilleben, zeigen einen architektonischen Aufbau von Farbflächen. Alle Tiefe und Plastik wird vermieden. Statt der Auflockerung, die der Impressionismus mit den Gegenständen vornahm, finden wir hier eine feste Massigkeit und Zusammenfassung der Farbflächen. Aber wiederum sollen diese nicht Oberflächen von *Dingen* sein, sondern rein als optische Phänomene auf uns wirken. Hier kann man im eigentlichsten Sinne von Farbenmaterialismus sprechen; denn das Stoffliche der Farbe, der fette Glanz, das Pastose drängt sich uns auf; und die Farbe dient nicht etwa dazu, dargestellten Gegenständen poetische Stimmung zu verleihen. Das Verdienst dieser Richtung gegenüber der Haltlosigkeit des späteren Impressionismus soll nicht geleugnet werden. Aber eine Seelenkunst hat sie nicht begründen können.

Der Mangel an Geistigkeit ist nun den Künstlern selbst nicht verborgen geblieben; und es fehlt nicht an Bestrebungen sie wiederzugewinnen. Nur hat man dazu seltsame Wege eingeschlagen. So wurde von manchen wie z. B. von Kandinsky

gerade jene Auflösung alles Gegenständlichen als Entmaterialisierung und Vergeistigung der Kunst aufgefaßt. Das Ziel war eine abstrakte Malerei, die nicht Darstellung von Dingen, sondern reine Formen- und Farbendichtung sein sollte. Man glaubte, daß damit der Malerei der ihr allein angemessene und erreichbare geistige Gehalt gewonnen sei, wobei dann das Gegenständliche mit dem Materiellen verwechselt wurde. Sonderbar: während man von der „absoluten" Musik der Klassiker zur Programmusik hinstrebte, die bestimmte Vorgänge der „Wirklichkeit" durch Töne darstellen sollte, schlug die Malerei nun den entgegengesetzten Weg ein; sie wollte absolute, wirklichkeitsfreie Malerei werden. Indessen ging, wie wir sahen, mit der Wirklichkeit auch jeder tiefere seelische Gehalt verloren. Wenn aber Kunst die harmonische Einheit von sinnlicher Erscheinung und Idee ist, so kann nicht ungestraft eines von beiden unterdrückt werden.

Aussichtsvoller ist der gemäßigte Expressionismus, der wie alle große Kunst der Vergangenheit das innere künstlerische Erlebnis zum Ausdruck bringen will. Dennoch hat auch er es bisher noch nicht zur Entfaltung von Seelenwerten gebracht. Die starken Ausdrucksbewegungen der menschlichen Gestalten, der Bäume oder Berge mögen durch das Pathos der Liniensprache oder als architektonische Massenverteilung wirken; aber man fühlt, daß sie mehr das Ergebnis eines sie von außen lenkenden Künstlerwillens sind als die notwendige äußere Symbolisierung eines seelischern Erlebnisses. Besonders augenfällig wird das bei religiösen Bildern. Es her scht da gewissermaßen eine Psychologie ohne Seele, wie sie ja eine Zeitlang das offenkundige Programm auch der modernen wissenschaftlichen Seelenlehre war. Die besten unserer jungen Künstler ringen hier um einen neuen malerischen Stil; aber noch geht ihr Streben mehr auf die äußere Formengebung als auf den innere n Gehalt; und die gotische Ekstase wirkt oft gequält und anempfunden. Doch ist vielleicht dem kommenden Genius die äußere Form schon bereitet, in der ernun den ganzen Reichtum eines stark persönlichen und doch weltumspannenden Innenlebens aussprechen kann. So mag uns denn beim Anblick so mancher verrenkter Gestalten, wie wir sie jetzt in den Kunstausstellungen antreffen, die Hoffnung trösten, daß hier eine wahrhaft große Seelenkunst emporsteigt.

Bleibt so demjenigen, der von der Kunst mehr als bloße Augenweide und verblüffende Technik erwartet, mancher Wunsch in der heutigen Malerei unerfüllt, so dürfen wir doch nicht den Wert verkennen, den die gewaltige technische Entwicklung auch für eine kommende Ideal- und Monumentalmalerei haben wird. Die Kunst der letzten Jahrzehnte hat die Sinnenkultur unendlich verfeinert; die der Zukunft möge uns wahre künstlerische d. h. geistige Kultur geben. Wonach wir sehnlichst verlangen, das ist die Wiedergeburt der Seele in der Malerei.

Dr. Karl Mumelter, Wien: Des königlichen Spieles Glück und Ende.

(Aus einer Geschichte des Schachspieles, erschienen im Jahre 2222 nach Christi Geburt.)

. . . . . In jener Zeit, als die Menschen dem Glauben verfallen waren, daß der Einzelne nichts leisten könne und die Mehrheit alles, daß drei gescheiter seien als einer, tausend gescheiter als drei und natürlich noch mehr als einer, als überall die Einzelherrscher durch regierende Mehrheiten abgelöst wurden, hatte auch in der „königlichen" Kunst ein großer Umschwung stattgefunden. Die große Zeit der stolzen Einzelkämpfe, Mann gegen Mann, war vorüber. Man hatte gefunden, auch hier, daß der Mensch, der einzelne Mensch Fehler begehe, fehlbar sei. Oft hatte ein Schachmeister ein Spiel durch Stunden glänzend geführt: Ein Versehen eines Augenblickes und alle Mühe, aller Geistesaufwand war umsonst gewesen.

So stellte man denn mehrere gegen mehrere zum Kampfe. Ein Übergang war es schon gewesen, als man Schachmeistern, denen man keinen ebenbürtigen Gegner finden konnte, mehrere Spieler entgegensetzte. Jetzt stellte man drei gegen drei, sieben gegen sieben, in dem besonders demokratischen Amerika sogar einmal neunundneunzig gegen neunundneunzig. Und meist, namentlich wenn ganze Schachvereinigungen gegen einander antraten, spielten die Gegner schriftlich oder telegraphisch gegen einander. So kam es wirklich seltener vor, daß Fehler gemacht wurden, sichtbare Fehler . . . .

In einem aber hatte man sich getäuscht, in einer Befürchtung: Schon bei Einzelkämpfen war es immer häufiger geschehen, daß Spiele unentschieden blieben, namentlich bei Zweikämpfen großer Meister. Man hatte dies zu verhüten, durch die sonderbarsten Mittel hintanzuhalten gesucht. Man ließ die jeweils erste Remis-Partie nichts gelten, die ersten zwei, man zählte sogar alle unentschiedenen Spiele nicht mit. Da wären die Wettkämpfe beinahe überhaupt nicht zu Ende gekommen! Je öfter eben zwei Spieler gegen einander fochten, desto besser lernten sie einander kennen und desto leichter blieb ihr Spielen unentschieden.

Ohne Entscheidung endeten nun bei den Mehrkämpfen nicht mehr Spiele als früher. Man wunderte sich darüber, denn man sagte: Beim Schachspiel stehen sich zwei Gleiche gegenüber; wenn nicht einer der beiden einen Fehler macht, so kann keiner verlieren, also keiner gewinnen. Das von beiden Seiten richtig geführte Spiel muß also unentschieden bleiben. Leute, die nichts anderes zu tun hatten, Statistiker, hatten sogar ausgerechnet, daß jetzt auch nicht mehr Spiele unentschieden blieben als früher, da man noch Mann gegen Mann focht. Sonst aber fanden sie nichts . . . .

Eines aber wurden alle gewahr: Das Schachspiel war langweilig geworden und, je mehr Menschen an einem Spiele teilnahmen, desto langweiliger war das

Spiel. Kein großer Zug in dem Ganzen, lauter „korrekte" Einzelheiten, das ganze aber matt, saft- und kraftlos. Und es schien den meisten ein schwacher Trost, zu sagen, desto richtiger wäre das Spiel, namentlich weil sie dies von diesen ewig langen und langweiligen Spielen selbst nicht glauben konnten.

Da trat ein Mann auf den Plan, der hieß Meneheit Soherr, war Doktor der Philosophie, ex mathematicis, und lebte, wie man staunend hörte, hoch oben auf einem Berge Tirols, im „weißen Hofe", allerlei mathematischen und anderen Studien. Dieser Mann forderte von seinem hohen Sitze, der nur durch mehrstündiges anstrengendes Steigen auf schlechten Wegen zu erreichen war, die Schachvereinigungen der großen Städte der Reihe nach zu schriftlichen Wettkämpfen gegen hohen Einsatz und — — siegte fast jedesmal. Nur äußerst selten verlor er, der immer zwei Spiele gleichzeitig mit einem Gegner führte, eines der beiden, daß der Kampf ohne Entscheidung blieb; e i n Spiel aber gewann er jedesmal. Die Schachvereinigungen von Berlin, London, New York, Petersburg, Budapest, Havana mußten im Verlauf weniger Jahre vor dem Einsiedler die Waffen strecken. Der Wiener Schachklub hatte beim ersten Treffen ein Spiel gewonnen und eines verloren, beim zweiten, das er, übermütig geworden, erzwang, verlor auch er beide Spiele.

Alle staunten den Mann an. Die wenigen Schachmeister, die noch allein spielten und den edlen Zweikampf pflegten, versuchten gegen den Wundermann anzukommen und so ihren Ruhm wieder herzustellen. Dr. Soherr schlug auch sie alle, die ihn schriftlich — der weiße Hof war für den Großstädter, namentlich, wenn die Füße nicht mehr jung waren, schwer zu erreichen — zum Kampfe forderten. Und je mehr Spiele ein Schachmeister gegen Soherr ausfocht, desto größer ward seine Niederlage. Wenn es aber einem wirklich gelang, den geheimnisvollen Helden von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so weigerte dieser kurzweg den Kampf. Es schien ihm wohl schon zu wenig des Ruhmes, einen einzelnen Menschen zu besiegen!

Die sonderbarsten Sagen gingen um über den Einsiedler vom weißen Hofe. Ja, es gab sogar Leute, die behaupteten — und das konnte in der damaligen, vom Mehrheitswahn befangenen Zeit nicht wundernehmen — Soherr sei gar kein einzelner Mensch, sondern eine Gesellschaft von Schachmeistern, die so aus dem Hinterhalte die ungläubige Welt bezwungen hätten und sie empfindlich für ihre Überhebung büßen.

Das war gerade zur Zeit, als man auch sonst zu zweifeln angefangen hatte, ob zwei Menschen wirklich besser, gescheiter, klüger wären als einer . . .

Manche Jahre später geschah etwas Neues: Der Mann, der von seinem Winkelchen aus die ganze Welt zu seinen Füßen niedergezwungen hatte und der niemals seine Heimat verlassen zu wollen schien, trat plötzlich in die kämpfende Welt und — siegte, wie er wollte. Er spielte etwas langsam und schien oft beim Kampfe weltverloren — es war, als dächte er ganz an was anderes als

an das Brett mit den 64 Feldern — aber er siegte totsicher. Seine Spiele waren mit einer Folgerichtigkeit geführt, daß der kundige Zuschauer das Gefühl hatte, Soherr mache immer den besten Zug, und daß selbst die gefürchtetsten Kritiker nicht zu schreiben wagten: Besser gewesen wäre . . . Wie der Feldherr von heute brachte er an jede Stelle immer soviel Truppen, als gerade nötig waren, und an eine ein ganz klein wenig mehr. Und da brach er durch und vernichtete den Gegner! Man sah bei dem gewaltigen Ringen oft lange keinen greifbaren Erfolg, kaum ein schrittweises Zurückweichen des Gegners. Aber plötzlich war dieser verloren, seine Steine von allen Seiten umzingelt oder in ohnmächtige Häufchen zerteilt. Nie gab es eine Rettung gegen solchen Sturm. Es war eine neue Schönheit in Soherrs Spielen, die viel edler und stärker war als die der alten Spiele, eine Schönheit, die nur feine, junge, für diese Schönheit geschulte Augen sehen konnten. Viele Alte, deren Augen gerade noch reichten, tollkühne Angriffe, mutige (mutwillige?) Opfer zu sehen, wandten sich zornig ab. Aber die mit Soherr spielten, wuchsen an dem Meister empor wie die Liane an der Palme. Nicht über ihn hinaus! Sie spielten selbst oft herrlich schön, spielten weit über ihre Kraft, um — doch zu unterliegen.

So mühte sich die ganze Welt gegen den einen Mann: Er sollte erkennen, daß Einer nicht stärker sein könne als alle . . . Aber Soherr erfuhr das nie. Die Spiele, die der Meister mit seinen stärksten Gegnern gespielt, waren das Herrlichste, was die Schachwelt gesehen. Seine Züge, namentlich die der Eröffnung, wurden eifrig nachgespielt und hielten allen Untersuchungen stand. Und nie fand einer einen besseren Zug, als Soherr gemacht.

Das war des königlichen Spieles Glück.

Nur eine Eigenheit fiel an Soherr auf, die aber konnte er sich als Weltmeister des Schachs schon gestatten: Beim ersten Spiele mußte er die weißen Steine haben, dann wechselte er nach der geltenden Sitte, von Spiel zu Spiel. Aber wenn ihm ein Spieler nicht für das erste Spiel die Führung der Weißen verstatten wollte, stand er ganz vom Spiele ab. Man wußte sich die Schrulle nicht zu deuten. Hätte Soherr immer die Weißen verlangt, man hätte von übler Gewohnheit, von schlechten Augen vielleicht sprechen können. So aber fand man keinen Grund, sein Verdienst zu schmälern, und mußte ihn rückhaltlos anerkennen.

Einige, die den Meister besonders genau beguckt hatten, machten sich seine Gewohnheit, ohne sie zu verstehen, zu eigen und — fanden, daß sie nun öfter gewännen als vorher. Vielleicht, dachten sie, weil sie auch mit Weiß besser zu spielen verstünden und so höchstens gleich oft die Schwarzen wie die Weißen zu führen hätten. . . . .

Wieder ein Jahrzehnt später — man hatte gerade gefunden, daß drei Menschen noch schlechter regieren als einer, fünfhundertsechzehn noch schlechter als drei, und neigte zur Erklärung, daß jeder Mensch mehr Fehler habe als Vorzüge und jene sich verstärken, diese aber sich gegenseitig aufheben — ereignete sich neuer-

dings etwas, das für das Schicksal des königlichen Spiels bedeutungsvoll, verhängnisvoll wurde: Dr. Soherr, der nun auch von Angesicht zu Angesicht sämtliche Schachmeister und alle nennenswerten Schachvereinigungen geschlagen und reichen Ruhm und Gewinn eingeheimst hatte, veröffentlichte eine kurze Schrift über das Schachspiel, die nicht weniger feststellte, als daß die Weißen immer siegen müßten, daß man den jeweils besten Zug immer errechnen könne und daß es nur eine mögliche beste Zugfolge gebe, die im neunundneunzigsten Zuge d. i. im fünfzigsten Zuge des Weißen zu dessen Sieg führe. Dr. Soherr sagte ungefähr: Beim Schachspiel stehen sich nicht, wie man bisher irrtümlich angenommen, zwei gleich starke Kämpen gegenüber, sondern zwei ungleiche. Der Stärkere muß also siegen, der einen Zug voraus hat, der Führer der weißen Steine. Von allen halbwegs richtig gespielten Partien der letzten Jahre seien 89 v. H. vom Führer der weißen Steine gewonnen worden und selbst bei den restlichen 11 Hundertteilen dieser Spiele lassen sich überall Fehler nachweisen, wenn auch kaum faßbare Fehler finden, die den Sieg hinderten oder in das Gegenteil verkehrten.

Zum Musterspiel war Dr. Soherr durch Berechnung, mathematische Berechnung gekommen: Es war ihm gelungen, die 32 Gleichungen der einzelnen Schachfiguren aufzustellen. Galten doch für die Erfassung dieser nicht dieselben unüberwindlichen Schwierigkeiten, wie sie Du Bois-Reymond für die Gleichungen der Welt festgestellt hatte, so daß dem Mathematiker von vornherein klar war, diese Welt im kleinen, die noch dazu auf rein mathematischer Grundlage beruht, könnte in dieser Weise erfaßt werden. Durch einen einfachen Schnitt hob Soherr gerade die 64 Felder zweiter Dimension, die er brauchte, aus dem unendlichen Schachbrette der Welt heraus. Diese Gleichungen nun sagten, zu einer Gleichung vereint, daß nicht Gleichgewicht herrsche auf dem Schachbrette, daß Weiß stärker sei als Schwarz, weil es den Anzug habe. Es war nun zu finden, wie man ziehen müßte, daß Weiß auch stärker bliebe und noch stärker würde, also den Vorteil des Anzuges nicht aus der Hand ließe und zum endlichen Siege verdichtete. Die Rechnungsart, die das ermöglichte, fand Soherr und nannte sie äquieren, gleichen, ob sie nun eine Ungleichung gleich oder eine Gleichung in einem bestimmten Sinne ungleich zu machen diente. Die Methode, welche die bestehende Ungleichung noch zu verstärken dienen mußte, gab genau jenen Zug, der die Ungleichheit am meisten vergrößerte, also den jeweils besten Zug. Dann folgte das Musterspiel, auf rein mathematischem Wege abgeleitet, mit ausführlichen Erläuterungen. Für den Schachfreund bemerkte der Verfasser ganz besonders, daß das Muster- und Meisterspiel sich schon im dritten Zuge vom Spiele des Ruy Lopez unterschied, das man als das angeblich beste und sicherste in der letzten Zeit namentlich bei Wettkämpfen bevorzugt hatte.

Soherr erzählte, er sei zuerst lange selbst nicht im Stande gewesen, diese verwickelte Rechnung ohne ausgiebige Niederschrift auszuführen, deshalb habe er lange Zeit nur schriftlich gespielt. Schließlich aber, nach Jahren emsigster Arbeit

und Übung, sei er so weit gekommen die — bedeutend vereinfachte — Entwicklung an der großen Ungleichung des Schachspieles im Kopfe und ohne übermäßig langwierige Berechnung durchzuführen. Und so würde es bald allen Menschen gehen! Er selbst werde von nun an, da ja alle Welt seine Kunst kenne und bald auch können werde, nicht mehr Schach spielen. Er sei auch schon zu alt dazu und zu müde . . . Und es habe keinen Sinn, des Spieles halber ewig Dinge zu tun, deren Ausgang man genau voraus wisse. Auch die andern Menschen würden aufhören, Schach zu spielen, da es keinen Reiz hätte, nur immer die Musterpartie abzuspielen. Zum Schluß sagte Soherr feierlich, voll der Rührung, es tue ihm leid, das königliche Spiel begraben zu müssen: „Es war so herrlich und gab so oft Trost und Vergessen, durch Jahrtausende hindurch und mein ganzes Leben lang". Es sei ihm schon fast unedel erschienen, dies Spiel mit der Welt, in der es noch lebte, zu treiben. Er habe sich aber nicht für berechtigt gehalten, seine Wissenschaft weiterhin der Menschheit vorzuenthalten.

Die Schrift machte ungeheures Aufsehen. Die einen lobten sie unbeschränkt und erhofften sich von diesem Fortschritt neue Fortschritte. Die andern bedauerten, daß Soherr so grausam seinen Ruhm zerstört hätte. Andere wieder beklagten, daß man nun mit keinem vernünftigen Menschen würde Schach spielen können, da man nie wüßte, ob der Gegner nicht die Ungleichung des Spieles kenne und so die todbringende Waffe in der Hand habe. Einige machten Soherr zum Vorwurfe, daß er seine Kunst nicht gleich preisgegeben, sondern in deren Besitz noch Schach gespielt habe mit Leuten, die von derselben nichts ahnten.

An dem Musterspiele wurde hin und hergedeutet, aber es war und blieb richtig . . . Und auch die Rechnungsart wurde von den größten lebenden Mathematikern überprüft und für richtig befunden. Sie führte auf einigen Gebieten der Naturwissenschaft zu neuen praktisch wertvollen Erfolgen . . . .

Dr. Soherr selbst ging in der ganzen Welt herum und klärte die Leute auf, daß es bald wenige ernste Schachspieler gab, die nicht die Ungleichung des Schachspieles zu behandeln verstanden hätten. So hörte das Schachspiel langsam von selbst auf. Ja, es kam so weit, daß nur Leute noch Schach spielten, denen das Spiel auch früher kaum mehr als ein Glücksspiel gewesen war, so schlecht hatten sie gespielt. Solche Leute setzten sich auch jetzt noch an den Schachtisch, stellten die Figuren und wählten dann in der gebräuchlichen Weise, wer die weißen, wer die schwarzen Steine bekäme. Derjenige, der die Hand erriet, in der die weiße Figur eingeschlossen lag, hatte gewonnen. Natürlich verlor auch dies Spiel bald seinen Reiz, da es doch allzu einfach war.

Einige besonders eifrige Schachspieler machten sich nun, da ihnen für die Zukunft nichts mehr zu tun übrig blieb, daran, alle Spiele, die je gespielt, zu überprüfen, und fanden, daß die berühmte Opferkombination, die N. H. Pilsbury gegen E. Lasker im Nürnberger Turnier 1896 gemacht, nicht richtig gewesen war, daß Anderssen in der „unsterblichen Partie", ganz abgesehen von dem inkorrekten

Verlauf der früheren Züge, die Türme zu unrecht einstehen ließ, daß Kieseritzki auch noch nach Wegnahme des zweiten Turmes das Spiel zumindest hätte unentschieden halten können. Und anderes mehr.

Es kamen natürlich auch Leute, die „das längst gewußt hatten", mindestens, daß Weiß siegen müßte. So sagten die Statistiker, das Ganze sei von Anfang an klar gewesen. Eine Untersuchung aller gespielten und aufgezeichneten Partien — bei Heranziehung aller, nicht bloß der (anscheinend!) „korrekt" gespielten Partien würden sich auch die fehlerhaften gleichmäßig auf die Siege des Weißen und des Schwarzen verteilen, so daß diese Behandlung das richtigere Ergebnis gäbe als die von Dr. Soherr jedenfalls nur unvollkommen und willkürlich gemachte Auswahl — habe gezeigt, daß der Weiße in der Mehrzahl der Fälle (61 v. H.) Sieger geblieben sei. Es müsse also der Grund für diese Erscheinung in der Stellung des Weißen liegen. Weiß habe eben die stärkere Stellung, den Vorteil des Anzuges. Doch das zu begründen sei schon Aufgabe der Schachwissenschaft, nicht mehr der Statistik. Es ist vielleicht gut, hier für alle Zeiten festzustellen, daß die Statistiker damals das nicht gefunden, zumindest nicht gesagt hatten. Sie hatten vielmehr gesagt, daß der Unterschied zwischen den Zahlen der weißen und der schwarzen Siege zu unbedeutend (61 : 39) sei, als daß man daraus Schlüsse ziehen könnte. Übrigens ließe sich kein Grund für das Überwiegen der weißen Siege finden, aber das sei Sache der Schachwissenschaft. . . .

Als man Soherr's hundertsten Geburtstag feierte — er war natürlich längst gestorben, wie sich's an einem hundertsten Geburtstage schickt — spielte niemand mehr ernstlich Schach. Auch jene Leute, die die alten Schachpartien an der Hand des neuen Verfahrens überprüften, waren mit ihrer Arbeit längst zu Ende gekommen und hatten sich zur Ruhe gesetzt. Viele Partien waren fast von Anfang an gründlich falsch — auch das Maß der Unrichtigkeit hatte man festzulegen vermocht — gespielt gewesen, andere ebenso falsch begutachtet worden. Die Schachmeister, die sich zu Anfang der neuen Zeit damit abgegeben hatten, anderen, schwächeren Spielern den Anzug vorzugeben, d. h. ihnen die Weißen zu überlassen, waren auch damit immer schlechter gefahren. Als die noch Lebenden gestorben waren, widmete sich niemand mehr der unnütz gewordenen Kunst.

Das war des königlichen Spieles Ende.

Heute kennt kaum ein Mensch die Regeln des einstmals königlich genannten Spieles, denen sich durch Jahrhunderte Könige und Kaiser gefügt. Deshalb mußten sie eingangs gegeben werden. Auch die Figuren sind unbekannt, wenn man sie nicht etwa in einer Sammlung alten Hausgerätes findet. Nur das Muster des Schachbrettes sieht man noch hie und da als Zier auf einem Teppich, einer Zimmerwand, ohne daß jemand wüßte, was diese Felder einst bedeutet hatten. Höchstens wissen die Kunstgewerbler, daß einer ihrer berühmtesten Ahnen bei fast allen seinen Schöpfungen diese abwechselnd schwarzen und weißen Felder verwendet hatte, weshalb man ihm den Übernamen des „Schach-in-Schach" gegeben.

Heinrich van Dyke:*)
Der erste Weihnachtsbaum.**)

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Anna Popitz.

(Schluß.)

III.

Verwitterte Blätter hingen noch an den Zweigen der Eiche: zerrissene und verdorrte Spuren des entschwundenen Sommers. Das glänzende Rot des Herbstes war dahin, gebleicht durch Stürme und Kälte. Aber heute Nacht waren diese zerfetzten Überbleibsel einer vergangenen Pracht wieder rot. Sie hoben sich wie Blutflecken vom nachtblauen Himmel ab. Ein ungeheueres Feuer war vor dem Baume entzündet worden. Rotflammige Zungen, Springquellen von rubinfarbenen Funken fliegen durch die sich weit ausbreitenden Zweige empor und beleuchteten unheimlich schön die Umgebung.

Das blasse, reine Mondlicht, das die umliegenden Wälder übergoß, wurde hier übertreffen. Nicht ein Strahl davon drang durch die Zweige der alten Eiche. Sie stand wie eine Wolkensäule zwischen dem sanften Himmelslicht und dem krachenden, blitzenden Feuer auf Erden.

Das Feuer selbst aber war unsichtbar für Winfried und seine Gefährten. Eine große Menge Menschen stand im Halbkreise um die brennenden Holzklötze, mit dem Rücken nach der Lichtung und die Gesichter der Eiche zugewandt. Winfried und seine Genossen sahen so gewissermaßen nur die Silhouette der versammelten Menge, die sich in vager, geheimnisvoller, formloser Gestalt von dem glühenden Hintergrunde abhob.

Die Reisenden hielten einen Augenblick am Rande des Dickichts inne und berieten mit einander.

„Die Nacht des großen Rates! Der ganze Stamm ist hier versammelt", sagte einer der Holzhauer. „Ich hörte vor drei Tagen davon, als wir durch eines der Dörfer marschierten. Alle, die zu den alten Göttern beten, sind herbeigerufen worden. Sie werden dem Kriegsgott ein Schlachtroß opfern, Blut trinken und Pferdefleisch essen, das sie stark machen soll. Nur mit Gefahr unseres Lebens können wir uns ihnen nahen. Jedenfalls müssen wir das Kreuz verbergen, wenn wir dem Tode entgehen wollen."

---

*) H. v. Dyke war während des Krieges amerikanischer Gesandter im Haag (Holland).

**) Aus: „Die blaue Blume" von H. van Dyke, New-York, Charles Scribner's Sons 1902; übersetzt mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers. Nachdruck verboten.

„Niemand verberge mir das Kreuz", rief Winfried, seinen Stab hochhaltend, „denn ich bin gekommen, ihnen das Kreuz zu zeigen und diesem blinden Volke die Kraft, die davon ausgeht, verständlich zu machen. Hier wird heute Nacht mehr geschehen als nur das Opfern eines Schlachtrosses, eine viel größere Schandtat werden sie vollbringen und nicht nur verächtliches Fleisch, was sie ihren Göttern geopfert haben, essen. Ich habe im Traume alles gesehen. Hier muß das Kreuz errichtet werden, das soll unsere Aufgabe sein!"

Auf seinen Befehl ließ man den Schlitten am Rande des Waldes mit zweien der Leute, die ihn bewachen sollten, zurück. Die übrigen aber bewegten sich langsam vorwärts über den offenen Platz. Sie näherten sich unbemerkt, denn die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung war auf das Feuer am Fuße der Eiche gerichtet.

Dann drang Winfrieds Stimme durch die Nacht: „Heil Euch, Ihr Söhne des Waldes! Ein Fremder bittet, sich in dieser Winternacht an Eurem Feuer wärmen zu dürfen!"

Schnell wie mit einer einzigen Bewegung wandten sich tausend Augen dem Sprecher zu. Der Halbkreis öffnete sich schweigend in der Mitte, Winfried trat mit seinem Gefolge hinein, und der Kreis schloß sich wieder hinter ihnen.

Nun bemerkten sie auch, als sie die sie umgebenden Reihen musterten, daß die Kleiderfarbe der Versammelten nicht schwarz war sondern weiß, blendend, strahlend, feierlich. Weiß waren die Gewänder der Frauen, die dicht gedrängt an den Enden des halbmondförmigen Kreises ihre Plätze hatten; weiß auch die glänzenden Wamse der Krieger, die in engen Reihen beieinander standen; weiß die Pelzmäntel der alten Leute, die die Mitte des Kreises einnahmen; weiß, aus reiner Schafwolle mit dem Schimmer von silbernen Verzierungen darüber, die Kleider einer kleinen Gruppe von Kindern nahe beim Feuer; weiß vor Ehrfurcht und Schrecken die Gesichter, die auf die Kinder gerichtet waren. Und über der ganzen Versammlung die flackernden, tanzenden Strahlen der Flammen, die auf dem Schnee den Widerstrahl von schwachen, dahinschwindenden Blutflecken hervorriefen! Die einzige Gestalt, die durch die Glut unberührt blieb, war die des alten Priesters Hunrad im langen geisterhaften Gewande, mit wallendem Haar und Bart und totenblassem Gesichte. Er stand mit seinem Rücken nach dem Feuer und schritt langsam vorwärts dem Fremden entgegen.

„Wer bist du? Woher kommst du und was suchst du hier?"

„Dein Bruder bin ich, ich gehöre der deutschen Bruderschaft an," antwortete Winfried, „und ich komme von England jenseits des Meeres, bringe dir Grüße von dort und eine Botschaft vom allmächtigen Vater, dessen Diener ich bin!"

„Sei willkommen, Bruder", sagte Hunrad, „sei willkommen, aber verhalte dich schweigend, denn was hier geschehen soll, ist zu notwendig, als daß wir es aufschieben könnten, und es muß geschehen, ehe der Mond die Mitte des Him-

mels überschreitet. Oder solltest du irgend welche Zeichen von den Göttern haben? Kannst du Wunder tun?"

Die Frage kam plötzlich, als ob ein Hoffnungsstrahl das verwirrte Gemüt des alten Priesters berührt habe. Winfrieds Stimme aber wurde leiser, und eine Wolke der Enttäuschung zog über sein Gesicht, als er erwiderte:

„Nein, Wunder habe ich niemals tun können, obgleich ich von vielen gehört habe, der Allmächtige hat mir keine anderen Kräfte gegeben, als allen andern Menschen."

„Tritt zurück, du untergeordnetes Geschöpf," sagte Hunrad zornig, „und beobachte, wozu die Götter uns heute hierhergerufen haben. Diese Nacht ist die Sterbenacht des Sonnengottes Baldur, des holden, der von Göttern und Menschen geliebt wird. Dies ist die Nacht und die Stunde, in der die Macht des Winters am stärksten ist, eine Opfernacht ist sie, eine Nacht des furchtbaren Schreckens. In dieser Nacht ist der große Tor, der Donner- und Kriegsgott, dem diese Eiche geweiht ist, betrübt über den Tod des Baldur und zornig über die Menschen, die vergessen haben, ihm zu huldigen. Seit langer Zeit ist kein Opfer auf seinen Altar gelegt worden, seit langem sind die Wurzeln seines heiligen Baumes nicht mit Blut genährt worden. Daher sind seine Blätter vor der Zeit verdorrt und seine Zweige fangen an abzusterben. Daher haben uns die Sorben und Wenden in der Schlacht geschlagen, die Ernte ist mißraten, und Rudel von Wölfen haben die Herden verheert, die Kraft ist vom Bogen gewichen, und das Holz des Speeres ist zerbrochen, und der wilde Bär hat den Jägersmann umgebracht. Daher ist die Pest in unsere Wohnungen gedrungen und wir haben mehr Tote als Lebende in unseren Dörfern. Antwortet, Ihr Leute, ist es wahr, was ich sagte?"

Ein heiserer Laut der Zustimmung lief durch die Versammlung. Ein Gesang, in dem sich die Stimmen der Männer und Frauen vereinigten, wie der schrille Ton des Windes, der durch die Fichtenbäume saust, mit dem polternden Donnerhall eines Wasserfalles, hob und senkte sich in rauhem Tonfall:

O! Tor, du Donnerer,
Mächtig und barmherzig,
Verschone uns, triff uns nicht!
Hebe nicht deinen Hammer
Zornig auf über uns!
Suche dein Volk nicht heim.
Nimm von unserem Schatz
Das reichste Lösegeld.
Wir senden dir Silber,
Juwelen und Wurfspieße.
Unsere besten Gewänder,
All unseren Besitz,

Von unschätzbarem Werte,
Bieten wir dir an.
Wir wollen Schafe schlachten
Und Schlachtrosse dir opfern.
Reines Blut soll dich laben.
O! Baum des Donnergottes,
Lebensströme sollen dich erfrischen,
Du starkes, wunderwirkendes Holz.
Sei barmherzig, du Mächtiger,
Triff uns nicht mehr,
Schone und rette uns!
Schone uns Tor! Tor!

Der Gesang endete in großem Geschrei, und darauf folgte eine so vollständige Stille, daß man das Krachen des Feuers deutlich hören konnte. Der alte Priester stand für einen Augenblick ruhig da. Seine langhaarigen Brauen bedeckten seine Augen, wie Asche das Feuer unterdrückt. Dann hob er sein Gesicht auf und sprach:

„Nichts von alledem wird dem Gott gefallen. Kostbarer muß das Opfer sein, das Eure Sünde wegwaschen wird, kostbarer der rote Tau, der dem heiligen Baume neue Kraft geben soll. Tor verlangt Eure liebste und edelste Gabe."

Hunrad bewegte sich langsam näher zur Gruppe der Kinder, welche das Feuer und die funkelnden nach oben schießenden Feuerschlangen beobachteten. Sie hatten nicht auf die Worte des Priesters geachtet und bemerkten auch nicht, daß er sich ihnen näherte, so eifrig bedacht waren sie, zu sehen, welche der feurigen Schlangen am höchsten hinauf in die Eichenzweige steigen würde. Ganz vorn — mit besonderer Aufmerksamkeit das hübsche Spiel beobachtend — stand ein Knabe, wie ein Sonnenstrahl, schlank und elastisch, mit blitzenden Augen und lachenden Lippen. Der Priester legte seine Hand auf des Knaben Schulter, dieser wandte sich um und sah dem alten Manne ins Gesicht.

„Hier", sagte Hunrad mit schwankender Stimme, schwankend wie ein Schiff, wenn es mit einem dicken Tau am Anker befestigt werden soll, „hier ist die auserwählte Gabe, der älteste Sohn des Häuptlings, der Liebling des Volkes. Höre, Bernhard, willst Du nach Walhalla ziehen, wo die Helden mit den Göttern wohnen, und eine Botschaft zu Tor bringen?"

Der Knabe antwortete schnell und deutlich: „Ja, Priester, ich will gehen, wenn es mein Vater befiehlt. Ist es weit weg? Soll ich schnell laufen? Muß ich meinen Bogen und Pfeil wegen der Wölfe mitnehmen?"

Des Knaben Vater, der Häuptling Gundlar, stand zwischen den bärtigen Kriegern, er atmete schwer und stützte sich auf den Griff seines Speeres, daß das

Holz krachte. Und sein Weib, Irma, drang durch die Reihen der Frauen und strich ihr goldenes Haar mit einer Hand aus ihrer Stirn, während sie mit der andern an der groben Silberkette, die sie um den Hals trug, riß, bis die rohen Glieder ihr ins Fleisch einschnitten und die roten Blutstropfen unbeachtet auf ihre Brust herunterrannen.

Ein Seufzer ging durch die Menge, wie das Murmeln der Bäume, ehe der Sturm ausbricht. Aber keiner sprach als Hunrad:

„Ja, mein Prinz, beides sollst du mit dir nehmen, Bogen und Speer, denn der Weg ist lang, und du bist ein tapferer Jäger. Aber in Dunkelheit mußt du eine kurze Strecke deiner Reise zurücklegen, mit verbundenen Augen. Fürchtest du dich?"

„Nichts fürchte ich," sagte der Knabe, „weder Dunkelheit, noch den großen Bär oder den Werwolf, denn ich bin Gundlars Sohn und der Beschützer meines Volkes."

Der Priester führte den Knaben, der in seiner weißen weichen Schafwollkleidung den Eindruck der Unschuld machte, zu einem breiten Steine vor dem Feuer. Er gab ihm seinen kleinen mit Silber ausgelegten Bogen und seinen Speer mit glänzendem Stahlkopf. Mit einem weißen Tuche verband er dem Kinde die Augen und gebot ihm, neben dem Steine mit dem Gesicht nach Osten niederzuknien. Unwillkürlich zog sich der weite Kreis der Zuschauer enger zusammen, wie sich die Enden eines Bogens einander nähern, wenn die Sehne gespannt wird. Winfried bewegte sich lautlos vorwärts, bis er dicht hinter dem Priester stand.

Der alte Mann bückte sich, um einen schwarzen Hammer von Stein vom Boden aufzuheben — den heiligen Hammer des Gottes Tor. Alle Kräfte seiner welken Arme zusammennehmend, schwang er ihn hoch in die Luft. Einen Augenblick schwebte der Hammer über dem lieblichen Kinderköpfchen und war im Begriff zu fallen —

Ein scharfer Schrei schrillte vom Platze der Frauen her: „Mich nimm! nicht Bernhard!"

Die Mutter flog schnell wie ein Falk zu ihrem Kinde hin, schneller aber noch war die Hand des Befreiers. Winfrieds schwerer Stab prallte mächtig gegen den Griff des Hammers, so daß er der Hand des alten Mannes entfiel. Er flog seitwärts am schwarzen Stein vorbei, traf den Rand des Altars und barst in zwei Stücke. Ein Schrei zugleich des Schreckens und der Freude ertönte aus dem Kreise der Umstehenden. Die Zweige der Eiche bebten, die Flammen des Feuers schlugen höher hinauf. Und als der Schrei verklungen war, sah man Frau Irma, die ihr Kind in den Armen hielt, und über ihnen am Altarstein Winfried, sein Gesicht leuchtete, wie das eines Engels.

IV.

Wie wenn in einen vom Berge herniedersausenden Gebirgsstrom ein großer Felsblock vom Hügel herabstürzt in die Mitte des Wassers, und die dadurch aufgehaltene Flut verwirrt in ihrem Lauf innehält, am Felsen in die Höhe spritzt, schäumend und brausend, gleichsam geteilt in ihren Gefühlen, unentschlossen, ob sie sich nach rechts oder links wenden soll, so fiel Winfrieds kühne Tat in die Gedanken und Vorgänge dieses nächtlichen Rates.

Die Versammelten waren bestürzt: Ärger, Erstaunen, Ehrfurcht, Freude, alle diese Gefühle wogten wirr durch die Menge. Sie wußten nicht, was sie tun sollten: die Einmischung des Fremden als eine Beleidigung ihrer Götter zurückweisen oder ihn als Befreier ihres Prinzen willkommen heißen!

Der alte Priester kauerte sich still am Altar nieder. Alle Arten von Ratschlägen schwirrten durch die Luft: der Opferdienst soll weiter geführt werden, die Götter müssen beruhigt werden, der Knabe solle nicht sterben, man bringe des Häuptlings bestes Pferd und erschlage es an Stelle des Kindes. Das wird genügen, der heilige Baum liebt das Blut der Pferde. Nein, nicht so, da gibt es noch besseren Rat: man ergreife den Fremden, den die Götter offenbar als ein Opfer hierhergeführt haben, er hat sein Leben verwirkt als Strafe für sein ruchloses Tun.

Die verwelkten Blätter der Eiche rauschten und flüsterten. Das Feuer wallte auf und sank wieder in sich zusammen. Zornige Stimmen prallten auf einander und starben hinweg. Da stampfte der Häuptling Gundlar mit seinem Speer auf den Boden und verkündigte seine Ansicht:

„Alle habt Ihr gesprochen, aber keines Rat können wir annehmen. Seid still und laßt den Fremden reden, und nach seinen Worten wollen wir urteilen, ob er leben oder sterben soll."

Winfried, der am Altar stand, reckte sich empor. Er zog eine Rolle von Pergament aus seiner Brust und begann zu lesen:

„Ein Brief von dem großen Bischof in Rom, der auf goldenem Throne sitzt, an die Volksstämme in den Wäldern von Hessen, Thüringen, Franken und Sachsen: In nomine Domini, sanctae et individuae Trinitatis, amen!"

Ein Gemurmel, aus dem deutlich Gefühle der Ehrfurcht und Anerkennung zu bemerken waren, ging durch die Menge: die heilige lateinische Sprache! Die Sprache, die von den gelehrten Männern aller Länder gesprochen und verstanden wird! Es ist Zauberei in dieser Sprache! Hört zu!

Winfried fuhr fort, den Brief zu lesen, er übersetzte ihn in die Sprache des Volkes.

„Wir haben unseren Bruder Bonifacius gesandt und ihn zu Eurem Bischof bestimmt, damit er Euch den einzigen wahren Glauben lehre und Euch taufe und Euch von den Wegen des Irrtums zum Pfade des Heils führe. Hört auf ihn

in allen Dingen, wie auf einen Vater. Nehmt seine Lehren in Euren Herzen auf. Er kommt nicht irdischen Gewinns wegen, sondern er will Eure Seelen retten. Laßt ab von den Werken des Teufels. Huldigt nicht den falschen Göttern, denn sie sind Teufel. Bringt keine blutigen Opfer mehr, eßt nicht länger Pferdefleisch, sondern folgt in allen Stücken den Lehren unseres Bruders Bonifacius. Baut ihm ein Haus, damit er unter Euch wohne, und baut eine Kirche, in der Ihr beten könnt zum einzig lebendigen Gott, zum allmächtigen König des Himmels."

Eine herrliche Botschaft: stolz, stark, friedevoll und erfüllt von Liebe. Mächtia wirkten die heiligen Worte auf die Herzen der Menge. Alle waren ergriffen wie Menschen, die einer hehren Musik gelauscht haben.

„So künde uns," sagte Gundlar, „welche Botschaft bringst du uns vom Allmächtigen? Welchen Rat gibst du den Stämmen dieser Wälder in dieser heiligen Opfernacht?"

„Diesen Rat und diese Bostchaft," antwortete Winfried, „nicht ein Tropfen Blut soll diese Nacht vergossen werden, ausgenommen das, was Schmerz und Mitleid von der Brust Eurer Fürstin aus Liebe zu ihrem Kinde fließen ließ. Kein Leben soll in dieser Nacht ausgelöscht werden, aber dieser Baumriese, der Euch des Himmels Licht verbirgt, der soll fallen. In dieser Nacht wurde der allgütige Heiland geboren, der Sohn des allmächtigen Vaters, der Retter der Menschheit. Er ist herrlicher als Baldur der Holde, größer als Odin der Weise, freundlicher als Freya die Gute. Seitdem er zur Erde gekommen ist, müssen die blutigen Opfer aufhören. Der finstere Tor, an den Ihr Euch vergeblich gewandt habt, ist tot. Für immer ist er verschwunden. Seine Macht in dieser Welt ist gebrochen. Wollt Ihr einem hilflosen Gott dienen? Seht, meine Brüder, Ihr nennt diesen Baum seine Eiche! Wohnt er hier? Schützt er sie?"

Worte der Zustimmung wogten wirr durcheinander. Erregt bewegten sich die Männer hier und dort hin. Die Frauen bedeckten ihre Augen. Hunrad, der Priester, aber erhob sein Haupt und murmelte heiser: „Tor! räche dich! Tor, räche dich!"

Winfried winkte Gregor herbei. „Bringe die Axte, deine und eine für mich. Jetzt, junger Waldmann, zeige deine Kraft! Der Königsbaum des Waldes muß fallen, schnell, oder alles ist verloren!"

Die beiden Männer stellten sich einander gegenüber, jeder an eine Seite der Eiche. Ihre Mäntel warfen sie ab, ihre Häupter waren unbedeckt. Sorgfältig prüften sie den Boden mit ihren Füßen, um eine geeignete Stelle zu finden. Fest faßten sie ihre Axte und schwangen die glänzenden Schneiden durch die Luft.

„Baumgott," rief Winfried, „bist du zornig?
So treffen wir dich!"
„Baumgott," stimmte Gregor ein, „bist du mächtig?
So kämpfen wir gegen dich!"

Krach! krach! Die wechselseitigen Streiche trafen klingend das harte Holz. Die Äxte fuhren leuchtend in festem Rhythmus durch die Luft, wie grimmige Adler, die ihre Beute umkreisen. Breite Holzspähne flogen aus den klaffenden Wunden an den Seiten der Eiche. Der große Stamm bebte. In den Zweigen war ein Zittern und Zagen. Und dann geschah das große Wunder in Winfrieds Leben:

Durch die Stille der Winternacht ertönte ein mächtiges Gebrause hoch oben über ihren Köpfen.

Waren es die alten Götter auf ihren Schlachtrossen mit ihren schwarzen Bluthunden und ihren Blitzpfeilen, die durch die Luft sausten, um ihre Feinde zu zerschmettern?

Ein starker Wirbelwind fegte durch die Baumspitzen. Er packte die Eiche bei ihren Zweigen und riß sie los von den Wurzeln. Sie fiel um wie ein zerstörter Turm, ächzend und krachend barst sie auseinander in vier große Stücke.

Winfried ließ seine Axt sinken und beugte sein Haupt für einen Augenblick in Gegenwart der allmächtigen Gewalt.

Dann wandte er sich dem Volke zu: „Hier ist Bauholz," rief er, „schon gefällt und geteilt für Euer neues Haus. An dieser Stelle soll eine Kapelle dem wahren Gott und seinem Diener St. Peter errichtet werden."

„Und hier," sagte er, als seine Augen auf einen jungen Tannenbaum fielen, der gerade und grün, seine Krone den Sternen zugewandt, zwischen den Trümmern der gefallenen Eiche stand, „hier ist der lebendige Baum, der keinen Blutstropfen an sich hat, den nehmt als ein Zeichen Eures neuen Gottesdienstes. Seht, wie er gen Himmel weist. Nennt ihn den Baum des Christkindes. Nehmt und tragt ihn in die Halle des Häuptlings. Ihr sollt von nun an nicht mehr in die Tiefen des Waldes gehen, um da Eure Feste mit geheimnisvollen schändlichen Gebräuchen zu feiern, Ihr sollt sie zu Hause haben in Frohsinn und mit Gesängen und Gebräuchen, die die Liebe Euch lehren wird. Die Donnereiche ist gefallen, und ich glaube, der Tag wird kommen, an dem es in ganz Deutschland kein einziges Haus mehr geben wird, in dem sich die Kinder nicht um den grünen Weihnachtsbaum sammeln und glücklich sein werden in der heiligen Christnacht."

Sie nahmen den kleinen Tannenbaum von seinem Platze und trugen ihn in heiterem Zuge zum Rande der Lichtung und legten ihn auf den Schlitten. Die Pferde warfen die Köpfe auf und zogen mutig ihre Ladung, als ob die neue Last den Schlitten erleichtert habe.

Als sie zu Gundlars Hause kamen, befahl er ihnen, die Tore der Halle weit zu öffnen und den Baum in die Mitte zu stellen. Sie zündeten Lichter unter den Zweigen an, so daß schließlich der Baum vollständig von Leuchtkäfern umschwirrt schien. Die Kinder umgaben voll Staunen den wundersamen Tannenbaum, dessen süßer balsamischer Duft die Halle erfüllte.

Später stellte sich Winfried neben Gundlars Stuhl auf den erhöhten Platz und erzählte die Geschichte von Bethlehem, von dem Kinde in der Krippe, von den

Hirten auf dem Felde und den himmlischen Heerscharen und ihrem Lobgesang. Alle lauschten und versanken entzückt in Stillschweigen.

Aber der Knabe Bernhard auf Irmas Schoß, zärtlich von ihren Armen umschlossen, wurde ruhelos; als die Geschichte lange dauerte, fing er an, leise in seiner Mutter Ohr zu schwatzen.

„Mutter," flüsterte das Kind, „warum schriest du so laut, als der Priester mich nach Walhalla senden wollte?"

„Still, mein Kind!" antwortete die Mutter und preßte den Knaben fester an sich.

„Mutter," flüsterte er wieder und legte seine Finger auf die Blutstropfen an ihrem Halse, „sieh, auch dein Kleid ist rot! Was sind das für Flecken, hat dich jemand verletzt?"

Die Mutter schloß ihm den Mund mit einem Kusse.

„Sei still, Lieber, und höre zu!"

Der Knabe gehorchte. Seine Augen wurden schwer von Schlaf. Aber er hörte die letzten Worte Winfrieds, als er von den Engelsboten sprach, die singend die Hügel von Juda umflogen. Das Kind lauschte voll Staunen, halb träumend. Plötzlich wurde sein Gesicht strahlend. Es drückte wieder seine Lippen an Irmas Wangen und flüsterte ganz leise:

„O, Mutter, sprich nicht. Hörst du sie? Jene Engel sind wieder gekommen. Sie singen hinter dem Tannenbaum!"

Und viele behaupten, daß dem wirklich so war. Andere aber sagen, daß Gregor und seine Gefährten am unteren Ende der Halle die Weihnachtshymne sangen:

Ehre sei Gott in der Höhe
Und Friede auf Erden
Und dem Menschen ein Wohlgefallen!

Paul Knötel: Opfer.

Aus der Geschichte einer Familie.

(Fortsetzung.)

Da ich selber nicht lesen kann, habe ich, als ich wieder zu meiner Kompanie stieß, meinen Herrn Hauptmann gebeten, nachzusehen, was darin stände. Der Herr hat mit großer Mühe herausgebracht, daß auf einer Seite Ihr Name und Wohnort steht. Da habe ich mich gefreut, daß ich Ihnen das Vermächtnis Ihres Sohnes werde geben können, da ich ja auch hier aus der Gegend stamme. Aber ich habe es noch lange mit mir herumtragen müssen. Denn bald darauf bin ich in Thüringen schwer an Nervenfieber erkrankt und habe im Lazarett in Erfurt auf den Tod gelegen, bis sie mich dann endlich als untauglich am Anfang dieses Monats entlassen haben. So bin ich hierher gekommen.

Was der freundliche Mann mir sonst noch erzählet hat, kann ich übergehen, mein lieber Enkelsohn. Du zweifelst wohl nicht, daß das letzte Wort Deines Vaters, das der Landwehrmann nicht mehr verstanden hat, der Name Deiner lieben Mutter gewesen ist. So sind sie denn beide, indem jeder des anderen liebend gedachte, in die Ewigkeit eingegangen, und die Liebe hat den Tod überwunden.

Könnte ich doch alles das, was ich hier niederschreibe, Dir selbst erzählen und wie ein Samenkorn in Dein Herz legen, aber Du bist jetzt noch ein kleines, unmündiges Knäblein. Wenn Du diese Zeilen lesen wirst, weiß ich nicht, ob Du sie schon verstehst; das weiß nur der liebe Gott. Aber, so er will, wird die Zeit kommen, da Du es verstehst. Dann denke daran, daß Dein Großvater diese Worte über Deine Eltern geschrieben hat und daß es nur die Wahrheit ist, wenn er sein eigen Kind und Schwiegerkind also gelobt hat. Strebe darnach, ihnen gleich zu werden und Deine Pflichten gegen alle Menschen und gegen das Vaterland so zu erfüllen, wie beide es getan haben in ihrem nur allzu kurzen Leben. Dann wird, wie das ihre, auch Dein Andenken bei den Menschen gesegnet sein. Und so will ich diese Nachrichten von Deinen Eltern schließen mit dem Segenswort der heiligen Schrift: Der Herr segne und behüte Dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dich und gebe Dir seinen Frieden. Amen.

Joachim Werner,

Kgl. Kriegs- und Domänenrath a. D.

2.

— — Der Jüngling schlug die letzte Seite um; dann wurde es stille im Zimmer. Denn auch die alte Frau hatte die fleißigen Hände müßig in den Schoß gelegt und schaute mit unsicherem Blicke wie verloren vor sich hin. Hans aber erhob sich plötzlich und eilte in sein daneben liegendes Zimmer, in dem er an der Tür das elektrische Licht andrehte. Dann trat er schnell vor sein Bett und betrachtete die Bilder der beiden lieben Menschen, seiner Urgroßeltern. Lange stand er so da, als ob er im Innern Zwiesprache mit ihnen hielte. Zum ersten Mal in seinem Leben war die Vergangenheit lebendig geworden und hatte den Staub und die Verwesung eines Jahrhunderts siegreich überwunden. Und unbewußt zog es durch seine Seele, daß er Blut war vom Blut derer, die in jugendlicher Schönheit vor ihm im Bilde standen. Endlich riß er sich los und eilte zur Großmutter zurück, nahm neben ihr auf dem Sofa Platz und drückte mit seiner kräftigen Rechten die zittrigen Hände der Greisin.

„Großmutter, ich danke dir, daß ich das lesen durfte, aber," und er schaute sie flehend an, „nun mußt du mir auch vom Großvater, deinem Manne, erzählen; jetzt möchte ich gern alles von meinen Vorfahren wissen. Wie mag es wohl kommen, daß ich an all das niemals gedacht, niemals darnach gefragt habe?" Über das Gesichte der alten Frau huschte es bei der Bitte des Enkels wie ein trüber Schatten, aber schon im nächsten Augenblicke sprach sie in ihrer liebevollen Weise: „Für heut ist es genug, mein Hans, es ist schon spät, und morgen muß ich wieder zeitig aufstehen. Später werde ich dir vielleicht davon erzählen. Jetzt sieh zu, daß du mit dem fertig wirst, was du heut gehört hast. Gute Nacht, mein Jung," und sie drückte aufstehend dem noch Sitzenden einen Kuß auf die Stirn. Da mußte auch er sich erheben. „Gute Nacht, Großmutter, nochmals herzlichen Dank."

Fertig werden mit etwas! Hans verstand das Wort zuerst nicht recht. Dann aber dachte er an seinen Vater, an den, dem er das Leben verdankte. Und er dachte an die Schulkameraden, mit denen er vertraulich verkehrte. Wie standen doch die zu ihren Vätern, und er? War es nicht, als ob zwischen ihnen eine Scheidewand stände, die sie trennte, ein tiefer Graben, über den er nicht hinüberkönnte zu dem, der ihm nach Naturgesetz der Liebste und verehrungswürdigste Mensch sein sollte. So wurde es ihm zum ersten Mal ganz klar, daß er an etwas zu tragen hätte, und er verstand das Wort der Großmutter: Fertig werden mit etwas. Würde er je fertig werden mit dieser Last, die ihn auf einmal so schwer bedrückte. Und vor seinen Augen stand das Verhältnis zwischen Ahn und Großvater, das er heut aus den Zeilen des alten Herrn kennen gelernt hatte. Eine heiße Sehnsucht stieg in dem Jüngling auf, daß er ebenso mit seinem Vater stünde! Die lebendige Gegenwart und die lebendig gewordene Vergangenheit zogen durch seine Sinne und vermischten sich mit einander, und der Jüngling meinte, daß er in dieser Nacht schwer den gewohnten schnellen Schlummer finden werde. Aber die

Jugend machte bald ihr Anrecht geltend, und nicht lange dauerte es, da schlief Hans, während die Ahne, noch lange wachend, in die Finsternis starrte. Auch ihr war die Vergangenheit heut wieder auferstanden und machte ihr das Herz schwer. Und dazu gesellte sich die bange Frage, was sollte sie dem geliebten Enkel erzählen, wenn er wieder bittend an sie heranträte. Durfte sie ihm das alles offenbaren, war er nicht noch ein Kind? So rang sie mit sich selbst, bis auch ihr nach bangen Stunden der Schlaf als Erlöser kam.

Strahlende Sonne am Morgen läßt manchen das Trübe vergessen, das im Dunkel der Nacht den Schlummer von seinem Lager fernhalten wollte, denen aber, die, durch lange Leidensjahre geschritten, nicht vergessen können, bringt er doch einen Hauch von Freude und verklärt das Leid. So war es auch bei der alten Frau, als sie sich am nächsten Tage schon zeitig erhoben hatte und durch das Zimmer ging, in dem der Enkel noch in tiefem Schlummer lag. Wie sie ihn so sah in seiner Kraft und Jugend, da konnte sie nicht anders, sie mußte stehen bleiben und ihn, der schon so lange die Mutter entbehrte, anschauen mit dem Blick der Mutterliebe. Und ihre Augen gingen hinauf zu dem Gattenpaare über dem Bette in seiner strahlenden Schönheit. Wie glich doch ihr Hans dem Helden aus dem Freiheitskriege, nur das Blond seines Haares unterschied ihn von dem Ahn. Aber noch etwas fiel ihr bei dem Schlafenden besonders auf: der herbe Zug um den Mund, der so gar nicht zu dem sonnigen Antlitz des Jünglings zu passen schien. Ja, sie kannte den Zug wohl. Am Antlitz ihres Gatten hatte sie ihn zuerst gesehen, und dann hatte er sich bei ihrem Sohne, als er zum Manne heranwuchs, immer mehr ausgebildet — und noch erinnerte sich die alte Frau, wie sie es mit Schmerzen wahrgenommen hatte — und nun war auch ihr Enkel damit gezeichnet. Da stiegen wieder graue Wolken in dem Herzen der Greisin auf und verdüsterten den hellen Tag da draußen. Und trüben Sinnes schritt sie ans gewohnte Tageswerk.

Bis dann der Enkel kam, fröhlichen Antlitzes, ohne jenes Erbteil von Vater und Großvater um den Mund, und der Ahne, freundlich lächelnd, guten Morgen bot. So zeigte das Frühstückszimmer ein Bild holden Friedens. Hier wurde das leichte Tagewerk des Jünglings besprochen: ein Spaziergang mit seinem besten Freunde nach dem benachbarten Dorfe Kunzenwalde, dann das Mittagbrot, nach Tisch die selige Ruhestunde auf dem Sofa — heut sollte der neue Roman von Walther Bloem begonnen werden — und dann nach dem Kaffee die gewohnte Tennispartie im Stadtpark. Käte Schmidt würde nach ihrer Rückkehr von der Sommerreise am heutigen Tage zum ersten Male wieder mit beim Spiele sein. Wie sein Gesicht dabei strahlte, und die Großmutter lächelte so innig — schöne Zeit der ersten Liebe — der gute, dumme, liebe Junge! Und endlich —

„Nicht wahr, Großmutter, heut abend — — ?"

Nun trübte sich wieder ihr Blick, und die bange Frage stieg wieder in ihr

auf: Durfte sie dem Jüngling das alles sagen; wie würde er es aufnehmen, war er schon reif genug dazu?

So schwieg sie. Erwartungsvoll blickte Hans die Großmutter an. Plötzlich stand er auf, trat zu der Greisin und legte, wie er es früher gewohnt gewesen, seinen rechten Arm um ihren Hals, sein Gesicht an die welke Wange:

„Großmutter, warum willst du nicht? Ich bin doch kein Kind mehr. Und —" er stockte, dann raffte er sich zusammen, „und ich meine, ich würde so manches verstehen, wenn ich meine Vorfahren kännte, auch", und wieder versagte ihm fast das Wort, „Vater."

Plötzlich wandte die Greisin ihr Antlitz und schaute ihm erstaunt in die Augen. Was war mit ihrem Herzensjungen vorgegangen? Gestern erst hatte sie es wieder gehört, wie es ihrem Schwiegervater so schwer gefallen war, sich offen jemandem anzuvertrauen, und wäre es selbst der eigene Vater. Von ihrem eigenen Manne, von ihrem Sohne und auch von dem Enkel wußte sie es nur zu gut, daß sie dieses Erbteil der Werner besaßen. Es mußte gewaltiges im Herzen des Enkels vorgegangen sein, daß er dieses Bekenntnis machen konnte. Doch nun war der Damm gebrochen, und über die Lippen Hansens kamen stoßweise die Worte:

„Ich weiß doch, daß mein Vater so anders ist wie die Väter meiner Kameraden. Es ist mir oft, als müßte ich vor ihn hintreten und ihn bitten: Vater, hab' mich doch lieb. Ich will ja alles tun, was du von mir willst. Aber, wenn ich dann sein Gesicht sehe, sein Auge, wie es auf mir ruht, verstummt alles in mir, und ich schleiche zurück, als ob ich bei etwas Bösem ertappt wäre. Wenn er zu mir spricht, immer dieses ewige: Arbeite, sei fleißig, und niemals ein Wort der Zufriedenheit, wenn ich mir wirklich Mühe gegeben habe. Das halte ich nicht mehr lange aus. Und wenn ich das Examen nicht bestehe! Großmutter, dann weiß ich nicht, was ich machen soll — dann — — "

Und Hans brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Leise, besänftigend strichen zwei welke Hände über das Haar und die Wangen des Jünglings.

„Mein Junge, sei ruhig. Es wird noch alles, alles gut werden. Und auch die Schatten werden schwinden. Ihr werdet Euch beide finden, dein Vater und du. Er ist gut, ich weiß es. Und damit du ihn verstehen lernst, so will ich dir heut abend von deinem Großvater erzählen, und — leise setzte sie es hinzu — vielleicht auch von deinem Vater. Dann wirst du ihn verstehen." — — —

Der Abend kam. Blutigrot war die Sonne untergegangen über der schweigenden Heide im Westen der Stadt und hatte nur ein paar schmale Wolkenstreifen mit ihren sterbenden Strahlen vergoldet. Sonst spannte sich der wolkenlose Himmel über das schlummernde Land, und allmählich traten die Sterne aus dem Dunkel seiner Wölbung hervor und ließen ihren schwachen Lichtschein erstrahlen. Und wie der Himmel, so war auch des Jünglings Antlitz wolkenlos, als er nach dem Abendessen das Zimmer der Großmutter betrat. Jugendsinn überwindet leicht, was im Augenblick unüberwindbar erscheint. Wie draußen am Abendhimmel

ein Stern nach dem anderen aufgegangen war, so war ja auch für Hans heut ein Stern wieder aufgegangen, und sein lichter Glanz strahlte tief in seinem Herzen. Wie sie ihm heut entgegen getreten war, die Käte, so befangen, über und über rot im Gesicht, und wie sie ihm dann die Hand gereicht hatte. Da war alles Leid und Weh in ihm geschwunden. Zuerst die Tennispartien und dann — dann hatte es sich gefügt, daß er sie auf dem Nachhausewege allein begleiten durfte. Was sie da gesprochen, das war Alltägliches gewesen, von der Sommerreise Kätes natürlich; sie war zum ersten Mal in diesem Jahre auf der Schneekoppe gewesen, sie hatte dort einen herrlichen Sonnenaufgang gesehen u. s. w. Und doch, das alles dünkte ihm schönste Musik, die melodisch in seiner Seele nachhallte, als er sich jetzt zu der Greisin setzte, die wieder in ihrer geliebten Sofaecke saß und die Nadeln des Strickzeuges bewegte.

Noch einmal schaute sie in des Jünglings Augen und sah, daß der Frohsinn wieder aus ihnen leuchtete. Da bewegte sie, als ob sie es sich selbst zufrieden bezeugen wollte, ihr Haupt ein wenig und begann:

„Gestern hat dein wohlgelehrter Urgroßvater hier zu dir gesprochen und hat dir von sich und den Seinen erzählt. Wie wird da deine alte dumme Großmutter bestehen wenn sie von deinem Großvater berichten soll. Und wenn ich das soll — ich habe, es dir ja versprochen — dann muß ich zuerst von mir selbst erzählen und von dem Nest, in das mich der liebe Herrgott einst gesetzt hat. Das erzähle ich dir auch am allerliebsten. Denn wenn es auch klein war und wir uns drücken mußten, um einander nicht zu stoßen — Puffe hat 's aber genug gesetzt, — so war es doch lieb und heimlich, und die liebe Sonne schien von oben hell hinein in unsere Augen und in unsere Seele. Da wurden auch diese hell. Du glaubst es gar nicht, Hans, was für eine Heiterkeit in unseren vier Wänden herrschte — und wie die Augen der Eltern und meiner Schwestern strahlten. Und wenn du heut in meine trüben zwei Augen schaust, dann kannst du dir auch gar nicht vorstellen, wie hell auch sie leuchteten. Du lachst vielleicht über die Eitelkeit der alten Frau, mein Junge. Ach du lieber Gott, was sollt' ich heut noch eitel sein! Aber damals war ich es wirklich und habe mit meinen törichten Augen oft genug in den Spiegel über unserer alten Kommode geschaut. Groß war er ja nicht und teuer auch nicht. Aber trotz des Sprunges, der mitten hindurch durch das Glas ging, hat er mich immer wieder zu sich gelockt, und daher weiß ich auch, daß du meine Augen hast und auch ein Teil von dem Sonnenschein, der damals in meiner Seele war.

„Du weißt, daß ich aus Langendorf stamme. Dort war mein Vater Hauptlehrer und Kantor und noch dazu Gemeindeschreiber. Das waren meiner Ansicht nach drei große Würden, aber reich haben sie ihn nicht gemacht. Da mußte tüchtig gerechnet werden, daß das Geld reichte, und es hätte wohl nicht gereicht, wenn nicht die Eltern so sparsam gewesen wären und nicht der große Garten hinter der Schule. Der war ein Paradies für uns; was haben wir darin herum getollt. Wir vier Kantorsmädel, die wilden Hummeln, wie uns der Vater nannte. Die

Mutter wollte manchmal schelten, aber Vater sagte immer: „Laß sie nur, das Leben wird ihnen schon die Flügel beschneiden, das kommt früh genug". Ja, ja, er hat recht gehabt; es ist früh genug gekommen. Was ich sagen wollte, bald hätte ich es vergessen, der Garten hat uns mit über Wasser gehalten. Der brachte uns nicht nur selbst so vieles zur Wirtschaft; wir konnten auch noch verkaufen. Wenn die Himbeeren reif waren und die Stachelbeeren, dann nahm die alte Haucken immer eine ganze Anzahl Körbe mit auf ihrem Wagen in die Stadt hinein und auf den Markt. Wenn der Wagen vor unserem Hause stand, davor das alte zottelige Pferd, da waren wir drei Jüngeren — die älteste, die Mine fühlte sich schon zu groß und zu stolz dazu, im Nu oben und wollten mit zur Stadt fahren. Der Vater hätte es wohl erlaubt, aber die Mutter stand schon bald unter der Tür und rief: „Runter, Ihr Gänse, zum Verkauf seid ihr noch nicht fett genug!" und dabei lachte sie über das ganze Gesicht. Aber im Grunde meinte sie, daß es sich für die Kantortöchter nicht passe, auf dem Wochenmarkte zu stehen und zu verkaufen.

„Denn sie war aus der Stadt und hielt gar manches für ihre Mädels nicht für passend. Auch barfuß laufen sollten wir nicht und taten's doch so gern. Wie schön war das doch, wenn es geregnet hatte und die Pfützen im Wege standen. Dann waren im Nu die Schuhe und Strümpfe herunter und patsch patsch ging's ins Wasser hinein. Vater stand dann oft mit der langen Pfeife im Munde unter der Tür und freute sich über sein ganzes Gesicht über seine wilden Hummeln. Dann aber spitzte er wohl auf einmal seine Lippen und pfiff leise — das hieß, die Mutter ist im Anzuge — und hast du nicht gesehen siehste, waren wir um die Ecke herum und zogen uns unter dem offenen Schuppen die Strümpfe und Schuhe wieder an. Wenn es aber Mutter gesehen hatte, dann gab es Schelte, dann regnete es von dummen Gänsen und albernen Fratzen nur so, aber immer lachte sie dabei, und da war es wohl zu ertragen. Gut im Zuge hatte sie uns ja, und wir gehorchten ihr aufs Wort. Das kam daher, weil wir wußten, wie lieb sie es meinte und wie sie in ihrer Sorge für uns alle fast aufging. Auch für den Vater.

„Ja der Vater! Heut, wo ich so alt bin, viel älter als er bei seinem Tode, darf ich es wohl sagen, und er wird es mir nicht übel nehmen, er war immer ein großes Kind. Mit Kinderaugen hat er Zeit seines Lebens in die Welt geschaut und hat gelacht wie ein Kind, das nichts davon weiß, wie böse es oft auf unserer Welt zugeht und wie viele schlimme Menschen es gibt. Sie haben ihm ja auch genug angetan, die Alten und die Jungen. Da schien es wohl manchmal, als ob in seinem Herzen eine Saite riß, aber dann schauten bald darauf seine Augen wieder so kindlich heiter in die Luft hinein, als gäbe es keinen Regen und keinen Sturm, sondern nur eitel Sonnenschein. Ein Lehrer war er wohl, aber kein Pädagoge, wie sie heute sagen: Was er von Pestalozzi und den anderen aus seinen Büchern auf dem Seminar gelernt hatte, das hatte er längst wieder vergessen, aber eine Pestalozzisecle hat er gehabt. Das haben viele seiner Schüler gemerkt und haben ihn lieb gehabt. Aber viele haben blos die Schwäche des Mannes gesehen und allerlei Unfug mit ihm

getrieben. Da bin ich mehr als einmal, wenn die Schule aus war, hinten in die Laube gelaufen und habe geheult wie ein Schloßhund. Er aber hat nur gelacht und hat dann gesagt: „Laßt nur; wenn sie größer werden, werden sie es schon einsehen lernen. Jetzt sind es noch dumme Kinder und wissen nicht, was sie tun". Aber auch die Großen haben ihn geärgert, besonders im Gemeinderat, und hätten ihm manchmal zu gern beschnitten, was die Gemeinde dem Lehrer damals noch als Deputat geben mußte.

„Wenn die Mutter nicht gewesen wäre, sie hätten es wohl mehr als einmal zurückgehalten, und er hätte nichts gesagt. Und wenn er etwas sagte, dann meinte er nur: „Die Dickschädel, an denen ist doch Hopfen und Malz verloren", und damit war es gut. Mancher ganz junge Mensch, der als Adjuvant ein, zwei Jahre im Giebelstübchen hinter dem dichten Weingezweig wohnte, ist später Rektor geworden, mancher sogar Schulrat, Vater aber ist immer Dorfschulmeister geblieben, und das allgemeine Ehrenzeichen hat er schließlich doch nur wegen seiner grauen Haare bekommen, und weil der alte gute Pfarrer Pätzold wußte, was für ein goldiges Gemüt in unserem Vater steckte. Denn als Schulinspektor hat der Pfarrer gar manchmal hinter dem Rücken des Vaters den Kopf geschüttelt, wenn er dem Unterricht beiwohnte. Das hab' ich mehr als einmal gesehen.

„Und doch haben die Jungen und die Mädels beim Vater viel gelernt, nicht bloß Schreiben und Lesen und die vier Spezies, vielmehr für das Leben, und auch wir vier Mädel, die wir nie in eine andere Schule als die Dorfschule gegangen sind, konnten davon Zeugnis ablegen. Ich dank's ihm heut noch, und wenn ich so jetzt mit dir dasitze und von meiner Jugend und dem Elternhause erzähle, da ist mir's, als müßte Vater durch ein Guckloch im Himmel auf uns niederschauen, und er hätte seine vielgeliebte Pfeife im Munde und lächelte mich und dich mit seinem Kinderlächeln an. Ja ja, die Jugend, wo ist die hin?

„Aber ich wollte dir doch von deinem Großvater erzählen, und nun rede ich von solchen alten Geschichten. Der alte Kriegs- und Domänenrat, der alles so schön klar und deutlich hintereinander aufgeschrieben hat, wie du es gestern lasest, hätte wohl nicht gelacht und hätte mich auch nicht so angeschaut, wie seine liebe Karoline. Ach hätte sie doch länger gelebt! Wer weiß, ob ich dann deinen Großvater geheiratet hätte und hier mit dir von diesen alten Sachen jetzt sprechen könnte. Für ihn aber wäre es besser gewesen, sicher viel besser. Aber der liebe Herrgott hat es einmal so bestimmt, und da dürfen wir ihm nicht mit unserem Wenn und Aber in sein Handwerk pfuschen. Deshalb will ich mich auch zusammennehmen und will dir endlich erzählen, wie dein Großvater in unser Dorf gekommen ist.

„So eine Viertelstunde von Kirche, Pfarrei und Schule entfernt lag der Niederhof, dort wo die Straße aus dem Hohlwege herauf auf unser Dorf zuführte. Er lag ganz einsam da. Das Wohnhaus, der Stall und die beiden Scheuern, hinter denen zehn hohe mächtige Pappeln standen. Wenn alles auch nur mit Stroh ge-

deckt war, so sah der Hof doch ganz stattlich aus, d. h. von der Ferne. Nahe herangekommen bin ich als Kind auch; denn vom Hohlwege aus, durch den wir immer zur Stadt gingen, konnte man ihn nicht sehen. Sonst aber machten wir große Umwege um den Hof. Dort war es nicht geheuer. Aber glaube mir, mein Junge, daß wir vor bösen Geistern keine Angst hatten. Die konnten in unserem Schulhause nicht aufkommen, denn hier wurde zu viel gelacht, und das vertragen sie nicht. Aber es gibt schlimmere Dinge wie böse Geister. Und solche schlimme Dinge erzählten sich die Leute vom Niederhofe und seinem Besitzer. Aber das Meiste war doch Klatsch und Tratsch. Damals habe ich das alles geglaubt, wenn auch die Eltern nichts davon wissen wollten. Jetzt aber weiß ich es schon lange, daß der Niederhofbauer und seine Frau und Kinder unglückliche Menschen waren und daß man sie mehr hätte bemitleiden müssen, als sie verdammen. Fünf Kinder haben sie gehabt, alles große und schöne Menschen, aber keines ist über zwanzig Jahre alt geworden, drei sind verunglückt — ich weiß nur noch, daß der eine Sohn, der Karle, eines Tages von den Pferden auf den Hof geschleift wurde; er war tot und sein ganzer Körper zerschlagen. Dann hat sich die älteste Tochter in der Strangawe — das war ein Wasserloch hinter dem Dominium — ertränkt. Kein Mensch weiß warum. Nun war noch die jüngste, die Male, übrig. Die hat schon immer solche überirdische Augen gehabt und hat während der Predigt immer gemurmelt, daß die Leute sich umsahen und verlangten, sie sollte nicht mehr zur Kirche kommen oder sich ganz hinten unter das Chor setzen, damit sie niemanden störe. Da ist dann auch eines Tages der Wahnsinn bei ihr ausgebrochen, und sie hat alles zertrümmert und die Eltern erschlagen wollen. Die haben sich keinen Rat gewußt und haben sie gefesselt und in ihrer Herzensnot und Beschränktheit im Gemüsekeller gehalten, daß sie schließlich wie ein Gerippe ausgesehen haben soll. Durch einen Knecht ist es rausgekommen, und sie haben dann die Male ins Irrenhaus gebracht, die Eltern aber sollten vor Gericht, die armen Leute. An dem Tage, wo sie die Vorladung bekommen haben, ist die Frau auch in die Strangawe gegangen, und da war nun der unglückliche Mann allein übrig. Vorm Gerichte ist er freigesprochen worden, weil er nicht zurechnungsfähig wäre. Er gehöre auf eine Anstalt, hat der Kreisphysikus gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

„Weitere Zuspitzung der allgemeinen Wirtschaftskrisis", das ist das Signum für den letzten Monat des Jahres 1919. Dabei ist immer noch nicht abzusehen, wann der Höhepunkt dieser Krisis erreicht sein wird. Auf jeden Fall steht aber fest, daß die immer weiter wachsende Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse die schwersten Gefahren für das Volksganze in sich birgt. Diese Gefahren wachsen auf allen Gebieten gewaltig an und es ist bezeichnend für die nach wie vor rückständige Entwicklung eines bedeutenden Volksteiles, der an diesem Zusammenbruch rein nur Parteikapital herausschlagen will, so z. B. die Auseinandersetzungen über Republik und Monarchie. Aus diesem Grunde ist es insbesondere größte Notwendigkeit, daß endlich eine neutrale Wirtschaftswissenschaft das Zepter ergreifen möge, damit doch, wenn auch nur allmählich, der Zukunft bessere Wege bereitet werden können.

Die verheerende Wirkung der Zwangswirtschaft zeigt sich insbesondere bei der Landwirtschaft, zwar für den Landwirt weniger, als für die Volkswirtschaft. Die Gewährung immer wieder neuer und erhöhter Prämien soll letzten Endes den Anreiz zu schnellen und erhöhten Ablieferungen bieten. Über den allgemeinen Saatenstand wird berichtet: Der nach dem 20. November eingetretene Wechsel der Witterung hat dazu beigetragen, daß die schlimmsten Befürchtungen hinsichtlich der Vernichtung der Hackfruchternte in vielen Bezirken nicht eingetroffen sind, doch ist der Osten stellenweise schwer heimgesucht. Die mehrwöchige Dauer des Tauwetters hat die Aufnahme der Feldarbeiten und die Bergung der Reste der Kartoffelernte sowie der Futter- und Zuckerrübenernte zum großen Teile ermöglicht. Auch hat noch in weiten Gebieten die verspätete Aussaat von Wintergetreide, besonders Weizen stattgefunden. Immerhin ist auch heute noch ein erheblicher Teil der normalen Anbaufläche, besonders bei Weizen, unbestellt geblieben. Aus Württemberg meldet ein Berichterstatter, daß die hohen Hafer- und Bohnenpreise manchen Landwirt veranlassen, diese statt Brotkorn zu bauen. Wenn auch die Wintersaaten, besonders die frühbestellten nach dem Schmelzen der Schneedecke vielfach noch ein leidliches Aussehen zeigen, so wird doch häufig, besonders aus dem Osten mitgeteilt, daß ihr Stand zu wünschen übrig lasse und nicht so günstig sei, als zu derselben Zeit des Vorjahres. Die späten Saaten sind oft überhaupt noch nicht aufgelaufen, und die aufgelaufenen sind zum großen Teil schwach bestockt. Doch fehlt es auch nicht an Meldungen, daß die Saat unter der Schneedecke aufgeggangen sei.

Im Kohlenbergbau ist erklärlicherweise durch die Verkürzung der Arbeitszeit momentan ein Rückgang der Förderung eingetreten. Im No-

vember ist die Förderung der Ruhrkohlenzechen nach vorläufiger Feststellung auf annähernd 6,1 Million Tonnen zurückgegangen gegen 6,94 Tonnen im Vormonat. Der Rückgang ist lediglich eine Folge der geringeren Zahl von Arbeitstagen im November, der fast 4 Arbeitstage weniger zählte als der Oktober. Die arbeitstägliche Förderung betrug im November durchschnittlich rund 260 000 Tonnen gegen 247 000 Tonnen im Oktober. In den Monaten Oktober und November des Vorjahres stellte sich die Förderung auf 8,46 bezw. 6,26 Millionen Tonnen Der Eisenbahnversand, der im Oktober 3,86 Millionen Tonnen betragen hatte, stieg im November auf annähernd 4 Millionen Tonnen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Verkürzung der Arbeitsschichten den Hauptgrund für die Verringerung der Förderung bildet. Die absolute Arbeitszeit unter Tage ist gegen die Zeit vom Herbst 1918 um 20% verringert. Dieser Ausfall ließe sich nur durch 2 Momente ausgleichen: durch Hebung der psychischen und physischen Arbeitsfähigkeit des Arbeiters, ferner durch Angleichung der technischen Einrichtung an die gehobene Intensität (höhere Förderung in der gleichen Zeiteinteilung). Bisher war es nicht möglich, diesen beiden Gesichtspunkten Rechnung zu tragen. Immerhin ist eine erfreuliche Hebung der Gesamtförderung zu konstatieren. Während im ersten halben Jahr 1919 die durchschnittliche monatliche Förderung nur 55% von der des Jahres 1913 betrug, hat sie im Oktober 72%, im November 80% betragen. Trotz verringerter körperlicher Leistungsfähigkeit des Arbeiters kommt die Nettoleistungsfähigkeit des Arbeiters unter Tage pro Kopf und Stunde der von 1913 annähernd gleich. Bekanntlich ist abermals auch wieder eine Erhöhung der Kohlenpreise eingetreten. Sie berechnen sich jetzt nach einer Zusammenstellung der „Köln. Zeitung" wie folgt pro Tonne (ab April 1918 mit Kohlensteuer, ab Januar 1919 auch mit Umsatzsteuer):

	April 1918	Januar 1919
Fettkohlen	24,30—26.10	41,80—43,10
Gaskohlen	26,10—28,20	43,10—45,20
Magerkohlen	23,40—26,10	40,10—43,10
Koks	32,40—34,80	58,90—60,10
Briketts	25,70—30,50	43,95—48,75

	Oktober 1919	Dezember 1919
Fettkohlen	77,90— 79,70	86,90— 88,70
Gaskohlen	79,70— 81,80	88,70— 90,80
Magerkohlen	77,00— 78,00	86,10— 88,70
Koks	113,15—114,85	126,65—127,85
Briketts	93,95— 98,75	104,95—109,70

Auch die Eisenindustrie hat im Dezember ansehnliche Preissteigerungen zu verzeichnen, die unter der Devise „Anpassung an die Weltmarktpreise" vor sich gehen. Der Umfang der Preiserhöhungen geht aus einer Tabelle hervor, die die „Deutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht:

	Dezemb. 1919	Oktob. 1919	August 1919	bei Kriegsbeginn
Rohblöcke	1430	755	555	90
Vorblöcke	1465	790	590	95
Knüppel	1500	825	625	102,50
Platinen	1505	830	630	105,—
Stabeisen	1745	995	745	14
Walzdraht	2000	1200	850	127,50
Grobbleche	2235	1185	860	100,—
Mittelbleche	2520	1320	995	—
Feinbleche	2585	1385	1010	125
Bandeisen	1925	1100	825	—

Über den Stand des Arbeitsmarktes wird berichtet: Die Lage des Arbeitsmarktes hat sich im Berichtsmonat weiter verschlechtert. Die Arbeitslosigkeit ist wiederum gestiegen. Nach den Feststellungen von 31 Fachverbänden, die für 4 538 921 Mitglieder berichteten, waren im November d. J. 131 193 Mitglieder oder 2,9 v. H. arbeitslos. Im Vormonat wiesen 32 Fachverbände eine Arbeitslosenzahl von 110 626 oder 2,6 v. H., im November 1918 31 Fachverbände eine solche von 26 144 oder 1,8 v. H. auf. Die Arbeitslosigkeit hat sich demnach sowohl gegen den Vormonat

als auch gegen das Vorjahr erheblich verstärkt. Von den größeren Fachverbänden verzeichnete der Bauarbeiterverband infolge teilweiser Aussetzung der Bautätigkeit die größte Zunahme der Arbeitslosigkeit von 1,9 im Vormonat auf 4,7 v. H. im November. Stark zugenommen hat sie auch beim Fabrikarbeiterverband (von 1,8 auf 3,2 v. H.). Eine Abnahme der Arbeitslosigkeit ließ sich beim Textilarbeiterverband (von 7,4 auf 6,5 v. H.) und beim Transportarbeiterverband (von 2,6 auf 1,1 v. H.) feststellen. Die Zahl der unterstützten Erwerbslosen erhöht sich am 1. Dezember auf 388 300 Personen, darunter 291 501 männliche und 96 799 weibliche Personen. Im Zusammenhange mit der größeren Arbeitslosigkeit und der bedeutenden Zahl der Erwerbslosen hat sich die Zahl der Arbeitsgesuche stark erhöht, während die Zahl der offenen Stellen vorwiegend in den im Freien ausgeübten Berufen (Baugewerbe, Landwirtschaft, Industrie der Steine und Erden, auch Notstandsarbeiten) stark zurückging. Auf je 100 offene Stellen kamen im November d. J. nach der Statistik der Arbeitsnachweise 173 Arbeitsgesuche männlicher und 129 Arbeitsgesuche weiblicher Personen gegen 150 bezw. 115 im Vormonat und 74 bezw. 101 im November 1918. Den größten Andrang der Arbeitsuchenden wies nach wie vor der Handel, das Nahrungsmittel- und Spinnstoffgewerbe auf, wo die Andrangsziffer der männlichen Personen zwischen 456 und 329 (im Vormonat 430 und 277) und diejenigen der weiblichen Personen zwischen 354 und 169 (im Vormonat 287 und 169) schwankte. Bemerkenswert ist die starke Erhöhung der Andrangsziffer weiblicher Personen im Spinnstoffgewerbe (354 gegen 287 im Vormonat) und der Rückgang derselben im Handelsgewerbe (261 gegen 287 im Vormonat). Das Spinnstoffgewerbe hat also trotz der etwas besseren Rohstoffversorgung infolge der Kohlennot Arbeitskräfte entlassen müssen. In der Metallverarbeitung, die hauptsächlich männliche Arbeitskräfte beschäftigt, ist der Andrang derselben von 265 im Vormonat auf 293 im November gestiegen. Auch in der Landwirtschaft, die die Hackfruchternte infolge der starken Schneefälle zum Teil unterbrechen mußte, glich der Andrang männlicher Personen erstmalig der Zahl der angebotenen Stellen, während weibliche Arbeitskräfte nach wie vor stark gesucht werden (Andrangsziffer wie im Vormonat 44.)

Am Geldmarkt hat der Reichsfinanzminister mit der Sparprämienanleihe keinen sonderlichen Erfolg erzielen können. Im übrigen haben sich hier die Verhältnisse allgemein weiter verschlechtert, was zum Teil wohl auch mit auf die immer brennender werdende Steuerfrage zurückzuführen ist.

Die immer kritischer werdende Preisgestaltung am allgemeinen Warenmarkt läßt in den weiten Kreisen der Arbeiterschaft den Gedanken hochkommen, eine Reform des Lohnsystems durch eine gewisse Elastizität zwischen Löhnen und Preisen vorzunehmen. Leider hat man zu dieser Angelegenheit es bisher versäumt, eine objektive und umfassende Preisinderstatistik zu führen, was ja nunmehr von seiten des Reichs nachgeholt werden soll, was aber unmöglich gleich in der Praxis brauchbare Unterlagen bieten kann.

Geschichtliche Rundschau XII.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Mittler & Sohn in Berlin ist das Buch des zweiten Chefs des Generalstabes erschienen, der

das deutsche Heer im Weltkriege geführt hat: Erich v. Falkenhayn: „Die Oberste Heeresleitung 1914—16." Kurz nach der Marneschlacht verschlimmerte sich die Krankheit des ersten Chefs des Generalstabes v. Moltke derart, daß es ihm unmöglich wurde, weiterhin die aufreibende Arbeit zu leisten, die diese oberste Stelle in der Leitung der deutschen Heere erforderte. An seine Stelle ernannte der Kaiser den General v. Falkenhayn zum Chef des Generalstabes, der diesen Posten fast zwei Jahre hindurch bis Ende August 1916 innegehabt hat. Diese beiden Jahre bilden den Stoff dieses Buches. Selbstverständlich will und kann der Verfasser keine umfassende Geschichte dieser beiden Kriegsjahre geben, nur ein Ueberblick über die Gesamtheit der Ereignisse konnte es sein, eine Darlegung des großen Gedankens der Heeresleitung, die auf Einzelheiten, einzelne Schlachten und Gefechte, nicht näher eingeht, sondern nur den großen Leitgedanken wiedergibt, der durch die Operationen der verbündeten deutschen und österreichischen Heere zieht. Aus Falkenhayns Buch ersieht man so recht, mit welchen Schwierigkeiten die Oberste Heeresleitung zu kämpfen hatte, sowohl nach außen wie leider auch nach innen, daß sich lange nicht alles so glatt und einfach abspielte, wie es sich der Unbeteiligte nach der Darstellung seines Leib- und Magenblattes vorstellte, oder wie der Bierhausstratege es am Stammtische den aufmerksam lauschenden Kumpanen mit pompöser, siegesgewisser Geste entwickelte. Besonders kraß und unangenehm tritt das schlechte Verhältnis zu dem österreichischen Bundesgenossen zu Tage, eine Tatsache, die dem Eingeweihten schon lange kein Geheimnis war und auch von dem Fernerstehenden wohl geahnt wurde, ohne daß er jedoch ihre Schwere und Gefahr in der richtigen Weise hätte übersehen können. Auf Schritt und Tritt sehen wir beim Lesen des Falkenhaynschen Buches, wie die österreichische Heeresleitung — deren innere Schwierigkeiten keineswegs von uns unterschätzt werden — stets zu Extratouren geneigt war, überall deutsche Hilfe erforderte und ängstlich nach deutschen Truppen schrie, wenn sie an irgend einer Stelle angegriffen wurde. Daß diese ewige Unterstützung der deutschen Obersten Heeresleitung manche Unannehmlichkeiten bereitete, manche Unternehmung, die im Interesse der Gesamtkriegsführung lag, vereitelte, ist ja bekannt; die Darlegungen des Verfassers bestätigen sie nur leider allzusehr. Wenig sympathisch berührt auch eine andere Sache in Falkenhayns Buch, die rein subjektiver Natur ist: die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Feldmarschall von Hindenburg. Es wäre vielleicht ratsam gewesen, wenn der Verfasser die zwischen ihm und dem Feldmarschall gewechselten Briefe und Telegramme über die Operationen im Osten noch nicht in diesem Buche im Original veröffentlicht hätte; sie geben seinen Ausführungen vielfach den Anstrich einer allzu subjektiven Rechtfertigungsschrift, deren Wert natürlich lange nicht dem einer objektiven Darstellung gleichkommt, die zu geben der Verfasser mit seinem Buche doch beabsichtigt hat. Trotzdem bleibt das Falkenhaynsche Buch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des großen Krieges, ein Beitrag, der für Fachmann und Laien in gleicher Weise von Interesse sein wird. —

Ein anderer wertvoller Beitrag zur Kriegsgeschichte ist der im Verlage von August Scherl (Berlin) erschienene „Bericht zur Marne-Schlacht" des Generalfeldmarschalls v. Bülow. Diese Schlacht, die der entscheidende Wendepunkt des Weltkrieges genannt werden kann, hat bereits eine reiche Literatur hervorgerufen, die sich mit der Frage

beschäftigt hat: wer oder was ist für diesen verhängnisvollen Mißerfolg verantwortlich? Mancherlei Gründe sind angeführt worden, um diese Frage zu lösen, die einen schieben diesem oder jenem Heerführer die Verantwortung zu, die anderen sehen die Ursache dieses bedauerlichen Rückschlages in der unglückseligen Verkettung einer Reihe von Umständen und Ereignissen, für die den einzelnen zur Rechenschaft ziehen zu wollen falsch und ungerecht wäre. Der Verfasser, der in diesen verhängnisvollen Tagen der Führer der II. und zeitweise auch der I. deutschen Armee war, die auf dem rechten Flügel des deutschen Heeres aus Belgien den zurückgehenden feindlichen Truppen über die Maas folgte, veröffentlicht in dieser kleinen, mit sieben Karten ausgeschmückten Schrift den Bericht, den er im Dezember 1914 über die Marne-Schlacht und die ihr vorausgehenden Operationen seinem obersten Kriegsherrn, dem Kaiser, eingereicht hat. Es ist eine militärisch knappe, kurz und völlig sachlich gehaltene Darstellung der Ereignisse bei der II. Armee von ihrem Einmarsch in feindliches Gebiet ab bis zum Abschluß der sich aus dem Rückzuge von der Marne ergebenden Operationen, ein klares, rein militärwissenschaftlich gehaltenes Bild, das dem Laien vielleicht durch seine rein sachlichen, kalten, unausgeschmückten Ausführungen nicht allzusehr gefallen mag — denn als „Kaffeelektüre" ist das Buch nicht geeignet und auch wohl nicht geschrieben —, für den Historiker und Militär jedoch von unschätzbarem Werte ist. Vielleicht ließe es sich ermöglichen, daß einer 2. Auflage des Werkchens wenigstens eine Erläuterung der zahlreichen Abkürzungen militärischer Ausdrücke, die für den Nicht-Militär vielfach unverständlich sind, beigegeben wird.

* * *

So erwünscht es ist, Klarheit über alles zu erlangen, was mit dem Weltkriege zusammenhängt, der für das deutsche Volk einen so unglücklichen Ausgang genommen hat, auch dieses Streben nach Wahrheit und Klarheit hat Grenzen, die ihm eine weise Politik setzt. Die deutsche Regierung, d. h. diejenige, die nach dem Zusammenbruch des alten Regimes deren Erbe übernommen hat, tut ihr Möglichstes, um diesem „Wunsche" entgegenzukommen, der allerdings sehr oft, vielleicht öfter die stillen Wünsche unserer Feinde erfüllt als den des deutschen Volkes; sie öffnet die Archive in der Ansicht, aus ihnen die reine Wahrheit zu erfahren, sie setzt Untersuchungsausschüsse ein, die sehr an die alten Inquisitionsgerichte erinnern, kurz, was nur geschehen kann, geschieht, um die Ursachen — man meint sogar: die „wahren" Ursachen zu ermitteln und klarzulegen, die zu diesem unseligen Kriege geführt haben, der die gesamte Welt in Brand gesetzt und Deutschland von seiner einstmaligen Höhe, auf die ein Friedrich der Große, ein Stein und Bismarck es gehoben hatte, jäh herabgeschmettert hat. Bereits kurz nach der Revolution beauftragte die neue Regierung Karl Kautsky, der als sozialdemokratischer Schriftsteller einen guten Ruf genoß, mit der Sammlung und Ordnung sämtlicher Aktenstücke, die sich über den Ausbruch des Krieges in den Archiven des Auswärtigen Amtes befanden. Sie sollten dem deutschen Volke, das angeblich nach Wahrheit und Klarheit lechzte, dem es in Wirklichkeit aber in seiner Gesamtheit ziemlich gleichgültig war, wer die Schuld an dem Weltbrande hatte, sondern das lieber etwas für den Magen haben wollte als die ewige geistige Nahrung, die nicht in der Lage ist, die seit Jahren fehlenden, zur Ernährung erforderlichen Wärmekalorien zu ersetzen, diese gesammelten Dokumente sollten dem

deutschen Volke Aufschluß geben über den wahren Gang der Ereignisse kurz vor dem Ausbruche des Krieges, sollte ihm eine „objektive" Darstellung bieten von den Verhandlungen der letzten Tage, die der Kriegserklärung vorausgingen. Kautsky hat die Sammlung nicht fertiggestellt, und die Regierung beauftragte den General Graf Montgelas und den bekannten Völkerrechtsgelehrten Professor Walter Schücking mit der Herausgabe der Sammlung, die nunmehr bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Charlottenburg unter dem Titel „Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" erschienen ist. Es sind vier Bände, deren erster die Zeit vom Attentat in Sarajewo bis zum Eintreffen der serbischen Antwortnote, deren zweiter die Tage vom Eintreffen dieser Note in Berlin bis zum Bekanntwerden der russischen allgemeinen Mobilmachung behandelt. Der III. Band beschäftigt sich alsdann mit der Zeit bis zur Kriegserklärung an Frankreich, während der letzte Band bis zur Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Rußland reicht. Es ist eine Fülle von unschätzbarem Aktenmaterial — ob es vollständig ist, kann natürlich nicht nachgewiesen werden—, das von außerordentlicher Wichtigkeit und von großem Werte für den Historiker ist; der Laie dürfte sich kaum mit seiner Lektüre die Abende vertreiben. Die Absicht der deutschen Regierung bei all diesen Veröffentlichungen ist sicherlich sehr dankenswert und vollauf anzuerkennen, volle Klarheit und die ganze Wahrheit über den Kriegsausbruch werden wir jedoch dadurch noch lange nicht erlangen; sie wird erst kommen, wenn alle Staaten, die am Kriege beteiligt gewesen, ihre Archive öffnen werden, und das — dessen sind wir sicher — wird noch einige Jährchen dauern. Ob es deshalb politisch klug war, schon jetzt das gesamte Material der Oeffentlichkeit zu übergeben, mag dahingestellt bleiben; denn die Gefahr, daß man in den Ententeländern auch diese Sammlung gegen uns ausschlachtet, liegt allzu nahe. Aber es ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht mehr rückgängig machen. —

Als 9. Nummer der „Flugschriften des Tag", die im Verlage von August Scherl erscheinen, gibt Prof. Dr. Martin Spahn eine interessante Darstellung über „Die päpstliche Friedensvermittlung". Nach einem kurzen Rückblick über die ziellose deutsche Politik in und vor dem Kriege bespricht der Verfasser die Friedensmöglichkeiten, die sich der deutschen Reichsleitung während des Krieges boten. Er beweist an Hand von Tatsachen, feindlichen Pressestimmen und Reden der feindlichen Staatsmänner, daß die von den edelsten Absichten geleitete, in erster Linie an England gerichtete päpstliche Friedensvermittlung von Frankreich und Amerika längst abgelehnt und hintertrieben war, ehe Deutschland sich äußern konnte. Damit erbringt der Verfasser einen neuen Beweis dafür, daß die „Enthüllungen" Erzbergers vom Juli 1919 wohl nicht so ganz mit der objektiven historischen Wahrheit in Einklang stehen, des geschäftigen Zentrumführers, dessen unheilvolle Kriegstätigkeit durch die Darstellung des Verfassers eine scharfe, nicht gerade immer schmeichelhafte Beleuchtung erfährt.

Ebenfalls mit den „Friedensbemühungen im Weltkriege" beschäftigt sich ein Vortrag, den der Staatsminister Dr. Helfferich am 1. September 1919 in der „Deutschen Gesellschaft 1914" gehalten hat, und der jetzt im Zeitfragen-Verlag (Berlin-Zehlendorf) im Druck einem weiteren Kreise von Interessenten zugänglich gemacht wird; auch hier wird gezeigt, daß alle Frie-

densbemühungen, von welcher Seite sie auch kommen mochten, an dem eisernen Kriegswillen Frankreichs und Englands zerschellten, die alle Versuche, zu einem für beide Parteien annehmbaren Frieden zu gelangen, zu vereiteln wußten. —

* * *

Deutschland ist im Weltkriege unterlegen. Es gilt jetzt neu aufzukommen, was Krieg und Revolution zerstört haben; neue Fragen in der äußeren und inneren Politik tauchen an allen Ecken und Enden auf, die möglichst baldige Beantwortung heischen. Da kommen zwei kleine Bücher den nach Erkenntnis des richtigen Weges Suchenden zu Hilfe, zwei Schriften, die natürlich nicht alle die gewaltigen Probleme lösen können, die unserer Politik gesteckt sind, die aber doch wenigstens zwei Fragen in hervorragend einleuchtender, klarer und anschaulicher Weise behandeln. Beide sind im Verlage von Theodor Lissner in Berlin erschienen. Wie sich unsere zukünftige Auslandspolitik gestalten soll und muß, legt der ehemalige Fregattenkapitän Robert Trapp in seiner Schrift „Die Aussöhnung mit England" dar. Bekanntlich sind es zwei Wege, die unsere Außenpolitik gehen kann, und über die in der öffentlichen Meinung lebhaft diskutiert wird. Die einen befürworten eine Kontinentalpolitik, Anschluß an Rußland und Frankreich oder an einen von beiden, m. a. W. Kampf auch weiterhin gegen England, die andern schlagen Anschluß oder doch wenigstens Annäherung an die beiden großen angelsächsischen Nationen, an England und die Vereinigten Staaten von Amerika vor. Zu letzteren gehört der Verfasser. Selbst in England geboren, hat er während seiner langjährigen Zugehörigkeit zur deutschen Marine Gelegenheit gehabt, englischen Geist und englisches Leben und Wirken in der Welt, in Europa sowohl wie im fernen Osten kennen zu lernen. Aus dieser Kenntnis des Engländer- und Angelsachsentums im allgemeinen heraus kommt der Verfasser zur Ueberzeugung, daß der einzige richtige Weg für unsere Politik die Aussöhnung mit England ist. Mit vollem Recht betont Trapp, daß es nicht an der Zeit ist, Gefühlsmomenten nachzuhängen und sich von ihnen in der Politik leiten zu lassen, die vielleicht gegen jede Annäherung an unsere ehemaligen „Vettern" jenseits des Kanals ein entschiedenes Veto einlegen. Nur kaltberechnende Realpolitik frommt uns Deutschen in unserer Not, eine Realpolitik, die sich dort anschließt, wo es im Augenblick am ratsamsten ist, eine Politik, die sich nicht für alle Ewigkeiten bindet, sondern dort Anschluß sucht, wo die Interessen des Reiches es verlangen. So schön die „Nibelungentreue" in der Theorie auch sein mag, wohin sie in der Praxis führt, hat uns unsere unglückselige Kettung an das Schicksal der Habsburger Monarchie zur Genüge gezeigt. Von Frankreich haben wir nichts zu hoffen, auch rein gar nichts; Frankreich wird stets Deutschlands Feind sein und bleiben; Rußland ist noch ein Chaos, ein revolutionäres Gebilde, an das Anschluß zu suchen, für die nächsten Jahre wenigstens, Wahnsinn wäre und Deutschland in einen ähnlichen bolschewistischen Zustand stürzen würde wie das ehemalige Zarenreich, es wirtschaftlich und politisch noch mehr zu Grunde richten würde, als es heute schon der Fall ist. Daher ist die Kontinentalpolitik für uns zur Zeit unmöglich. Daß in England augenblicklich noch eine sehr starke Stimmung gegen alles Deutsche ist, verkennt der Verfasser keineswegs; aber auch diese Verstimmung wird besserer Einsicht Platz machen,

und der Verfasser ist überzeugt, „daß sich auch England allmählich wieder mit uns stellt und sich seinerseits dafür einsetzt, daß die gegenwärtigen Härten und Ungerechtigkeiten des Friedens von Versailles beseitigt werden". Mag auch dieser Optimismus Trapps manchem Leser etwas zu stark erscheinen, ganz unbegründet erscheinen uns die Hoffnungen des Verfassers nicht. Deutschlands Sache ist es allerdings, die Hand der Versöhnung anzubieten, die England dem wirtschaftlich und politisch geschwächten Deutschland gegenüber kaum ausschlagen dürfte.

Die andere bei Lissner erschienene Schrift ist dem Wiederaufbau im Innern gewidmet; sie beschäftigt sich mit „Deutschlands wirtschaftlicher Lage nach dem Friedensschluß". Ihr Verfasser, der Vortragende Rat im Reichskolonialministerium J. Gerstmeyer vertritt als erfahrener Kolonial- und Verwaltungsbeamter ebenfalls den Standpunkt nüchternster Realpolitik. In klarer, gemeinverständlicher Form klärt er den Leser über wichtige Probleme unseres Wirtschaftslebens auf; er legt dar, wie sich unter den obwaltenden Zuständen die Entwicklung unserer außenwirtschaftlichen Beziehungen in Zukunft gestalten soll, will Deutschland wieder einmal auf einen grünen Zweig kommen. Eine Reihe bedeutsamer Fragen findet der Verfasser Gelegenheit im Rahmen seiner Ausführungen zu besprechen, so vor allem die Sozialisierungsfrage und den Rätegedanken, Fragen, die wohl jedermann heutzutage interessieren. Auch die Auswanderungsfrage, die von größter Wichtigkeit für uns sein wird, bespricht der Verfasser ausführlicher. So dürfte die Gerstmeyersche Schrift allgemeines Interesse und Freunde finden; wir können sie unseren Lesern jedenfalls aufs wärmste empfehlen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Keine Gattung der Dichtkunst gibt so weitherzig zugleich dem Alten und dem Neuen Raum wie die Lyrik. Die erzählende Dichtung hält sich als Unterhaltungsspenderin für die große Menge im ganzen etwas zurück, die dramatische stürmt voran. In der Lyrik herrscht ein Gleichgewicht der Kräfte; sie ist Widerhall entlegener Vergangenheit und Weckruf der Zukunft. Sie ist die „konservativste und zugleich empfindlichste Kunstform", wie Hermann Missenharter in dem Geleitwort zu einem neuen schönen Sammelwerk sagt. Es ist das gemeinsam von ihm und Hans Heinrich Ehrler herausgegebene „neue schwäbische Liederbuch. Eine Auswahl aus der zeitgenössischen schwäbischen Lyrik" (Stuttgart, Strecker und Schröder). Im ganzen neigt der Inhalt des Buches mehr der alten Art zu, die ja gerade in schwäbischen Dichtern ruhmwürdige und noch heute lebendig wirkende Vertreter gefunden hat. Besonders ein Nachklang der Kunst Mörikes tönt immer wieder aus diesen Blättern. Aber man würde den Sprechern in diesem Werk unrecht tun, wenn man sie nur als Nachfahren und Nachahmer betrachten, nicht auch das Eigene in ihnen erkennen und würdigen wollte. Wieviel gute, selbständige Lyrik von Isolde Kurz bis zu den Jüngsten, deren letzter, Paul Schmid, sogar von außerordentlich scharf ausgeprägter Eigenart ist! Stürmende Leidenschaft ist diesen neuen Schwaben wie auch den meisten älteren selten eigen, dagegen viel Innigkeit, Natur- und Heimatsliebe, Träumerei und gedankenvolle Versunkenheit. Die Ballade liegt ihnen kaum, der Ton des Volksliedes wird oft aufs glücklichste getroffen. Neben bekannten Namen,

wie Finckh, Flaischlen, Hesse, Schussen, Auguste Supper, Anna Schieber, wieviel andere, deren Bekanntschaft Gewinn und Ueberraschung bedeutet! Ist nicht alles groß und neu, so zeichnet sich doch das meiste durch „die Redlichkeit des Herzens, des Erlebens" aus, „die auch dem schlichten Vers eine innere Reinheit und Helle und wahre Schönheit geben" kann. Auch Mittelgut muß wohl in einem rund dreihundert Seiten starken Buch mit unterlaufen, aber im ganzen hält sich das Werk auf sehr achtbarer Höhe. Schade, daß nicht genauere lebensgeschichtliche Angaben gemacht sind!

Der eine der beiden Herausgeber, Hans Heinrich Ehrler, der selbst mit zahlreichen Stücken vertreten ist, läßt gleichzeitig sein bisheriges lyrisches Lebenswerk in einem starken Band erscheinen („Gedichte". Stuttgart, Strecker und Schröder, 1919). Liegt auch die Hauptstärke des Dichters, von dem an dieser Stelle schon wiederholt gesprochen wurde, in seinen Prosawerken, die ganz voll lyrischer Stimmung sind, so ist doch auch seine Verslyrik voll feiner Reize. Er ist ein Romantiker geruhsamer Art, mehr sinnend als schwärmend, wenn nicht immer stark im Ausdruck, doch immer im Gefühl und künstlerischen Gedanken reif und bedeutungsvoll. Er zeichnet einprägsame Natur- und Seelenbilder, hält die Wesenszüge geliebter und bewunderter Menschen in klaren Linien fest, spricht ernst und tief vom Krieg und Zusammenbruch und entzückt besonders in vielen kurz zusammengedrängten Stimmungen, in denen er wohl an seinen mit Unrecht vergessenen Landsmann Karl Mayer erinnert. So beispielsweise sieht bei ihm das dichterische Bild einer Landschaft aus:

Sieh, das Tal steigt hin in sanfte Höhen,
Und die Gedanken müssen all mitgehen.
Bis an den Himmelssaum weit, weit da draus
Und, ach, noch ein Streiflein darüber hinaus.

Der Bühnendichter Rolf Lauckner gibt ein Heft dramatischer Lyrik unter der Überschrift „Wir Sturm und Klage" heraus (Berlin, Erich Reiß). Die Gedichte zeigen oft kantenharte Anschaulichkeit und stark ausgeprägten Rhythmus. Noch einmal ziehen die Stimmungen des Krieges gleich aufschreckenden Gesichten an uns vorüber. Dem überreizten Gefühl entspricht eine überreizte Sprache.

Aus weltweiten politischen Betrachtungen wendet sich Thomas Mann beglückender Enge zu. Er schreibt zwei Idyllen „Herr und Hund. Gesang vom Kindchen" (Berlin, S. Fischer, 1919). Treffliche Tierbeobachtung bekundet sich in den liebevoll eingehenden Aufzeichnungen über den klugen und treuen Bauschan, und eine Reihe so lebensvoller Naturbilder ist eingestreut, daß willige Leser auch die Breite der Darstellung gelten lassen werden, zumal da der Verfasser wieder sprachliche Meisterschaft bewährt. Noch fesselnder ist das zweite Idyll, in dem Thomas Mann zum erstenmal als Versdichter vor die Öffentlichkeit tritt. Im Hexameter versucht er sich, dem Verse, der „zwischen Gesang und verständigem Wort" „wohlig die Mitte" hält, der sich gern plauderhaft gibt und sich bei berühmten Vorbildern einstellte, „wenn es häuslich zuging und herzlich". So geht's auch hier zu, in den Lobgesängen und Plaudereien vom jüngsten Töchterchen, und wir lauschen ihnen gern, wenn die Sechsfüßer auch oft entsetzlich holpern; wir freuen uns der zugleich festlichen und nüchternen Darstellung, mehr beinahe noch der nachdenklichen Abschweifungen, so etwa der Rassenbetrachtung in dem Kapitel „Vom

Morgenlande". Zu einer richtigen Idylle nach würdigem Muster, aber mit eigenartiger Neuprägung wird der letzte Abschnitt, in dem „die Taufe" mit köstlichem Humor und tiefem Gedankengehalt dargestellt wird.

Leopold Andrian fand einst mit der Novelle „Der Garten der Erkenntnis" schnellen Ruhm. Sie erscheint, mit Gedichten vereinigt, neu unter dem Titel „Das Fest der Jugend. Des Gartens der Erkenntnis erster Teil und die Jugendgedichte" (Berlin, S. Fischer, 1919). Jugend voll lächelnder Müdigkeit, Opfer und Sinnbild einer verwöhnten und erschöpften Kultur, sucht mit den Geheimnissen des Lebens fertig zu werden und stirbt, ehe sie das Leben erkennen und beherrschen lernt. Niemals dämmert ihr auf, daß das Leben, so sehr es mit Reichtum und Schönheit gesegnet sein mag, erst Wert erhält, wenn es ein Feld der Tätigkeit ist. Das Werk ist eine kulturgeschichtlich bedeutungsvolle Urkunde für eine Zeit des Untergangs.

Die Novellen von Franz Schauwecker, die nach der ersten Erzählung den Titel „Der Dolch des Condottiere" tragen (Halle, Heinrich Diekmann, 1919), sind von jähen, blutrünstigen, etwas rohen Abenteuern erfüllt, die mit freudloser Lebensanschauung vorgetragen werden. Die Darstellungsart ist gewiß nicht ohne Geschick, aber im ganzen gewaltsam und mehr äußerlich als innerlich fesselnd.

Der Jagdschriftsteller Ferdinand von Raesfeld ist auch auf dem Gebiet des Romans mit Erfolg tätig. Seine Erzählungen sind gute Heimats- und Volkskunst, gesund, tüchtig, weiteren Aufstieg verheißend. Leidet der „Jäger- und Kriegsroman aus dem Grenzland" „Im Wasgenwald" (Neudamm, J. Neumann) daran, daß sich die Handlung auf zu große Zeiträume und zu viele Einzelabschnitte verteilt, so bringt der Roman „Der Wiescherhof" eine wohlabgerundete Handlung mit gut beobachteten und dargestellten Menschen aus dem westfälischen Bauerntum. Störend wirkt auch hier eine gar zu große Fülle von Gestalten und Leitgedanken und vor allem der etwas opernhafte Schluß, die Einäscherung des Bauernhofes durch den eigenen Besitzer, der aus Jagdleidenschaft zum Verbrecher wird. Das Leben des Volkes wird ausgezeichnet geschildert, in den Gesprächen die Mundart oft mit Kennerschaft und guter Wirkung angewandt. Es scheint mir ein Vorzug des Buches zu sein, daß es nicht rasch durchflogen werden kann, sondern gemäß der niederdeutschen Art, die es darstellt, mit bedächtigem Sinn gelesen sein will.

Wie dies Buch wertvoll ist für die Kulturgeschichte des deutschen Bauerntums, so ein Werk von Wilhelm Langewiesche für die des deutschen Bürgertums: „Wolfs. Geschichten um ein Bürgerhaus" (Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt). Die beiden Bände, die es umfaßt („Im Schatten Napoleons" und „Vor Bismarcks Aufgang"), enthalten einen großen Reichtum an Gestalten und Geschichten aus dem engeren Kreise der Familie und ihrer näheren Umgebung sowie fesselnde Ausblicke auf die großen Ereignisse und Persönlichkeiten der deutschen und europäischen Politik. So weit scheint mir die Verbindung von Familien- und Weltgeschichte nicht gelungen zu sein, daß eine geschlossene Erzählung das Ergebnis wäre; dazu sind die einzelnen Fäden, aus denen das Ganze gewirkt ist, zu kurz; aber das war auch wohl nicht die Absicht des Verfassers, und was er erreicht hat, eine Sammlung zugleich unterhaltender und kulturgeschichtlich lehrreicher Aufzeichnungen, verdient dank-

bare Anerkennung und Nachahmung. Wieviel Schätze der Erinnerung könnten aus den Kreisen der deutschen Bürgerfamilien gehoben und allgemein sichtbar gemacht werden! Wer sich solcher Mühe unterzieht, dient der Familie, dem Bürgertum, dem Volke.

Eine neue Romanreihe, die „Bücher des Flemminghauses" (Berlin, Carl Flemming und C. T. Wiskott) sei der Beachtung empfohlen. Ein Roman von Josephine Siebe „Die Helden von Spatzenbühl" stellt kleinstädtische Beschränktheit und Wunderlichkeit dar; die Schilderung der Umwelt ist wertvoller als Art und Bau der Handlung. In dem Roman von Max Bittrich „Der Sturz ins Glück" sind Anfang und Ende hübsch erdacht und gut erzählt: wie sich Hirtenknabe und Hirtenmädchen von den einsamen Matten nach der unbekannten großen Welt sehnen, und wie sich beide nach langer Erdenwanderung als Alternde wiederfinden. Was dazwischen steht, zerflattert vielfach und findet nicht genug Tiefe und Rundung. Aber oft spaßhaft und besinnlich ist doch diese Geschichte vom Leben auf der Walze, von den Träumen und Taten des ruhelosen Uhrmachers und Feinschlossers, der stets Seifenblasen nachrennt und sie zerplatzen sieht, und nicht minder die Geschichte des früheren Hirtenmädchens, das eine „Theaterspielerin" werden will, als fahrende Künstlerin durchs Land zieht, die ehrsame Ehefrau eines absonderlichen und betriebsamen Rahmenmachers wird und endlich, Witwe und schon Großmutter geworden, dem ehemaligen Jugendgefährten neuen Lebenshalt gewährt.

Adam Joseph Cüppers hat aus dem Hauptteil des alten Gudrunliedes einen Prosaroman („Gudrun. Ein alter Roman von Frauentreue". Freiburg im Br., Herder, 1919) geformt in der Hoffnung, „daß er sonderlich allen jungen Mägdlein gefallen" möge. Die äußere Handlung, die in allem Wesentlichen der Überlieferung folgt, ist durch kleine Änderungen und Erfindungen in Nebendingen etwas geglättet und herausgeputzt worden; die innere scheint mir nicht sonderlich vertieft zu sein. Die Vortragsart ist durchweg straff und würdig. Das ganze Werk steht etwa auf der Mitte zwischen Scottschem Roman und besserem Lesestoff „für die reifere Jugend".

Ein in zweiter Auflage von Leopold Klotz herausgegebenes „deutsches Weihnachtsbüchlein" (Gotha, Fr. Andreas Perthes) bietet neben alten schönen Volksliedern stimmungsvolle Weihnachtsbriefe großer deutscher Männer und Frauen und viele gehaltvolle Gedichte und Erzählungen bekannter Dichter. Das Werk ist ein schönes Denkmal des deutschen Gemüts.

* * *

Sehr willkommen ist eine Spende aus dem Nachlaß des Dichterphilosophen Kurd Laßwitz, „Empfundenes und Erkanntes" (Leipzig, B. Elischer Nachfolger), mit einer Lebensgeschichte des Menschen und einer Würdigung seines Wirkens von Hans Lindau. Das Werk enthält eine große Anzahl von Gedichten, von denen besonders die Elegien zugleich durch Gedankengehalt und edle Form ausgezeichnet sind, sowie eine Reihe bedeutender Abhandlungen, unter denen neben den naturphilosophischen die Betrachtungen über das Schaffen des Dichters hervorgehoben sein mögen. Auch Laßwitz gehört zu den guten Geistern, die Deutschland in schwerer Zeit helfen können.

Arthur Stein gibt ein anregendes Lebens- und Wesensbild Gottfried Kellers, der „ein großer Künstler, aber ein noch größerer Mensch war". Besonders klar und aufschluß-

reich wird des Dichters Verhältnis zum tätigen Leben, zu Heimat und Volkstum dargestellt. („Gottfried Kellers Leben“. Schriften der Kasinogesellschaft Burgdorf. Burgdorf, Langlois & Cie.)

Der eigene „Lebensabriß“ des rheinischen Dichters Wilhelm Schäfer (Zweite Auflage. München, Georg Müller) ist lesenswert, weil er klar und knapp sowohl den Entwicklungsgang des Verfassers und zugleich ein Stück allgemeiner Literaturgeschichte darstellt als auch einige grundsätzliche Fragen der Kunst erörtert. Auch hier gilt der Wunsch, daß die Schrift nicht nur Beachtung, sondern auch Nachahmung finden möge.

Das vielseitige Buch von Ernst Wasserzieher „Leben und Weben der Sprache“ (Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler) bietet fesselnde Plaudereien auf Grund gediegener wissenschaftlicher Forschung. Alles Allgemeine wird an einem reichen Stoff von Beispielen veranschaulicht, alles einzelne in große, lichtvolle Zusammenhänge gebracht. Sprachgeschichte wird ein Stück Kulturgeschichte, und wenigstens als solche sollte sie allen am Herzen liegen, die der Entwicklung unserer Kultur nicht gleichgültig gegenüberstehen. Die einzelnen Aufsätze schließen sich zu einem schönen Ganzen zusammen, aus dem nur etwa der letzte herausfällt. Die besondere Lieblingsansicht des Verfassers, „alle einfachen Hauptwörter, vielleicht auch alle Eigenschaftswörter als Partizipien von Tätigkeitswörtern“ aufzufassen, läßt sich in dieser Ausschließlichkeit doch wohl nicht halten.

Von Hans Thoma, der schon wiederholt unter die Schriftsteller gegangen ist, liegt nun ein großes Werk vor, in dem er die Erinnerungen seines langen und reichen Menschen- und Künstlerlebens darstellt („Im Winter des Lebens. Aus acht Jahrzehnten gesammelte Erinnerungen“. Mit 12 Abbildungen. Jena, Eugen Diederichs, 1919). Wie schön ist diese Gabe für alle Freunde des Künstlers, wie schlicht in der Erzählung, wie weisheitsvoll in der Betrachtung! Daß Thoma neben seinem Malerberuf nicht nur Schriftsteller, sondern auch Dichter, ein Dichter der Herzensinnigkeit ist, zeigt er auch in diesem Buch. In der Natur und im Volkstum wurzelt er, nach ewigen Sternen richtet er den Blick. Hier kann nur kurz auf das inhaltreiche Werk hingewiesen werden. Nimm und lies!

Zwei liebevolle Bücher sind der Persönlichkeit und dem Schaffen Ferdinand Hodlers gewidmet. S. D. Steinberg („Ferdinand Hodler. Ein Platoniker der Kunst“. Zürich, Rascher & Cie., 1919) betont vor allem den philosophischen Zug seines Wesens. Er zeigt, wie seine Bilder immer mehr über das rein Malerische hinauswuchsen. Aus dem Darsteller wurde ein Prophet. Die Welt wurde ihm „Ausstrahlung einer großen göttlichen Idee, eines Gemeinsamen, das hinter der Dinglichkeit liegt“. Ausdruck findet dies unter anderm in dem seinen Werken eigentümlichen „Parallelismus“. Johannes Widmer spricht „Von Hodlers letztem Lebensjahr“ (Zürich, Rascher & Cie., 1919). Hier tritt uns der Künstler als Mensch greifbar nahe. Aber auch das Verständnis seiner Werke wird durch feine Bemerkungen gefördert. Vor allem gilt dies von den Landschaftsbildern der letzten Zeit, „planetarischen Landschaften“ nach Hodlers eigenem Ausdruck, in denen das einzelne vor der Gesamtheit zurücktritt und der Blick ins Unendliche, Unerforschliche zu dringen scheint.

Eine wahrhaft reizende Sammlung von Kinderbildern enthält das handliche Werk „Kinderglück. 87 Künstlerbilder aus dem Kinderleben" (Stuttgart, Julius Hoffmann). Heiterste Anmut ist hier ebenso bewundernswert wie glückliche Naturbeobachtung. Die Verschiedenheit der Künstler bedingt verschiedene Auffassung und künstlerische Bedeutung, und manches Stück mag den rüstig mit der Mode Fortschreitenden als abgetane Kleinlebenmalerei erscheinen. Aber daß diese Blätter mit ihrer entzückenden Frische ein wahrer Jungborn sein können, werden auch die entschiedensten Kunstfortschrittler anerkennen müssen.

Hauswirtschaftliche Rundschau.

Von Frau Anna Charlotte Lindemann.

Das Ökonomiat, hauswirtschaftlicher Großbetrieb als Selbstzweck, von Dr. Claire Richter. Berlin, Georg Reimer, 1919. 128 S.

Einküchenwirtschaft als soziale Aufgabe von Robert Adolph. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H., 1919. 64 S.

Die Verfasserin des „Ökonomiats" gibt eine kurze historische Darstellung der hauswirtschaftlichen Zentralisierung, die unter dem Namen: Großhaushalt, Einküchenhaus, Einküchen-Wirtschaft, Ökonomiat wenigstens einem engeren Kreise bekannt ist, wennschon es bisher nicht gelungen ist, den Gedanken volkstümlich zu machen. Bei Erörterung der verschiedenen Systeme des Großhaushalts gelangt die Verfasserin zu dem Schluß, daß das ideale Ökonomiat in einer Verbindung der Flachsiedelung mit dem Stockwerkhause zu sehen ist. Das letztere soll als Wohnung für die Ledigen dienen (m. E. wohl auch für ältere Ehepaare, deren Kinder das Elternhaus bereits verlassen haben), während für Familien, um Reibungsmöglichkeiten einzuschränken, Kleinhäuser geschaffen werden sollen. Die theoretischen Erörterungen über Vorteile und Nachteile des Ökonomiats sind klar und teilweise mit großer Überzeugungskraft geschrieben, während die Verfasserin es sich mit den praktischen Vorschlägen etwas leicht macht. Z. B. glaubt sie die Umwandlung bestehender Häuserblocks zu Großhaushaltungen mit einigen tausend Mark bestreiten zu können (S. 72). Tatsächlich wird indessen eine solche Umwandlung so teuer werden, daß mit wirtschaftlichen Vorteilen für die Insassen nur zu rechnen ist, wenn ein Teil der Baukosten von Reich, Staat oder Kommune und, da auch diese Verbände keinesfalls in der nötigen Höhe beisteuern können, von Philanthropen übernommen wird. Das gilt auch für Ökonomiate, die für gehobene Volksschichten bestimmt sind. Die ablehnende Haltung der Verfasserin gegenüber charitativer Wirksamkeit werden also wenigstens für die nächste Zukunft diejenigen nicht einnehmen dürfen, die zu tatsächlichen Erfolgen bei der Schaffung von Großhaushaltungen kommen wollen. Ist diese schwierige Zeit, in der das Wirtschaftsleben noch von heftigen Schwankungen erschüttert wird, überwunden, so wird man Dr. Richter bezüglich der Gruppierung der für die Errichtung von Ökonomiaten geeigneten Unternehmen dahin beipflichten können, daß Wohlfahrtsvereinigungen nur für hilfsbedürftige Kreise Großhaushalte schaffen und Genossenschaften mit Hilfe öffentlicher Körperschaften sich für sogenannte Normal-Ökonomiate einsetzen sollen, die für die erwerbende Bevölkerung des Arbeiter- und Mittelstandes bestimmt sind, während Luxus-Ökonomiate für reiche Kreise kapitalistischen Unternehmern zuzuweisen sind.

Ich würde es für zweckdienlicher halten, wenn die Bestrebungen zur Errichtung zentralisierter Haushaltsbetriebe über die Grenze des gebildeten Bürgertums nicht hinausgingen; wennschon eine gewisse Propagandawirkung nicht verkannt werden soll, die durch die Ausdehnung des Ökonomiats auf begüterte Kreise eintreten würde; denn es würde dadurch der Anschein einer nur auf minderwertige Massenversorgung gerichteten Wirtschaftsführung vermieden. Die Gefahr liegt aber nahe, daß irgendwelche Luxusschöpfungen, die sich ebenfalls als Einküchenwirtschaft, Großhaushalt oder Ökonomiat einführen, den sozialen Gedanken verschütten und ihm in der Öffentlichkeit schaden.

Der Verfasser des zweiten Werkes hat mit eingehender Sachkenntnis eine Fülle wertvollen statistischen Materials gesammelt und zur Grundlage von Erörterungen gemacht, die auch den Neuling mitreißen durch die Wärme, mit der sie für ihr Ziel, dem Besitzlosen wieder Heimfreude zu schaffen, werben. Aus den praktischen Vorschlägen spricht die genaue Kenntnis der Leiden und Freuden weiter Volkschichten, so, wenn der Verfasser sich für die Eingliederung genügend großer Hausgärten in die Einküchenwirtschafts-Siedelungen einsetzt, deren Ertrag eine weitere Hebung der Wirtschaftslage für die Teilnehmer an der Einküchenwirtschaft gewährleistet durch Abgabe des Gemüses an die Zentralleitung, falls der Eigenbedarf überschritten wird, während Dr. Claire Richter solche Gemüsegärten als überflüssig verwirft, da ja die Mahlzeiten von der Zentralküche geliefert werden. Beide Verfasser betonen die Notwendigkeit, einen gewissen Spielraum bezüglich der Entnahme der Mahlzeiten aus der Zentralküche den Teilnehmern zu belassen. Man wird auch tatsächlich dem aus volks- und privatwirtschaftlichen Gründen durchaus wünschenswerten Großhaushalt die Anteilnahme weiterer Kreise nur dadurch sichern können, daß man durch Einfügung kleiner Kochräume für die Bereitung von Zwischenmahlzeiten, Krankengerichten und Lieblingsspeisen der Freude der Frauen am Kochen und Pflegen Rechnung trägt und hieraus eine froh geübte Beschäftigung macht, während die Herstellung der Alltagskost den berufstätigen oder durch andere Familienpflichten ohnehin stark beschäftigten Frauen abgenommen wird. Beide Verfasser sind bemüht, den kinderreichen Familien in der zentralisierten Hauswirtschaft Erleichterungen, ganz besonders bezüglich der Sorge um ein angemessenes Unterkommen, zu schaffen; Adolph, indem er nicht das Zimmer, sondern den „benötigten Raum" als Einheit für Preisfestsetzungen nimmt und diese Preise nicht als unabänderliche ansieht, sondern sie nach der Zahl der erwerbenden Familienglieder abwandelt. Eine ungünstige Beeinflussung der Rentabilität durch viele kinderreiche Familien in einem Einküchenbetrieb will er durch die Preisfestsetzung in den Ledigenheimen ausgleichen. Sind es doch gerade die Alleinstehenden, die den größten materiellen und auch ideellen Vorteil durch Zuwachs an häuslichem Behagen von den gemeinnützigen Einküchenwirtschaften zu erwarten haben und deshalb auf einen Teil der Verbilligung ihrer Lebenshaltung zugunsten der meist hart ringenden kinderreichen Paare verzichten sollen. Spielplätze, Anstalten zur Versorgung des Säuglings, des Klein- und Schulkindes sehen beide Verfasser als Selbstverständlichkeit an, und Adolph wünscht seiner hauswirtschaftlich zentralisierten Siedelung auch eine kleine Krankenstation für Leichtkranke nnd Wöchnerinnen einzugliedern. Es wäre damit ein wichtiger Schritt in der Krankenversorgung getan. In einer 2—3 Zimmerwohnung ist es kaum angängig, dem Kranken die nötige Ruhe

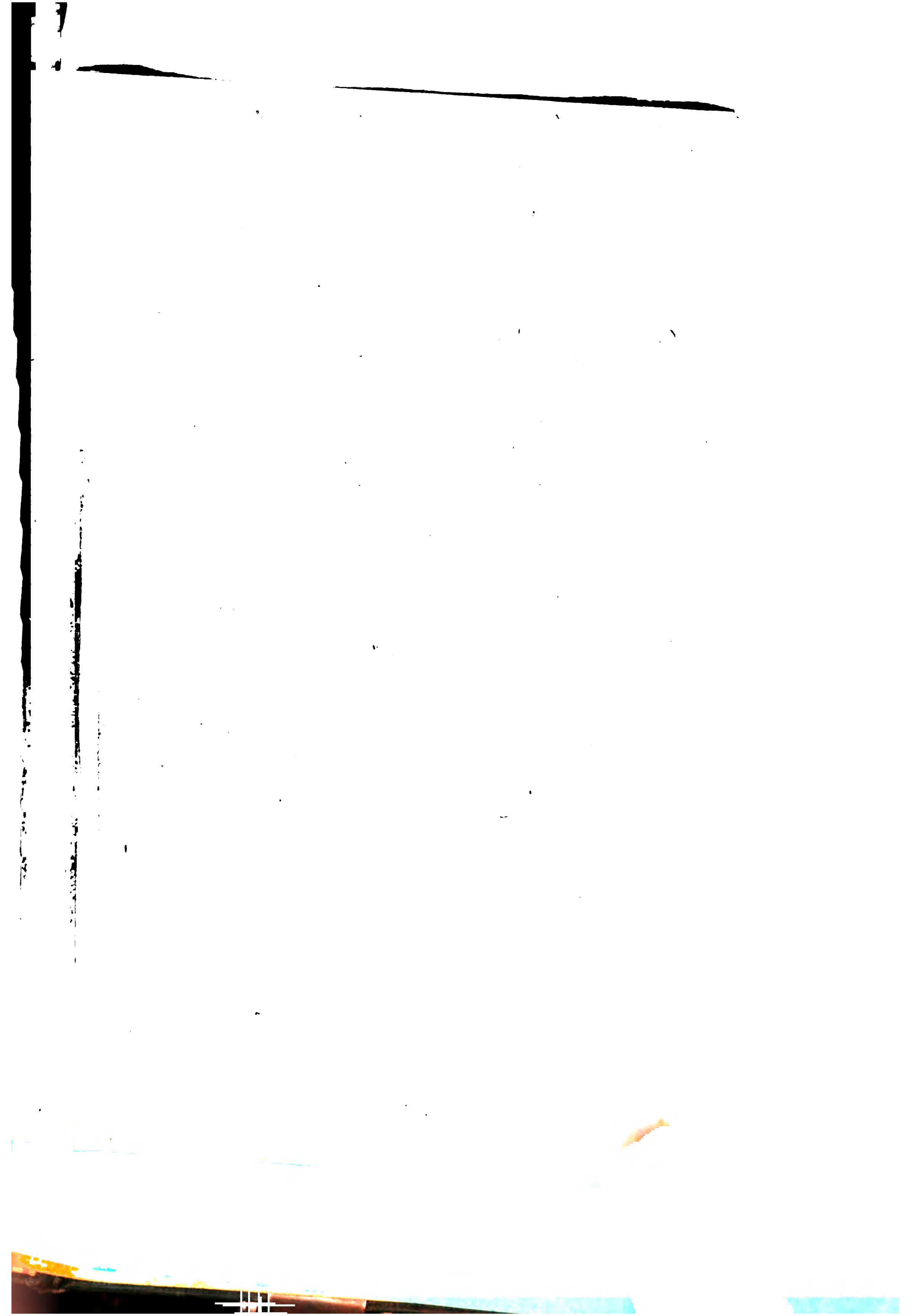
und Abgeschlossenheit zu schaffen und auch die nächtliche Versorgung des Pflegebedürftigen stößt bei den durch die Tagesarbeit ermüdeten Angehörigen oft auf Schwierigkeiten. Eine kleine freundliche Krankenstation würde deshalb in allen Fällen nicht infektiöser und nicht mit chirurgischen Eingriffen verbundener Krankheiten die seelischen Aufregungen einer Überführung in Krankenanstalten vermeidbar machen. Diese Einrichtungen werden jedoch der Ideal-Siedelung vorbehalten bleiben müssen, zu der der Weg nur im allmählichen Aufstieg zurückgelegt werden kann. Auch Adolph sieht den vollendeten Typus der zentralisierten Wirtschaft in der Flachsiedelung in Verbindung mit dem Stockwerkhause als Randbebauung. Beide Verfasser glauben die bestmögliche Versorgung der Insassen und eine sichere Rentabilität bei einer Zahl von 2000—2500 Siedelungsbewohnern annehmen zu sollen. Der Verfasser der „Einküchenwirtschaft“ ist eifrig bemüht, für die vielen Schwierigkeiten des modernen Lebens Abhilfe durch sein Wirtschaftssystem zu schaffen, so, wenn er z. B. Altersheime an den äußersten Siedelungsgrenzen plant, die ihre Insassen vor dem schmerzlichen Eindruck bewahren sollen, sich im hastigen Getriebe der Großstadt nur noch als Geduldete zu fühlen. Ein ethischer Vorteil der Einküchenwirtschaft ist dadurch zu hoffen, daß falschem Prunken und Vornehmtun der Boden entzogen wird, da man mit dem Wohnen im Einküchenhaus auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten wirtschaftlichen Schicht zugesteht. Der gebildeten Familie wird das Leben leichter werden, wenn sie den Mut findet, auf Leistung und Persönlichkeitswert stolz zu sein, nicht auf bloßen Besitz. Die idealistische Richtung des Adolphschen Werkes, die sich bei allem Wirklichkeitssinn des Verfassers in diesen Gedankengängen äußert, macht es zu einer sehr erfreulichen Erscheinung.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6368.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20. (Fernruf: Zehlendorf 1017). — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.


NoRD
UND
SÜD



Bildnis und eigenhändiger Namenszug des
Reichsministers für Wiederaufbau Dr. Otto Geßler.



Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu.- u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

44. Jahrgang. Band 172. Heft 546. März 1920

Professor Dr. Ludwig Stein:
Kulturphilosophie als Sozialphilosophie.

Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stand unter dem Zeichen der Naturphilosophie und sein Ende unter dem Sternbilde der Kulturphilosophie. Im Jahre 1799 kam Schellings „Erster Entwurf eines Systemes der Naturphilosophie" und im Jahre 1800 sein „System des transzendentalen Idealismus" heraus. An der Jahrhundertwende war der Satz Schellings: „Die unendliche Welt ist nichts Anderes als unser schaffender Geist selbst in unendlichen Produktionen und Reproduktionen" das philosophische Stichwort des Tages. Die Natur wurde durchgängig vergeistigt. Aus der erkenntnistheoretischen Entdeckung Kants, daß Naturgesetze sich am letzten Ende in nur subjektiv giltige Denkgesetze auflösen lassen, zogen Schelling und mit ihm die Naturphilosophen den unzulässigen Schluß, daß die Denkgesetze in der Natur verwirklicht, vergegenständlicht (objektiviert) seien. Ein dialektischer Wirbelwind erfaßte die deutsche Philosophie und riß in seiner Gewalt selbst die erlesensten Geister mit sich fort. Man taumelte phantasietrunken von Konstruktion zu Konstruktion und man verkündete in selbstvergötterndem Dünkel, man habe das Weltgeheimnis restlos enthüllt.

Die Ernüchterung aus diesem Rausch der Spekulation, aus dieser trunken gemachten Logik, trat erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Ludwig Feuerbach ein. Seine „Umwertung" des Gottesbegriffes, wonach nicht Gott die Menschen nach *seinem* Ebenbild, sondern die Menschen ihre Götter nach *ihrem* Bilde gestaltet haben, legte zugleich die Art an die Wurzel aller Naturphilosophie. Denn sprach man mit der Formel Spinozas von Gott oder der Natur (deus sive natura), wie das die Naturphilosophen mit besonderer Vorliebe taten, so lag die Versuchung nah genug, an die Umwertung des Gottesbegriffes eine solche des Naturbegriffes anzugliedern. Es ist durchaus derselbe Anthropomorphismus, ob man mit Schelling die Natur oder mit Aristoteles etwa Gott vergeistigt. Durch subjektive Verdoppelung wird die Eigenschaft, die der Mensch an sich selbst am höchsten schätzt, hier auf Gott, dort auf die Natur hinüberprojiziert. So lange den Griechen die physische Kraft den höchsten Wertungmaßstab menschlicher Tugenden bildete, stand Herkules im Vordergrund ihres Mythos. Als sie aber — seit dem perikleischen Zeitalter — immer ausgesprochener den Geist als höchsten Schätzungmaßstab des Menschen anzuerkennen sich anschickten, wich allgemach

die Verehrung der rohen Kraft der des sublimen Geistes. Herkules und Theseus büßen ihre Vorherrschaft ein, Zeus wird immer abstrakter und geistiger, bis endlich bei Aristoteles die Begriffe Gott und Geist ganz zusammenfallen.

Dieselbe Entwickelung kann man an der Naturphilosophie der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts beobachten. Schelling sah die Tendenz aller Naturwissenschaft darin, von „der Natur aufs Intelligente zu kommen." Erst wenn es ihr gelänge, die ganze Natur in eine einzige Intelligenz aufzulösen, wäre der letzte Zweck aller Naturwissenschaft erreicht. Der feinste Kopf unter den Naturphilosophen, Lorenz Oken, ließ gar alle Philosophie nur so weit gelten, wie sie Naturphilosophie ist, und definiert sie als die Lehre von der „ewigen Verwandlung Gottes in die Welt". Da nämlich die „Natur" seit den Physiokraten und Rousseau — in ihrem gemeinsamen, der zynisch-stoischen Philosophie entlehnten Refrain „Kehren wir zur Natur zurück!" — höchster Wertschätzungsmaßstab geworden war, wird jetzt die Natur eben so vergottet, wie die Griechen einst die Götter vermenschlicht hatten. Und so wie bei den Griechen Gott zuletzt als Geist begriffen wurde, so wird bei den Naturphilosophen des vorigen Jahrhunderts die Natur immer mehr und immer bewußter zum Geist umgestempelt. Eben damit haben die Naturphilosophen Kant auf den Kopf gestellt. Kants „kopernikanische" Entdeckung lautete, daß unsere Erkenntnis sich nicht nach den Gegenständen, sondern daß umgekehrt die Gegenstände sich nach unserer Erkenntnis richten, kürzer gefaßt: Naturgesetze sind bloße Denkgesetze, also nur subjektiv giltige Interpretationen der Mannigfaltigkeit des Naturgeschehens in einem Einheitakt des Bewußtseins. Die Naturphilosophen behaupteten nun aber genau umgekehrt: Denkgesetze sind Naturgesetze. Einem Kant war das Ding an sich, das heißt: das objektive Wesen der Natur, unerkennbar. Die großen Metaphysiker verkünden uns aber in verzückten Heureka-Rufen, sie hätten das Unerkennbare erkannt, das Unauffindbare gefunden, das Unbegreifliche begriffen. Schade nur, daß Jeder von ihnen etwas Anderes gefunden hat: Fichte das Ich, Schelling die absolute Identität von Subjekt- Objekt, Hegel die Selbstentwickelung des Logos, Herbart das Reale, Schopenhauer den Willen, Hartmann das Unbewußte, Nietzsche den Willen zur Macht, Wundt den Willen zum Geist, Riehl den Willen zur Persönlichkeit, Lotze die Monade, Fechner und Paulsen die Allseele, James sein „power to work".

Wären alle diese Denker auf die gleiche Lösung verfallen und hätten sie — unabhängig von einander — die gleiche Formel gefunden, so könnte man einem auffälligen consensus begnadeter Geister wissenschaftliches Gewicht beimessen, wenn man freilich einem solchen immer noch nicht genügende Überzeugungskraft zubilligen dürfte. Wäre somit ihr allgemeiner Konsens noch kein entscheidendes Argument für die Richtigkeit ihrer Lösung, so scheint mir dagegen ihr allgemeiner Dissens ein schwer wiegendes Bedenken gegen die Richtigkeit jeder dieser Lösungen zu sein. Da die Wahrheit nur eine sein kann, der metaphysischen Lösungen aber

mehrere vorliegen, so scheint mir Kants Ablehnung aller definitiven Antwort auf die Grundfragen der Metaphysik und Naturphilosophie heute noch ganz so berechtigt wie an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Und so sehe ich denn in der Abkehr von der Naturphilosophie und unserer Zuwendung zur Sozialphilosophie ein heilsames Mittel für die Gesundung unseres philosophischen Denkens.

Geben wir uns keiner Selbsttäuschung hin. Unser hochentwickeltes Kultursystem kann — auch nach der Revolution — auf die Dauer eben so wenig ohne eine herrschende Philosophie auskommen wie ohne Religion oder ohne Kunst. So gut unsere Gefühlsfaktoren ihre Befriedigung in Religionen und unsere Phantasietätigkeit ihre Auslösung im künstlerischen Schaffen oder Genießen findet, bedarf auch unser Denkprozeß einer einheitlichen Regelung und einer dem wissenschaftlichen Gewissen der Zeit adäquaten Ausdruck leihenden philosophischen Einheitformel. Diese Einheitformel schmiegt sich eben eng dem wissenschaftlichen Grundton eines Zeitalters an. So gewann die Philosophie in Descartes, Newton, Spinoza und Leibniz ein vorwiegend mathematisches Gepräge und ihre Lehrsätze mußten daher more geometrico demonstriert werden, weil die herrschende Wissenschaft des Zeitalters die Mathematik war. Aus demselben Grunde gab die schellingsche Naturphilosophie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts philosophisch den Ton an, da die Naturlehre (Physik und Astronomie voran) die herrschende Wissenschaft geworden war. Man denke an Lavoisier, Lagrange, Lalande, Laplace, Dalton, Kant. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab gewinnen die biologischen Wissenschaften, denen zu Beginn des Jahrhunderts Lamarck, Cuvier, Bichat, K. E. von Baer, Goethe und Erasmus Darwin die Bahn gebrochen hatten, durch Charles Darwin so sehr das Übergewicht, daß sie im Mittelpunkte des wissenschaftlichen Interesses stehen. Sogleich stellen sich die Philosophen ein, die diesem Frontwechsel Rechnung tragen und die philosophischen Gedanken in biologische Formeln kleiden: Auguste Comte nach der Seite Lamarcks, Herbert Spencer im Anschluß an Charles Darwin, endlich in Deutschland Ernst Laas, Ernst Haeckel und Richard Avenarius. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts endlich ist durch das allmähliche Erstarken des sozialen Gewissens gekennzeichnet. An der Wende des letzten Jahrhunderts stehen eben die sozialen Probleme im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses, genau so wie vor einem Menschenalter die biologischen und vor zwei Menschenaltern etwa die physikalisch-chemischen (Berzelius, Wöhlert, Liebig, Joule, Robert Mayer, Helmholtz, Clausius).

Natürlich mußte jetzt die Philosophie diesem neuen Stimmungumschlag der Wissenschaft Rechnung tragen. Wie sie sich früher darum bemühte, die physikalisch-chemischen Errungenschaften in den Einheitbau der Gesamtwissenschaft harmonisch einzugliedern, und wie sie später biologische Formeln fand, um die neugewonnenen Einsichten in das Wesen der Lebenserscheinungen mit der Gesamtheit alles Wissens in Einklang zu setzen, so sucht sich die Philosophie nunmehr dem „Neuen Herrn", der Sozialwissenschaft, anzupassen. Die Naturphilosophie

tritt immer mehr zurück, um der Sozial- und Kulturphilosophie Platz zu machen. Comte und Spencer haben eine Soziologie geschaffen, aber erst Marx und Nietzsche haben das Interesse für diese Probleme aufs höchste gesteigert. Das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gehörte wissenschaftlich den von Marx nach der sozialistischen, von Nietzsche nach der individualistischen Seite ins Extrem ausgebildeten Theorien. Natürlich sind durch das Vorwiegen der sozialen und kulturellen Probleme die übrigen wissenschaftlichen Interessen nicht zum Stillstand gekommen; sie schwingen vielmehr nur etwas leiser als früher mit. Wie es nämlich im Individualbewußtsein ein Phänomen gibt, das wir seit Herbart „Enge des Bewußtseins" nennen — es haben eben nicht mehr als zehn bis zwölf Vorstellungen gleichzeitig in einem Bewußtsein Platz, so daß alle übrigen Vorstellungen an der „Schwelle des Bewußtseins" harren —, so hat auch das wissenschaftliche Bewußtsein eines Zeitalters eine gewisse Enge. Jede Generation hat ein vorherrschendes wissenschaftliches Interesse, das ihr jeweiliges Bewußtsein ausfüllt. Während dieser Vorherrschaft verharren die übrigen Wissenschaften an der Schwelle des philosophischen Zeitbewußtseins.

An der letzten Jahrhundertwende war nun das wissenschaftliche Zeitbewußtsein offenkundig von sozialen, weiterhin von Kulturproblemen ausgefüllt. Den Umschlag und allmählichen Übergang von der Naturphilosophie zur Sozial- und Kulturphilosophie kennzeichne ich in meiner „Wende des Jahrhunderts, Versuch einer Kulturphilosophie", Tübingen, Mohr, (S. 229 f.) wie folgt: Unsere Philosophie ist augenblicklich in einer Umformung begriffen. Sie beginnt endlich, sich auf ihre Aufgaben zu besinnen. Das Universum ist heute nicht mehr ihr zentrales Forschungobjekt. Ob der Kosmos sich aus Atomen oder Energien (Kraftzentren) zusammensetzt; ob Ich und Welt, Subjekt und Objekt, logisch vollziehbare Scheidungen darstellen oder im Absoluten identisch sind; ob die Spaltung der Welt in Phänomena und Noumena, wie sie Kant vornahm, das letzte Geheimnis alles Seins und Denkens enthüllt oder der ethische Pantheismus Fichtes, der naturalistische und ästhetische Schellings, der logische Hegels das letzte Wort aller Philosophie bedeute: diese Fragen stehen heute nicht mehr im Brennpunkt aller Philosophie. Metaphysik und Erkenntnistheorie — diese nichts weiter als eine nach innen gekehrte Metaphysik — beherrschen heute nicht mehr, wie ehedem, die philosophischen Katheder mit monopolisierender Ausschließlichkeit. Das Sollen, die Ethik, steht vielmehr auf der philosophischen Tagesordnung und nicht mehr, wie vor einem Menschenalter, das Erkennen und, vor zwei Menschenaltern, das Sein.

Das theoretische Interesse weicht auf der ganzen Linie dem praktischen. Die Philosophie vermochte diesem Zug der Zeit nicht zu widerstehen. Der moderne Mensch will von der Philosophie heut nicht blos erfahren, welche Beziehungformen den Kosmos beherrschen (Metaphysik), aber eben so wenig nur, welche Beziehungformen den inneren Kosmos, die Welt des Gedankens, regeln (Erkenntnistheorie), sondern und vor Allem, welche Beziehungformen das Zusammenwirken

von Menschen bestimmen, also gleichsam den sozialen Kosmos konstituieren (Soziologie).

Das Problem der menschlichen Gesellschaft ist in ein akutes Stadium getreten. Es pocht an jede Tür und weckt auch den verschlafensten spekulativen Träumer aus seinen Phantasien. Man harrt ungeduldig auf Antwort. Die Philosophie darf nicht zaudern, will sie nicht Gefahr laufen, in Zukunft überhaupt nicht mehr gefragt zu werden. Und so bildet sie sich offensichtlich um. Die sozialen Probleme rücken in den Vordergrund. Der Mensch ist endlich wieder nach zwei Jahrtausenden bei sich selbst angelangt, zur philosophischen Erforschung, Beleuchtung und streng wissenschaftlichen — nicht religiösen, auch nicht blos ethischen, sondern mathematisch genauen — Formulierung seiner Beziehungen zur sozialen Umwelt, zu seinen Mitmenschen zurückgekehrt. Wir erleben eine Renaissance des Anthropozentrismus. Nur steht der heutigen Philosophie der Mensch nicht mehr, wie der früheren anthropozentrischen Weltanschauung, im Mittelpunkt des Universums, sondern nur im Mittelpunkt des philosophischen Interesses. Nicht die Welt, sondern die menschliche Gesellschaft wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das zentrale Problem der philosophischen ‚Modernen', der ‚Jungen' der nachrevolutionären Periode worden. Das neue Zeitalter wird unter den Auspizien einer in vollständiger Umwälzung begriffenen Philosophie einsetzen. Für das heranwachsende Denkergeschlecht ist der Schwerpunkt des dialektischen Fürwitzes verschoben; er heißt nicht mehr Welt, sondern Mensch. Wir stehen mit einem Worte unter dem Zeichen der werdenden Sozial- und Kulturphilosophie.

In meiner Sozialphilosophie — „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie." Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte, Stuttgart, Enke, 1897, S. 792 der ersten Auflage — gab ich diesem Umbiegungprozeß der Philosophie folgenden Ausdruck: Es gilt vor allem, die sozialen Tendenzen unseres Zeitalters aufzuspüren und solchergestalt unserer suchenden, selbstzweiflerischen, an sich irre gewordenen Zeit ihre stillen, unausgesprochenen Gedanken von den Lippen zu lesen. Wer die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, der weiß, daß der Kampf um einen neuen Lebensinhalt entbrannt ist; es handelt sich um ein Ringen nach einer sozialen Weltanschauung. Diese Weltanschauung möchte mein „Versuch einer Kulturphilosophie" weiter ausgestalten. Es handelt sich um Bausteine zu einer Philosophie unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystemes. Während ich in der „Sozialphilosophie" nur das wichtigste Kulturproblem der Gegenwart, den Sozialismus, mit Hilfe der von mir vertretenen vergleichend-geschichtlichen Methode untersucht habe, gilt es jetzt, auf Grund derselben Methode eine Reihe anderer Probleme unseres Kultursystemes in Angriff zu nehmen.

Die bisher vielfach gebräuchliche mythologisierende Form der Erklärung sozialer und kulturlicher Erscheinungen wird von mir durchweg aufgegeben und an deren Stelle ist die logisierende Form getreten. Alles Irrationale in Kunst und Leben,

in Philosophie und Wissenschaft, in Politik und Soziologie wird abgewiesen. Der anarchische Individualismus Nietzsches wird in seiner logischen Unzulänglichkeit aufgedeckt. Meine „Kulturphilosophie" versucht eine schöpferische Synthese zwischen den Antipoden Nietzsche und Marx, zwischen Individualismus und Kommunismus in der vermittelnden Form: Sozialismus der Institutionen, aber Individualismus der Personen. Ich ziehe — nach dem Vorbilde des Aristoteles — allüberall die Mittellinie (μεσότης) und bekämpfe die Extreme mit der gleichen Rückhaltlosigkeit, ob sie nun von rechts oder von links herrühren. Ich bekämpfe insbesondere den romantischen Mystizismus aller Schattierungen. Der bereits in der „Sozialphilosophie" gewonnene Standpunkt des sozialen Optimismus wird in der „Kulturphilosophie" weiter ausgebildet. Ich rede einer „Zielstrebigkeit der Geschichte" das Wort. Während ich die teleologische Betrachtungweise für das Naturgeschehen ablehne, fordere ich sie um so nachdrücklicher für die lebendig-organische Natur. Die Natur ist das Reich der Gesetze, die Geschichte das der Zwecke. Die Menschheitgeschichte stellt die „Zielstrebigkeit" in ihrer höchsten Potenz dar. Eben damit nähert sie sich dem Sinn alles Lebens: ein Maximum von Leistungfähigkeit mit einem Minimum von Energieverbrauch zu erreichen. Damit gewinnt der soziale Optimismus ungeachtet des Weltkrieges mit allen seinen Nachzuckungen einen völlig anderen Aspekt, er erscheint nicht mehr „als weichherziges Wunschwesen idyllischen Girrens im Stil des Vaters Gleim, sondern als Postulat der richtig interpretierten Biologie, als natürliches Ergebnis unserer psychogenetischen Methode."

Aus alledem geht hervor, daß ich dem weitestgehenden Intellektualimus huldige. Weder vermag ich den Voluntarismus Schopenhauers und Wundts, noch viel weniger natürlich die Gefühlsschwelgereien der Romantiker und Mystiker zu teilen, sondern ich huldige einem durch den Darwinismus umgebildeten Kantianismus. Ich greife die verlassene Position der Aufklärungtendenz, die das Heil der Menschheit von der Vertiefung und Verbreitung menschlichen Wissens erwartete, ohne Scheu wieder auf. Nur setze ich an die Stelle der politischen und religiösen Aufklärung, dem Zuge unserer Zeit entsprechend, die soziale Aufklärung.

Das geschichtliche Adagio bildet für mich nur die beste Überleitung zu sozialphilosophischem Fortissimo, das ich in meinen Schriften („Der soziale Optimismus", „Die Philosophie des Friedens" usw.) angeschlagen habe. Ruhig und unpersönlich bleibt man eben nur so lange, wie es sich um geschichtlich weit zurückliegende, unseren eigenen Lebensnerv also nur von fern treffende Begebenheiten handelt. Sobald es aber heißt: tua res agitur, das eigene Zeitalter es ist, dessen Wohl und Weh auf dem Spiele steht, da regen sich die Lebensgeister und fordern ein ganz anderes Tempo heraus.

In meinen soziologischen Werken habe ich den Gegensatz von Naturphilosophie und Kulturphilosophie herausgearbeitet und deren Sphären gegen einander abgegrenzt. Die von mir befolgte vergleichend-geschichtliche Methode der Geistes-

wissenschaften wird der naturwissenschaftlichen oder sogenannten organischen Methode in aller Schroffheit gegenübergestellt. Die Soziologie erscheint hier als Grenzwissenschaft zwischen den — von Windelband so genannten — Gesetzeswissenschaften und den Ereigniswissenschaften.

Die Gesetzes- oder Naturwissenschaften beruhen auf dem Kausalverhältnis von Ursache und Wirkung, deduzieren also mechanisch und spiegeln sich im Menschengehirn nach dem Kausalverhältnis von Grund und Folge; sie gelten also logisch. Die Ereignis- oder Geschichtwissenschaften hingegen basieren auf dem Kausalverhältnis von Zweck und Mittel. Die Kausalität der Geisteswissenschaft ist daher weder eine starr mechanische, noch eine streng logische, sondern eine in hohem Maß teleologische. Während wir es dort mit einem Sein zu tun haben, gehen diese auf ein Sollen. Die Geisteswissenschaften zeigen uns das Ziel des Menschengeschlechtes und geben uns die teleologisch erprobten Mittel an, um uns diesem obersten Ziel mit den denkbar vollkommensten Mitteln allmählich zu nähern.

Ziehe ich aus meiner „Kulturphilosophie" das Endergebnis, so gelange ich — ungeachtet der Weltkatastrophe — zu einer tieferen Begründung des sozialen Optimismus. Was die mechanisch verlaufende Natur nur dumpf, vielfach unbewußt, an nützlichen Institutionen geschaffen hat, was die zurückgebliebenen Kultursysteme nur spröde und halb bewußt an wertvollen, die Menschheit fördernden Einrichtungen und Errungenschaften hervorgebracht haben, das wird unser mündig gewordenes Kultursystem, das den Selbstmord der weißen Rasse nicht vollziehen wird, vollbewußt weiterbilden und ausbauen. Im Kampf ums Dasein erzeugt eben unser Gehirn vornehmlich solche Vorstellungen, die uns diesen Kampf erleichtern; oder, wie Georg Simmel dies einmal formuliert hat: Die Nützlichkeit des Erkennens erzeugt für uns zugleich die Gegenstände des Erkennens. Die Geschichte unseres Kultursystemes belehrt uns darüber, daß unsere Gehirnfunktionen ihr Organ, den Intellekt, immer vollkommner ausgestalten, weniger zwar nach Höhe und Tiefe als nach der Breite. Wir haben keine größeren Intelligenzen als das Altertum, aber unvergleichlich mehr Intelligenzen. Die Intelligenz, die sich als tauglichste Waffe in der Behauptung unserer Existenz erwies, hat sich allgemach demokratisiert. Sie hat in unserem Kultursystem aufgehört, das Privilegium der Auserwählten, Gottbegnadeten, der oberen Fünfhundert des Menschengeschlechtes zu sein. Seit der Demokratisierung der weißen Rasse hat sich allmählich eine geistige Bewaffnung Aller vollzogen. Wir sind also bezüglich der Ausrüstung mit Intelligenz und Wissen gleichsam von den Werbeheeren abgekommen und haben die allgemeine geistige Dienstpflicht eingeführt.

Dr. Sven Hedin: Weihnachtsgedanken.

(Stockholms Dagblad, 21. 12. 19.)

Übersetzt aus dem Schwedischen von Oberstleutnant Åberg, Baden-Baden.

Man hat mich gebeten, einige Erinnerungen an in fremdem Lande verbrachte Weihnachten niederzuschreiben.

Dreizehnmal habe ich Weihnachten gefeiert auf Asiens Erde, von den Ölquellen an der Küste des Kaspischen Meeres, wo das ewige Feuer seinen blassen Schein über das Meer und die Küste verbreitet, bis Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, wo scheußliche Steindrachen die Gräber der Mandschukaiser bewachen. Ich habe Weihnachten gefeiert in Kaschgar, der westlichsten Stadt Chinas, mit dem Tibetfahrer Oberst Young Husband und dem alten holländischen Pater Hendriks zusammen; in einer kleinen elenden verlassenen Hütte an der Karawanenstraße nach Jarkent; im Herzen der Takla-Makam-Wüste, wo der Flugsand seine Dünen rings um unsere Zelte auftürmte; in den Gebirgsgegenden von Kwen-Luns, wohin die Chinesen die Wohnungen ihrer Götter und das Urheim ihrer Vorfahren verlegen; in Leh an der Schwelle Himalajas, wo die Weihnachtskerzen in dem dürftigen Versammlungssaal der deutschen Missionare brannten; in Teheran unter entlaubten Platanen; im Innersten Tibets, wo Wölfe die Weihnachtslieder anstimmten, und in den höchsten Gebirgsgegenden Karakorums, wo die Kälte im winterlichen Bahrtuch sang, und die Sterne mit einem Glanz funkelten, welcher die feierliche Stimmung in diesem Haus des Todes noch vermehrte.

Dieser Winter in den Bergen Karakorums übertraf an majestätischem Ernst und hoffnungsloser Einsamkeit alles, was ich in dieser Beziehung erlebt habe. Über den Paß Karakorums, welcher sich 5658 Meter über den Meeresspiegel erhebt und 848 Meter höher ist als die Spitze des Montblanc, führt eine der ältesten Karawanenstraßen der Erde. Dort ist der Märchenberg der Inder Meru, das Heim hoher Götter, über dessen Abhänge die Arier vor Jahrtausenden in die warmen Ebenen am Fuße Himalajas herunterwanderten. Dort ziehen noch heute große Handelskarawanen zwischen Kaschmir und Ost-Turkestan, und unzählbar sind die Pferde und Maultiere, welche auf den schwindelnden Höhen gefallen sind — auf dieser Via dolorosa der Tiere. Ich selbst habe verschiedene Last- und Reittiere verloren auf den beiden Reisen, die ich über die Felsengebirge Karakorums unternommen habe. Wenn man in der Stille der Weihnachtsnacht lagert, überall von gebleichten Gerippen und verdorrten Kadavern verendeter Tiere umgeben, und aus der Zeltöffnung herausschaut, während die andern schlafen, glaubt man einen, nie endenwollenden Zug von Schatten, welche mit strauchelnden Schritten gegen den Paß hinaufziehen, zu sehen, und man meint ihr stöhnendes Jammern und Klagen zu dem Klang der Todesglocken zu hören. Man denkt an

den Rappen, der gestern verendete, und man vergißt nie seinen Blick, worin Bitte um Vergebung, unterwürfige Geduld und grenzenlose Dankbarkeit für die endliche Beendigung der Qualen lagen.

Dieser Zug von Schatten ist ja nur einer von Tieren. Die Toten sind nur Pferde und Maultiere! Und trotzdem hat man ein nur allzu deutliches Gefühl von Gewissensbissen und von Reue darüber, daß man einer jener Menschen gewesen ist, der Schuld an ihren Leiden und Tränen war.

Es ist schon lange her, seitdem die Schellen meiner Karawanen in den Bergen Karakorums widerhallten. Die Erinnerungen an meine in Asien gefeierten Weihnachten fangen an zu verblassen wie die erlöschenden Kerzen eines Weihnachtsbaumes. Und doch liegt immer noch ein Schimmer von Friede und Wohlgefallen über diesen einsamen Feiern in der Wüste. Es ist, als sei seitdem eine unendliche Reihe von Jahren verflossen. Damals sehnte sich der Pilgrim von der Unruhe Asiens fort zu Europas Frieden und Ruhe, aber jetzt sehnt er sich wieder nach der feierlichen vornehmen Stille Asiens zurück, fort von dem Gewimmer auf den noch rauchenden Trümmern Europas. Und schaut er in der jetzt bevorstehenden Weihnachtsnacht wieder aus seinem Zelt heraus, dann wird er einen Zug von Schatten sehen viel trauriger und länger, als jener in den Tälern Karakorums, und einen tausendstimmigen Ruf von Klagen und Jammer wird er hören, viel durchdringender als dort, von Vorwürfen und Verwünschungen und von verzweifelnden Fragen: Warum werden wir zu Tode gepeinigt von jenen, die uns durch ein Machtwort helfen und retten könnten.

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! So lautet seit zwei Jahrtausenden der himmlische Weihnachtsgruß. Friede auf Erden! Wenn ich je meine Weihnachtsfeier in Asien vergessen kann — nie werde ich die Weihnachten vergessen, die jetzt vor der Türe stehen. Friede auf Erden! Überall Kampf bis aufs Messer, Volk gegen Volk, Bürger gegen Bürger, Klasse gegen Klasse. Jetzt, nachdem der gesegnete Friede auf die Erde gekommen und dieser große Krieg, welcher für ewige Zeiten alles, was Krieg heißt, unmöglich machen sollte, zu Ende ist, rüsten die Großmächte der Entente mit fieberhaftem Eifer, und der Telegraph verkündet einmal über das andere die unerhörten Kostenanschläge, für neue, ständig neue und noch furchtbarere Kriegsschiffe, als es je gegeben hat. Jetzt, nachdem der Feind niedergeschlagen ist, bereitet man sich auf neue Kriege vor. Europa hat ja so viele Kriegsschauplätze, daß es unmöglich ist, einigermaßen klar dem Strome von Nachrichten zu folgen, der von ihnen herströmt. Friede auf Erden! Der alte Weihnachtsgruß klingt wie ein Hohngelächter aus den weit offenen Toren des gigantischen Irrenhauses. Die Art und Weise, wie der Sieger seine verführerischen Versprechungen einlöst, kommt jetzt wie ein Regen von Gaben unter die deutschen Weihnachtsbäume. Zerschlaget den Militarismus, schleifet den Imperialismus, werfet die Hohenzollern heraus, jaget die unverantwortliche Regierung zum Teufel und schaffet eine neue nach

dem Willen des Volkes — dann bekommt ihr Frieden, Verbrüderung und Versöhnung, und dürft euere Äcker pflügen im Schutze des gesegneten Völkerbundes des tausendjährigen Reiches. Und der deutsche Michel gehorchte den listigen Locktönen und er lauschte erstaunt auf das Geschrei des Herrn Scheidemann von der Treppe des Reichstagsgebäudes: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das alte verrottete System ist zusammengebrochen. Der Militarismus ist abgeschafft. Die Hohenzollern haben abgedankt. Es lebe die Republik! Der Abgeordnete Ebert ist zum Reichskanzler ausersehen. Damit hat er den Auftrag erhalten, die neue Regierung zu bilden. Dieser werden Angehörige aller sozialistischen Richtungen angehören. Jetzt besteht unsere Aufgabe darin, diesen glänzenden Sieg, diesen vollen Sieg des deutschen Volkes nicht beschmutzen zu lassen." Dem Feinde war es gelungen! Es waren nicht die Heeresmassen der Entente, die gesiegt hatten. Der Redner vom 9. November 1918 hatte ja selbst verkündet, daß das deutsche Volk gesiegt hatte. Bismarcks Werk, das stärkste und blühendste Reich, das es je auf Erden gegeben, war zerschlagen. Vielleicht ist der Siegesrausch in den Gehirnen, welche vor einem Jahr damit prahlten, Deutschland gerettet zu haben, jetzt verflogen.

In Lügen und Verführungen übertrafen diese einheimischen Wohltäter die feindlichen Brüllaffen — um den Ausdruck Georg Brandes' zu gebrauchen —: „Wir wollen zufrieden sein mit der Beute und der Rache, die darin bestehen, daß der preußische Militarismus unverkennbar zerschlagen und das deutsche Volk aus seiner bösen Bezauberung erlöst ist", sagte am 11. Dezember 1917 Churchill, der Mann von Antwerpen und Gallipoli.

Ende August desselben Jahres erklärte der Diktator Lloyd George den amerikanischen Arbeiterföderationen, die Entente kämpfe für den Nutzen und das Wohl der deutschen Arbeiter: „Wir verwirklichen nicht nur der deutschen Arbeiter und der Welt Ruhe und Sicherheit, sondern wir befreien sie auch aus der Sklaverei, der sie unterworfen waren. Diese Sklaverei wurde ihnen Jahr um Jahr immer unausstehlicher . . . Darum führen wir Krieg". — Der edle Menschenfreund führte Krieg, um die Arbeiter Deutschlands aus der Sklaverei zu befreien, welche in Wirklichkeit Disziplin und Zucht war, unter dem Schutze eines geordneten Staatswesens, dessen Macht so groß war, daß 28 feindliche Staaten sie nicht zu brechen vermochten. Die Arbeiter Deutschlands können ja heute selbst entscheiden, ob sie durch den Tausch gewonnen haben. Die Sklaverei, welche sie dafür bekommen haben, ist härter und dazu noch beschämend und erniedrigend, denn die Arbeitermassen sind jetzt wirkliche unverfälschte Sklaven unter fremdem Joch.

Wie vornehm und schön klangen nicht im Gegensatz hierzu die Worte des Führers der schwedischen Sozialdemokraten, gesprochen vor 2 Jahren! Er warnte vor einem Separatfrieden im Osten, weil ein solcher uns dem allgemeinen Frieden nicht näher führen würde. „Noch weniger führt uns ein Separatfriede dem gerechten, dauerhaften Frieden näher, welcher, aufgebaut auf dem Selbstbe-

stimmungsrecht der Völker, ein Verständnisfriede sein müsse im Geiste der Wahrheit, nicht ein vom Sieger diktierter". Er, der, so lange der Krieg dauerte, sowohl Rußland als auch den Westmächten mit Rat und Tat an die Hand ging, ist jetzt auffallend still. Ist es möglich, daß er diesen Frieden für einen wirklichen Verständigungsfrieden ohne Diktatoren hält? Wenn er ihn für ungerecht und für die ganze Menschheit verderbbringend hält, warum brüllt er nicht jetzt so, wie er es damals tat, als der Sieg den deutschen Fahnen folgte?

Höret auf mit Euerem Klagegeheul, ruft vielleicht irgend ein Leser dieser Gedanken. Lieber vergessen und plaudern bei der Weihnachtsbowle. Lieber uns freuen und fröhlich sein bei fettem Weihnachtsschinken, bei dampfenden Schüsseln mit Weihnachtsgrütze und bei strahlenden Weihnachtsbäumen! Ja gern meinetwegen! Aber denkt zuvor genau darüber nach, was vor unserer eigenen Tür geschieht, und antwortet dann, Hand aufs Herz! Können diese Weihnachten in Friede und Freude gefeiert werden wie früher?

Unser eigenes Volk hat dieselbe Prüfung durchgemacht. Vor 200 Jahren verschmachtete ein schwedisches Heer in sibirischer Gefangenschaft. Wir haben die Not der „Karolinen" verziehen, aber wir haben sie nie vergessen können. Und doch war dieses Heer klein im Vergleich mit den deutschen Scharen, welche jetzt in den eisigen Einöden Sibiriens gegen bolschewistische Horden für ihr Leben kämpfen. Wenn jetzt die Weihnachtsbäume strahlen, können wir jenen wenigstens einen flüchtigen Gedanken des Mitleids spenden. Sie sind Germanen wie wir! Es ist unser Kampf, den sie gekämpft. Die Gefahr, welche uns durch das zaristische Rußland und dessen Landhunger drohte, haben sie abgewehrt — wenigstens für eine Zeit. Ihnen sind wir in hohem Grade dafür Dank schuldig, daß wir jetzt zum drittenmal Weihnachten im Frieden feiern können. Es ist nicht zu viel, wenn wir jener gedenken in ihrer Sorge, Sehnsucht und Not, in ihren elenden Hütten, wohin keine anderen Gäste zu Besuch kommen, als Hunger, Armut und Kälte.

Solche Weihnachten hat die Welt noch nie geschaut. Ein Schrei des Jammers und der Klage schallt zu uns herüber von früher blühenden Ländern im Süden. Man hatte den Deutschen goldene Berge versprochen, wenn sie den Kaiser und den mit der Kaiserkrone gekrönten Adler fortjagten, wenn sie die gewaltige Rüstung auslieferten und das siegreiche Heer auflösten. Die Belohnung kam in der Gestalt organisierter Aushungerung eines Volkes von 80 Millionen. Über ein Jahr hat man von Lebensmittelzufuhr geschwätzt, aber es ist bei dem Geschwätz geblieben und es ist von allzu offenen Leuten im Westen kalt und zynisch gesagt worden, daß der deutsche Volksstamm auf 30 Millionen verringert werden müßte, d. h. genau auf so viele, als das Land mit seiner Landwirtschaft und Viehzucht ernähren kann.

Wenn man die Auslieferung von 140 000 Milchkühen verlangt, so weiß man, daß dieses Verlangen dem Ziele einen Schritt näher führt. Hunderttausende von Kindern hätten mit dieser Milch gesättigt werden können.

Als man die Auslieferung der Handelsflotte verlangte, wußte man, daß sonst Lebensmittel Deutschland über die Meere zugeführt werden könnten.

Wenn man mit einer nie zu sättigenden Raubgier 400 000 von den 500 000 Tonnen Hafenmaterial Deutschlands verlangt, so weiß man, daß, wenn diesem Verlangen stattgegeben wird, die Mündungen der Elbe, der Weser und der anderen großen Flüsse verschlammt werden, und daß die Versandung der segelbaren Fahrtrinnen jede Schiffahrt unmöglich macht. Dann wird allem Seehandel der Lebensnerv abgeschnitten und die organisierte Aushungerung kann nicht durch deutschen Unternehmungsgeist gestört werden.

Durch die Beschlagnahme der Hauptmenge von Deutschlands Kohlenproduktion und durch die ständige Verweigerung von Einfuhr von Rohmaterialien legt man die Industrie und die geordnete Arbeit lahm, verstopft die fließenden Einnahmequellen und verhindert so die Rückkehr von Ruhe und Selbstachtung, welche die Gesundung des deutschen Volkes und den Wiederaufbau des Reiches mit sich bringen würden.

Dadurch, daß man jeder kriegerischen Ritterlichkeit entgegen 430 000 deutsche Soldaten in Gefangenschaft zurückhält, will man anscheinend Deutschland einen bedeutenden Prozentsatz seiner besten ihm innewohnenden Manneskraft abzapfen. Viele dieser Kriegsgefangenen sind über 5 Jahre von Heimweh verzehrt. Es ist eine Grausamkeit ohne gleichen, sie zu quälen. Sie sind ohne Schuld.

Alles, was vor unseren Augen geschehen ist und noch geschieht, geht darauf hinaus, die Deutschland innewohnende Kraft zu brechen. Das Ziel ist die Herabminderung der Bevölkerung auf weniger als die Hälfte. An Irland hat man gezeigt, daß es möglich ist, ein Volk von 8 Millionen auf 4 herunter zu bringen. Auch in Deutschland wird das Ziel erreicht, wenn der Plan ungestört ausgeführt werden darf. Unser Volk hat mit seltener Einigkeit durch die Tat seine Teilnahme für die Hungernden gezeigt. Das Volk, nicht Volksführer oder Volksredner, welche Zorn heuchelnd die Massenmorde an den Armeniern verurteilten, jetzt aber bei einem Ausrottungskrieg von unendlich viel größerem Umfang schweigen wie die Mauern. Nein, es ist das Volk, welches in Stille handelt und sich wieder einer besseren Führung würdig zeigt, als es hat.

Solcher Art war die Gerechtigkeit, welche während des Krieges in unzähligen Tiraden von den Rednerpulten der Entente blühte. Hätte die Gerechtigkeit gesiegt, dann hätten es Pilatus und Herodes nicht nötig gehabt, sich so oft zu Liebesmählern zu besuchen. Aber der gewonnene Sieg ist kein Sieg. Derselbe wird unter allen Umständen dem Sieger teuer zu stehen kommen. Es ist oft gesagt worden, es sei der Ausgang des Krieges 1870/71 und vor allem Elsaß-Lothringen, was die Entstehung des Weltkrieges veranlaßt habe. Wenn dies wahr ist, dann frage ich: Welche Folgen wird erst der Ausgang des Weltkrieges nach sich ziehen.

Was für ein Weihnachtsfest feiert nicht dieses Jahr die Christenheit! Wie im Tale Karakorums schreitet ein endloser Zug von Todesschatten an uns vorbei.

In seinen Spuren strömen Tränen der Sehnsucht, des Leidens und der Trauer, und nie verstummt der eintönige Laut der Hammerschläge auf den Deckeln immer neuer Särge. Langsam, aber sicher ist man am Werk, das deutsche Volk zu vernichten. Dies war auch das einzige und wirkliche Ziel des Krieges. Und dennoch fragt man, wer die Schuld am Kriege trüge. Um die eigene Schuld zu verdecken, ruft man: Kreuzige! kreuzige! über Kaiser Wilhelm. Um seine eigenen Pläne mit dem deutschen Volk zu bemänteln, wirft man die Schuld an den Armeniermorden auf die Deutschen. Berauscht von Haß, Rache und Angst merken die leitenden Propheten nicht, daß sie schon zu weit gegangen sind, und daß der Bogen, so wahr Gott lebt, eines Tages zerspringen wird.

Tacitus sagt von den Germanen: „Von Gewinnsucht eben so weit entfernt wie von Schwäche, leben sie in Ruhe und Frieden, fangen keine Kriege an und belästigen nicht ihre Nachbarn durch verheerende Plünderungszüge. Es ist geradezu ein glänzender Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kraft, daß sie nicht durch unrechte Mittel ihre vorherrschende Machtstellung zu erhalten suchen. Doch sind sie stets bereit zu den Waffen zu greifen und stellen, wenn die Not es verlangen sollte, ein mächtiges Heer von Fußvolk und Reiterei ins Feld. Aber auch wenn sie im Frieden leben, genießen sie dasselbe Ansehen".

Ein solches Volk läßt sich nicht ausrotten! Wenn es unter den Peitschenhieben der Sklavenhändler zur Besinnung erwacht ist von dem, was geschieht, und zum Bewußtsein des Schicksals, das ihm bevorsteht, gekommen ist, dann erhebt es sich stolz und zerbricht seine Fesseln. Dann wird unter neuen Adlern der Gesang erschallen:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Sven Hedin.

Offener Brief an Dr. Sven Hedin und dessen Antwort.

(Veranlaßt durch seinen Artikel: „Weihnachtsgedanken.")

Übersetzt aus dem Schwedischen von Oberstleutnant Åberg, Baden-Baden.

Dr. Sven Hedins Artikel: „Weihnachtsgedanken" in unserer Weihnachtsnummer veranlaßte Frau Professor Anna Clasell-Andersson folgenden offenen Brief an den Verfasser durch Stockholms Dagblad zuzustellen. Wir geben diesen

Brief und Dr. Sven Hedins Antwort im Folgenden wieder. (Aus Stockholms Dagblad, Sonntag, den 4. Januar 1920).

*

Frau Professor Anna Clasell-Andersson schreibt:

Herr Dr. Sven Hedin!

Ich las Ihre „Weihnachtsgedanken" in Stockholms Dagblad. Ich kenne Ihre blinde Anbetung für alles Deutsche, kann es aber nicht unterlassen, Ihnen einige Betrachtungen mitzuteilen, zu denen mich Ihr Artikel veranlaßte.

Bei dem Vergleich von Deutschlands jetzigem Zustand und dem der Ententeländer, besonders Frankreichs und Belgiens, übersehen Sie vollständig den Vorteil, der für die Deutschen darin liegt, daß ihr Land unversehrt ist, während jene große, besonders wertvolle Strecken ihres Landes verwüstet sehen. Darin, daß Sie diese Tatsache verschweigen, liegt eine große Ungerechtigkeit. Die Deutschen haben es in den 4 Jahren der Okkupation Belgiens und Nordostfrankreichs trefflich verstanden, über die militärische Notwendigkeit hinaus systematisch und methodisch das Land zu verwüsten mit dem klaren, wohlerwogenen Plan, auf lange Zeit hinaus jede Konkurrenz mit der eigenen Industrie unmöglich zu machen. Das ist nunmehr klipp und klar aus Schriften des „d e u t s c h e n Generalstabs" bewiesen: „Die Industrie im besetzten Frankreich. Vertraulicher Abdruck Nr. 967, München 1916."

Sie wissen auch, daß die Deutschen sogar nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandvertrages beim Rückzuge industrielle Anlagen, Maschinen, Gruben usw. zerstört haben, so viel wie sie in der kurzen Zeit zerstören konnten.

Welcher Reichtum darin liegt, das eigene Land unberührt zu besitzen, erhellt am besten aus der intensiven Arbeit, mit der die Deutschen Feindesland zerstörten. In jenen 4 Jahren stahlen sie nicht nur durch Requisitionen, die heute noch unbezahlt sind, sondern auch, indem sie Privateigentum „in Obhut und Pflege" nahmen: Kleider, Bettzeug, Wäsche, Kunstgegenstände, Möbel, Nahrungsmittel, Vieh usw. und der Notschrei belgischer und französischer Mütter, die dadurch ihren hungernden Kindern keine Nahrung geben konnten, ward bei uns erstickt und als unwahr erklärt. Damals haben Sie geschwiegen, wie die meisten hier oben in Schweden.

Wie man jetzt einen Prozentsatz des Gestohlenen z. B. die Milchkühe wieder verlangt für die verheerten Landesteile, da sehen Sie das als brutal an, und ein Schrei erhebt sich gegen diese „Ungerechtigkeit". Welche Logik! Gestohlenes Gut zurückzugeben: das ist doch das erste, das der Dieb tun muß zur Sühne seines Verbrechens. Sollen auch nach getroffener Übereinkunft die einfachsten Rechtsbegriffe noch immer nicht erfüllt werden?

Sie schweigen auch, als Deutschland in der brutalsten Weise, die die Geschichte kennt, Zivilpersonen vergewaltigte und von Belgien und Frankreich, besonders

von Lille, nach Deutschland in die Sklaverei fortschleppte, und sogar Frauen bei dieser Deportation die schimpflichste Behandlung erdulden mußten. Wissen Sie, wie diese Deportierten behandelt wurden? In welchem Zustande sie zurückkehrten? Gemartert, ausgehungert, körperlicher und seelischer Tortur unterworfen, so daß die meisten ihr Leben lang Invaliden sind und ihr Heim verwüstet fanden.

Als aber Frankreich einen Teil der deutschen Kriegsgefangenen zurückhielt, weil die Deutschen gewisse Bestimmungen des Friedensvertrags noch nicht erfüllt hatten, und jene dazu verwandte, teilzunehmen an den Aufräumungsarbeiten in den von ihren Landsleuten zerstörten Städten, da gebrauchen Sie den stärksten Ausdruck, den die schwedische Sprache kennt, um das als Barbarei zu stempeln. Ich bin vielerorts deutschen Kriegsgefangenen bei solchen Aufräumungsarbeiten begegnet in Zonen, die im Kriege Frontabschnitte waren; ich habe besonders auf sie und ihre französischen Arbeitsleiter Acht gegeben. Es tat mir und meinen Reisegenossen wohl, dabei das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Gefangenen und ihren Vorgesetzten feststellen zu können. Letztere griffen oft helfend in den Gang der Arbeit ein, unterhielten sich mit den Gefangenen und boten ihnen bei einigen Gelegenheiten Zigaretten an. Ich sah auch Zelte und Holzbaracken, in denen die Deutschen wohnten, auch das ihnen gebotene Essen: Alles tadellos und gut. Das frische Aussehen der Gefangenen, ihre warme Ausrüstung und ihr freimütiges Auftreten zeugten davon, daß sie an diesen Stellen es gut hatten.

Wir, die wir den Vorzug haben, einem neutralen, ich möchte lieber sagen, einem Lande anzugehören, das an dem Weltkrieg nicht teilgenommen hat, sollten diese Stellung hüten und die Verpflichtungen kennen, welche sie mit sich bringt: Daß wir wenigstens in unserem äußeren Auftreten, wenn wir es im inneren nicht vermögen, versuchen, gerecht zu sein und die Wahrheit zu suchen, daß wir dadurch beitragen zu dem Frieden, nach dem alle Welt sich innerlich sehnt, zu dem Frieden, welcher niemals dauerhaft wird, ehe nicht der Einzelne wie das Land sich vor der Wahrheit beugt.

Djursholm, 26. 12. 19.

Anna Clasell-Andersson.

Auf obigen offenen Brief sandte uns Dr. Sven Hedin folgende Antwort:

Herr Redakteur!

Mit aufrichtigem Dank für die Gelegenheit, die Sie mir gaben, Kenntnis zu nehmen von obigem offenen Brief, bevor derselbe in Ihrer werten Zeitung Aufnahme gefunden, bitte ich folgende Antwort geben zu dürfen. Sie soll sich nicht in Weitschweifigkeiten verlieren und braucht es auch nicht zu tun, da der Kernpunkt des Problems offen zutage liegt.

Es ist wahr, nur allzuwahr! Die Städte, Dörfer und Felder der Gegenden, über die die Kriegsfurie hin- und hergeschritten ist, sind in Einöden verwandelt,

in denen kein Stein auf dem andern geblieben ist. Sind es nur deutsche Kanonen, deren Spuren diese Verwüstung folgte? Dieses bejahen, das hieße den glänzenden Elan verneinen, welcher von je die französischen Offensivstöße gekennzeichnet hat, das wäre ein viel zu schlechtes Kapazitäts- und Wirkungszeugnis für die französische und englische schwere Artillerie. Das Gelände, über das der moderne Krieg schreitet, ist auf lange Jahre verloren. In gleich hohem Grade tragen die Kämpfenden die Schuld für die Schäden, die aus operativen Gründen als notwendig angesehen werden. Vor einer anrückenden Invasionsarmee kann der Verteidiger es mit seinem Vorteil zu vereinbaren finden, sogar sein eigenes Land zu verwüsten. Als ich im Sommer 1915 der Armeegruppe Woyrsch auf ihrem Vormarsch durch Polen auf Brest-Litowsk folgte, sah ich allabendlich eine gigantische Rampe brennender Dörfer im Osten, in Brand gesteckt von den Fackeln der zurückgehenden Russen. Bei dem Rückzug der Rumänen wurde alles zerstört, was den Deutschen von Nutzen sein konnte, selbst die wertvollen Ölquellen und ihre mächtigen maschinellen Einrichtungen. Diese Verwüstung wurde von englischen Offizieren geleitet, und vom militärischen Standpunkt aus blieb ihnen nichts anderes übrig. Die Schrift des deutschen Generalstabs: „Die Industrie im besetzten Frankreich" enthält einen Bericht über alle industriellen Unternehmungen sowie über die Zerstörungen, welche ihnen durch den Krieg zugefügt wurden, und die stets aus militärischen Gründen erfolgte.

Nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes wurde auf Veranlassung der deutschen Kriegsleitung nichts in den vorher besetzten Gebieten zerstört. Aber es ist wahr: Vieles wurde von Deutschen verwüstet! Und warum? Ja deshalb, weil die Auflösung begonnen, die Disziplin ihre Macht verloren und die Kriegsleitung ihre Truppen nicht mehr in der Hand hatte. Schurken gibt es in jeder Armee. Auch in der deutschen Armee gab es solche — das haben die Spartakisten bewiesen! Der Krieg trat in sein brutalstes Stadium und wurde zur Katastrophe, nachdem das Volk und seine elenden Führer sein Schicksal in eigene Hand genommen und nachdem die oberste Heeresleitung die Macht über die Massen verloren hatte.

Requisitionen während des Krieges sind kein Diebstahl! Der Besiegte bezahlt seine Beitreibungen. Daß die Deutschen jetzt schon Zeit zur Vollbezahlung ihrer Requisitionen gehabt haben sollten, ist zu viel verlangt. Die geforderten 400 Milliarden Kriegsentschädigung müßten eigentlich zur Deckung der schwersten Schäden hinreichen.

Eine Okkupationsarmee lebt, so weit sie es kann, auf Kosten des besetzten Landes. Ohne Rücksicht nimmt man Möbel, Bettzeug, Kleider und Vieh. Der Anblick ist traurig, aber das ist der Krieg. In einem disziplinierten Heere geschieht so etwas nicht ohne Not oder als Sport. Es hat gar keinen Zweck dagegen zu protestieren. Ebensogut könnte man von der Obrigkeit verlangen, daß sie den Bazillen der spanischen Krankheit das Wüten im Lande verbietet, oder dem Regen verbieten, daß er im Herbst die Korngarben zur Fäulnis bringt.

Die geehrte Briefschreiberin hat völlig recht darin, daß es ein großes Glück ist, sein Land unberührt zu besitzen. Kein Volk der Erde ist zu dieser Stunde von diesem Glücke weiter entfernt als das deutsche. In Deutschland gibt es keine Jungfrau, die noch Besitzerin des goldenen Ringes ist, den sie von ihrem Verlobten empfing. Alles ist Eigentum des Siegers. Alles gehört der Entente. Sie treibt mehr ein, als das ganze Nationalvermögen. Sie nimmt einige der besten Provinzen — diese können ja die verwüsteten Teile des eigenen Landes ersetzen. Sie nimmt die Kolonien. Wenn Requisition Diebstahl genannt wird: was ist dann dies? Man legt Beschlag auf Kohlengruben und andere produktive Unternehmungen, diktiert Gesetze für die ganze Industrie, beschlagnahmt die Handelsflotte, nimmt den größten Teil des rollenden Materials. Man erdrosselt alles. Heißt das sein Land unberührt besitzen?

Aber es besteht ein wesentlicher Unterschied! Während der deutschen Verwüstung war Krieg, jetzt ist Friede! Die Entente dehnt die verabscheuungswürdige Brutalität des Krieges in die Zeit des Friedens hinein aus. Wie weit in die Zukunft hinein: das ist noch in Dunkel gehüllt.

Die Verfasserin des offenen Briefes ist der Ansicht, „die einfachsten Rechtsbegriffe" verlangten die Auslieferung der Milchkühe. Ich will für unser Volk hoffen, daß sie mit dieser ihrer Auffassung allein dasteht. Jeder kann seine eigene Ansicht haben. Jeder hat das Recht, mit seinem Gewissen zu Gericht zu gehen und sich danach Deutschfreund oder Ententefreund zu nennen. Doch wir sollen uns nicht, wie der Sozialistenführer in Stockholm, zu Lakaien des Siegers machen und dessen Forderungen und Handlungen grotesker Brutalität unterstützen.

Miß Hood hat seitens der englischen Arbeiterfrauen dagegen Protest erhoben, daß die Deutschland zugedachte Strafe an den kleinen Kindern vollstreckt werde. Eine Deputation von 8 repräsentativen englischen Damen hat an den Vertreter der Wiedergutmachungs-Kommission in Paris, Sir John Bradbury, eine Adresse gerichtet. Gestützt auf ein offizielles, britisches Weißbuch beweist diese Adresse, daß der Milchmangel in Deutschland schon im Oktober den Kindern schwere Leiden verursachte, und daß diese naturgemäß im kommenden Winter noch schlimmer werden müßten. Professor Starling, der Verfasser des offiziellen Berichts über die Lebensmittelverhältnisse in Deutschland, sagt unter anderem: „Für jedes Liter weniger in den Tagesrationen stirbt ein Kind."

Dieses ist nicht die einzige eingereichte Adresse. Unter den verschiedenen Protesten liest man unter anderen folgende Namen: Lord Robert Cecil, die Erzbischöfe von Canterbury, Westminster und York, Cardinal Bourne, die Lords Lansdowne, Morley und Crewe und eine Reihe Arbeiterführer u. a. Henderson, Smillie und Mac Donald, members of Parliament, Professoren und Schriftsteller, wie Bernard Shaw, Zangwill, Annie Besant und Jerome K. Jerome usw. Und hinter diesen stehen sicherlich unzählige englische Männer und Frauen, vor allem Mütter, den Ekel im Herzen vor solch' organisiertem Massenkindermord,

wohl wissend, daß die Tat des Herodes in Bethlehem in 2000 Jahren nicht vergessen worden ist. Und da ruft hier eine einsame Stimme nach der Eintreibung der 140 000 Milchkühe aus einem hermetisch von der ganzen übrigen Welt abgeschlossenen Lande, und diese Stimme stützt sich hierbei auf die „einfachsten Rechtsbegriffe."

Für die Zivilbevölkerung war der Krieg immer ein Unglück, der Weltkrieg war ihr eine Hölle. Wenn deutsche Soldaten Frauen schimpflich behandelt, die Landbevölkerung gemartert, ausgehungert und körperlicher und seelischer Tortur unterworfen haben, so waren das Ausnahmefälle. Die Individuen, die sich solcher Verbrechen schuldig gemacht haben, sind Tiere, keine Menschen! Nie habe ich gehört, daß jemand solche Handlungen verteidigt hätte. Aber, wenn wir davon sprechen, wie die Neutralen sich nach außen zu benehmen haben, dann sollten wir uns davor hüten, die einzelnen Verbrechen auf ein ganzes Volk von 70 Millionen zu verallgemeinern. Hier im Norden wissen wir aus eigener Erfahrung, daß Grausamkeit kein germanischer Charakterzug ist. Wir wollen die Bestrafung nicht auf harmlose Kinder ausgedehnt wissen.

Mit Staunen wendet man sich auch von der schwedischen Mutter ab, die die grausame Zurückhaltung „eines Teils der deutschen Kriegsgefangenen" ein Jahr nach Kriegsschluß verteidigt. „Ein Teil!" Es sind 430 000 Mann! Daß die Briefschreiberin das Essen der Gefangenen tadellos gefunden und gesehen hat, daß ihnen Zigaretten angeboten wurden, dupiert uns nicht und ist kein Beweis. Ich habe Briefe gelesen von einigen dieser Gefangenen, geschrieben vor 7 Wochen, voller Verzweiflung, Sehnsucht und Qual. „Le Populaire" vom 11. Dezember geht in einem Aufruf an die Gefangenen mit der Regierung der Republik zu Gericht, weil sie sich derselben Barbarei schuldig mache, deren sie die Deutschen zeiht. Darin heißt es:

„Deutsche Kriegsgefangene! Wie berechtigt auch Euer Zorn sein möge, und wie bitter die Tränen der Euern dort hinten in Euern Städten und Dörfern: Lasset nicht den Haß in Euch aufkommen! Denket daran, wir waren beisammen! — Ja beisammen! — An der Yser, in den Argonnen, vor Verdun, wir litten gemeinsam. In unseren gemeinsamen Erinnerungen wird immer bestehen bleiben die Vision eines großen Sterbens, eines Sterbens, das keine nationalen Abzeichen trug. Uns erwartend zwischen den beiderseitigen Drahtverhauen ward es uns ein bleibendes Symbol unserer gemeinsamen Zukunft. Nähret auch bei Eueren Kindern nicht den Haß, wenn Ihr nach Hause zurückgekehrt sein werdet. Treibt nicht das gleiche Spiel, wie unsere Herren. Ihr werdet von diesen nie schlechter denken können, als wir selbst, wir, die wir wissen, in welchen Abgrund sie unser Land führen, ein Land, das nicht Eueres ist, das wir aber als dessen Söhne lieben. Deutsche Gefangene! Denket daran: Ihr seid Opfer gewesen, so wie wir es waren. In der Zukunft darf es keine Feindschaft zwischen uns geben!"

Liest man solchen Ausfluß französischer Ritterlichkeit, so braucht man an der Weltzukunft nicht zu verzweifeln. Wie ein Engländer über seines Landes Kriegsführung denkt, erfährt man aus Stephen Grahams Buch: „A Private in the Guards." Die dort geschilderte Roheit übersteigt jede Phantasie. Doch das ist ja kein Wunder. Sind doch die Fundamentalgrundsätze des Krieges durch einen von Englands Großen, Lord Fisher, in dessen letztem Werk „Records" festgelegt (Seite 75):

„Dieser Völkerbund, die Freiheit der Meere und was noch mehr ist nur verfluchter Nonsens! Kommt der Krieg, dann ist Macht Recht! Das Recht des Stärkeren ist immer das bessere und jeder Vertrag ist ein Fetzen Papier. Der Krieg ist seinem Wesen nach — Gewalt! Mäßigung im Kriege ist Blödsinn! (Imbecillity!) Führe den ersten Schlag, schlage fest zu und höre nicht auf zu schlagen. Unerbittlich muß man sein, gefühllos und gewissenlos. Es ist Geschwätz, von humaner Kriegführung zu reden! Ebenso gut kann man sprechen von einer himmlischen Hölle!"

Bei solchen Grundprinzipien in militärischer Erziehung ist es verständlich, daß die englische Kriegführung eine solche gewesen ist, daß juristische Untersuchungen und Urteile neutralen Gerichten nicht anvertraut werden können.

In hohem Grade widerwärtig ist es, solchen Proben eines in seinem Haß so glühenden Fanatismus zu begegnen, daß er vor dem schwedischen Volk die Grausamkeit gegen die kleinen Kinder und unglücklichen Gefangenen des Besiegten verteidigt — und das, nachdem der Krieg aufgehört. Derartige Lehren haben keine Aussicht im Norden Anhänger zu gewinnen. Unser Volk will nicht „beitragen zu dem Frieden, nach dem alle Menschen sich im Innersten sehnen", indem es in den während des Krieges begangenen Verbrechen herumscharrt. Es will in dem Krieg, der für alle Kämpfer Unglück, Leiden und Sorge gewesen ist, nicht urteilen noch verurteilen. Niemals wird die Kraft seiner Arme beitragen, einen Geschlagenen zu zerfleischen, niemals dazu beitragen, noch immer blutende Wunden offen zu halten. Seine wahre Gesinnung hat das schwedische Volk gezeigt, indem es seine Teilnahme für die hungernden Kinder in Wien und Deutschland in die Tat umgesetzt hat, Nächstenliebe, die, wie ich gehört habe, bei der nächsten besten Gelegenheit auch auf russische Kinder ausgedehnt werden soll. Gesegnet sei unser Volk, welches im Stillen seine helfenden Hände gegen Leiden und Not ausstreckt.

Die aus obigem Brief sprechende Gesinnung ist ein Evangelium des Hasses, der Rache und der ins Unendliche ausgedehnten Repressalien. Für dessen Apostel hat unser Land keine Verwendung. Ihre Zeit ist hoffnungslos vorbei, ihre Mühe umsonst. Würden die Völker deren Spuren folgen, sie würden Europa in eine Katastrophe treiben, noch schrecklicher als die, die gewesen ist. Wir haben genug gehabt von Krieg und Elend. Wir wollen, begangene Ungerechtigkeiten vergessend,

eine neue Welt aufbauen auf dem Grundstein der Versöhnung und Verzeihung. Die Wahrheit, zu deren Sieg jeder an seiner Statt helfen sollte, ist von einem Denker und Dichter in folgenden Worten ausgesprochen:

„In Demut will ich meine Klag' versenken
Im Lethestrom der Welt und daran denken:
Selbst der Geringste darf der Menschheit geben
Kein Dunkel heute, sondern Licht zum leben".

Mit nochmaligem Dank für die Gelegenheit, die Sie Herr Redakteur mir gegeben haben, diese Neujahrsgedanken auszusprechen, verbleibe ich

mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener Sven Hedin.

Geheimrat Ed. König, Bonn: Das Recht der idealistischen Weltanschauung.

Es gibt in unseren Tagen ein Buch, das sich vor allen andern als den triumphierenden Herold der Meinung hinstellt, daß das ganze Weltall — vom fremden Stern bis zum Erdball und vom Steingeröll bis zum Menschen — ein Produkt der bloßen Materie sei. Dies ist Ernst Haeckels Buch „Die Welträtsel", zu dessen Ergänzung er das Werk „Die Lebenswunder" erscheinen ließ. Die in beiden Werken vorgetragene Weltanschauung ist von Haeckel ausdrücklich als die vervollkommnete Philosophie Spinozas bezeichnet worden (vgl. „Die Lebenswunder", S. 92), wenn er auch leider sich nicht konsequent dessen bewußt geblieben ist, sondern sich oft so ausdrückt, als wenn er rein naturwissenschaftliche Ergebnisse vortrüge. Folglich ist von Spinozas System auszugehen, wenn Haeckels Aufstellungen kritisiert werden sollen.

Spinoza nun wollte eine Einheit in das Weltganze mit Einschluß des Göttlichen dadurch bringen, daß er als die Grundlage des Weltganzen eine einheitliche Substanz voraussetzte (Ethica I, definitio 6). Aber die ganze Summe der Erscheinungen schließt ja so verschiedene Dinge in sich, wie einerseits die tastbaren Gegenstände sind und andererseits das menschliche Bewußtsein ist. Diese Verschiedenheit des Wirklichen zwang Spinoza, so sehr er nach der Einheit des Weltganzen strebte, doch dazu, daß er den Einzelgestaltungen der Substanz teils die Eigenschaft der Ausdehnung und teils die des Denkens zuschrieb. Auch die Einheit also, die von Spinoza vorausgesetzt wurde, ging doch in eine Zweiheit auseinander. Dies meint Haeckel bei einer Erneuerung des Spinozismus vermeiden zu können. Aber auf welchem Wege? Nun in Haeckels — natur

philosophischem — Versuch, die Welt zu erklären, wird entweder solchen Bestandteilen der Welt, die nach der empirischen Forschung nicht geistbegabt sind, doch Geist zugeschrieben, oder dem Geistlosen werden Wirkungen zugemutet, die mit der Natur der geistlosen Materie unverträglich sind. Beides geschieht, um eine mechanisch-einheitliche (sogenannte monistische) Auffassung der Welt zu erzielen.

Betrachten wir die erwähnten beiden Operationen des materialistischen Monismus der Reihe nach:

1. Die nach der empirischen Forschung vorliegende Beziehung der Weltbestandteile zur Geistbegabtheit ist die folgende: Viele Teile und Gebilde der Materie besitzen nach den Beobachtungen der exakten Wissenschaft nicht einmal Empfindung. Denn wer möchte diese, wenn er nicht poetisch werden will, dem Stein oder dem Baum zuschreiben? Viele andere Teile der Materie entbehren mindestens der Erinnerung, also eines Vorstellungsschatzes. Sie vollziehen auch keine Verbindung oder Trennung von Begriffen, d. h. urteilen nicht, geschweige denn daß sie Schlüsse zögen und Abstraktionen bildeten. Am allerwenigsten besitzen alle Teile und Gebilde der Materie ein Bewußtsein von sich selbst. In diesem Punkte wird wohl Kant für immer Recht behalten. Er sagte nämlich: Ich würde sofort von dem Rücken meines Rosses herabsteigen und mit ihm als einem Freunde verkehren, wenn ich das Urteil gewinnen könnte, daß dieses Tier die Vorstellung des Ich besitze.

Aber der materialistische Monismus erlaubt sich die Gleichsetzung von Kraft und Geist. Denn wieder in dem erwähnten zweiten Werke Haeckels (S. 92) wird verkündet, daß „die Substanz als Stoff oder Materie den Raum erfüllt, als Kraft oder Geist aber Empfindung besitzt". Aber wenn diese Gleichsetzung von „Kraft" mit „Geist" richtig sein sollte, dann wäre der Kolben in einer Dampfmaschine ein höchst geistvolles Wesen. Haeckel freilich wagt es, sogar von einer „Zellular-Psychologie" zu sprechen (Die Welträtsel, S. 259). Er schreibt also sogar der Zelle, der einfachsten Grundlage organischer Gebilde, ein Seelenleben zu. Ja, er läßt den Korallenstock, demnach ein unorganisches Gebilde, aus Personen zusammengesetzt sein (Die Lebenswunder, S. 168). Also ein Teil des Mineralreichs besteht nach dieser Äußerung aus Wesen, die mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung begabt sind und daher Persönlichkeiten genannt werden dürfen!

Ist dies ein Ergebnis von Erforschung der Tatsachen? Oder ist dies ein Gewaltakt gegen die Natur? Es ist eine willkürliche Nivellierung aller der Differenzen, die zwischen dem Mineralreich, dem Pflanzenreich usw. bis zum Menschen herauf sich unbestreitbar dem forschenden Auge darbieten. Denn auch gegenüber dem Ansturm Haeckels wird es bei dem Urteil sein Bewenden haben müssen, das kein Geringerer als F. A. Lange in seiner berühmten Geschichte des Materialismus (4. Aufl., Bd. II, S. 497) gefällt hat: „Die Erscheinungen des Geisteslebens bleiben trotz aller anscheinenden Abhängigkeit von der Materie ihrem

Wesen nach ein Fremdes und ein Anderes." Gewiß mit Recht sagt auch Professor M. Apel in seinen „Kritischen Bemerkungen zu Haeckels Welträtseln" (S. 18): „Bewußtsein, Denken und Philosophieren erklärt Haeckel freilich für Funktionen der Ganglien-Zellen der Großhirn-Rinde. Aber wie sollten die Gehirnzellen z. B. eine Schlußfolgerung vollziehen? Dieses Ineinandergreifen der Gedanken, dieses Hervorbringen des Schlußsatzes, die sichere Wahrheit desselben, die im Schlußfolgern liegt, wie soll das alles aus bewegter Materie sich ergeben?"

Diese Fragen Professor Apels können in der Tat nicht zugunsten des Materialismus beantwortet werden. Was mir selbst aber beim Nachdenken über diese Fragen immer am wichtigsten erschienen ist, war folgendes Dreifache: Die eigenartige Helligkeit, die über unsern unkörperlichen Funktionen wie ein Lichtmeer flammt und unsere Bewußtheit genannt wird, ferner die wieder damit zusammenhängende Konzentration unseres Denkens in der Idee des Ich, endlich die Beteiligung unseres Bewußtseinzentrums an allen Akten unseres Verstandes und Willens. Die Tatsachenforschung kann wohl, wie nunmehr schon Jahrtausende, so auch weiterhin ruhig abwarten, bis dieses Geistesleben auch nur bei den Tieren festgestellt wird, und nun wird im Namen des Monismus (All-Einheits-Lehre) proklamiert, daß dieses Geistesleben sogar bei aller „bewegten Materie" vorhanden sei.

Einer solchen Aufstellung gegenüber muß es leider betont werden, daß diese Gleichsetzung von Bewegung mit Geistestätigkeit oder Denken nichts weiter als eine unklare Verwechselung des Allgemeinen und des Besonderen ist. Denn wo sonst, außer im menschlichen Kopfe, könnte Bewegung als Denken konstatiert werden? In dieser einzigen Denkwerkstätte muß also eine besondere Vorbedingung existieren, daß eben in ihr es zum Denken kommt, und diese besondere Vorbedingung ist das unsere Vorstellungen konzentrierende und ihre gegenseitigen Wirkungen vermittelnde Seelenreale, das durch diese Tätigkeiten zugleich zum Subjekt oder Vollbringer unseres Denkens wird. Nur indem diese besonderen Vorbedingungen des wirklich konstatierbaren Denkprozesses übersehen werden, kann es zu der Behauptung kommen, daß Denken einfach gleich Bewegung sei. Bei dieser Gleichsetzung des denkenden Menschen mit „bewegter Materie" rühmt man sich, der Existenz des Geistes den Garaus gemacht zu haben, und hat doch nur der Logik einen Fußtritt versetzt.

Und dazu kommt noch dies. Die Anhänger des Materialismus müssen wenigstens dies zugeben, daß die Materie in ihren beim Menschen konstatierbaren Wirkungen als Idee aufstrahlt und ein Reich von Ideen begründet. Sie müssen auch selbst zugeben, daß der Mensch mit seinem Denken auf den Stoff einwirkt. Sie können also selbst nicht leugnen, daß die Materie von den Ideen verarbeitet werden kann, und daß die Ideen als Faktoren in den Weltprozeß eingreifen, die nicht nur mit der Materie zusammenwirken, sondern sie auch beherrschen. Mit

diesem unvermeidbaren Zugeständnis muß der Materialismus aber selbst sein Prinzip, daß die Materie allein existiere und wirke, vom Throne stoßen. Der Materialismus muß anerkennen, daß der Gedanke und der Geist überhaupt ein Faktor des Ursprungs und des Bestehens der Welt sein kann. Infolgedessen muß der Materialismus selbst die Möglichkeit der idealistischen Weltanschauung zugestehen.

2. Aber mag die spinozistisch-monistische Philosophie Haeckels auch noch so sehr das Gebiet der Ideenbildung über die Grenzen hinaus zu erweitern streben, innerhalb deren diese konstatiert werden kann, so will sie doch selbst die bewußtlose Materie als die Grundlage des Universums zur Anerkennung bringen. Und nun begeht sie einen zweiten Fehler. Sie schreibt der ideenlosen Materie Wirkungen zu, die nach der empirischen Forschung von solcher Materie nicht geleistet werden.

Ein erstes solches Phänomen, das man vergeblich aus der bloßen Materie abzuleiten sucht, ist das System der Weltkörper mit seinem Gleichgewicht der Kräfte und seiner Ordnung. Freilich Haeckel sagt, daß „die Bewegung eine immanente und ursprüngliche Eigenschaft der Substanz sei", und beruft sich dabei auf das, was er „Substanzgesetz" nennt, das „zwei höchst allgemeine Gesetze" zusammenfasse: „das ältere chemische Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und das jüngere physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kraft" (Die Welträtsel S. 243 und 279). Ist dies aber mehr, als eine bloße Voraussetzung? Die Erhaltung des Stoffs kann ja bei der Erklärung der Bewegung im System der Weltkörper selbstverständlich nicht in Betracht kommen, und was hat die Einrichtung dieses Systems mit der Erhaltung der Kraft zu tun? Gehen wir doch einmal auf die Uratome zurück! Die Kraft, die in der positiven Wahlverwandtschaft oder Anziehungskraft zweier Uratome lag, wurde durch ihre Vereinigung latent gemacht, also aufgebraucht. Aber der Materialismus will aus jener tot gewordenen Anziehungskraft noch die Entstehung eines Atomenballes und die Bewegung dieses Balles um sich selbst und dann weiter die Bewegung der Planeten um ihre Sonne und das Kreisen der Sonnen um eine Zentralsonne ableiten.

Auf die von Haeckel angedeutete Art läßt sich die ganz großartig zusammengesetzte Bewegung im Weltall nicht erklären. Vielmehr ist zunächst folgendes zu sagen. Das System der Weltkörper gleicht einer Uhr. Wenn man nun vor dem berühmten Uhrwerk steht, das in einer Seitenhalle des Straßburger Münsters gezeigt wird, so fragt man unwillkürlich: Wer hat dieses Werk erdacht? So drängt sich auch angesichts des Systems der Weltkörper mit seinem Gleichgewicht von Kräften und dem harmonischen Kreisen seiner Kugeln das Urteil auf, daß in diesem System eine staunenswerte Idee verkörpert worden ist. Es hat ja auch ein so vorsichtiger Denker, wie Kant es war, gesagt (am Ende seiner „Kritik der praktischen Vernunft"): Der gestirnte Himmel über mir und der kategorische Imperativ in mir stimmen mich immer und immer wieder zur Ehrfurcht.

Zweitens zeigt sich das Walten der Idee unbestreitbar darin, daß in jeder Abteilung der organischen Natur ein Gedanke verkörpert ist. Oder wie sonst erklärt es sich, daß in jeder solchen Abteilung sich ein besonderer Typus ausprägt und gleichsam über die Erhaltung seiner Existenz wacht? Man denke doch nur z. B. an die Pyramidenform jeder Tanne und die Kuppelform jeder Linde! Man erwäge ferner, daß aus dem Samen eines Nadelbaums kein Laubbaum und wiederum z. B. aus einem Birnenkern nicht einmal ein Apfelbaum, geschweige denn ein Baum mit Steinobst hervorwächst. Man erinnere sich ferner auch daran, daß jede Art von Pflanzen und Tieren in Bezug auf Bodenart und Nahrungswahl, Größe und Lebensdauer, Geschicklichkeit und andere Eigenschaften von einem Grundgesetz beherrscht wird. Wie staunenerregend ist sodann insbesondere die Unterscheidung der Geschlechter mit ihren Organen und sonstigen Besonderheiten. Wer denkt nicht z. B. an die Farbenpracht des männlichen Pfau? Wenn sein glänzender Schweif etwa auf das Streben, dem anderen Geschlechte zu gefallen, zurückgeführt werden sollte, wie es neuerdings versucht worden ist, dann hätte es wohl auch den weiblichen Pfauen nicht an solchem Streben gefehlt. Womöglich noch auffallender ist aber das Gleichbleiben der Verhältniszahlen der Vertreter der einzelnen Geschlechter (beim Menschen etwa 106 : 100). Die Sachlage ist also diese. Wenn wir unsere Naturauffassung bloß nach dem wirklich beobachteten Tatbestand einrichten wollen, und das verlangt doch die exakte Wissenschaft, dann können wir nur sagen, daß in den einzelnen Abteilungen der Natur sich immanente Gesetze auswirken. Auch sie sind aber ein Zeichen von der Herrschaft der Idee.

Drittens muß aber auch dies betont werden, daß bei der Voraussetzung der bloßen Materie weder das Nebeneinanderbestehen der Hauptabteilungen der Natur noch ihre gegenseitige Beziehung erklärt werden können.

Nämlich vor allem ist der Übergang vom Leblosen zum Lebendigen aus dem Wirken des bloßen Stoffes nicht ableitbar. Denn aller Fortschritt der Chemie und Physik hat es nicht ermöglicht, aus unorganischem Stoff eine Zelle, diese Grundlage aller organischen Gebilde, herzustellen, und wie könnte die Urzelle etwa durch die Entwicklungsfaktoren zuwege gebracht worden sein, die der Darwinismus sonst zur Verfügung hat? Als erst noch lauter unorganischer Stoff existierte, wie hätte da die „Anpassung" die Entstehung des ersten organischen Gebildes begünstigen können? Man könnte wirklich sagen, die erste Lokomotive hätte leichter durch Anpassung entstehen können, als die erste Zelle. Haeckel aber verhält sich zum Ursprung des Lebens folgendermaßen. Meistens registriert er einfach den Übergang vom Unorganischen zu den Organismen als ein fait accompli. Dann aber soll er nur nicht so tun, als wenn er die Natur in ihrem Zusammenhange erklärt habe. Denn gegeben ist nur das Nebeneinanderstehen der beiden erwähnten Naturabteilungen. Der Übergang ist eben die fragliche Größe. Diesen Übergang einfach voraussetzen, ist ein Gewaltakt. An einer Stelle seines neueren

Werkes macht Haeckel allerdings den Versuch, den Unterschied vom Leblosen und Lebendigen mit Hilfe einer dichterischen Redensart aufzuhellen. Er beruft sich da (Die Lebenswunder, S. 33) auf die Vergleichung des Lebens mit einem Verbrennungsprozeß. Aber das Reden der Dichter von der „Lebensflamme" zur Erklärung von Naturvorgängen zu verwenden, liegt doch unter dem Niveau der exakten Forschung.

Sodann das Nebeneinanderstehen der Pflanzen, die Kohlensäure als Nahrungsmittel verwenden und Sauerstoff ausatmen, und der Tiere, denen gerade umgedreht Kohlensäure verderblich ist und die den Sauerstoff als Lebenselixir begrüßen, ist wieder eine von den Tatsachen, die bei der Voraussetzung der bloßen Materie als des Ausgangspunktes der Weltbestandteile einfach unerklärt bleiben und als Wunder betrachtet werden müssen. Ein ebensolches ist für den Materialismus darin zu erblicken, daß auch die höchst befähigten Arten von Tieren nach sovieljähriger Beobachtung unentwegt neben den Menschen stehen bleiben. Freilich, Haeckel spricht sehr häufig von „Menschenaffen". Nach meinem Urteil tut er es, weil er die selbstverständlichen Ähnlichkeiten zweier hochstehender Gruppen von Lebewesen betont und die unterscheidenden Merkmale in den Hintergrund zurücktreten läßt. Nun, diese „Menschenaffen" genießen in den Zoologischen Gärten den vieljährigen Verkehr mit so sorgsamen Wärtern, die manchem armen Kinde zu wünschen wären. Aber hat einer von den „Menschenaffen" jemals den aufrechten Gang oder die Sprache seines Wärters nachgeahmt? Nein, die „Anpassung" hat nichts gewirkt. Also auch die feste Gliederung des Naturreichs und die dadurch begründete Einrichtung, daß die niedrigeren Bestandteile der Natur von den begabteren Wesen verwertet werden können, lassen sich nicht als Wirkungen der blinden Materie ansehen.

Auch kann speziell der Mensch nicht ein Produkt der Entwicklung genannt werden. Denn erstens hat die Veränderung des Wohnortes oder überhaupt der Lebensbedingungen nur die Entstehung von Spielarten oder Varietäten hervorgerufen, und die bei Pflanzen und Tieren durch den Wechsel der Daseinsweise veranlaßten „erworbenen Eigenschaften" sind nicht vererbbar oder dauernd. Dies hat Prof. Reinke, der Vertreter der Botanik in Kiel, in seinem Werke „Die Welt als Tat", S. 355, z. B. durch folgende Tatsache veranschaulicht: „Die unter sich so abweichenden Varietäten, wie Blumenkohl, Rosenkohl, Kopfkohl, Winterkohl usw., schlagen im Laufe einiger Generationen wieder in die wilde Stammform zurück." Ferner Karl Ernst v. Bähr sagt in seinen berühmten „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften", S. 429: „Wir kennen keine Neubildung nach dem Auftreten des Menschen, welche sich selbständig fortsetzte: Alle Pflanzen und Tiere, die man aus ihren Verhältnissen herausgerissen und in andere versetzt hat, verlieren eher die Fortpflanzungsfähigkeit, als daß sie in der Nachkommenschaft wesentlich neue Formen erzeugen." Zweitens war der Mensch schon zu der Zeit, seit welcher wir sein Auftreten beobachten können, auch den höchsten

Tierarten an Geisteskraft überlegen. Das beweisen z. B. die Zeichnungen, die in mancher Höhle gefunden worden (vgl. Ad. Spiegelmann, Altamira, ein Kunsttempel der Menschheit, 1910). Denn welche Geschicklichkeit und besonders welche Feinheit des ästhetischen Sinnes bezeugen sie! Der Mensch war auch sogleich und er allein der Denker unter den Lebewesen, was er auch nach seiner indischen Bezeichnung „manu“ ist. Denn er allein verwendet das Feuer und behaut z. B. Holzstämme zu Baumaterialien usw. (W. Johnsen, Homo sapiens,1912, 83 ff.). Welche Summe geistiger Leistung ist auch schon in der Ausgestaltung der Sprache verkörpert! Welche Schärfe tritt in der Unterscheidung zwischen der redenden, angeredeten und besprochenen Person, zwischen den Geschlechtern und Zahlen, den Zeitsphären und Modalitäten der Vorgänge, zwischen den verschiedenen Kasus hervor! Das Sanskrit unterscheidet deren acht, während jetzt manche Leute nicht den Dativ und den Akkusativ auseinanderhalten können.

Die spinozistisch-haeckelsche Weltanschauung pendelt also zwischen einer Scylla und einer Charybdis hin und her. Einerseits gerät sie in die Gefahr, mit den Tatsachen in Konflikt zu kommen, indem sie das Geistige, das bei den Menschen beobachtet wird, in andere Gebiete des Universums hineinträgt, wie wir gesehen haben, daß Persönlichkeit, d. h. Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, von Haeckel dem Korallenstock zugeschrieben wird. Andererseits gerät der materialistische Monismus in dieselbe Gefahr, indem er der Materie, die der Intelligenz entbehrt, solche Wirkungen beilegt, die nach der Beobachtung tatsächlich geschehender Leistungen nur von der Intelligenz erzielt werden. Diese zweifache Verschiebung der Grenzen, die in der Welt der Wirklichkeit beobachtet werden, diskreditiert sich notwendigerweise selbst.

Alles, was wirklich konstatiert werden kann, empfiehlt vielmehr die Annahme eines Zusammenwirkens von Materie **und** Ideen, und da letztere wenigstens als Blüten des Weltprozesses auch vom Materialismus nicht geleugnet werden können, so sind sie um so leichter auch als Element der Wurzeln des Weltprozesses anzuerkennen. Also viele Phänomene im weiten All tragen ganz den Charakter von Leistungen, die von wirklicher Intelligenz, nämlich der menschlichen, hergestellt sind, und in diese menschliche Denkkraft ist jedenfalls die Weltgestaltung ausgemündet. Da ist kein Schluß vernünftiger, als dieser, daß auch im Anfange der Weltgestaltung die Idee oder Intelligenz mitgewirkt hat, die nicht ohne den Geist als ihren Träger gedacht werden kann.

Darauf wird man auch noch durch die Tatsache der Weltbewegung selbst geführt. Oder kann diese von Stoffen abgeleitet werden, die wegen ihrer Zusammengesetztheit **selbst** der Schwerkraft unterworfen sind? Ich meine, daß der Urquell der Weltbewegung nur in einem Element liegen kann, welches **selbst** über das Gesetz der Gravitation erhaben war und welchem daher die Tendenz der Bewegung zur eigensten Natur gehörte. Ein solches Element ist aber nichts anderes, als was mit dem Ausdruck „Geist“ in der realen Bedeutung dieses Wortes

gemeint ist. Infolgedessen muß ich in der Anerkennung eines Weltbestandteils, der wegen seiner sublimsten Einfachheit allgewaltige Bewegungstendenz besaß, den Schlußstein der idealistischen Weltanschauung finden, in der also soviele große Denker der vergangenen Jahrtausende mit vollem Recht die wahre Lösung des Welträtsels gesehen haben.

G. Buetz: Die Arbeiterbewegung in Japan.

Es ist bekannt, in welchem Maßstabe Japan die wirtschaftliche Konjunktur des Krieges dazu ausgenutzt hat, um sein gesamtes Handels-, Industrie- und Verkehrsleben in einer Weise zu entwickeln, daß Japan in fünf Jahren eine wirtschaftliche Erweiterung erlebte, wie sie unter normalen Zeitläufen sich innerhalb einer Generation nur ermöglichen läßt. Wenn die wirtschaftliche Entwicklung Japans nach ihren einzelnen Richtlinien verfolgt wird, und derartige Richtlinien treten deutlichst hervor, dann ergeben sich die folgenden Entwicklungslagen. Zunächst suchte Japan eine gewisse Unabhängigkeit von dem fremden Auslandsfabrikate auf seinem Binnenmarkte zu erlangen. Zu diesem Zwecke stellte die japanische Industrie die bisherigen Einfuhrwaren zu einem guten Teile selbst her. Zu erinnern sei in diesem Zusammenhange nur an die Produktion von chemischen Erzeugnissen, medizinischen Artikeln, Drogen und Farben, an die Herstellung zuvor eingeführter Maschinen, europäischer Möbel und elektrischer Apparate. Nachdem man die Erweiterung der Bedarfsdeckung seines Binnenmarktes erreicht hatte, soweit die Herstellung neuer Fabrikate in Frage kam, schickte man sich, als notwendige Folgeerscheinung seiner erweiterten Industrialisierung an, seine eigenen Rohstoffe im verstärkten Maße auszubeuten, um sich auch hier eine entscheidende Unabhängigkeit von dem Auslande sichern zu können. Da die eigenen Rohstoffe, insbesondere die für die Industrie so notwendigen Eisenerze, in Japan nur höchst unzulänglich vorhanden sind, beschritt man den Weg seines Lehrmeisters, England, und suchte eine koloniale Ausdehnung zum Zwecke eines genügenden Rohstoffbezuges. Dieses Land kolonialer Ausbeute wurde für Japan China. Auch diese Vorgänge sind ja bekannt. Als Japan sich so sein Industrierüstzeug besorgt hatte, ging es an die Ausdehnung seines Außenhandels. Japan war gewillt, die Konkurrenz in Ostasien mit den Fremdmächten aufzunehmen, ja es machte sich daran, in Südamerika, in Indien und in Südafrika von sich aus als Konkurrent aufzutreten. Hierzu mußte Japan eigene Schiffslinien einrichten und das bedingte die Anlage einer großzügigen Schiffsbauindustrie. Da man durch sein Hervortreten naturgemäß feindliche Stimmungen bei seinen nahen und fernen Nachbarn erregen mußte, sorgte Japan ganz öffentlich für eine Aus-

weitung seiner Heermacht. Hierzu bedurfte man wiederum einer starken Ausdehnung der Heeresindustrie. — Möglich wurden die wirtschaftlichen Leistungen Japans dadurch, daß die Heereslieferungen, die zumal Rußland bestellte, die Industrie befruchteten und dem gesamten Handelsleben Geld zuführten. Es gab durch den Krieg für Japan Arbeit, Verdienst und hohen Gewinn.

Die guten Zeiten, unter denen Japan nahezu fünf Jahre lebte, nahmen mit der Ausdehnung des Waffenstillstandes ein unerfreuliches Ende. Die lange Zeit des Waffenstillstandes, der händlerisch alle Kriegsbeschränkungen aufrecht erhielt, wirkte für Japan ungemein schädigend. Einerseits waren die Kriegsaufträge eingestellt und bei der Ungunst der unsicheren Verhältnisse, die der lange Waffenstillstand zeitigte, liefen keine neuen Bestellungen ein. Andererseits erhielt man keine Rohstoffe und auch keine Halb- und Fertigfabrikate. Das Ergebnis hiervon war, daß ein Teil der Industrie mit Überproduktion arbeitete, ein Teil gar nicht, ein Teil nur beschränkt arbeitete. Draußen begann die Konkurrenz; die Weltmärkte öffneten sich langsam und Japan konnte seine Beteiligung nur recht unvollkommen bereitstellen. Mit dem Öffnen der Märkte begann auch die Warenkritik. Während man den japanischen Rohstoff und das japanische Fabrikat mit all seinen Mängeln hatte zuvor einkaufen müssen, begann, nun die Konkurrenzware auf dem Weltmarkte hervortrat, die Zurückweisung japanischer teurer und minder guter Fabrikate. Die Industrie mußte erkennen, daß man einer Weltkonkurrenz schwer gewachsen ist. Preissturz, Krisenstimmung, rückgängige Arbeitsgelegenheit, verminderter Verdienst traten für einzelne Industriezweige ein. Japan ist heute zur passiven Handelsbilanz zurückgekehrt! Das beleuchtet die wirtschaftliche Lage Japans am besten. Es zeigt sich eben, daß die schnelle und so ungemein reiche Entwickelung auf keiner natürlichen Grundlage beruhte, sondern sich lediglich auf den abnormen Verhältnissen der langen Kriegsjahre ausbaute. Die Ausfuhr Japans, die für 1918 die Summe von 897 Millionen Yen betrug, ist, berechnet für das erste Halbjahr, für 1919 auf 827 Millionen Yen gesunken. Die Einfuhr stieg in dem gleichen Zeitraume von 840 Millionen Yen auf 1050 Millionen Yen. Die Preise sanken. Kurzum die wirtschaftlichen Schwierigkeiten erwachten an allen Ecken und Enden, so daß man in eine Krisenstimmung hineingelangte, die zu beheben man bisher nicht fähig ist. Wohl lauert aber an allen Stellen in Ostasien die Konkurrenz, bemühen sich die Mächte, England und die Vereinigten Staaten, Japan seine Erfolge auf wirtschaftlichem wie politischem Gebiete nach Möglichkeit zu entreißen. Hinzu kommt, daß infolge der Shantung-Frage sich in China eine Abneigung gegen Japan herausgebildet hat, die ihre Formen bis zu einem Warenboykotte ausweitete. Der hiermit verbundene Rückgang an Ausfuhrmöglichkeiten und sonstigen Handelsmöglichkeiten in China wirkt natürlich auf das japanische Wirtschaftsleben nur noch krisensteigernder. Die Zusammenwirkung all dieser Umstände wird in Japan als eine ungemein ernste Belastung eines an sich überspannten Wirtschaftsmarktes empfunden.

Diese wirtschaftlichen Zustände mußten in solcher Breite berührt werden, um zu zeigen, in welcher Weise die Arbeiterbewegung heute die Wirtschaftsbewegung Japans neu und ernst belastet. Denn nur von dieser Grundlage aus muß die Arbeiterbewegung Japans beurteilt werden, nur von diesem Gesichtspunkte aus können die Wirkungen jener Bewegung richtig eingeschätzt werden. — Im allgemeinen lautet die Frage: Herrschen in Japan bolschewistische Ideen? Das muß verneint werden. Gewiß sind Agitatoren in Japan nach dieser Richtung tätig, indessen erlebt Japan, was alle Staaten mit einer raschen Industrialisierung erlebt haben, eine Emanzipationsbewegung des arbeitenden Standes. Erinnern wir uns an die englischen Arbeiterunruhen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, welche bis zu dem Verbrennen der Fabriken und dem Zerschlagen von Maschinen und Maschinenteilen ausarteten. In Japan hat vor dem Kriege eine geringe Industrie bestanden. Das Handwerk beherrschte die Lage. Das Land war infolge seiner dauernden militärischen Unternehmungen gegenüber Japan weit überlegene Gegner — man erinnere sich an den chinesischen und an den russischen Krieg — arm und in einer bedenklichen Weise überschuldet. Diese allgemeine Armut hat zur Folge gehabt, daß in Japan ein Klassenunterschied in nur milden Formen herrschte, zum mindesten konnte nur ein Bruchteil der Bevölkerung als bevorzugt angesehen werden. Der Krieg hat Japan nun zu einem reichen Lande gemacht. Reich aber in dem Sinne, daß dem armen Proletariertume eine wohlhabende Kaufmannswelt und eine reiche Industrie gegenüber stehen. Reichtum und Armut stehen sich heute ohne alle Verbindungslinien gegenüber. Ein Zustand, der verbitternd wirken muß. Nun würde die Masse an sich den Gegensatz nicht so empfinden, wenn es in Japan nicht zu einer Verschlechterung der Lage des Proletariats gekommen wäre. Man hat von den Lohnsteigerungen gemeldet, welche in Japan vorgenommen worden sind. Diese Lohnsteigerungen sind auch vorgenommen worden. Mit dem Verdienste, den das Land errang, stieg die allgemeine Lage der Massen. Die Massen begannen eine bessere Lebenshaltung kennen zu lernen. Dieser erfreuliche Zustand hielt indessen nur etwa ein dreiviertel Jahr an. Danach verschob sich die Lage zu völligen Ungunsten der Arbeiter. Infolge der Ausfuhr, die Japan vornahm, infolge der Teuerung Europas, die nach Asien übergriff, infolge der Verteuerung aller eingeführten Waren steigerte sich die Lebenshaltung in Japan ganz außerordentlich. Vor allen Dingen ging die Volksnahrung, der Reis, in einer Weise in die Höhe, die in keinem Verhältnisse zu dem Verdienste des Arbeiters stand. Denn die Industrie, die mancherlei Hemmungen erfuhr, beispielsweise die Krise nach dem Ausbruche der russischen Revolution zu überwinden hatte, weigerte sich, zu höheren Lohnzahlungen überzugehen. Im ständigen Zustande der Erweiterung begriffen, bei nur wenig vermehrbarem Produktionskapital, war die Industrie auch tatsächlich in ihren Lohnzahlungen begrenzt. Vor allen Dingen aber sagte der japanische Industrielle sich mit Recht, daß seine billigen Löhne

mit dem Eintritt einer Friedensproduktion nahezu die einzige Waffe darstellen würde, eine europäische und eine amerikanische Konkurrenz auszuhalten. Der vorhandene Mangel der Ausführung der Ware mußte durch ihre Billigkeit aufgewogen werden. Das Proletariat seinerseits erkannte den Gewinn, den der Industrielle machte, und sah sich erneut auf eine Lebensstufe herabgedrückt, die unter jener lag, die man erreicht hatte. Während der Industrielle sich einerseits bemühte, die Löhne seiner Arbeiter herabzudrücken, versuchte er im Interesse der Hebung seiner Produktion, die Entwickelung der geistigen und manuellen Fertigkeiten seines Arbeiterstandes. Diese Herauslösung großer Massen aus einem kulturellen Tiefstande brachte eine naturgemäße Mehrung der Bedürfnisse jener entwickelteren Massen mit sich. Ein Glied wurde so mehr in dem Ringe der Unzufriedenheit geschmiedet. Kurzum, in Japan vollzog sich der allgemeine industrielle Prozeß mit eben den gleichen Begleiterscheinungen, wie in allen Industrieländern. In Japan wird diese Bewegung nun noch dadurch verstärkt, daß die Ereignisse zeitlich in unerhörter Schnelle vor sich gingen. Und es mußte sich rächen, daß Japan bei allem Streben nach einer europäischen Ausbildung und aller europäischen Ausgestaltung seines Wirtschaftslebens den modernen sozialen Bestrebungen keinerlei Rechnung trug und vor allen Dingen nicht tragen wollte. Man glaubte übersehen zu können, daß ein Hauptfaktor aller neuzeitlichen Produktion die Stimmung, das heißt, die Arbeitswilligkeit der Arbeitermassen ist. Ein Vorbeugungsmittel, diese Stimmung zu erhalten, war in Japan nicht von Europa aus übernommen worden. Die Industrie hatte die Regierung in dem Glauben zu bestimmen gewußt, daß eine allgemeine Ausnutzung der Arbeitermassen die einzige Grundlage der industriellen Entwickelung bei einer so jungen und bei einer so kapitalarmen Industrie ausmachen mußte, die berufen sein konnte, die Konkurrenz eines Europas und eines amerikanischen Wirtschaftsmarktes ertragen zu können, deren Ziel sein sollte, jener Konkurrenz begegnen zu sollen. Man dachte genau in den Gedankengängen, in denen sich Europas Industrie in dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts bewegte, als man auch da glaubte, seinen Gewinn aus der Ausnutzung der arbeitenden Menschenhand allein schöpfen zu können. Das Verhältnis von Industrielohn und Lebensmittelaufwand mußte in seinem schlechten Zusammenklang um so bedauerlicher wirken, als kaum die Anfänge einer Sozialpolitik in Japan vorhanden waren. Man hatte im Jahre 1911 für gefahrvolle Betriebe einen Kinderschutz und einen Jugendlichenschutz eingeführt. Das Gesetz kam zunächst erst wenig zu seiner Anwendung und wurde auch dann nicht gehandhabt, da Hunderte von zulässigen Ausnahmebestimmungen seine Wirkung durchbrachen. Frauen-, Kinder- und Männerarbeit sind in Japan so ziemlich Ausnutzungen unterworfen, die im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts in Europa an den arbeitenden Menschen begangen wurden. Hierbei muß hervorhebend betont werden, daß Japan infolge seiner dichten Bevölkerung eine Frauenarbeit kennt, von der Europa damaliger

Zeiten nicht einmal Begriffe aufwies. In der Spinnstoffindustrie — allerdings der Hauptindustrie Japans — sind rund 400 000 Frauen tätig. Frauen, die in den Fabriken wohnen müssen, die da heranwachsen, gebären und sterben. Vor dem Kriege erhielten Arbeiterinnen für einen dreizehn- bis sechzehnstündigen Arbeitstag etwa 25 Yen, das entsprach einer Entlohnung von etwa 50 Pfennigen. Der Arbeitstag der Männer pflegt kürzer zu sein als jener der Frauen. Vor dem Kriege wurden Männer etwa 10—12 Stunden beschäftigt. Es gab aber auch Beschäftigungszeiten bis zu 16 Stunden, wenn das betreffende Werk mit reichen Aufträgen bedacht war. Die Löhne stellten sich auf etwa 45—70 Yen. Das entspricht einem Lohne von 90 Pfennigen bis 1,40 Mark am Tage. Hierbei war der niedrigste Lohn eines Arbeiters 30 Yen am Tage und der höchste Lohn 90 Yen. Im Kriege haben die Löhne sich nun gehoben. Im allgemeinen sind die Löhne für ungelernte Arbeiter um 20 % gestiegen und diejenigen eines gelernten Arbeiters um 70 %. Diese Lohnsteigerung erscheint an sich für ein im Verhältnis zu Europa noch unentwickeltes Land recht beträchtlich. Es muß nun aber hierbei in Rechnung gestellt werden, daß Japan eine Teuerung erlebte, welche derjenigen Europas nicht einmal nachstand, sondern teilweise die Teuerung Europas noch überstieg. Es ist festgestellt worden, daß Anfang und Mitte 1918 die Teuerung in Tokio jene in London und Paris überstieg. Im Durchschnitte gerechnet, sind die Nahrungsmittel in den Städten Japans um rund 125 % gestiegen. Verglichen mit den Lohnsteigerungen stellt sich das Mißverhältnis heraus, das zwischen Teuerung und Lohnsteigerung herrscht. Die Volksnahrung, Reis, ist von 1914 zu 1918 im Durchschnitte um 100 % gestiegen, in den größeren Städten ist die prozentuale Steigerung noch höher. Für das Jahr 1919 liegen noch keine Berichte vor, es sind aber die Nahrungsmittel und die Kleidung weiter im Preise gestiegen.

An Löhnen wurden am Ende des Jahres 1918 im Durchschnitte etwa 60 und 70 Yen am Tage bezahlt. Das sind Löhne, mit welchen selbst die Bedürfnislosigeit eines japanischen Arbeiters nicht zurechtkommen kann, zumal die Fabrikanten und der Handel dafür sorgen, daß die im Sinken begriffenen Preise einiger Bedarfsartikel weiter in die Höhe gebracht werden, damit nur ja eine Senkung des allgemeinen Preisabbaues nicht eintritt. Nun ist die Preisfrage für Japan ja auch zweifellos mehr eine Existenzfrage als eine Gewinnfrage. Japan hat seinen Industrieausbau im Kriege begonnen, das heißt mit anderen Worten, es hat sich zu der denkbar teuersten Zeit ausgedehnt. Die Produktion, mit den hohen Aufwandkosten belastet, muß natürlich eine ganz erheblich teuere sein. Als die Preise sich im Frühjahr dieses Jahres senkten, hat Japan eine schwere Krisenstimmung erlebt. So kann man auf billige Preise in absehbaren Zeiten nicht rechnen, denn es wird eher zu einer Produktionsminderung als zu einer Preissenkung führen. Hierin ist man sich allgemein einig. Der Arbeiterschaft ist diese Stimmung auch bekannt und

so sucht man denn das einzige Mittel zu erreichen, dessen man fähig ist, um seine Lebenshaltung zu steigern, nämlich die Löhne aufzubessern. Da diese Lohnaufbesserung nur mit einer Anwendung von Gewalt möglich war, ist die japanische Arbeiterschaft zu dem allgemeinen Druckmittel der Arbeiterschaft, dem Streike übergegangen. Es arbeiten zu viele japanischer Arbeiter in den Vereinigten Staaten, um mit dem Erpressungsmittel der Arbeiterschaft dem nicht freiwillig einsichtigen Arbeitgeber gegenüber bekannt zu sein. Es ist in der japanischen Industrie mit einer für Japan unerhörten Zunahme der Streikbewegungen zu rechnen gewesen. Nach den Meldungen des japanischen Ministeriums des Inneren haben sich in den Jahren von 1914 bis 1918 in der japanischen Industrie folgende Streikbewegungen bemerkbar gemacht. Es wurden gemeldet:

	Streiks	mit Streikteilnehmern	und Streiktagen
1914	50	7 904	34 801
1915	64	7 852	31 449
1916	108	8 413	28 872
1917	398	57 309	186 079
1918	417	66 457	203 737

Die Steigerung der Streikbewegung ist eine erkennbar ungemein große. Im Jahre 1918 haben die Streikbewegungen weiter zugenommen. Sie haben wie im Jahre zuvor die Auswirkungen bis zu den Formen von Unruhen genommen. Am bekanntesten in Europa wurde der Streik der Buchdrucker, durch welchen die großen Zeitungen gezwungen wurden, um Tage ihr Erscheinen einzustellen. Das Anwachsen der Streikbewegung ist kein absoluter Grad der Messung der Volksunruhe. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Japans Arbeiterschaft schlecht organisiert und ungenügend geführt wird. Die Kapitalwelt steht dem japanischen Arbeiter bisher noch in den Formen einer so unbezwingbaren Macht gegenüber, daß es der Arbeiterschaft nur selten gelingt, mit den Forderungen durchzudringen, zumal ein großer Teil der Streiks nur kurzfristig sein kann, da die Unterstützungskassen bisher nicht fähig sind,, den Arbeitern einen erfolgreichen langen Streik zu ermöglichen. So zwingt der Verdienst zumeist nach der Gewinnung von ganz kleinen Vorteilen die Arbeit wieder aufzunehmen. Infolgedessen ist der Anreiz zu einem neuen Streike in kurzer Zeit wieder gegeben. Und man gewinnt sich einen neuen kleinen Vorteil, oder auch gar keinen. Denn die Streikbewegungen, die ohne jeden Erfolg für den Arbeiter ablaufen, sind nicht wenige. Gibt es doch eine Reihe von Streikbewegungen, die nur einem Streikversuche gleichkommen, da der Streik in einem Tage schon beigelegt ist. Nach der obigen Quelle waren in dem Jahre 1918 von den 417 Streiks nicht weniger als 330 von einer Dauer von einem bis zu drei Tagen. Diese Ziffern beweisen den Stand und die Leitung der derzeitigen japanischen Arbeiterbewegung. Hervorgehoben möchte indessen werden, daß man zu lernen begonnen hat, daß die Streikbewegungen

anfangen eine tatsächliche Machtbewegung zu werden. Schon im vergangenen Jahre hatte Japan 15 Streikbewegungen, die sich immerhin schon über mehr als 10 Tage und bis zu 10 Tagen ausdehnten. Was eine derartige Wirtschaftsunterbrechung für eine an sich nicht mit Konjunktur arbeitende Industrie ausmacht, braucht nicht erst weiter ausgemalt zu werden. Zweifellos werden gut organisierte Streikbewegungen für die japanische Industrie in ihrem heutigen Zustande zu einer ernsten Gefahr. Man lernt kräftig in den Arbeiterkreisen dazu. Hierbei braucht man nicht Europa und Amerika zum Schulmeister, sondern — was für die japanischen Industriellen wenig erbaulich ist — in erster Linie China. In China blühen seit langem die Streikbewegungen, die in China schon bekannt waren, als Europa den Begriff Streik nicht kannte. Eine Bewegung, die aus den chinesischen Arbeitergilden hervorgegangen ist. Arbeitergilden kennt China schon seit der Mingdynastie. Von Europa erhielt man nur die modernen Mittel, die allerdings die gefahrvollen sind! Es ist anzunehmen, daß die Streikbewegungen sich noch vermehren werden und zwar vornehmlich aus dem Grunde, weil die Arbeiter bisher bei ihren Streikversuchen eben noch zu wenig gewinnen. Im Jahre 1918 sind von den 417 Streikbewegungen nur — 60 für die Arbeiter von einem vollen Erfolge gewesen! Zu Teilerfolgen, da in dem Wege des Übereinkommens die Streiks beendet wurden, führten 205 Streikbewegungen. Es sind das jene kleinen Erfolge, von denen zuvor gesprochen worden ist. Mithin führten noch 152 Streikbewegungen zu überhaupt keinem Erfolge für die Arbeiter. Daß diese erfolglosen Streikbewegungen aufhetzend und verärgernd wirken müssen, ist ja eine natürliche Folge.

Es ist leicht vorauszusagen, daß die Stimmung in Japan innerhalb der Arbeiterschaft nur dann in friedliche Bahnen zu lenken ist, wenn die Lebenshaltung mit den Löhnen in einem Gleichklange steht. Hierzu ist keine Aussicht vorhanden, im Gegenteil ist anzunehmen, daß auch Japan weiter von der allgemeinen Teuerungswelle erfaßt bleibt! Die Industriellen werden also die Löhne aufbessern müssen und sie werden auch damit beginnen müssen, zu sozialen Maßnahmen zu schreiten. Diese Forderung liegt in der Entwickelung der Dinge. Sie zu umgehen, ist Japan nicht in der Lage, zumal dann nicht, wenn man sein Programm, dasjenige einer großen wirtschaftlichen Expansion, aufrecht erhalten will. Lohnaufbesserung und Sozialpolitik bedeuten für den Unternehmer aber in jedem Falle eine Verteuerung der Produktion. Und wie wenig man gerade neue Produktionsbelastungen vertragen kann, ist eingangs genugsam dargelegt worden. Für Japans Welteroberungspläne ist die Arbeiterbewegung ein schwerer Schlag.

O. Sperber, Dresden: Die gelbe Gefahr.

Die gelbe Gefahr im amerikanischen Sinne und amerikanischer Auffassung ist viel weniger eine kulturelle als rein wirtschaftliche. Ihr Ursprung und Fortentwickelung zeigt deren rein wirtschaftlichen Charakter. Vielfach spielen auch chauvinistische Gründe mit hinein, welche die Veranlassung zur Verschärfung der Frage lieferten. Im Vordergrunde standen und stehen die rein wirtschaftlicher Natur.

Der Ursprung der gelben Gefahr in den Vereinigten Staaten reicht bis zum Ausgange der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Als in jenen Jahren nach dem amerikanischen Bürgerkriege der Arbeitermangel ein sehr fühlbarer war, sahen sich die Unternehmer der Pacificbahn veranlaßt, 3000 Chinesen als Arbeiter einzuführen, denen dann weitere bald folgten. In den 70er Jahren trat in den Vereinigten Staaten eine wirtschaftliche Krisis ein, welche die Veranlassung zu einer großen Arbeitslosigkeit gab. Sofort nahmen die Arbeitslosen in den Weststaaten des Landes gegen die erheblich billigeren Chinesen eine feindliche Stellung ein. Sie verlangten, daß die asiatische Einwanderung in das Land gesetzlich verboten werden sollte. Der Staat Californien legte dem Kongreß darauf bezügliche Gesetzentwürfe vor. Ein Entwurf wurde auch vom Kongreß genehmigt, doch versagte Präsident Hayes dem neuen Gesetze seine Unterschrift. Der Staat Californien gab sich damit jedoch nicht zufrieden, sondern rief ein Referendum ein. Die Abstimmung ergab 154 638 Stimmen für und nur 883 Stimmen gegen eine gesetzliche Ausschließung der asiatischen Einwanderung.

Damit war der Bundesregierung der Beweis erbracht, daß in der Angelegenheit etwas getan werden mußte, um dem Verlangen der Bevölkerung in den Weststaaten gerecht zu werden. 1882 wurde daher vom Kongreß das erste Gesetz erlassen, welches die asiatische Einwanderung zwar nicht verbot, doch erheblich einschränkte.

Die Bevölkerung der Weststaaten war mit dem Gesetze aber durchaus nicht zufrieden, da es die asiatische Einwanderung eben nicht verbot. Die Folge davon war ein aufflammender Haß gegen die Asiaten, die in der Hauptsache Chinesen waren. Durch Hetzereien wurde der Haß dann noch geschürt, sodaß er bald hell aufloderte. Nach echter Westernermanier setzte in kurzer Zeit eine regelrechte Chinesenverfolgung ein. Richtige Kesseltreiben wurden auf die Asiaten abgehalten und die Chinesen nach allen Regeln der Kunst gejagt und erschossen. Am schlimmsten wurde die Chinesenjagd in dem Orte Rock Springs, im Staate Wyoming betrieben. Hier feierte der blutdürstige amerikanische Mob regelrechte Orgien. Eine erhebliche Anzahl von Asiaten wurden in dem Orte und dessen Umgebung erschossen oder

geschenkt. Die Bundesregierung und die Staatsregierungen hatten ihre liebe Not, der Zügellosigkeit der Lynchverbrecher Einhalt zu gebieten.

Die Regierungen hatten aber eingesehen, daß sie mit ihrer Nachgiebigkeit nicht weiter kamen, und sahen sich veranlaßt 1892 das sogenannte Geary-Gesetz zu erlassen. Wenn auch das Gesetz nicht direkt die asiatische Einwanderung verbot, so wurden doch solch scharfe Bestimmungen erlassen, daß es einem Verbote gleichkam. Der Erfolg war, daß von 1891 bis 1900 nur 26 Chinesen in das Land einwanderten.

Auf der Weltausstellung in St. Louis, 1904, wurden die chinesischen Aussteller über alle Maßen schlecht behandelt und regelrecht provoziert. Die Folge davon war, daß die amerikanischen Waren in China boykottiert wurden, wodurch der amerikanische Handel bedeutenden Schaden erlitt. Erst 1908 wurde der Boykott amerikanischer Waren in China wieder aufgehoben.

Bis zum Jahre 1900 wurden die Japaner von der im Lande vorherrschenden Asiatenfeindlichkeit wenig berührt, sie richtete sich hauptsächlich gegen die Chinesen. 1900 aber erließ der Gouverneur von Californien die erste japanfeindliche Kundgebung, in welcher er von der Bundesregierung verlangte, daß das gegen die Chinesen gerichtete Einwanderungsverbot nun auch auf alle Asiaten, besonders aber auch auf die Japaner, angewandt werden sollte.

Die Bundesregierung gab aber dem Verlangen nicht nach, sondern ignorierte es. 1902 konnten daher noch 14 264 und 1907 sogar 30 226 Japaner ungehindert in das Land einwandern.

Der Staat Californien gab aber auch diesmal nicht nach, sondern versuchte seine Forderungen durchzusetzen. Am 6. Mai 1905 erließ der Staat Californien die bekannte Schulverfügung, welche verbot, daß Japaner mit Kindern der weißen Rasse zusammen unterrichtet werden durften. Angeblich wurde das Verbot erlassen, da die Japaner, welche die Schulen besuchten, zumeist über das schulpflichtige Alter hinaus waren und sie eine moralische Gefahr für die übrigen Kinder wären. Die Darstellung entsprach aber nicht den Tatsachen. Die Zunahme der japanischen Schüler in den öffentlichen Schulen von San Francisco war hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die von ihnen bisher besuchte „orientalische Schule" durch Feuer zerstört worden war. In Wirklichkeit wurden bei der eingeleiteten Untersuchung der Beschwerde in San Francisco in 23 öffentlichen Schulen 1905 nur 93 Japaner festgestellt. Davon waren 9, 16; 12, 17; 6, 18 und 2, 20 Jahre alt, die übrigen 64 standen alle noch im schulpflichtigen Alter.

Es handelte sich daher in Wirklichkeit um regelrechte japanfeindliche Vorgänge. Genährt und geschürt wird die Japanfeindlichkeit auch heute noch in der Hauptsache durch die „Asiatic Exclusiv Leage." Immerhin gab die Schulverfügung des Staates Californien abermals Veranlassung, daß sich die Bundesregierung mit der Frage wieder befassen mußte. Japan selbst erhob auf diplomatischem Wege energischen Einspruch. 1907 und 1909 sah sich daher auch die Bundesregierung

unter Roosevelt und Taft gezwungen, in der Frage Stellung zu nehmen. Beiden gelang es auch, die Frage leidlich zu schlichten. Daraufhin wurde dann mit Japan das sogenannte Gentlemanabkommen getroffen, welchem nach nur noch Japaner zu Studienzwecken zur Landung im Lande zugelassen werden brauchten.

Californien versuchte nunmehr den im Lande befindlichen Japanern den Erwerb von Grund und Boden durch Kauf oder Pacht zu verbieten. 1913 war die Angelegenheit daher wieder akut geworden, besonders da Japan mit Repressalien drohte. Präsident Wilson sah sich veranlaßt, seinen damaligen Staatssekretär Bryan zur Schlichtung der Angelegenheit nach Californien zu senden. Der Zweck wurde aber von Bryan nur teilweise erreicht. Die Japanfeindlichkeit in den Weststaaten Nordamerikas besteht fort und greift immer weiter um sich. Genährt wird sie auch dadurch, daß im Westen des angrenzenden Canadas und Britisch Columbien ein scharfer ausgesprochener Rassenhaß gegen alle Asiaten besteht und förmlich sorgfältig kultiviert wird. In Britisch Columbien dürfen Asiaten und Hindus nur in den Fischkonserven-Fabriken als Arbeiter beschäftigt werden. Arbeiten, zu denen sich der Weiße weder eignet noch hergibt. Auch in Vancouver ist es schon mehrfach zu regelrechten Riots gegen die Asiaten gekommen.

Die Hauptgründe, welche in Californien die Japanerfeindlichkeit hervorgebracht haben und aufrecht erhalten, sind darin zu suchen, daß der Japaner als Besitzer oder Pächter auf Obstpflanzungen und im Gemüsebau besser vorwärts kommt, wie diejenigen Pflanzer, welche der weißen Rasse angehören. Die Californier befürchten daher auch nicht mit Unrecht, daß sie durch die Tüchtigkeit der Japaner und deren Genügsamkeit schließlich nach und nach ganz verdrängt werden. Aus diesem Grunde will man nicht nur die japanische Einwanderung verboten wissen, sondern auch durch Gesetze verhindern, daß Japaner Landbesitzer oder Pächter werden können. Als billige Arbeiter sind die Japaner auf großen Besitzungen gar nicht ungern gesehen. Die Hauptgefahr erblickt der Californier darin, daß die Einwanderung von Asiaten auf den Hawai-Inseln nicht verboten ist und die Kopfzahl der Asiaten dort die der Weißen bereits erheblich übersteigt. Viele Japaner benutzen ihre Einwanderung in Hawai auch lediglich dazu, um Geld zu sparen, sich nach Möglichkeit zu amerikanisieren und dann nach den Vereinigten Staaten weiter zu wandern.

Man hätte die asiatische Einwanderung nach Hawai schon gerne verboten, doch läßt sich dies nicht durchführen, da Hawai die billigen Arbeitskräfte der Asiaten nicht entbehren kann.

Die fortwährenden Hetzereien, die Mißachtung und die Sondergesetze gegen die Japaner mußten naturgemäß das Nationalgefühl der Japaner beleidigen. Japan hat daher auch mehrfach auf diplomatischem Wege in Washington dagegen Protest erhoben. Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten hat es ebenfalls nicht an Versuchen fehlen lassen, die offensichtlichen Ungerechtigkeiten gegen die Japaner in den Weststaaten nach Möglichkeit abzustellen und zu mildern. Die

erzielten Erfolge müssen allerdings als ungenügend bezeichnet werden. Nicht unerheblich erschwert wurden der Bundesregierung ihre Absichten durch die Presse und chauvinistische Politiker. Die Japanfeindlichkeit hat daher im amerikanischen Volke in den letzten Jahren auch erheblich zugenommen und muß heute unausrottbar erscheinen. Japan selbst hätte schon längst gerne energischere Schritte unternommen, wenn es sich stärker gefühlt und vor allen Dingen finanziell besser gestellt gewesen wäre. So beschränkte es sich bisher zumeist auf diplomatische Vorstellungen und versuchte durch Anknüpfung engerer Beziehungen in Mexico und Lateinamerika ein fühlbares Gegengewicht zu schaffen. Zugleich aber förderte Japan auch seine Auswanderung nach den Philippinen und Hawai.

Dadurch wurde die schon vorhandene Reibungsfläche immer mehr verbreitert, sodaß heute die gelbe Gefahr auf politischem Gebiete nicht zu unterschätzen ist. Wie groß diese ist, läßt sich am deutlichsten aus den Äußerungen des Abgeordneten von Illinois, James R. Mann erkennen, welcher in offener Kongreßsitzung am 1. Oktober 1914 folgenden Ausspruch tat: „Ich bin so sicher, daß es in kurzer Zeit zu einem Kampfe zwischen uns und dem Osten (Japan) kommen muß, wie ich sicher bin, daß die Sonne morgen wieder aufgehen wird."

Die Verhältnisse haben sich nun während des Weltkrieges erheblich zugunsten Japans verschoben. Japan ist durch Englands Unklugheit finanziell, wirtschaftlich und vor allen Dingen auch politisch ungemein erstarkt. Japans Schiffahrt beherrscht heute den Verkehr im Stillen Ozean. Sein Handel und Industrie ist stark gewachsen und das Selbstbewußtsein der Japaner hat ganz ungewöhnlich zugenommen. Japan stand abseits des großen Ringens und hält sich an der Eroberung, auf Englands und Amerikas Kosten, der asiatischen und amerikanischen Absatzmärkte möglichst schadlos. Die daraus hervorgegangene Konkurrenz zwischen Japan und Amerika kann daher sehr leicht zur Katastrophe führen, welche die amerikanischen Politiker selbst für unausbleiblich halten.

In den Vereinigten Staaten hat man sich auch davon überzeugt, daß das Japan von heute anders geartet ist, als das von gestern. Die japanfeindlichen Hetzereien sind aus der Presse verschwunden und andere Publizisten sind an deren Stelle getreten. Nicht nur in der Presse, sondern auch in umfangreichen Büchern wird heute in Amerika eine zielbewußte Abriegelungspolitik Japan gegenüber betrieben, um die drohende gelbe Gefahr in andere Kanäle abzuleiten. Der Amerikaner James Francis Abbott tritt in seinem Werke: „Japanese Expansion and American policies" dafür ein, daß man eine neue Monroe Doktrin aufstellen sollte, die „Asien den Asiaten" lauten müsse. Zugleich versucht er den Nachweis zu führen, daß die gelbe Gefahr nicht nur ein amerikanisches, sondern ein internationales Problem bilde. Alle Nationen der weißen Rasse wären daher gleichmäßig daran interessiert (S. 191). Er tritt dafür ein, daß man Japan Asien überläßt und Japan dort als die vorherrschende Macht anerkennt. Japan hingegen soll sich dafür verpflichten, die „offene Türpolitik" zugunsten des Handels zu treiben.

Zur Abwendung und Verringerung der gelben Gefahr für Amerika schlägt er ein Zusammengehen mit den Pazifikstaaten Südamerikas vor. Desgleichen soll Australien und Neuseeland in der Frage mit Amerika zusammengehen.

An einen Krieg mit Japan wollen die neueren amerikanischen Publizisten nicht glauben. Sie stellen die Behauptung auf, daß Japan einen Krieg schon aus dem Grunde vermeiden wird, um die Vereinigten Staaten nicht als guten Kunden zu verlieren. Daß diese Theorie nicht stichhaltig ist, beweist der Krieg der Vereinigten Staaten mit Deutschland. Deutschland war vor dem Kriege mit der beste Kunde Amerikas.

Die japanische Auswanderung möchten die Amerikaner heute nach Asien und der Mandschurei ablenken. Die Notwendigkeit einer japanischen Auswanderung bestreiten aber auch die heutigen amerikanischen Schriftsteller und Politiker nicht. Abbott behauptet, daß die Entwickelung Japans jetzt eine gewisse Ähnlichkeit mit der Deutschlands in früheren Jahren aufweise. Japan sei bisher hauptsächlich Ackerbaustaat gewesen und verwandele sich erst jetzt in einen Industriestaat, genau wie Deutschland in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Japan habe jetzt eine jährliche Bevölkerungszunahme von rund 750 000 Seelen. Seine Einwohnerzahl betrug 1914 53 596 858 Seelen, was einer Zunahme von 3 342 387 seit 1909 entspricht. Die Industrie aber entwickelt sich zu langsam, um die Zunahme selbst aufzubrauchen. Es bestanden im Jahre

1896	7 600	Fabriken	mit	434 832	Arbeitern
1905	9 776	„	„	587 851	„
1913	15 811	„	„	916 252	„

außerdem besitzt das Land noch eine sehr leistungsfähige Hausindustrie.

Japan hat nach Abbott, Millis u. a. m. somit einen jährlichen Überschuß von rund 3/4 Millionen Menschen, die es als Auswanderer abgeben kann, unbeschadet seiner vollen Leistungsfähigkeit. Der Bevölkerungsüberschuß wird, nach amerikanischen Behauptungen, heute dahin ausgenutzt, daß er nach Ländern dirigiert wird, wo er als Handelspionier Japan in erster Linie dienen kann. Daher versuche auch Japan in Südamerika geschlossene Ansiedelungsgebiete zu schaffen, um dort neue Absatzgebiete für seine Waren zu kultivieren.

Der Krieg hat der gelben Gefahr zur Frühreife verholfen und die Vereinigten Staaten haben nicht zuletzt dazu beigetragen. Die einseitige Politik Präsident Wilsons im Bunde mit England hat kriegsverlängernd gewirkt. Die europäische Auswanderung wurde durch den Krieg verhindert und auch für die Zukunft erheblich vermindert. Amerikas Eingreifen in den Krieg verminderte dann die vorhandenen Arbeitskräfte im eigenen Lande ebenfalls noch. Der dadurch bereits entstandene Arbeitermangel in den Vereinigten Staaten macht das Land auch weniger leistungsfähig, wodurch die Produktion auf allen Gebieten nicht unbeträchtlich verteuert wird. Um wettbewerbsfähig zu bleiben, sind die Vereinigten

Staaten deshalb mit Friedensschluß gezwungen, nach billigen Arbeitern als Einwanderer Umschau zu halten.

Die Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten, so wie sie heute sich bemerkbar macht, ist lediglich eine vorübergehende Erscheinung. Sobald der Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft erst vollzogen ist, wird im Gegenteile wieder ein fühlbarer Arbeitermangel eintreten. Damit tritt dann für das Land eine schwer zu lösende Frage von wirtschaftlicher und politischer Tragweite auf. Noch ist das Land viel zu dünn besiedelt, um dauernd auf einen nennbaren Zuzug von Einwanderern verzichten zu können. Eine Verzichtleistung auf Einwanderung müßte das Land in seiner weltwirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit erheblich schwächen. Die Vereinigten Staaten waren bis zum Kriegsausbruche in erster Linie nur deshalb auf allen Gebieten so leistungs- und wettbewerbsfähig, weil ihnen alljährlich rund eine Million frischer, billiger Arbeitskräfte durch die europäische Einwanderung zuflossen, welche das Land völlig mühelos aufsog. Durch die starken und schweren Kriegsverluste an Menschen ist Europa aber in der Zukunft gar nicht imstande, eine solche Menschenmenge alljährlich, unbeschadet seiner eigenen Leistungsfähigkeit, an Amerika abzugeben. Auf der anderen Seite kann aber Amerika wieder nicht auf die Einwanderer als billige Arbeiter verzichten, da sonst die Arbeitslöhne selbst für die rohen ungelernten Handarbeiter riesig steigen müßten.

Das einzige Sammelbecken an Menschenüberfluß, welches heute die Welt noch besitzt, ist Asien, besonders China, Indien und Japan. Die Einwanderung dieser Rassen ist aber gesetzlich in den Vereinigten Staaten so gut wie verboten. Die Asiaten hingegen schielen ihrerseits schon längst nach dem amerikanischen Erdteile als begehrtes Einwanderungsland. Japan besonders arbeitet seit Jahren zähe und zielbewußt daraufhin, auf dem amerikanischen Erdteile mit seinen Auswanderern festen Fuß zu fassen. Mit Brasilien hat Japan schon 1912 einen Kolonisationsvertrag geschlossen, der während des Weltkrieges noch erweitert wurde. Während des Krieges wanderten, nach amtlichen brasilianischen Angaben, bis Anfang 1918 19500 Japaner ein. Columbien und Bolivien stehen ebenfalls wegen Einwanderung mit Japan in Unterhandlungen. Eine japanische Kolonisationsgesellschaft trat mit Peru 1910 in Verhandlungen. Neuere Meldungen besagen, daß Japaner in Peru für Kolonisationszwecke 800 000 ha erworben haben und weitere 300 000 ha noch zu erwerben beabsichtigen. Desgleichen nimmt die japanische Einwanderung in Mexiko ständig zu. In Argentinien wie auch Chile haben sich die Japaner während des Krieges in recht beträchtlichem Umfange als Handels-, Finanz- und Industrieleute eingenistet und auf den Gebieten auch bereits anerkennenswerte Erfolge erzielt. Ohne Prophet spielen zu wollen, läßt sich daher schon heute vorhersehen, daß das gesamte Lateinamerika seinen hauptsächlichsten Einwandererbedarf nach und nach aus Asien beziehen und auch erhalten wird.

Anderseits sehen sich die Vereinigten Staaten aber auch selbst gezwungen,

um wettbewerbsfähig zu bleiben, wieder auf die Asiaten zurückgreifen zu müssen wie in den 60 er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damit hat aber auch die gelbe Gefahr durch den Krieg eine Verschärfung für Amerika erfahren. Japan, das die Vorherrschaft der Asiaten während des Krieges an sich gerissen hat, besitzt heute die Macht, alle Einwanderungsländer zu zwingen, den Asiaten volle Gleichberechtigung zuzugestehen.

Ermöglicht es Nordamerika, Kanada eingeschlossen, daher nicht, daß ihnen ein regelmäßiger Zuschuß europäischer Einwanderer zufließt, dann wird die heute dort noch vorherrschende kaukasische Rasse langsam, aber sicher der aufkommenden gelben Gefahr zum Opfer fallen.

Die Geschichte wird Präsident Wilson dann nebst seinen Helfershelfern aus den Finanzkreisen Wall Streets als die Totengräber der amerikanischen Rasse bezeichnen. Sie haben es in erster Linie durch ihren Handel mit Kriegsmaterial und Geld verschuldet, daß sich die lebenskräftigsten Rassen Europas auf den Schlachtfeldern verbluten mußten. Ebenso trifft die gleichen Kreise die Schuld, daß Deutschland den Gewaltfrieden anzunehmen gezwungen war, wodurch die gesamte germanische Rasse — sehr zum Nachteile Nordamerikas selbst — ganz ungewöhnlich stark geschwächt wurde.

Ein „finis Yankeeae“ kann daher sehr leicht die direkte Folge der nordamerikanischen Habsucht und Heuchelei werden.

Friedrich Schrader: Die türkische Kultur.

Seit ungefähr acht Jahren war in der Türkei eine Strömung aufgetreten, die unter Nichtberücksichtigung der Lehren, die die osmanische Geschichte bietet, die Kultur des osmanisch-türkischen Volkes nach Osten zu drängen suchte. Diese Strömung, die seit dem Ausbruch des Tripoliskrieges an Stärke zunahm, stellte zunächst die Forderung einer von allen arabischen und namentlich persischen Elementen gereinigten Sprache auf. Sie brachte einige Dichter hervor, die in volkstümlicher Metrik einige hübsche Sachen geschrieben haben. Es ließ sich nicht leugnen, daß die neue literarische Schule sich damit auch um die Volksbildung verdient machte, indem sie klarverständlichen, gesunden Unterrichtsstoff schuf. Gleichzeitig aber trat diese Schule in den Dienst des extrem nationalen Gedankens und der Revancheidee. Man braucht nur einmal die Lesebücher Köprülüsadeh Mehmed Fuads zu durchblättern, um sich davon zu überzeugen, daß diese auf jeder Seite gepredigte Erinnerung an die während des Balkankrieges umgestürzten Minarets und geschändeten Heiligtümer keinesfalls dazu geeignet war, versöhnend und

beruhigend zu wirken. Was aber die Türkei nach den schweren Schlägen des Balkankrieges vor allem nötig hatte, war die Sammlung und die ausschließliche Hingabe an die Werke des Friedens. Außerdem wurde in Zusammenhang mit dieser Richtung, versucht, dem in der Türkei noch sehr mangelhaft entwickelten Nationalgefühl eine ethnographische Grundlage zu geben, indem die pantürkischen Zusammenhänge betont wurden. Die Leiter der Bewegung, meistens aus den östlichen Türkstämmen hervorgegangene Eingewanderte, die innerhalb des jungtürkischen Komitees zumal nach dem Balkankriege keine unbedeutende Rolle spielten, bemühten sich, dem türkischen Volke begreiflich zu machen, daß es lange vor dem Beginn der osmanischen Geschichte eine eigene Rassengeschichte, eine eigene Religion und selbst eine Mythologie besessen habe. Das türkische Volk ließ sich nur widerwillig in diese Richtung drängen und brachte ihr ein nur mäßiges Interesse entgegen, obwohl viele der angesehensten Literaten, von der neuen Strömung erfaßt, versuchten, diesem „turanischen" Gedanken Geltung zu verschaffen. Die neue Richtung trat nicht ohne einen gewissen Fanatismus auf. Sie bekämpfte alles, was man bisher in der Literatur schön gefunden hatte. Sie wagte es sogar, die Hände an das Idol aller türkischen Intellektuellen, den früh verstorbenen Dichter der „Zerbrochenen Leier", Tewfik Fikret, zu legen, weil er dem alten kunstvollen Metrum, dem „Arus", Zugeständnisse gemacht und seinen Wortschatz mit persischen und arabischen Wörtern bereichert hatte. Sie wagte es ferner, das alte, schon längst vergrabene Schlachtbeil zwischen Iran und Turan wieder auszugraben, und verstieg sich bis zu dem kühnen Unternehmen, den altpersischen Zarathustra als Turanier in Anspruch zu nehmen*). Dieser Ausfall trug eine deutliche politische Spitze gegen Persien. Er war von einem ungemein frechen Chauvinismus getragen und machte in allen Kreisen, die noch an den türkisch-persischen Zusammenhängen festhielten, viel böses Blut. Als Verfechter der persischen Sache traten damals Dr. Risa Tewfik und der in der Türkei erzogene feinsinnige persische Literat Hussein Danisch auf.

Die turanische Richtung, deren ursprünglich gesunder Kern nicht zu leugnen war, vernichtete durch ihren übertriebenen „Annexionismus" das wenige, was sie erreicht hatte. Denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die große Mehrheit der türkischen Gebildeten dem antipersischen Fanatismus als etwas der türkischen Kultur im letzten Grunde feindlichen im höchsten Grade abgeneigt war. Erst zwei Jahre vorher hatte Dr. Risa Tewfik in einer Einleitung zu einem persischen Gedichte über die Ruinen von Madain, das Hussein Danisch mit einer türkischen Uebersetzung erscheinen ließ, die tiefe Verschuldung festgestellt, in der sich die türkische Literatur und Kultur gegenüber der persischen befindet. Er hatte seiner Begeisterung für die unvergängliche Schönheit der persischen Literatur und die Größe der persischen Dichter wie Hafis, Saadi, Chakani und Omer

---

*) Das geschah in der Zeitung „Ati" vom August und September 1918.

Chajam rückhaltlosen Ausdruck verliehen. Er hatte diese geistige Größe Irans verherrlicht, die den politischen Sturz und die Knechtung des Landes überdauern wird. Zum Vergleich hatte er auf die ästhetische und künstlerische Größe Griechenlands hingewiesen, die dessen politische Unabhängigkeit überlebte. Die politische Existenz ist nach Dr. Risa Tewfik nur ein Teil der Gesamtexistenz einer Nation. Ihr Verlust schließt nicht den Verlust dieser ein. Die politische Bedeutung eines Volkes hat mit der kulturellen nur unter gewissen Bedingungen Berührungspunkte.

Das war im scharfen Gegensatz zu den jungtürkischen Turaniern gesprochen, die als Ergänzung zu der von ihnen zu schaffenden politischen Geltung eine turanische Kultur aus dem Nichts zu schaffen versuchten, die Sprache und Schrifttum zu politischen Zwecken auszugestalten unternahmen und die eigene osmanische Kultur aus dem Kreise des Mittelmeeres und der arabisch-persischen Bildung in die mittelasiatische Steppe zu drängen bemüht waren. Die Stellung der osmanisch-türkischen Kultur, darüber konnte kein Zweifel herrschen, war aber nicht an der Seite der primitiven Hirten- und Nomadenstämme Innerasiens. Sie ist vielmehr dort zu suchen, wo überallhin die arisch-persische Kultur mit ihrem bis zur höchsten Künstlichkeit verfeinerten Schönheitsideale ihre Schatten geworfen hat. Zwischen diesem Ideal und der hellenischen Kunstausübung liegt wenigstens auf rein literarischem Gebiete eine gewisse Wahlverwandtschaft. Die Lieder des Hafis lassen sich wohl mit den Elegien des Theognis und den Liedern der griechischen Lyriker vergleichen. Und selbst der griechischen Tragödie erwuchs auf persischem Boden in den Mysterien, die zur Feier des zehnten Muharrem, des blutigen Tages von Kerbela, aufgeführt werden, ein ergreifendes Gegenbild. Die osmanische Poesie ließ diese Keime in der Sonne des klassischen Bodens, auf dem sie blühte, weiter treiben. Sie verliert sich bisweilen in das Labyrinth gesuchter Vergleiche und preziöser Wendungen. Aber sehr oft erreicht sie eine der hellenischen ähnliche Plastik der Schilderung und bekennt sich zu einer Verehrung der Schönheit, wie sie gleich rücksichts- und voraussetzungslos nur bei den Hellenen zu finden ist. Man lese nur gewisse Stellen des Divan des Fusuli (Ende des 16. Jahrhunderts) wie z. B. die Verse, die den Besuch des Bades durch den geliebten Jüngling darstellen, und die Wahrheit wird uns einleuchten, daß wir hier weit entfernt sind von der stammelnden primitiven Poesie eines Hirtenvolkes. Aus solchen Versen redet eine uralte, künstlerische Kultur, deren Immoralität selbst für die Höhe der ästhetischen Inspiration spricht. Und man mag die türkische Lyrik, die leider bisher dem europäischen Publikum nur in unzulänglichen Uebersetzungen vorliegt, bis an die Grenzen der neuen Zeit verfolgen, wo sie ärmer an Motiven und äußerlich in der Behandlung der Form wird, überall findet man in ihr den Sensualismus, der uns an die Antike und an die Renaissance erinnert, eine reife Frucht der Sonne des Südens und der Helligkeit des Mittelmeergestades.

Die lyrische Dichtung eines Volkes ist allerdings nur ein kleiner Ausschnitt

aus seinem geistigen Gesamtleben, aber sie ist wegen ihres Inhaltes bezeichnend für die Richtung seiner seelischen Strebungen und kulturellen Bedürfnisse. Die osmanische Lyrik ist aber nicht zuerst auf dem Wege der Nachahmung und sodann durch innige Wesenseinheit in ein enges Verhältnis zur persischen Dichtung getreten. Sie hat jenseits der blauen Flut des Mittelmeeres in Ländern, die durch anscheinend abgrundtiefe religiöse und soziale Verschiedenheiten von der Türkei getrennt waren, aber unter denselben klimatischen Verhältnissen standen, eine eng verwandte Dichtung entstehen sehen. Goethe hat diese Ähnlichkeit und diese Verwandtschaft sogleich erkannt, wenn er sagt:

Herrlich ist der Orient
Übers Mittelmeer gedrungen.
Nur wer Hafis liebt und kennt,
Weiß, was Calderon gesungen.

In Persien wie in der Türkei, wie in Spanien und dem Italien des 17. Jahrhunderts finden wir dieselbe Freude an den wunderlichen rhythmischen Wortblüten, an der erstickend reichen Fülle poetischer Bilder. Mit der Zeit des Gongora, des Meisters in jener baroken Wortkunst, fällt die Blüteperiode des großen türkischen Dichters bosnischer Abstammung, Nerkessi, zusammen, der genau dieselbe Neigung zeigt und aus seinen poetischen und Prosawerken ein Treibhaus für die phantastischsten Stilblüten macht. Die osmanische Dichtung wird dadurch in den Kreis der Renaissancedichtung gezogen, obwohl sie mit dieser keine gemeinschaftlichen Wurzeln besitzt. Aber das Prinzip des Dichtens ist im Westen wie im Osten dasselbe. Das türkische Schrifttum steht im Banne der Mittelmeerkultur.

Und in dieser Stellung hat es verharrt bis in die jüngste Zeit. Kraft seiner Wesenseinheit mit dem Dichten des Westens hat es die europäischen Vorbilder in weitem Umfange nachgeahmt. Es war das nicht etwa eine Laune oder der Zufall der Begegnung, weil sich das französische Vorbild zuerst darbot, — es ging aus der Tatsache hervor, daß die Türkei ein der Mittelmeerkultur angehöriges Gebiet war. Das junge türkische Schrifttum fühlte sich nicht zu den Slaven oder zu den Deutschen oder zu den Skandinaviern hingezogen, obwohl der Versuch gemacht worden ist, sein Interesse für jeden dieser Zweige des allgemeinen europäischen geistigen Schaffens zu erregen. Es hielt fest an den Vorbildern der französischen Dichtung, die es am ersten und leichtesten verstand. Wie glänzend ist nicht die Übersetzung des „Télémaque" Fénélons ausgefallen, die Ahmed Wefik Pascha ausführte. Wie geistreich ist nicht die alte türkische Molière-Übersetzung aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts! Wie formvollendet sind nicht die Übersetzungen neuer französischer Lyriker aus der Feder türkischer Dichter der letzten Jahrzehnte!

Man wirft ungerechterweise deutscherseits neueren türkischen Dichtern ihre Sucht, die Franzosen nachzuahmen, vor und hat über sie in scharfer Weise abge-

urteilt. Anders würde allerdings das Urteil lauten, wenn einer dieser Dichter einem deutschen Vorbild gefolgt wäre. Wir Deutsche müssen uns abgewöhnen, auch auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen andere als ästhetische Gesichtspunkte gelten zu lassen. Wenn Halid Sia Bej z. B. in der Weise Daudets die gemütvollen Seiten des türkischen Lebens darstellt und das allgemein-menschliche in den Vordergrund treten läßt, statt aus seinen Erzählungen Museen für ethnographisches Wissen zu machen, so hat er dadurch das Schrifttum seines Volkes bereichert. Man lese einmal seine Geschichten unter der Sonne und dem hellen Himmel des Bosporus und man wird verstehen, warum er dem alten Prinzip der türkischen Kultur treu geblieben ist, das nach Westen zeigt, nach den Ländern, über denen dieselben Lüfte wehen wie über den gesegneten Gestaden Thraziens und Bithyniens. Ein treffendes Beispiel dafür, wie selbst ein maßvoller Klassizismus auf türkischem Boden gedeihen kann, ist Jahja Kemal. Seine Gedichte, gering an Zahl, aber von höchster Vollendung der Form, bilden in ihrer süßen Klarheit einen diametralen Gegensatz zu den rauhen, stammelnden Gedichten der Turanier. Sie stehen auf dem gemeinsamen Boden der Weltliteratur und der Weltkultur, während die nationalistische Dichtung Turaniens nur das Trennende und andern Nationalitäten Feindliche hervorhebt.

Die türkische Kultur nach Osten hin drängen zu wollen, war Sache einer Partei, die sich in der ungestümen Weise, wie sie während des Weltkrieges aufgetreten ist, wohl nicht wieder hervorwagen kann. Durch den Turanismus, dem auch wir in Deutschland leider zu viel Vertrauen, ja sogar Bewunderung entgegengebracht haben, würde das geistige Band, das an Stelle politischer Bande die Welt des Islams verbinden wird, gefährdet werden. Die Sprachenfrage ist hierbei nicht maßgebend. Ein türkischer Dichter kann einen rein türkischen Wortschatz oder einen mit persischen und arabischen Elementen gewürzten anwenden. Er kann das alte kunstvolle Metrum oder das volkstümliche Versmaß gebrauchen. Worauf es ankommt, ist weniger die Form, als der Geist, die Fähigkeit der künstlerischen Gestaltung. In diesem Sinne halten die türkischen Dichter alljährlich am Todestag Tewfik Fikret Bejs Zusammenkünfte in dessen Sterbehause ab, das, auf hohem Felsen über den blauen Fluten des Bosporus gelegen, den Namen des „Nestes" (Aschiân) nicht zu Unrecht trägt. Und wenn sie auch über die Form verschiedener Meinung sein sollten, sie stimmen darüber überein, daß der Geist der türkischen Dichtung und die Tendenz der türkischen Kultur nur auf das Ideal der Kunst, wie es das Ergebnis einer jahrhundertelangen ästhetischen Bildung ist, gerichtet sein kann. Sie verwerfen nicht jede politische Tendenz der Dichtung, aber wohl eine solche, die nur dem Interesse einer Partei dient und das türkische Volk in eine andere Richtung führt, als die mit seiner Kultur übereinstimmende. Wenn man die türkischen Dichter fragen wollte, ob sie die vorislamische Kultur, die blutigen Pfade Dschengis Khans und die angebliche Größe der mittelasiatischen Welteroberer oder die unter

dem milden Einfluß persischer Kunst am Bosporus entstandene und in innerem Zusammenhang mit der wahren künstlerischen Weltbildung stehende Gesittung vorziehen würden — die Antwort würde nicht zweifelhaft sein. Zwar werden sie Vorbehalte machen für eine nationale Entwicklung der Sprache und der dichterischen Form, aber der Genius ihrer Kultur würde ihnen keine andere Wahl lassen, als für eine Entwicklung des türkischen Schrifttums im Lichte der Mittelmeerzivilisation zu stimmen. Eine solche Stellung der türkischen Kultur hat auch ihre politische Seite und ihre Bedeutung für den Weltfrieden und die Entwicklung des Orients. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es wünschenswert, daß die türkische Welt an ihrem alten Kulturideal festhält, ohne dies gewaltsam aus den von der Natur gewollten Zusammenhängen losreißen zu wollen. Seine von den Turanisten angefeindeten Dichter, die großen Meister des Wortes, Abdul Hakk Hamid, Ekrem, Tewfik Fikret, Dschenab Schehabeddin, können ihr dabei als Führer dienen. Nicht weitausholende Zusammenschlußpläne und pantürkische Träume, — die friedliche Entwicklung des eigenen Volkes im Rahmen der Mittelmeerkultur und Hand in Hand mit den politisch jetzt von ihm mehr als sonst getrennten mohamedanischen Völkern, den Arabern und Persern, das muß das Ziel der türkischen Führer sein.

Karl L. Schmitt:
Die Gewinne und Unkosten der Berliner Großbanken während des Krieges!

Die Bankpolitik wird von zwei Grundprinzipien beherrscht:

1. der Rentabilität, d. h. entscheidend für die bankpolitischen Maßnahmen ist der Ertrag,
2. der Liquidität, die gleichzeitig auch das Moment der Sicherheit enthält.

Die Liquidität der Berliner Großbanken hat während des Krieges ihren Höhepunkt erreicht, wie das notwendigerweise durch die gesamte kriegswirtschaftliche Situation bedingt wurde, und man könnte mit diesem Erfolge zufrieden sein. Freilich ist diese Liquidität keine absolute, sie hängt mit dem Wohl und Wehe des Reiches zusammen. Insgesamt stecken in unseren Berliner Großbanken ca. 12 Milliarden Staatswerte, denen gegenüber stehen: das Aktienkapital und Reserven 1,89 Milliarden, fremde Gelder 19,686, zusammen 21,5 Milliarden. Oder: die Hälfte der eigenen und fremden Gelder der Banken*) sind so angelegt,

*) Anmerkung: Es handelt sich um die 8 Berliner Großbanken: Deutsche, Dresdener Bank, Disconto-Gesellschaft, Darmstädter Bank, Commerz- und Disconto-Bank, Nationalbank für Deutschland, Mitteldeutsche Kredit-Bank, Berliner Handelsgesellschaft.

daß sie im Falle eines Staatsbankrottes verloren sind. Weiterhin, aber nicht nur das Reich, sondern auch die Einzelstaaten, die Kommunen, nahmen Bankkredit in Anspruch, so daß insgesamt ca. 3/4 dieser 21 Milliarden den Konsequenzen eines Staatsbankrottes ausgesetzt sind. Ob man für diese Art der Liquidität den Banken einen Vorwurf machen kann, will ich hier nicht erörtern. Wichtiger ist die Frage, ob sie dieser Gefahr durch Reservestellungen begegnen sollten. Das ist völlig zwecklos, denn selbst wenn sie während des Krieges überhaupt keine Dividenden ausgeschüttet, sondern diese Summen in Reserve gestellt hätten, ca. 503,46 Mill Mk., so würde dies nur 4,3 % dieser 12 Milliarden ausmachen. Die Banken können eben nicht für solche Ereignisse Vorsorge treffen, die den Machtkreis menschlicher Kräfte übersteigen. Dagegen erscheint mir eine andere Überlegung von Bedeutung, die sich auf das Verhältnis zwischen Gewinn und Unkosten der Zukunft, d. h. den Ertrag bezieht. Die Banken haben in ihren Geschäftsberichten durchweg über die kolossale Erhöhung der Unkosten Klage geführt, die die Rentabilität des Bankgewerbes zugrunde richte. Ja, manche Bankdirektoren sehen schon den Ruin des Bankgewerbes nahen. Fragen wir uns, warum haben die Banken diesen Faktor bei Festsetzung ihrer Dividenden nicht berücksichtigt, denn die geringen Dividendenermäßigungen für 1918, insgesamt 13 Millionen gegenüber 228 Millionen Unkosten (=5,7 %), bilden nur einen Ausgleich für das vergangene Jahr und keine Reserve für die Zukunft, die die Hauptbelastung bringen soll.

Zur Erklärung dieses Momentes beizutragen, vor allem aber das Problem „Gewinne und Unkosten" auf Grund der Tatsachen zu beleuchten, mögen folgende Ausführungen dienen.

Zu den Kriegsgewinnlern, die aus der besonderen, durch den Krieg geschaffenen Lage Nutzen zogen, gehören auch die Berliner Großbanken und kennzeichnend dafür ist die Entwicklung ihrer Gewinne während des Krieges, die in steiler Kurve aufwärts kletterten.

(in Millionen Mark)

A.-K.	Res.	Eigent. Zus.	Br.-Gew.	R.-Gew.	Zins, Coup., Wechs., Sort.	Provis.	Div. S.	Div. %[1]	Unk.	Bilanz-Jahr
1105	361	1466	233,4	130,3	125,3	72,7	96,1	8,06	93,5	1913
1255	451	1706	228,4	101,5	133,5	75,2	74,—	5,4 4,3[2]	100,—	1914
1255	457	1712	249,—	138,5	147,1	72,6	94,1	6,5 5,5	101,6	1915
1255	461	1716	285,3	158,5	172,3	76,9	108,6	7,6 6,8	114,1	1916
1350	541	1891	345,1	188,3	208,7	96,4	125,2	8,5 6,6	147,9	1917
1350	548	1898	899,6	162,1	253,2	112,4	112,2	7,6 6,—	228,4	1918
6465	2458	8923	1507,4	748,9	1348,3		514,1	—	692,—	Summe

Im Jahre 1913 betrug der Bruttogewinn 233 Millionen, und er stieg sprunghaft bis 1918 auf glatt 400 Millionen, d. h. um 71 %. Die Zahlen für den Nettogewinn in den gleichen Jahren sind 130 : 162 Millionen, d. h. 24 %.

[1] Im Durchschnitt. [2] Durchschnittsverz. d. Eigenk., d. h. A.-K. u. o. Res.

Dabei ist aber schon der Einfluß der gewaltig gestiegenen Unkosten für 1918 zu berücksichtigen. Dieses Jahr ist insofern eigenartig, als es den höchsten Bruttogewinn erzielte, gegenüber 1917 50 Millionen mehr aufweisen konnte, trotzdem aber den Nettogewinn von 188 Millionen auf 162 Millionen, um 26 Millionen, vermindern mußte. Diese Summe entspricht fast genau der Differenz zwischen der Erhöhung der Unkosten und Erhöhung des Bruttogewinnes. Den höchsten Nettogewinn erzielte das Jahr 1917 mit 188 Millionen, d. h. Steigerung um 45 %.

Diese Ziffern, die verglichen mit den Ertragsrechnungen industrieller Kriegsunternehmungen recht gering erscheinen und meine Behauptung, die Banken gehören zu den Kriegsgewinnlern, widerlegen, bedeuten doch erheblich mehr, wenn wir sie einmal etwas kritischer betrachten. Zunächst ist es auffallend, daß die Gewinnziffern für das Jahr 1914, das den Krieg brachte, und mit ihm kolossale Verluste der am Auslandsgeschäft stark interessierten Berliner Großbanken, um so größer, da gerade 1914 die Exporttätigkeit sehr stark war, daß diese Ziffern nur unwesentliche Minderungen gegenüber 1913 aufweisen, nämlich der Bruttogewinn sank von 233 Millionen auf 228 Millionen, also nur um 5 Millionen. Größer ist diese Differenz allerdings beim Nettogewinn: 130 Mill Mk. für 1913 gegen 101 Millionen Mk. für 1914, mithin Differenz 29 Millionen Mk., die um so schwerer wiegt, da im selben Jahre das Eigenkapital der Banken durch die Fusionstransaktionen der Deutschen Bank und der Discontogesellschaft um 300 Millionen stieg (von 1,4 auf 1,7 Milliarden Mk.). Als Ergebnis dieser Fusionen hätte ein Steigen der Gewinnzahlen stattfinden müssen, da die Gewinne der zu fusionierenden Banken in diesen Zahlen enthalten sein müssen. Die Gewinnminderung ist aber nicht nur eine Folge der Kriegsereignisse, die eine vorsichtige Bilanzierung durch Abschreibungen erforderten, sondern sie wurde durch die große Sanierungstransaktion der Nationalbank für Deutschland hervorgerufen, die ca. 20 Millionen für Abschreibungen erforderte, die etwa keineswegs nur durch den Krieg verursacht wurden.

Der Gewinn des Jahres 1914 steht in gar keinem Verhältnis zu der durch den Krieg geschaffenen Lage, die doch unüberwindliche Hindernisse bot, Verluste brachte, die wesentlich höher sein müssen, als der geringe Gewinnrückgang oder gar die noch geringeren Zahlen, die als Verluste ausgewiesen sind. Man wird fast zu der Annahme verleitet, daß die veröffentlichten Ziffern „demonstrativ" wirken sollten.

Überhaupt haben die Banken während des ganzen Krieges nur äußerst geringe Verluste in ihre Bilanzen eingestellt. Ebenso halten sich die offenen Rücklagen vom Reingewinn, die man eventuell als Verluste ansehen könnte, in engen Grenzen. An dieser Tatsache wird auch nichts durch die Kommentare der Banken geändert, die auf interne Manipulationen hinsichtlich der Verlustdeckung verweisen. Wo solche aber vorgenommen wurden, da können sie nur mit Hilfe der inneren, stillen Reserven bewerkstelligt worden sein, wenn wir davon absehen,

daß sie vom Bruttogewinn vorweg abgezogen wurden. Hier langen wir aber an der Grenze unserer Betrachtungen an, denn es fehlt uns die Grundlage für unsere Gedanken, das Tatsachenmaterial.

In ihren Geschäftsberichten bemerken die Banken, daß die Gewinne den gewaltigen Umsatzziffern, die während des Krieges beständig wuchsen, nicht entsprechen. Prüfen wir dies für unsere Hauptbanken (Dt., Dresd. Bk., Disctges., Berl. Handelsges.), soweit sie Umsatzziffern veröffentlichen, nach, so ergibt sich folgender Vergleich:

Umsatz (Milliarden Mark)*)		
1916	1917	1918
310	434	612,4
40 % (1916–1917)		
100 % (1916–1918)		

Br.-Gew. (Mill Mark)*)		
1916	1917	1918
221,4	266,8	303
20 % (1916–1917)		
37 % (1916–1918)		

Diese Differenz ist recht auffallend groß und mag zum Teil daran liegen, daß die Gewinne im Bankgewerbe noch nie im rechten Verhältnis zu den ungeheuren Summen standen, die umgesetzt wurden, zum Teil aber auch an der Eigenart der Kriegswirtschaft, die in der Steigerung aller Löhne und Preise die Geldentwertung widerspiegelt und den Umsatz unnatürlich vergrößerte. Die Geschäftstätigkeit der Banken war schwerfällig und schematisch und gestattete keine Ausnutzung der Gewinnchancen. Kurz: verlangsamter Umschlag, große Barbestände und vor allem der gewaltig angewachsene bargeldlose Zahlungsverkehr, der den Banken ungeheure Umsätze brachte, an denen nichts verdient wurde, die können dieses Mißverhältnis erklären.

Vielleicht hätten die Banken zur Erläuterung dieser Tatsache beigetragen durch eine Erklärung, woher sie die bedeutenden Mittel zur Vergrößerung ihres Filialnetzes nahmen, oder, wo sie die hohen Effektengewinne gelassen haben, erzielt durch Kursschnitt und günstigen Verkauf ihrer Bestände. Es wäre auch sehr zweckmäßig zu erfahren, wie sie die durch die Revolution verursachten Verluste (Kursverluste) gedeckt haben, da solche weder ausgewiesen sind, noch Reserven hierfür zurückgestellt wurden.

Aus diesen kurzen Erwägungen können wir schon entnehmen, daß die veröffentlichten Zahlen keineswegs der Wirklichkeit entsprechen, daß diese Ziffern ganz andere, höhere, sein müssen. Und wie ein roter Faden zieht sich durch all unsere Betrachtungen über die Gewinne der Banken die Frage nach der Größe der internen Abschreibungen. Daß diese vorhanden sein müssen, ist klar, denn sie bilden geradezu eine Forderung des Bankgeschäfts, das an Risiken erheblich reicher ist als andere Unternehmungen. Erst ihre Kenntnis könnte die berechtigten Zweifel beseitigen.

*) Dt., Dresd. Bk., Discontoges., Berl. H.-Ges.

Gefühlsmäßig, aus einzelnen Andeutungen, könnte man schließen, daß die Gewinne ganz erheblich höher sein müssen als die veröffentlichten Bilanzziffern. Aber, wie gesagt, beweisen, auf Grund des Tatsachenmaterials, kann man es nicht.

Fragen wir uns nach der Zusammensetzung dieser Gewinnziffern und dem Anteil der einzelnen Gewinnposten am Gesamterträgnis.*) Qualitative Veränderungen sind da eigentlich nicht zu verzeichnen, d. h. die alten Gewinnquellen wie Zinskonto, Provisionskonto, sind dieselben geblieben, wenn sich auch die ihnen zugrunde liegenden Geschäfte natürlich völlig verwandelt haben. Geradezu in die Augen springend sind aber die quantitativen Veränderungen der einzelnen Positionen. Hier kann man nur, rein äußerlich betrachtet, dieselben Symptome feststellen, die ich schon vorhin bei den Gesamtziffern anführte und die ein äußeres Merkmal unserer Kriegswirtschaft sind, nämlich das gewaltige Anschwellen der Zahlen, der Rechnungswerte.

Den Hauptanteil am Bruttogewinn erzielten die Einnahmen aus dem reinen Bankgeschäft, also Zinsen und Provisionen, die sich gegenüber dem Friedensstande 1913 um 82,5 %, nämlich von ca. 200 auf 365 Millionen, vergrößert haben (Steigerung des Gesamt-Brutto-Gewinns 71 %). Durchschnittlich beträgt der Anteil dieser Positionen am Gesamtgewinn 89% für die Kriegsjahre 1914/18, also die bei weitem stärkste Beteiligung, oder aber man hätte das Aktienkapital der Berliner Großbanken mit durchschnittlich ca. 20 % aus diesen Erträgen verzinsen können. Dabei ist bemerkenswert, daß das Bilanzjahr 1914 keinen Rückgang brachte, wie zu erwarten, sondern eine Steigerung um 11 Millionen, obgleich doch die Banken nachweislich Einbußen erlitten. Vor Kriegsausbruch betrug der Reichsbankdiskont 4 %, d. h. die Banken diskontierten Wechsel mit 4 %. Dieselben Wechsel mußten sie bei Kriegsausbruch, um ihre Liquidität zu sichern, zu dem gestiegenen Satze von 6 % (später 5 %) rediskontieren. Zu beachten ist natürlich auch, daß 1914 große Fusionen stattfanden, die die Gewinnziffern an sich erhöhen müssen.

Wie ich vorhin erörterte, sind 89 % der Gesamtgewinne aus Erträgen des reinen Bankgeschäfts erzielt worden, ohne Mitwirkung der Finanzgeschäfte, der Effekten und Konsortialgeschäfte. Lansburgh hat einmal in seiner Zeitschrift die „Bank" (September 1910) nachgewiesen, daß die Rentabilität des deutschen Bankgewerbes auch ohne Effekten und Konsortialgeschäft garantiert sei. Der Krieg hat ihm und denjenigen, die fortgesetzt die Zweiteilung des deutschen Bankbetriebes nach englischem Vorbilde fordern, im wesentlichen recht gegeben. In einem ihrer Geschäftsberichte schreibt die Deutsche Bank hierzu: „Gegenüber dem in der letzten Zeit in der Presse viel besprochenen Verlangen nach Einrichtung besonderer Depositenbanken ist zu erwähnen, daß sich unsere Depositenabteilung unter den bestehenden Verhältnissen gegenüber den fortgesetzt steigenden Verwaltungskosten und bei den durch den Wettbewerb erzeugten übermäßigen

*) Siehe Tabelle 1.

hohen Zinsvergütungen auf die Einlagen, z. Zt. noch immer nicht als selbständiges Unternehmen rentieren würde. Als Kommentar stelle ich dem folgende Rechnung gegenüber:

Zinsen und Provisionen 14/18	Unkosten 14/18
1.348 Millionen Mk.	692 Millionen Mk.

d. h. die Unkosten machen 51 % dieser Gewinne aus, für 1918, mit den höchsten Unkosten, 62 % (366/228 Millionen).

Ganz außergewöhnlich sind die sprunghaften Steigerungen der Erträge aus Zinsen, Wechsel, Coupons, Sorten, die ich unter dem Namen „Zinserträge" zusammenfasse, denn die Berliner Großbanken gehen in der Verbuchung dieser Positionen nicht einheitlich vor, sondern verbuchen die Gewinne aus Sorten, Coupons, fremden Wechseln meist über Wechsel- oder Zinskonto, aber auch Provisionskonto.

Die Steigerungen betrugen für die Jahre 1913/18: 8, 14, 25, 36, 45 Millionen Mk., also die Mehrerträge wuchsen ebenfalls. Erklären lassen sich diese Erscheinungen deutlich aus der Psyche der Kriegswirtschaft heraus: Der Krieg brachte die Stilllegung von Betrieben, die Liquidation von Warenbeständen, er brachte die ungeheure Liquidation des Volksvermögens, jene Umschichtung der Vermögenswerte, jene Anhäufung der Konjunkturgewinne, von denen wir so oft gelesen haben, er brachte aber nicht, oder nur unzureichend, die Möglichkeiten, jene liquiden Werte, der Ausdruck dafür ist die Noteninflation, nutzbringend anzulegen. Daraus erklärt sich der Anlagehunger der Kapitalisten, die wahnsinnige Kurstreiberei an der Börse, daraus erklärt sich aber auch letzten Endes das gewaltige Anschwellen der fremden Gelder bei den Berliner Großbanken, die die Grundlage für ihre Geschäftstätigkeit, für ihre Gewinne, bilden, denn die Differenz zwischen Aktiv- und Passivzinsen ist die Basis, das Rückgrat der Gewinn- und Verlustrechnungen aller Bankbilanzen.

Die Banken gewährten für täglich fällige Einlagen 1½ % Zinsen, der Reichsbankdiskont betrug während des ganzen Krieges ab 1915 5 %, d. h. die Banken hatten die Möglichkeit, diese Gelder durchschnittlich mit einer Zinsdifferenz von 3½ % anzulegen, natürlich so anzulegen, wie es ihrem Charakter als täglich kündbaren Depositen entsprach. Die einfachste Anlage hierfür waren die Reichsschatzwechsel, die den Warenwechsel fast völlig verdrängt hatten. Die Abgabe von täglichem Geld an der Börse erbrachte ca. 2½ % Gewinn bei einem Zinssatze von ca. 4 %, der Privatdiskontsatz betrug ca. 4⅝ %, wir sehen also, ganz erhebliche Zwischengewinne.

Die Mehreinnahmen aus den Zinsen stehen in keinem rechten Verhältnis zu den fremden Geldern: Diese steigerten sich seit 1913, nach den Schlußbilanzen, um 308 % (4,8/19,6 Milliarden), die Zinsgewinne nur um 102 % (125/253 Millionen), wobei zu berücksichtigen ist, daß innerhalb einer Bilanzperiode diese Gelder bedeutend höher waren, denn sie umfaßten auch noch die Summen, die

für die Kriegsanleihezeichnungen bei den Banken deponiert wurden. Woraus erklärt sich die Differenz von 206 %? Offenbar hängt sie mit den qualitativen Veränderungen der Einlagen wie auch der Anlagen zusammen.

Die Depositengelder der Banken setzen sich aus kurzfristigen Einlagen, die niedrig verzinst werden müssen, und aus langfristigen, hochverzinslichen Geldern zusammen. Gerade die letzteren, die sogenannten „festen Gelder", sind im Verhältnis zu den täglichen Geldern aus kriegswirtschaftlichen Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, ganz erheblich gewachsen, und da sie gewöhnlich mit 2¾—3¾%, ja sogar bis 4¼%, verzinst werden mußten, schmälerte das die Zinsgewinne der Banken, denn andererseits hatten diese keine Möglichkeit, diese hochverzinslichen Gelder mit größerer Zinsdifferenz, vielleicht als Kontokorrentkredite, die 6 % Zinsen erbracht hätten, anzulegen, da Handel und Industrie, die alten Kreditnehmer von früher, jetzt zu Gläubigern der Banken geworden waren. An ihre Stelle trat das minder lukrative Kreditgeschäft mit Staaten und Kommunen, denen die Inanspruchnahme des Kapitalmarktes für ihre Kreditzwecke verboten war, traten die Kriegsgesellschaften, die nicht so hohe Debetzinsen wie Private zahlten, obgleich es sich größtenteils um Blankokredite handelte. Aber den Banken kam es auch gar nicht so sehr auf den höchstmöglichen Gewinn an, als vielmehr auf sichere und liquide Anlage. Ihre Liquidität war der Kern ihrer Kriegspolitik, man wollte gerüstet sein für die Übergangswirtschaft, die man sich ja ganz anders vorstellte. Die beiden hauptsächlichsten Aktivgeschäfte der Banken, Diskont von Reichsschatzwechseln, Kreditverkehr mit den Instituten des öffentlichen Rechts, die schwerfällig und schematisch vor sich gingen, außergewöhnliche Sprünge waren ja auch bei der ausgeprägten Einförmigkeit der Kriegswirtschaft der Initiative der Bankdirektoren nicht vorbehalten, sie bildeten die Grundlage für die Bankgewinne, sie hatten die früheren abwechslungsreichen Formen der Kredittransaktionen, der Lombard-, Akzept-, Rembours- und insbesondere der interessanten Börsenkredite verdrängt und mit ihnen auch die hohen Gewinnchancen.

So ist schließlich das Mißverhältnis zwischen fremden Geldern und Zinsgewinnen aus wirtschaftlichen Motiven zu erklären. Daß die Banken trotz der großen Geldflüssigkeit ihre fremden Gelder ungewöhnlich hoch verzinsten, beruht auf ihrer Konkurrenz, die die Zinssätze in die Höhe trieb.

Die Kriegswirtschaft hat also den Banken die Möglichkeit gegeben, über große Kapitalien zu verfügen. Andererseits hat sie aber das Feld ihrer Betätigung eng begrenzt, und so wie diese Konstellation die Zinsgewinne beeinflußte, mußte auch die andere Gewinnquelle des „reinen Bankgeschäfts", das Provisionskonto, seine Erträge aus einer veränderten Grundlage ziehen. Die alten Provisionsgeschäfte, Diskont von kaufmännischen Wechseln, Akzept- und Rembourskredit, der Kredit an Handel und Industrie, waren verschwunden, und die mit der Börse zusammenhängenden Geschäfte, das Effektenkommissions-, das Report- und Ultimogeschäft waren mit der Aufhebung des Börsenverkehrs unmöglich geworden.

Trotzdem können wir dieselbe steigende Entwicklung wie bei den Zinserträgen auch bei den Einnahmen aus Provisionen wahrnehmen, die sich seit 1913 um 55 % vermehrten (72/112 Mill.). Das liegt natürlich nur daran, daß für die ausgefallenen Geschäfte Ersatz eintrat. Während sich die Banken bis 1915 vom Börsengeschäft völlig zurückgezogen hatten, beteiligten sie sich nunmehr an dem „freien Börsenhandel", und übernahmen wieder das Effektenkommissionsgeschäft, das später einen großen Umfang annahm. Freilich beschränkten sie sich auf das reine Kommissionsgeschäft gegen Barzahlung und gewährten zu Spekulationszwecken keine Kredite.

An die Stelle des privaten Kreditgeschäfts trat der Buch- und Trattenkredit an die Armeelieferanten, der hohe Provisionen abwarf. Ersatz brachten auch die Avalgeschäfte, die mit den Auslandskrediten zusammenhängen, ferner die Sondergewinne bei den Kriegsanleihe-Ausgaben. Der verringerte Umsatz wurde wohl auch durch größere absolute Höhe der Provisionssätze wettgemacht, oder durch Einstellung der ziemlich beträchtlichen Gewinne aus Devisen, denn die Berliner Großbanken waren während des Krieges die einzigen Devisenhändler des Reiches. Ich wies aber schon darauf hin, daß diese Gewinne auch anderswo verbucht sein können.

Diese beiden charakteristischen Gewinnpositionen zeigen recht deutlich, daß auch für die deutschen Banken das stolz englische „business as usual" galt.

Zu scharfer Kritik fordert eine Betrachtung der Gewinne aus Effekten- und Konsortialgeschäften heraus, die in Friedenszeiten eine gewichtige Profitquelle bildeten. Der Krieg hat natürlich die ihnen zugrunde liegende Geschäftstätigkeit völlig revolutioniert und damit auch die Gewinnmöglichkeiten, die nun aber freilich nicht herabgemindert wurden, sondern im Gegenteil ganz unerwartete Dimensionen annahmen.

Die Banken haben nur eine ganz geringe Quote ihrer Kapitalien in Wertpapieren investiert, weil eine relativ zu große Anlage von Kapitalien in Wertpapieren vom bankpolitischen Standpunkte aus zu verwerfen ist.

	Wertpapiere (Mill. Mark).					
	Staatsw.	Reichsbk. Wertp.	Börsenf. Wertp.	Sonstige Wertp.	Ges.-S.	Konsort.
1913	198	27	105	27	359	288
1914	238	20	113	28	400	283
1915	269	14	100	23	407	255
1916	280	12	77	20	391	223
1917	394	28	79	21	523	205
1918	541	27	98	25	692	213

Exkl. Berl. H.-Ges.

Wenn sich trotzdem der Bestand an Wertpapieren fast verdoppelt hat, so beruht das in erster Linie auf kriegsfinanziellen Maßnahmen, die mit der Ausgabe der Kriegsanleihen verbunden waren. Bestätigend hierfür zeigt gerade der Bilanzposten „Staatswerte" eine Steigerung, während die anderen Effekten, namentlich die börsengängigen und sonstigen Wertpapiere, sich auffallend im Laufe der Kriegsjahre verminderten. Die Gründe hierfür sind klar:

Während das Jahr 1914 eine vorsichtige Bewertung der Effekten gebot, die vielfach zu einer Unterbewertung führte, und daher in diesem Jahre Verlustziffern ausgewiesen sind, die allerdings recht gering sind, von den Banken auch recht nichtssagend mit dem Hinweise auf genügende interne Abschreibungen kommentiert werden, beweist die Entwicklung der Börse während der folgenden Jahre, daß diese Verluste nur buchmäßig bestanden, daß sie im Gegenteil durch Gewinne wieder ausgeglichen wurden. Eine Haussestimmung setzte an der Börse ein, die auch die seltensten und unscheinbarsten Werte im Kurse steigerte und die den Banken den Verkauf ihrer Effektenbestände mit hohen Gewinnen gestattete. Daß die Banken hiervon ganz ergiebig Gebrauch machten, beweist die Angabe der Nationalbank für Deutschland, sie habe von 16 Millionen Mk. Effekten 13 Millionen abgestoßen. Bekannt ist ja, daß die Banken vor Eröffnung der Börsenzulassungsstelle das Disagio der alten an der Börse schon eingeführten Aktien gegenüber neu emittierten Aktien benutzten, um erstere zu den gestiegenen hohen Kursen zu verkaufen und sich mit jungen Aktien einzudecken, die denselben Zweck erfüllen, Einfluß auf die betreffende Gesellschaft zu haben. Unkontrollierbar sind auch die Einnahmen, die die Banken durch sogenannten „Kursschnitt" erzielten, der durch das Fehlen der Börsenkurstabellen ermöglicht wurde.

Die gleiche Entwicklung zeigt das Konsortialkonto. Auch hier fallen die Bestände beträchtlich, aber im Gegensatz zum Effektenkonto bedeutet diese Entwicklung einen Rückgang des Umsatzes Das Emissions- und Finanzgeschäft der Banken, die meist konsortialiter gepflegt wurden, waren mit Kriegsausbruch stillgelegt und haben sich auch in der Folgezeit unter dem Druck der Kriegsfinanzierung und der Schließung der Börse nicht mehr gehoben. Wenn Geschäfte vorkamen, so dienten sie mehr oder weniger der Finanzierung des Krieges, oder sie beschränkten sich auf Liquidation alter Geschäfte.

Wie sich nun der Gewinn auf diesem Konto gestaltete, läßt sich nur schwer sagen, da eine Trennung von Effekten- und Konsortialgewinnen nicht stattfindet, einerseits Gründe für einen Gewinnrückgang sprechen, andererseits aber auch eine Erhöhung eingetreten sein kann. Nur soviel steht fest, es müssen Gewinne vorhanden sein.

Von alledem ist aber in den Bankbilanzen nichts zu finden außer Strichen!

Für die Jahre 1916/18 weist keine der Berliner Großbanken Effekten- oder Konsortialgewinne aus, mit Ausnahme der Deutschen Bank, die für 1917 2,5 Mil-

lionen Mk. Gewinn angibt. Für die Jahre 1914/15 werden nur von 4 Banken Verluste aufgeführt.

Wir haben aber gesehen, daß diese Verlustziffern für 1914/15 und die Striche für 1916/18 der Wirklichkeit nicht entsprechen!

Nun, diese Wirklichkeit finden wir in den Geschäftsberichten. Und da erfahren wir denn, „daß, wie gewohnt, auch in diesem Jahre" die Gewinne auf Effekten- und Konsortialkonto zu inneren Abschreibungen benutzt worden seien, eine traditionelle Usance, die schon in Friedenszeiten bestand. Ergänzen können wir vielleicht noch, daß auch Verluste auf diese Weise gedeckt worden sind. Über die Höhe der Gewinne schweigt man!

Und hier müssen auch leider wir schweigen.

Gewinne aus dauernden Beteiligungen, Kommanditen, weisen nur 4 Banken auf, nämlich Deutsche, Dresdner Bank, Mitteldeutsche Creditbank und die Discontogesellschaft, während sämtliche Berliner Großbanken solche Beteiligungen in ihren Bilanzen angeben.

Dauernde Beteiligung (Milliard. Mark.)		
1913	270	+ Berl. H.-Ges.
1914	356	
1915	360	
1916	351	
1917	353	
1918	368	

Bei der Discontogesellschaft steigt dieser Gewinn um ca. 100 % (von 8 auf 16 Millionen Mk.), was sich aus den Fusionen der letzten Jahre (Schaffhausen, Norddeutsche Bank) erklärt, deren ganze Gewinne in diesen Ziffern enthalten sind, während z. B. die Deutsche Bank das Umgekehrte, eine Abnahme zeigt, was ebenfalls mit Fusionen zusammenhängt, die aber in der Art vorgenommen wurden, daß den zu fusionierenden Instituten die Selbständigkeit genommen wurde, d. h. deren Gewinne nicht mehr wie bisher auf dem Konto dauernde Beteiligungen verbucht werden, sondern im Gesamtgewinn der Deutschen Bank enthalten sind. Dann hat namentlich bei der Deutschen Bank die Dividendenlosigkeit der Überseebanken das Ergebnis nachteilig beeinflußt.

Die Entwicklung dieses Kontos ist seit den großen Veränderungen von 1914/15 eine stetige; relativ dieser Entwicklung haben sich die Gewinne bewegt, die nur eine geringe Erhöhung zeigen, hervorgerufen durch die höheren Erträge der Beteiligungen.

Wir haben im Vorstehenden eine Analyse des Gewinnes gegeben und versucht, die einzelnen Positionen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, indem wir die ihnen zugrunde liegenden Geschäfte aufdeckten und ihr Verhältnis zueinander

kritisch betrachteten. Das Ergebnis bestätigt unsere Ansicht, die wir bei der Kritik der Bruttogewinne äußerten, nämlich daß diese Gewinnziffern keineswegs der Wirklichkeit entsprechen und daß dies teilweise durch die Eigenart der Kriegswirtschaft, teilweise durch die internen Gewinnreduktionen der Banken, durch die Abschreibungen, zu erklären ist. Wir finden aber ferner, und das muß hervorgehoben werden, daß sich die Gewinne der Banken, im Vergleich zu den Gewinnen der Industrie, durchaus normal bewegt haben, soweit die veröffentlichten Bilanzziffern diesem Urteil zugrunde liegen.

Die Gewinne wurden größtenteils von den Unkosten gedeckt, die ich später behandeln werde, so daß wir jetzt ein paar Worte über die Verteilung des Reingewinnes zu reden hätten. Den größten Anteil am Reingewinn hat natürlich die Dividendensumme*), die mit 74 Millionen Mk. für 1914 den niedrigsten und mit 125 Millionen Mk. für 1917 den höchsten Stand erreichte (Steigerung 68 %). Die Durchschnittsdividende für 1914 betrug 5,4 %, für 1917 8,5 %. Die steigende Dividendensumme rührt her von den steigenden Dividendensätzen, zum geringeren Teile auch von den Kapitalserhöhungen (=145 Millionen 1914/17). Die reale Verzinsung des in den Banken investierten Kapitals ist leider schwer festzustellen. Doch wenn man das Aktienkapital und Reserven zusammenstellt und sie mit der Dividendensumme in Verbindung bringt, so ergibt das für die Kriegsjahre eine recht mäßige Dividende, die die Banken durchaus nicht als Kriegsgewinnler erscheinen läßt, nämlich 1914/18: 4,3 %, 5,5 %, 6,3 %, 6,6 %, 6 %.

Die Deutsche Bank erreichte schon 1915 mit 12½ % den höchsten Friedensstand und für 1917 verteilte sie die höchste Dividende mit 14 %, die aber gegenüber dem Eigenkapital von ½ Milliarde nur eine Verzinsung von 7,7 % bedeuten, während z. B. die Nationalbank für Deutschland von allen Banken die niedrigste Dividende nämlich 6 % verteilte, immerhin aber ihr Eigenkapital (100 Millionen Mk.) mit 5,4 % verzinste.

Verglichen mit den Dividendensätzen der Schwerindustrie erscheinen diese Zahlen dürftig, und ein Verteidiger der Bankdividenden könnte seinen Gegner nur durch Hinweis auf die Interna dieser Gewinnziffern belehren. Er müßte aber auch weiterhin dartun, wie berechtigt eine solche Abschreibungspolitik ist, weil das Bankgewerbe mit seinen papiernen Werten die größte Verlustgefahr birgt, und ferner gerade der eigenartige Typ unserer Bankorganisation eine starke Konsolidierung notwendig erfordert. Daß die Banken dieser Forderung aus eigener freier Initiative nachkommen, zeugt von einem gesunden Geiste.

Selbstverständlich haben die Banken und nicht nur diese, sondern die gesamte Volkswirtschaft ein starkes Interesse an hohen Dividendensätzen, beruht doch die Kreditwürdigkeit unserer Bankinstitute im Auslande zum guten Teil auf diesen Ertragsschätzungen.

*) Siehe Tabelle Nr. 1.

Vom Reingewinn hängt die Festsetzung der Gratifikationen und Tantiemen ab, die natürlich ebenfalls eine steigende Tendenz zeigen.

Tant. u	Gratifik.
1914	12,7
1915	15,2
1916	21,2
1917	28,9
1918	36,4

Seit 1914 ist eine Steigerung um 200 % (12—36) zu registrieren, die aber nicht auf besondere Leistungen etwa der Aufsichtsräte zurückzuführen ist. Interessant ist auch die Wahrnehmung, daß bei unseren Berliner Großbanken die Tantiemen an Aufsichtsrat, Vorstand und Ortsausschüsse, im ganzen wohl ein paar 100 Personen, größer ist als die Summe der Abschlußgratifikationen der Beamten, deren Zahl in die Zehntausende geht. Die Dresdener Bank verteilte 1917 an 108 Personen 4,2 Millionen Tantieme, mithin kämen auf eine Person ca. 40 000 Mark. Hätte sie nur pro Person die Hälfte, 20 000 Mark, verteilt, so hätte sie ihren Beamten die Tantieme um 50 % erhöhen können (4,1+2 Millionen Mk.). Leider läßt sich diese Berechnung nicht für alle Banken durchführen, da die Institute nicht einheitlich vorgehen. Zweifellos ließen sich da recht interessante Resultate erzielen.

Man müßte annehmen, daß ein Sinken des Reingewinns natürlich auch eine Minderung dieser Tantiemesummen zur Folge haben müßte. Die Statistik zeigt aber für 1917/18 eine weitere Steigerung von 28 auf 36 Millionen Mk., die wohl durch das Anwachsen des tantiemeberechtigten Personenkreises, z. B. durch Rückkehr der Beamten aus dem Felde verursacht worden ist.

Ob diese Art der Gewinnbeteiligung noch am Platze ist, ist fraglich. Man kann auf dem Standpunkte stehen, daß jene Summen fixiert werden müssen und zu den Unkosten zu rechnen sind. Zum mindesten trifft dies für die Gratifikationen der niederen Beamten zu, die doch keinen entscheidenden Einfluß auf den Geschäftsgang haben. Diese Bezüge bilden nur einen festen Bestandteil des Gehaltes, das aus drei Teilen besteht: festes Gehalt, Weihnachtsgratifikation, Abschlußtantieme. Deshalb ist auch das Vorgehen der Nationalbank für Deutschland zu verwerfen, die 1914 dividendenlos blieb und daher auch ihren Beamten keine Tantieme zahlte.

Durchweg heißt es in den Bankstatuten: 7 % (?) von der 4 % übersteigenden Superdividende sind für Vorstand und Aufsichtsrat als Tantieme zu berechnen, d. h. wenn der Aufsichtsrat die Dividende mit 4 % festsetzt, so geht er leer aus. Die Versuchung, nicht so weit herabzugehen, ist doch hier ziemlich groß. Auch hier könnte eine Fixierung stattfinden. Für Vorstand und leitende Beamte ist das System der Gewinnbeteiligung beizubehalten.

Aus dem Reingewinn nehmen die Banken gewöhnlich ihre Reservestellungen vor. Es handelt sich da meistens um Abschreibungen auf Bankgebäude, Kontokorrentforderungen, vereinzelt wohl auch um außerordentliche Kriegsabschreibungen, die aber wohl zum größeren Teil intern vorgenommen wurden, oder aber nicht vom Reingewinn, sondern von dem Reingewinn, der bereits schon durch Einstellung von Abschreibungen in die Gewinn- und Verlustrechnung entsprechend vermindert war. Während des ganzen Krieges haben die Berliner Großbanken an offenen Reserven nur 66 Millionen Mk. zurückgestellt, eine Summe, die ganz außerordentlich niedrig ist. Die Banken sind auch in dieser Hinsicht gegen jede Kritik gewappnet, denn die dauernden Hinweise ihrer Geschäftsberichte auf innere Abschreibungen lassen darauf schließen, daß sie von diesem Mittel reichlich Gebrauch gemacht haben, zumal ja auch die Abschreibungsmöglichkeiten besonders günstig waren: ausländische Debitoren und Filialen, Effekten, dann der große Zugang an Immobilien usw. Die Deutsche Bank schreibt z. B. in ihrem Geschäftsbericht für 1918: „Mehr als je haben wir für nötig erachtet, alle Ausgaben für Neueinrichtungen, Abnutzung und bauliche Anpassung unserer Bankgebäude vollständig abzuschreiben". Die Gewinne auf Effekten- und Konsortialkonto wurden durchweg abgeschrieben. Blitzartig erhellen Einzelheiten die Situation, z. B. teilte die Deutsche Bank mit, ihre Engagements in der Türkei seien bis auf 5 Millionen Mk. abgeschrieben. Diese Abschreibungen böten völlige Sicherheit für Verluste. Das ist *ein* Fall! Wie hoch müssen aber da die Gewinne gewesen sein, um solche Abschreibungen zu ermöglichen?

Der Vollständigkeit halber will ich noch erwähnen, daß aus den Reingewinnen Dotationen für Pensionen, Stiftungen usw. abgehen, ferner der Vortrag auf neue Rechnung, der jeweils im nächsten Jahre wieder erscheint.

Wir kämen nun zum wundesten Punkt der Bankbilanzen, zu den Unkosten, mit denen sich fast alle Geschäftsberichte des Jahres 1918 mehr oder weniger eingehend befassen.*)

Während die Bilanzen des Jahres 1913 ca. 93 Millionen Mk. Unkosten ausweisen, betragen diese 1914 100 Millionen Mk., nur unerheblich mehr, wenn man bedenkt, daß 1914 die großen Fusionen stattfanden, und daß die Gehaltskonti der Banken durch Fortzahlung der Gehälter an die einberufenen Beamten stark belastet wurden. Erst 1917 setzte das außergewöhnliche, sprunghafte Steigen der Unkosten ein, die sich auf 147 Millionen Mk. erhöht hatten und mit einem gewaltigen Satze bis auf 228 Millionen Mk. im Jahre 1918 hinaufschnellten. Die Steigerung gegen 1913 beträgt 144 %. Zum Vergleich hierzu diene die Steigerung des Bruttogewinnes, die nur 71 % ausmacht. Dieses Verhältnis ist allerdings ganz außergewöhnlich. Für 1918 verminderten die Unkosten den Bruttogewinn um 57 %, überdeckten den Reingewinn um 66 Millionen Mk. und machen das Doppelte der Dividendensumme aus.

*) Siehe Tabelle Nr. 1.

In Friedenszeiten befolgten die Banken das Prinzip, die Provisionen müssen die Unkosten decken, ein Verhältnis, das schon lange umgekehrt ist, denn 1918 sind die Provisionen gerade die Hälfte der Unkosten.

Ich wies schon darauf hin, daß die Umsätze der Banken stark angeschwollen sind, und daß ein großer Teil der Umsätze den Banken nicht nur keine Gewinne, sondern im Gegenteil bedeutende Unkosten erbrachten. Interessant dafür ist beifolgende Statistik, wonach sich seit 1916 die Umsätze um 100 % vermehrten, genau um dieselbe Summe aber auch die Unkosten wuchsen.

Umsätze (Milliarden Mark)*)		
1916	1917	1918
310	434	612,4
40 % (1916–1917)		
ca. 100 % (1916–1918)		

Unkosten (Mill. Mark)*)		
1916	1917	1918
85,5	112,1	168,6
30 % (1916–1917)		
ca. 100 % (1916–1918)		

In ihren Kommentaren erklären die Banken diese einzigartige Erscheinung mit dem Hinweise auf die gestiegenen Gehälter der Angestellten, und in treffender Weise charakterisiert die Lage der Banken der Bericht der Darmstädter Bank:

.... „Der Reingewinn wird jedoch ungünstig beeinflußt durch die enorme Erhöhung der Unkosten und Steuern, welche zwar zu einem gewissen Teile durch die starke Preissteigerung für alle Materialien und Utensilien sowie durch die Vermehrung der Zahl unserer Niederlassungen bedingt ist, in der Hauptsache aber in der Fortdauer der schon in den letzten Jahresberichten geschilderten Schwierigkeiten in den Personalverhältnissen beruht. Nach wie vor blieb die Bank fast das ganze Jahr hindurch belastet mit einem erheblichen Teil der Bezüge der Kriegsteilnehmer und der sich stetig erhöhenden Entlohnung für deren Stellvertreter. Diese verschoben sich gegen das Jahresende weiter ungünstig, als die Kriegsteilnehmer zurückkehrten und nicht nur in den Genuß der früheren, sondern erhöhter Einkommen traten, während die für sie angenommenen Hilfskräfte nicht entlassen werden konnten. Die Teuerung aller zum Leben notwendigen Dinge verschärfte sich weiter und machte nicht nur die Fortgewährung, sondern auch eine Erhöhung der bereits bewilligten Teuerungszulagen erforderlich. Und schließlich traten gegen Schluß des Jahres die Angestellten mit sehr beträchtlichen Forderungen hinsichtlich einmaliger und dauernder Gewährung erhöhter Entlohnungen hervor, die als eine um so schwerere Belastung der Banken zu erachten waren, als gleichzeitig eine erhebliche Verminderung der Arbeitszeit gefordert wurde."

Diese Schilderung bildet eine ganz ausgezeichnete und vor allem, und das ist sehr wertvoll, streng sachliche Skizze der Situation, so wie sie für alle Banken

*) Dt., Dresd. Bk., Discontoges., Berl. H.-Ges.

typisch ist. Die Darmstädter Bank hat recht, wenn sie das Hauptproblem der Unkosten in dem Angestelltenproblem sieht, das zu einem der schwierigsten aller Bankpolitik geworden ist. Denn einerseits besteht die Notwendigkeit, dieses Problem im Sinne der Angestellten zu lösen und damit die Unkostenziffern weiter zu erhöhen, andererseits haben die Banken aber nicht so wie die Industrie die Möglichkeit, ihre Einnahmen den gestiegenen Ausgaben anzupassen. Die Discontogesellschaft, die diese Probleme in ihrem Berichte mit besonderer Schärfe behandelt, schreibt hierzu: „Die von uns im Verein mit der gesamten deutschen Bankwelt angestrebte Verbesserung der Geschäftsbedingungen konnte, wenn sie auch Fortschritte gemacht hat, mit derartigen Mehrbelastungen nicht Schritt halten, und wird dies auch in Zukunft nicht vermögen, namentlich da die stets wachsende Konkurrenz der von den Steuerlasten befreiten staatlichen und kommunalen Anstalten diesem Ausgleich hindernd entgegentritt."

Überhaupt verdient der Bericht der Discontogesellschaft für 1918, der sich mit dem Gehaltsproblem der Bankangestellten scharf auseinandersetzt, eine besondere Entgegnung, wegen der unsachlichen Form, in der diese Auseinandersetzung geschieht. Es heißt dort über die Angestelltenbewegung: . . . „Diese Bewegung, die — wie der weitere Verlauf deutlich erkennen ließ — vornehmlich auf das Betreiben politischer Agitatoren zurückzuführen ist, entbehrt der wirtschaftlichen Begründung". Der letzteren Behauptung stelle ich folgende Rechnung gegenüber:

Geschäftsbericht Dresdener Bank 1918: Die Zahl der Beamten beträgt 9569, die Unkosten abzüglich Steuern 34,4 Millionen, d. h. auf einen Beamten entfielen durchschnittlich 3600 Mark Jahresgehalt, pro Monat 300 Mark.

Geschäftsbericht Deutsche Bank 1918: Die Zahl der Beamten beträgt 13 529, die Unkosten abzüglich Steuern 46,4 Millionen, d. h. auf einen Beamten entfallen pro Jahr nur 3400 Mark Gehalt, pro Monat 285 Mark.

Allerdings habe ich in meiner Rechnung nicht berücksichtigt die Abschlußgratifikationen, was am Resultate aber gar nichts ändert, da ich andererseits die gesamten Unkosten als Gehaltssumme annahm, ohne die sachlichen Unkosten abzuziehen, die weit mehr ausmachen, als die geringen Tantiemesummen. Man könnte sie vielleicht auf 30—40 % veranschlagen, und dadurch würden sich die eben errechneten Resultate noch erheblich verschlechtern. Nun vergleiche man diese Zahlen, unter Berücksichtigung der Gehaltssätze anderer Berufe, mit der Behauptung der Discontogesellschaft: . . . die Bewegung entbehrt der wirtschaftlichen Begründung. . .

Doch neben den Gehältern spielen in den Unkostenberechnungen eine Reihe anderer Faktoren eine gewichtige Rolle, die von den Banken nicht genügend unterstrichen werden, so z. B. das gewaltige Anschwellen des Giroverkehrs, der außerordentliche Mehrausgaben und letzten Endes auch den großen Personalbestand erforderte. Nicht die hohen Gehälter, sondern die große Zahl

der Gehälter, und dann die sogenannten „sachlichen" Ausgaben mußten sich hier bemerkbar machen. Eine weitere Erklärung scheint in der Expansion der Banken zu liegen, die gerade im Jahre 1918 zu ständigen Ankäufen von Bankgeschäften, zu Neugründung von Filialen führte, die sich im ersten Jahre noch nicht rentieren konnten. Ein Beweis hierfür ist die Darmstädter Bank, die seit 1917 direkt gewaltsam ihr Filialnetz ausdehnte, und die auch verhältnismäßig die auffallendste Unkostensteigerung zeigt. Im Geschäftsbericht der Deutschen Bank für 1918 heißt es: „Auf das seit 1913 hinzugezogene westliche und östliche Filialnetz entfallen von der Gesamtsumme (nämlich der Unkosten) 21 %." Ebenso schreibt die Dresdener Bank: „Die starke Erhöhung der letzteren erklärt sich durch die weiter gewachsenen sachlichen und persönlichen Aufwendungen und die Errichtung neuer Filialen."

Hinzu kommen für 1918 die erhöhten Steuern, die infolge der neuen Umsatzsteuern fast um das Doppelte gestiegen sind und immerhin den 7. Teil der gesamten Unkosten ausmachen.

Steuern (Mill. Mk.)	
1917	1918
16,8	32,5

Leider ist es unmöglich, die Unkostenstatistik zu spezifizieren, um den Anteil der einzelnen Ausgaben zu erfassen, denn erst ein Vergleich zwischen den Gehaltsunkosten und den allgemeinen Betriebsunkosten könnte weitere Aufschlüsse liefern.

Auch das laufende Jahr wird den Banken keine Entlastung bringen, sondern im Gegenteil, man rechnet für das Jahr 1919 mit ca. 300 Millionen Mk. Unkosten, d. h. 70 Millionen Mk. mehr, oder 75 % des Bruttogewinnes von 1918, und der Grund scheint nunmehr durch die Gehaltsforderungen bedingt zu sein, die erst vorwiegend im neuen Jahre in Erscheinung treten.

Bruttogewinn und Unkosten sind die beiden Faktoren, die den Nettogewinn, den Ertrag, bestimmen, sie stehen daher im engsten Verhältnis zueinander, und es ist jetzt meine Aufgabe, dieses Verhältnis darzustellen.

Das Resultat meiner statistischen Berechnungen zeigte ein fortgesetztes Steigen dieser beiden Koeffizienten, und es ergibt sich daraus die Frage nach dem Verhältnis dieser Steigerung, das ich in anliegender Statistik dargestellt habe.

	Prozent-Steigerung des		
	Br.-Gew.	N.-Gew.	Unk.
1913	253	130	93
1914	258 22 %	101 35 %	100 0 %
1915	249 25 %	158 56 %	101 14 %
1916	285 50 %	158 86 %	114 47 %
1917	345 75 %	188 60 %	147 128 %
1918	400	162	228
1919	400 ?	100 ?	300 ?

	Die proz. Steig. auf d. gleiche Relation „100" berechnet		
	Br.-Gew.	N.-Gew.	Unk.
1914	0 %	0 %	0 %
1915	9 %	36 %	0 %
1916	14 %	14 %	13 %
1917	21 %	19 %	29 %
1918	16 %		55 %

N.-Gew., Unkosten i. % d. Br.-Gew.			
	Br.-Gew.	N.-Gew.	Unk.
1914	201	51 %	49 %
1915	239	58 %	42 %
1916	272	57 %	43 %
1917	335	56 %	44 %
1918	390	42 %	58 %
1919	450 ?	33 % ?	67 % ?

Wir sehen daraus, daß die Unkosten in einem viel schnelleren und sprunghafteren Tempo anschwollen als der Bruttogewinn, und eine weitere Aufstellung beweist uns, daß sie einen immer größeren Teil des Bruttogewinnes beanspruchen, der 1918 bereits 57 % ausmacht und der 1919 sicherlich noch über diesen Prozentsatz hinausgehen wird. Das gibt ein recht klares Bild von der gefährlichen Bedeutung der Unkosten. Wie eine schwarze Wolke, die mit ungeheuerer Geschwindigkeit immer mehr und mehr den blauen Himmel überzieht, so wachsen und schwellen die Unkosten heran, und der kleine blaue Himmelsstrich, Nettogewinn, schwindet stetig. Wir haben es hier mit einer Entwicklung zu tun, die durch das Resultat des laufenden Jahres das Bild von 1918 noch verschlechtern wird. Rechnet man doch mit einer Unkostensumme von 300 Millionen Mk., d. h. wenn sich der Bruttogewinn um die gleiche Summe des Vorjahres vergrößert (50 Millionen Mk.), so ist das Verhältnis zwischen Nettogewinn und Unkosten wie 1 : 2 oder 33% : 67%. Aber trotz dieses ungünstigen Standes brauchten die Banken keine Dividendenreduktionen vorzunehmen.

Für die Banken ergeben sich zwei Konsequenzen, entweder streben sie nach Fixierung der Unkosten, oder aber sie suchen den Ausgleich in einer weiteren Steigerung der Gewinne. Welcher der beiden Wege der vorteilhaftere ist, das zu entscheiden ist den Praktikern der Bankpolitik zu überlassen.*) Sie haben die Gefahren abzuwenden, die sich aus der ungünstigen Konstellation der Probleme „Gewinn und Unkosten" ergeben, wenn auch eine unmittelbare Gefahr vorläufig noch nicht vorhanden ist.

Den Banken ist es während des Krieges gelungen, ihre Politik in den Rahmen der allgemeinen Kriegswirtschaft hineinzukonstruieren, woraus wir die Ursache ihrer Entwicklung ableiten können. Diese Entwicklung findet ihren Ausdruck in der Gestaltung der Gewinne und Unkosten, des Ertrages. Die Gewinnquellen wurden in höchstem Maße ausgeschöpft und der erzielte Gewinn vorsichtig verwandt, indem man durch starke innere Reserven die Liquidität sicherte, eine Vorsicht, die durch die steigenden Unkosten geboten war. Aus dieser Gedankenkette entstand die Dividendenpolitik unserer Großbanken, die sich klar und zielbewußt, frei von jeglicher Kriegskorruption, durchgesetzt hat.

*) Inzwischen hat die Erhöhung der Bankkonditionen stattgefunden.

Die zukünftige Entwicklung der Gewinne und Unkosten, wie unserer Banken überhaupt, hängt natürlich ganz von der Gestaltung unserer Volkswirtschaft ab, die sich in den engen Grenzen auswirken muß, die ihr der Versailler Friedensvertrag gesteckt hat. Allmählich scheinen sich die volkswirtschaftlichen Energien zu beleben, das Kreditgeschäft der Banken, namentlich das kurzfristige, hat im laufenden Jahre stark zugenommen, die fremden Gelder haben sich gut entwickelt. Demgegenüber bieten die Unkosten mancherlei Probleme, die nur durch gemeinsame Arbeit aller Banken gelöst werden können. Überhaupt wird gerade die Zukunft mehr denn je die Banken zu gemeinsamer Arbeit aufrufen und der Gedanke eines Bankenkartells gewinnt an Realität, ein Bankenkartell mit der Spitze gegen die ausländische Konkurrenz.

Wilh. Meridies: „Der Untergang des Abendlandes".

Bemerkungen zu einem Buche.

> „Alles, was man beweisen kann, kann man auch bestreiten. Unbestreitbar ist nur das Unbeweisbare."
>
> *
>
> „Es ist niemals in der Welt so gekommen, wie die Propheten und die Führer meinten und wollten; aber ohne die Propheten und Führer wäre es überhaupt nicht gekommen."
>
> (Georg Simmel in seinem Tagebuch.)

Daß der Krieg in seiner z u n ä ch st unmittelbaren Auswirkung den beteiligten Völkern, also der europäischen Welt, wie darüber hinaus der Menschheit überhaupt, eine Läuterung nicht gebracht (aber auch nicht bringen konnte), vielmehr einen sittlichen Zusammenbruch ohnegleichen gezeitigt, ist nicht zu leugnende Tatsache. Daß darum aber auch die soviel gepriesene „Zivilisation", die ganze „Kultur", die zu dieser Selbstvernichtung der Völker führte, nichts als ein fabelhafter Irrtum, eine ethische Besessenheit der letzten Jahrhunderte gewesen sein kann, — bedeutet doch Kultur nicht Selbstzerstörung, sondern Aufbau —, wird zwar so mancher geistig Denkende in seinem Innern schon schaudernd gefühlt haben: offen eingestanden hat es bis heut nur einer: O s w a l d S p e n g l e r in seinem bedeutsamen, intuitiv geschriebenen Werk: „Der Untergang des Abendlandes".*) Doch

*) Oswald Spengler: „Der Untergang des Abendlandes". Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. I. Bd.: Gestalt und Wirklichkeit. (Bei Braumüller, Wien und Leipzig, von der 3. Auflage ab bei Oskar Beck, München, 1920. 6. Auflage brosch. 20,— Mk.)

nicht etwa der sittliche Zusammenbruch Europas als Folge des Krieges ist allein ihm Ursache oder Symbol des Absterbens der abendländischen Kultur; fast unabhängig vom Kriegsgeschehen hat er aus einer vergleichenden morphologischen Analyse aller uns bekannten Kulturen den bestätigenden furchtbaren Schluß gezogen: das Abendland geht unter; und nur dem Schlußglied einer Kette gleich fügt sich an und in sein Werk wie fingerzeigend und zukunftsdeutend die Tatsache des Krieges mit seinen Folgen.

Ein Werk wie dieses kann man nicht eigentlich „besprechen“. Dazu ist es zu tief. Aber wie es Porträts gibt, die uns in nur wenigen prägnant hingeworfenen Strichen einen scharf umrissenen Kopf, ein Antlitz von ganz eigenem Ausdruck zeigen, so soll hier das Buch Spenglers nicht Seite für Seite, d. h. Kapitel für Kapitel besprochen, — es hieße dies in diesem Falle „zerpflückt“ —, sondern lediglich des ganzen Buches Anlage und Inhalt in großen Zügen aufgezeigt, allerdings auch dort, wo es nottut, auf Kritik nicht verzichtet werden. Dieses Buch, wie ein brennend Mal von einem Deutschen dem Abendlande aufgeprägt, wird ohnedies, — man kann es mit Sicherheit voraussagen —, eine ganze Spengler-Literatur*) erstehen lassen. Denn hier ist der Versuch einer gänzlich neuen Geschichtsauffassung, ja einer neuen Philosophie gemacht, mit höchstem Erfolg gemacht worden. Wie augenblicklich Literatur und Kunst, sieht sich nun auch die Wissenschaft, Philosophie und Geschichte, zu neuer Formbildung gedrängt: zum E x p r e s s i o n i s m u s; (freilich nur die Wissenschaft als solche, nicht aber ihre Ausdrucksweise; Spenglers Sprachform selbst ist die allgemein übliche, philosophische; dies sei, jeder mißverständlichen Auffassung vorzubeugen, hiermit festgestellt).

Wie sich im Grunde alle zentralen Probleme der Philosophie auf die Frage zurückführen lassen, was der Mensch sei und welche metaphysische Stelle und Lage er innerhalb des Ganzen des Seins, der Welt und Gott einnehme, — pflegten doch die meisten Denker des Altertums die „Stellung des Menschen im All“ zum Ausgangspunkt aller philosophischen Fragestellung zu machen, d. h. über die metaphysische Struktur des e i n z e l n e n Menschen und seiner Existenz sich zu orientieren —, so dürfte auch kein Problem, das sich innerhalb der Grenze des sogen. Uebergangs des „Menschen vom Naturzustand zum Kulturzustand“ bewegt, — um eine alte Formel zu nennen —, also auch keine der Fragen nach der Entstehung „des“ Staates, „der“ Sprache, „des“ Rechts, „der“ Kultur, wie überhaupt auch nach der Entwicklung und der Geschichte jedes dieser Faktoren, rein historisch angefaßt oder gedeutet werden; denn alle diese Fragen sind eben „metaphysischer“

*) Als erste mir bekanntgewordene Schrift, die sich kritisch (und zwar in einem Spenglers skeptische Philosophie a b l e h n e n d e n Sinne) mit diesem Werk auseinandersetzt, sei hier angeführt: „Der Tod des Abendlandes“ von Dr. Felix Emmel (Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin 1919, brosch. 1,20 Mk.), der erweiterte Abdruck eines in der „Hochschule“ (Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit) veröffentlichten Aufsatzes desselben Verfassers (III. Jahrg., Heft 9).

und nicht „historischer" Observanz. Bisher war gerade in der Geschichte und Geschichtsphilosophie dieser Punkt fast ganz außer acht gelassen worden*): daß es nämlich jenseits von allem Zufälligen und Unberechenbaren der einzelnen Ereignisse eine sozusagen metaphysische Struktur der Menschheit gibt, die von den weithin sichtbaren, populären, geistig-politischen Gebilden der Oberfläche wesentlich unabhängig ist. Einige bescheidene, auf dieser Erkenntnis fußende Ansätze, tastenden Versuchen gleich, finden sich allerdings schon bei Breysig, Lamprecht, den Soziologen, den Nationalökonomen wie Marx, oder Bücher, die Stufen annehmen, durch die jedes Volk notwendig hindurchmüsse; durch den Vergleich der verschiedenen Epochen und Kulturen sollte in die Geschichtswissenschaft, deren Bibliothek immer einförmiger angeschwollen und nachgerade fast unübersehbar geworden war, in das ganze ungeheure Trümmerfeld der Geschichte Ordnung und Sinn kommen. Und indem jetzt alles verglichen wurde, suchte man auch für die Gegenwart nach einem vergleichbaren Zeitalter; kein anderes freilich fand sich dafür als — die römische Kaiserzeit, die schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution, also kurz vor dem Zusammenbruch des ancien régime in Europa, Gibbon mit geradezu dämonischer Leidenschaft in ihrem Niedergang und Fall zu schildern unternommen; doch blieb man diesmal, in der fin-de-siècle-Stimmung des 19. Jahrhunderts, nicht wie Gibbon, dem damals noch jeder Vergleich mit der Gegenwart fernlag, an diesem Punkt stehen: es mußte zu einer Geschichte des Niedergangs und Falles Europas kommen. Und diese eben hat Oswald Spengler, der aus Mathematik und Philosophie herkommende einsame Gelehrte mit dem ganzen Ausmaß eines großen, intuitiven Historikers zu schreiben unternommen. Spengler will nicht länger mehr w i l l k ü r l i c h verglichen wissen, (z. B. England mit Karthago, oder Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen 1756 mit dem deutschen Einmarsch in Belgien 1914 u. s. f.), sondern bestimmte Vergleiche als die a l l e i n richtigen und notwendigen dartun, für sie das Gesetz erkennen und alles Geschehen mit Hilfe dieses Gesetzes zu fest umrissenen Gestalten ordnen. Alle großen Dinge einer machtvollen Kooperation, — wie es doch die Weltgeschichte ist —, haben eine Bedingung zuerst: sie können nicht aus Einzelmenschen und Einzeltatsachen aufgebaut werden. Zur Gestalt der Geschichte wird die Kultur, zur einzigen Wirklichkeit der Geschichte wird die Zeit. Darum heißt auch der erste Band seines Werkes: „Gestalt und Wirklichkeit". Aus einer unerhörten Kenntnis fast aller Kulturen unseres Planeten erschaut Spengler die „Urgestalt der Kultur". Und nur darum, weil er wie kein anderer vor ihm die geistige Eigenart der anderen großen Kulturkreise ahnend erfaßt hat, — denn mehr ist uns unmöglich —, und die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen (Sprache, Sitte, Künste, Mythen, Staatsgeist, Religionen, Erkenntnisarten und -Ziele) auf einheitliche Geistesstrukturen zurückzuführen weiß, konnte er es unternehmen, der Einheit des europäischen

*) Erstmalig hat Felix Gottl dies Problem im wesentlichen erfaßt in seiner Arbeit: „Die Grenzen der Geschichte".

Geistes, der europäischen Zivilisation, mit einem Wort: der Kultur des Abendlandes das Todesurteil zu sprechen.

An Stelle der bisher in der Geschichtsforschung üblichen Praxis, die nur den gegenständlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung (Kausalität) verfolgte, setzt Spengler die Morphologie, d. h. die Lehre von der inneren Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, also auch der sogen. Geschichte. Die Weltgeschichte hat demnach einen ganz bestimmten Rhythmus, innerhalb dessen sich auch jede Kultur nach eben diesen bestimmten Gesetzen bewegt, d. h. jede Kultur wird geboren, wächst heran, altert und stirbt wie die einzelnen Menschen auch. Bevor sie geboren wird, ist das von ihr zu ergreifende Menschentum barbarisch; durch ihre Geburt wird es zur „höheren Menschheit", mit dem Umschlag der Kultur in die Zivilisation beginnt das Greisenalter und der Todeskampf.

Bis hierin wird man Spengler wohl unbedenklich zustimmen können; wenn er dann aber weiter ausführt, daß, wenn die Kultur tot, erstorben ist, auch die „höhere Menschheit" wieder aus den Völkern herausgestorben ist (er sagt, diese Völker leben als Fellachenvölker weiter), so muß man dem widersprechen. Ganz abgesehen davon, daß er nirgends etwas darüber sagt, was er unter diesem dutzendweise gebrauchten Begriffe der „höheren Menschheit" verstanden wissen will, so ist es auch nicht richtig, daß Kulturen völlig ersterben. Es ist eine Tatsache, daß Kulturen sich überschneiden können (Kultursymbiose); daß gerade mit einer sterbenden Kultur gern eine aufsteigende junge ein Zusammenleben eingeht, ehe die junge Kultur zu eigener Unabhängigkeit heranreift. So ist, — wie selbst Spengler zugeben muß —, die junge arabische Kultur mit der sterbenden antiken ein gewisses Zusammenleben eingegangen; oder man denke daran, wie die junge Kultur des römischen Weltreiches geistig gräzisiert, hellenisiert wurde, indem Rom Griechenland eroberte. Während also für Spengler das unabhängige Nebeneinander und Nacheinander der Kulturorganismen die Regel ist, müßte man m. E. die Kultursymbiosen für das Gewöhnliche halten. Aber es sei dem, wie ihm wolle: sicher ist jedenfalls, daß wir gegenwärtig nicht dem isolierten Tode eines ganz auf sich gestellten Kulturorganismus „Abendland" entgegensteuern, wie Spengler annimmt, sondern daß wir bereits von einer neuen jungen Kultur überschnitten werden: der östlichen des jungen Russentums. Seine geistespolitische Stoßkraft dürfte heute wohl niemand mehr leugnen können; nicht minder kann die von Tolstoi — um nur einen zu nennen — ausgehende ethische, die Welt überflutende Welle übersehen werden. Deutschland ist schon völlig in den Lebensstrom des Ostens hineingeraten. An dieser Feststellung ändert auch nichts die Tatsache, daß gewisse Schichten der östlichen Völker (z. B. des Balkans, der Türkei, Ägyptens, Persiens, besonders aber Chinas, Rußlands und Japans) sich heute eifrigst bemühen, sich die europäischen Wissenschaftsmethoden, die zugehörigen Methoden der Fabrikation und des Handels anzueignen. Und scheint auch die Universalisierung der kapitalistischen Mechanistik in nächster Nähe: Längst

schon und seit Jahren wissen die edleren Vertreter dieser Volkstümer, daß diese fälschliche sog. „Europäisierung" nur die äußerste Haut der Seele und des Lebens treffen kann, und daß die rassenmäßigen und aus der eigenen Geschichte jener Völker quellenden geistigen Grundeinstellungen in Religion, Ethos, Kunst, — ja, in allem, was zum Sinne des Lebens gehört, — dabei völlig unberührt bleiben; sie wissen auch, daß nach Vollendung jenes notwendigen Mechanisierungsprozesses und der durch ihn gewährleisteten äußeren zivilisatorischen Verknüpfung der Völkerwelt der Erde ihrer eigenste neue Aufgaben harren.*) Spengler selbst hat in dem vorliegenden 1. Band seines Werkes das Russentum mitsamt der östlichen Kultur noch nicht behandelt, aber für den 2. Band in Aussicht gestellt. Es kann jedoch mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß er, der selbst durch und durch Abendländer ist — worauf noch einzugehen sein wird —, er, der sich nicht im geringsten in das „unfaustisch" pochende Kulturleben unserer Zeit einzufühlen versteht, jener gerade jetzt werdenden Kultursymbiose Russentum-Abendland nicht wird Rechnung tragen können und wollen. Darauf weisen auch schon ein paar diesbezügliche Stellen aus seiner vor kurzem erschienenen Schrift: „Preußentum und Sozialismus" (Osk. Beck, 1919, München, brosch. 4,50 Mk.), in der er von Europa und Rußland als zwei „völlig verschiedenen Welten" spricht — was sie zweifellos auch sind — zwischen denen z. B. auf religiösem Gebiet von einer Symbiose nie wird die Rede sein können; vielmehr werde das Russentum aus sich heraus eine gänzlich anders geartete Religion gebären als die christliche des Abendlandes, und diese Religion werde über Byzanz (Konstantinopel) wieder unmittelbar an die christliche Urreligion, an Jerusalem anknüpfen.

Spengler setzt also, wie eben erwähnt, an Stelle des bisherigen Schemas der Geschichtsbetrachtung: Altertum — Mittelalter — stets erweiterte Neuzeit, ein neues und sagt: Jeder Kultur sind die Urstadien alles Organischen eigen: Geburt, Jugend, Reife, Absterben, Tod; wie die Pflanzen, so erwachsen auch die Kulturorganismen in ihrem Wesen völlig unabhängig von einander.

Zunächst ist zu dieser Gesamtansicht Spenglers zu bemerken, daß sie die ganze Anlage des Werkes statt klarer nur verzerrt erscheinen läßt, denn da er ja sein Buch „Der Untergang des Abendlandes" genannt, darunter aber in den Untertitel: „Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte" diese seine Gesamtansicht vom Frühling — Herbst — und Winter aller Kulturen gesetzt hat, übernimmt also nur eine Teilerscheinung innerhalb der weltgeschichtlichen Morphologie die Führung, was naturgemäß zur Folge hat, daß bald von den Gesetzen der Geschichtsgestalten, bald von dem Untergang des Abendlandes die Rede ist; d. h. das theoretische und das aktuelle Problem werden unausgesetzt miteinander verquickt. Dieses trotz

*) Vergleiche zu diesem Problem den Aufsatz von Dr. Max Scheler: „Die Solidarität Europas" in seinem Buche: „Der Genius des Krieges." (Im Neuen Geist-Verlag, Leipzig.)

Spenglers einheitlicher Gesamtansicht über die Morphologie der Weltgeschichte auf die Anlage des Werkes leider störend wirkende Moment mußte hier festgestellt werden.

Wenn auch jeder Kultur die Urstadien alles Organischen eigen sind: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, so besteht doch (nach Spengler) zwischen Natur und Geschichte insofern ein extremer Gegensatz, als die erste vom Kausalitätsprinzip beherrscht wird, die zweite dagegen von der Schicksalsidee. Während alles Leben, alles Werden ein geheimnisvolles Merkmal in sich besitzt, das der Nichtumkehrbarkeit, des Nichtänderns-, des Nichtstillstehenkönnens innerhalb der einmal eingeschlagenen Richtung (jenes unaussprechliche Lebensgefühl also, das wir Menschen mit dem Worte „Zeit" — „πάντα ῥεῖ", alles fließt, „die Zeit rinnt" — geistig zu bannen und zu deuten versuchen), steht alles Gewordene, Starre, Ausgedehnte in einer tiefen Beziehung zum Tode. Kulturen, Lebewesen höchsten Ranges, wachsen auf wie die Blumen im Felde, in einer erhabenen Zwecklosigkeit. Darum gehören sie — stellt Spengler fest — wie die Pflanzen und Tiere der lebendigen Natur Goethes, nicht der toten Natur Newtons an.

Vor dieser Morphologie müssen die bloßen Quellenwissenschaften, Philologie und Geschichte, auch die Geschichtsschreibung, verblassen, denn die Historie suchte ja Motive, Ursachen, Gründe, mußte also das Selbstbewußtsein der Menschen allzusehr betonen; desgleichen erscheint nun die dogmatische Wissenschaft unserer juristischen und staatswissenschaftlichen Fakultäten, die alles Geschehen an menschlichen Satzungen oder an staatlichen Zwecken messen wollen, als nur mehr unbedeutend; hier, zwischen diesen Dogmatismus der Juristen und den Historismus schiebt Spengler seine Morphologie des Geisteslebens neu ein, die weder im Subjektiven noch im Objektiven befangen, alles Geschehen aus reiner Anschauung heraus in seiner Symbolik und in seinem Rhythmus gliedert und deutet, also bei einem radikalen historischen Skeptizismus landet, der im Gegensatz zum antiken alle Kulturerscheinungen als Symbole bejaht, der aber dennoch ihren allgemeinen Geltungsanspruch aufhebt, indem er alles relativ, als geschichtliches Phänomen versteht. Dieser historische Skeptizismus, der uns, den metaphysisch erschöpften Abendländern, nach Spengler als einzige Philosophie noch möglich bleibt, fußt auf jener goetheschen Naturwissenschaft des Geisteslebens, die verstandesmäßig kaum auszusprechen, sich bei Goethe auch nur in einzelnen Vermerken und Gedichten (ausgesprochen) findet, etwa in der — von Spengler als Motto auf die erste Buchseite gesetzten — Strophe: „Wenn im Unendlichen . . .", deren Schlußworte: „Und alles Drängen, alles Ringen ist ewige Ruh in Gott dem Herrn" nach Spengler als Inkarnation einer ganz bestimmten Metaphysik zu betrachten sind; wie auch dieser von Eckermann aufgezeichnete Ausspruch Goethes Spenglers uneingeschränkte Zustimmung findet: „Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum

Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun, der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze."

Wer — wie Spengler — die morphologische Struktur so vieler Kulturen durchschaut, dem scheint es auch möglich zu sein, mit Hilfe der Morphologie durch wissenschaftliche Zeitrechnung, d. h. durch Relativierung der Mathematik,*) die geschichtliche Zukunft zu deuten. Jeder geistig lebendige Mensch wird wohl die ungeheure Versuchung nachfühlen können, der hier Spengler erlag. „Wir kennen unsere Geschichte. Wir werden mit Bewußtsein sterben und alle Stadien der eigenen Auflösung mit dem Scharfblick eines erfahrenen Arztes verfolgen." (Seite 632.) Aus der vergleichenden Betrachtung der ägyptischen, hellenischen und arabischen Kultur heraus erschließt Spengler unsern abendländischen Kulturwerdegang und folgert mit aller Bestimmtheit den Tod der abendländischen Kultur binnen dreihundert Jahren (also um 2200), indem er schließlich noch unsere letzten Jahrhunderte als sterbende Zivilisationsepoche charakterisiert.

Es mögen hier einige in knappster Form gehaltene Ausführungen folgen, die, wie ich hoffe, wenigstens in Umrissen Spenglers Gedankengang wiedergeben, der ihn zu seinen Zukunftsfolgerungen geführt hat.

Für Spengler ist das Abendland die Formung einer „faustischen" Welt, einer „faustischen Seele", geboren aus dem Geiste kontrapunktischer Musik und aus dem jener mathematischen Theorie, für die die Zahl nicht mehr wie bei Pythagoras den Wert einer Größe, also einen dinglichen festbleibenden Wert hat, sondern nur noch der Ausdruck einer bloßen Beziehung, einer Funktion ist. Die Jugend dieser „faustischen" Welt fällt in die romanisch-gotische Zeit; ihre reife Sonnenhöhe hatte sie in der musikalischen und erkenntniskritisch analytischen Architektonik des Barock; diese großen Namen: Bach, Michelangelo, Rembrandt, Shakespeare, Descartes, Leibnitz, Pascal, Newton sind jener Epoche verkörperter Ausdruck. Im Abendland sieht Spengler, ganz entgegengesetzt dem Wesen der Antike mit seiner euklidischen Körperlichkeit, seiner mechanischen Statik, mit seiner statuarischen Form einer apollinischen Seele, ganz den Ausdruck ewiger Ferne; den Willen zur Macht. Heute nun hat die „faustische" Seele ihre Möglichkeiten fast erschöpft. Wir stehen bereits auf der Stufe der „Zivilisation", die Spengler als morphologisches Endstadium j e d e r Kultur nachweist. Die gegenwärtige politische Epoche entspricht morphologisch der römischen Geschichte von Scipio bis Marius 200—100 (d. h. der aus der hellenischen Kultur hervorgehenden Zivilisation). Aus den dieser Zeit folgenden Epochen glaubt Spengler morphologisch auch unsere Zukunft ablesen zu können, die uns das Stadium des sog. C ä s a r i s m u s , d. h. einen

*) Es scheint überhaupt das Aufkommen des Relativismus in fast allen Wissenschaften ebenso typisch zu sein für die Bewußtseinslage einer so müden und unklaren Zeit wie der unsern, wie das Werk Spenglers selbst es ist; ich erinnere nur an die neue Einsteinsche Relativitätstheorie in der Physik!

Imperialismus in demokratischer Form bringen wird, analog etwa jener Epoche, da Rom sich aus der älteren Republik zur Monarchie entwickelte, hervorgegangen aus der republikanisch demokratischen Verfassung der Triumvirate. Charakteristisch für die uns bevorstehende Zeit der Kulturdämmerung wird sein: wachsender Naturalismus der politischen Form, Auflösung der einzelnen Volkkörper in formlose Menschenmassen, die nur noch durch ein primitiv-despotisches Imperium äußerlich zusammengehalten werden, so lange bis auch dieser letzte imperiale Mechanismus zerfällt und das Abendland die Beute junger Völker und fremder Eroberer wird. (Daß letzteres nicht glaubhaft oder auch nur wahrscheinlich ist, glaube ich schon klar genug dargelegt zu haben.)

Es scheint ein merkwürdiges, wie aber gerade für die psychologische Beurteilung Spenglers maßgebliches Moment, daß das theoretische Problem seiner „Morphologie der Weltgeschichte", nämlich der Zusammenhang der Geschichte über alle Zeitalter hinweg, auf Grund einer Unzahl „antik", „punkthaft", „euklidisch" gehaltener Formulierungen, Tatsachen und Thesen mehr ein bloßes Behaupten bleibt und nur durch zehn- bis zwölfmaliges Wiederholen geradezu in unser Hirn gehämmert wird, keinesfalls aber vor uns entwickelt — eine Unreinlichkeit der Anlage also, die im wesentlichen auf jenes schon eingangs erwähnte unheilvolle Ineinandergreifen von Theorie und Aktualität zurückzuführen bleibt und eigentlich schlecht mit Spenglers eigenen strengen an Goethe gemessenen Anforderungen vereinbar ist. Ganz im Gegensatz dazu wird allein der Untergang des Abendlandes mit sichtlicher Liebe herausgearbeitet, am Ende sogar dramatisch gesteigert. Spengler ist eben selbst unserer absterbenden Kultur Symbol; viel Züge an ihm sprechen dafür: sein beschaulich-genießerischer Drang zu einer „tragischen" Weltanschauung, sein ästhetisch-historisch-pessimistischer Relativismus, der den Anspruch erhebt, das Leben vorauszubestimmen. Ein Vorausberechnen der Weltgeschichte dürfte auch trotz Spengler immer noch ein Unding bleiben, wenn man auch zugeben kann, daß in jeder Gegenwart die Zukunft schon irgendwie enthalten ist, sich also auch ihre Richtung deutlich erfühlen läßt. Wieviel tausend Entfaltungsmöglichkeiten aber noch in dieser Richtung liegen können, übersieht Spengler einfach, sodaß seine Voraussagen reichlich konstruiert erscheinen (so z. B. Kulturentod, Kultursymbiose), was auch noch aus einigen Stellen hervorgeht, die sich — das Buch ist in den Jahren 1910—1917 geschrieben — auf den Verlauf des Krieges beziehen, inzwischen aber vom Ausgang des Krieges widerlegt worden sind. Immerhin hat Spengler die Richtung und den kommenden Tod des Abendlandes glänzend erfühlt; und wenn er auch nicht zu den selbst-schöpferischen Denkern gerechnet werden sollte, vielleicht auch kein Prophet ist, so bleibt er doch ein großer Historiker, der einen Vergleich mit Ranke, Mommsen und Lamprecht nicht nur aushält, sondern sie eher noch an intuitiver Darstellungskraft überragt.

* * *

Das geradezu phänomenale Wissen, das Spengler beherrscht, zwingt einem Ehrfurcht ab. Die vorstehenden Betrachtungen über sein Werk mußten naturgemäß dieser Fülle von Wissen und Gedanken gegenüber lückenhaft bleiben; und so konnte — auch schon im Hinblick auf den verfügbaren Raum — weder näher auf das vielleicht interessanteste Kapitel des Buches: „Vom Sinn der Zahlen", noch auf Spenglers Einstellung zum Christentum, Judentum, zur Religion überhaupt eingegangen werden. Doch ist der Zweck des Aufsatzes erreicht, wenn durch ihn immer weitere Leserkreise, wie insbesondere Forscher an das Buch herangeholt werden, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. Ob die Welt will oder nicht: sie wird sich mit diesem Buch gründlichst auseinandersetzen müssen und zwar über den sonstigen Inhalt weg mit jenem bitteren Gedanken von der rettungslos relativen Bewertung aller Dinge im Bereich des Wissens und Erkennens, die insbesondere auf die junge Generation wie narkotisierend zu wirken schon begonnen hat, und die auf jeden Fall — sei sie nun im Prinzip richtig oder falsch — für unsere deutsche Gegenwart geradezu als Gefahr bezeichnet werden muß.

Bertha Witt, Altona: Fontane, England und wir.

Ein Teil der von Fontane während seines Londoner Aufenthaltes gesammelten englischen Erfahrungen ist während des Krieges in einem wenig umfangreichen Bande neu herausgegeben worden, um als eine Art Spiegelbild unserer gewesenen Vettern neue Aufklärung über das Wesen der englischen Nation unserm Volke zu bieten. Nichts interessanter, als den Charakter eines Volkes gleich einem aufgeschlagenen Buch vor sich zu haben, noch dazu von einem so feinsinnigen Psychologen wie Fontane analysiert, der die gewisse Voreingenommenheit, wie er sie für England mitbrachte und zeit seines Lebens nie ganz überwand, doch in der Erkenntnis deutscher Vorzüge gern zurücktreten läßt und hier wie dort mit dem ausgesprochenen Talent des Geschichtsforschers der historischen Entwicklung nachspürt, da letzten Endes wohl nichts so wie sie den Grund der Erkenntnis klarlegt. Wenn er auch den Engländer häufig genug dem Deutschen vorzuziehen scheint und nicht ansteht, ihn oft als eine Art Vorbild hinzustellen, so liegt darin doch nicht ein verschleiertes Renegatentum, so herzlich Fontane auch die Auswüchse des Militärstaates verachtet. Vielmehr war aufrichtige Liebe zu diesem ihm seit Jahrhunderten zur Heimat gewordenen Lande der Beweggrund, wenn er vor seinen Mängeln nicht, wie Vogel Strauß, den Kopf in den Sand steckt, sondern sie mutig beim Namen nennt, um das Volk in der Erkenntnis seiner üblen Eigenschaften zu besseren zu erziehen. Kann doch die Preisgabe schlechter Gewohnheiten nicht mit

Minderwertigkeit des Charakters erklärt werden, wie die Unterordnung unter das Bessere auch dann noch eines idealen Zieles würdig machen wird, wenn sie selbst über den nationalen Rahmen hinausgehen mag.

Fontane schrieb jene später in einem „Aus England und Schottland" betitelten Bande zusammengefaßten Essays in den fünfziger Jahren als Beauftragter der Presseabteilung des Preußischen Ministeriums. Die preußische Politik hatte damals bekanntlich noch eine Annäherung an England im Auge. Manches ist seitdem anders geworden, nicht zum wenigsten in der Physiognomie des deutschen Volkes; aber wenn aus diesem Grunde vielleicht auch den Fontaneschen Parallelen hin und wieder etwas Veraltetes anhaftet, oder überhaupt das, was in ihnen gesagt ist, heute nicht mehr als ausreichend erscheint, das in der Überschrift angedeutete Verhältnis genau darzulegen, so bietet uns der Dichter doch anderseits eine umso wertvollere Ergänzung in Briefen und Tagebuchblättern, an denen wir gerade heute nicht vorüber können, ohne eine Anregung daraus zu erfahren.

Man bezeichnet wohl heute noch den gehaßten Engländer als den unleidlichsten Menschen von der Welt, gibt vor, ihn zu verachten, und schielt doch längst schon nach dem Augenblick, wo die Maske der Feindschaft auf seinem Antlitz sich in Freundschaft wandelt. Es ist wahr, der Deutsche ist nicht nachtragend und sein nationales Gedächtnis ist in der Regel viel leichter zum Schweigen zu bringen, als sein Hang nach Selbstentäußerung, sobald er den Gegenstand seiner Bewunderung zu seinem Ideal und Vorbild erhebt. Seine von Tradition meist unbeschwerte Unbefangenheit und die Universalität seines geistigen Strebens ist zugleich eine Art Verhängnis, und macht sie auch noch nicht in jedem Fall den verengländerten Deutschen, über den Fontane mit dem gesunden Urteil des im tiefsten Herzen deutsch empfindenden Mannes unbedenklich den Stab bricht, so bietet sie doch eine Erklärung über die Möglichkeit seines Entstehens. Der Krieg hat gezeigt, daß der verengländerte Deutsche keineswegs eine überwundene Erscheinung ist; aber das ist wenigstens eine überwundene Erscheinung, daß das allgemeine Urteil jenen, der aus Prinzip alles, was englisch ist, für ausgezeichnet, alles, was deutsch, für nichtswürdig erklärt, noch weiterhin ernst nimmt. Nur die Erkenntnis des Unterschiedes in Gut und Böse macht den Propheten, und daß es Fontane vermochte, hier mit ruhigem Blick die Scheide zu ziehen, wird uns seine Äußerungen, zu wessen Gunsten immer sie ausfallen, noch lange für gültige Münze nehmen lassen. Ja, noch mehr; denn das Bestreben, die völkische Annäherung zu fördern, entsprang dem gleichen Motiv, wie jene Aufrichtigkeit, die den Mut hat, unparteiisch zu sein und die beiderseitigen guten Eigenschaften so unbedenklich darzulegen wie die schlechten.

Oft genug haben wir vernehmen können, daß wir Deutschen beileibe nicht die mit Vortrefflichkeit durchtränkte Nation seien, für die wir uns gerne ausgaben. Bisher gab uns die Macht das Recht, auf diese Anschauung zu pochen; heute mag uns die Selbsterkenntnis als eine Art Wollust erscheinen, mit der wir so manches

als psychologische Verirrung eingestehen, was uns einst im strahlenden Glanze des Rechts erschien. Auch hier gewahren wir jenen Zug von der sich gern unterordnenden Anpassungsfähigkeit des Deutschen. Anderseits aber gewinnt, was beim Engländer in Tun, Lassen, Denken sofort die Form des Selbstverständlichen annimmt, beim Deutschen nur zu oft den Ausdruck des Rechthaberischen, und selten kann er die Wahrheit in irgend welchen Dingen hinnehmen, ohne sich bis zum äußersten in Widerspruch hineinzusteigern. Jeder Versuch, ihn zu überzeugen, scheitert an dem Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit, und auch die wohlmeinendste Kritik, sofern sie ihm seiner Meinung nach nicht gerecht wird, tut er gern mit der Überzeugung von dem Mangel an Verständnis bei jedem andern ab. Erfahrungen, wie nachstehend erzählt, sind durchaus keine Ausnahme; jeder von uns, der Beobachtungen über den Umgang zwischen Engländern und Deutschen machen konnte, wird sich ähnlicher bezeichnender Fälle erinnern; ich selber habe die Aussprache des Wortes „Suffraget" seitens einer mir bekannten Miß durch meine eigne Verwandte angreifen hören, weil aus dem Munde ihres Sohnes, damals noch Jenenser Student, dieses Wort anders klang als aus dem der Engländerin. Der Deutsche, wo er sich einbildet, in einem Zweig der Wissenschaft festen Fuß gefaßt zu haben, würde sich eben etwas vergeben, seine Überzeugung zu berichtigen. Auch Fontane hörte einen Engländer und Deutschen sich über die Aussprache eines englischen Wortes streiten. Ein dritter trat hinzu und meinte: „Wenn ich Sie so streiten sehe, bestätigt sich mir der oft gehörte Satz, daß die Deutschen das eingebildetste Volk der Welt sind." (The Germans are the most conceited people of the world.) Fontane meint dazu: „Ich halte diesen Satz für richtig, was die Deutschen nie glauben. Sie halten sich ganz aufrichtig für kolossal bescheiden. Dies ist aber grundfalsch. Die Bescheidenen, ja lächerlicherweise die einzig Bescheidenen sind die Engländer. Sie haben freilich einen ungeheuren nationalen Dünkel; aber in dem, was sie persönlich leisten, ordnen sie sich gerne unter. Bei den Deutschen ist es umgekehrt."

Aber auch bei den Engländern findet Fontane einen Zug, der als eine Art Gegenstück zu dem oben bezeichneten angesehen werden könnte. „Die Engländer sind von der absoluten Vortrefflichkeit ihrer Sitten, ihres Tuns durchdrungen und jede Abweichung davon, selbst die berechtigtste, erscheint ihnen als ungentlemanlike. Diese Borniertheit auf die Dauer zu ertragen, ist unmöglich, und es bleibt einem nichts anderes übrig, als ihr zu entfliehen." Und doch ist auch das nur ein Beweis für das oben Gesagte. Bei dem Engländer wandelt sich alles in Selbstverständlichkeit; was er tut, muß so sein und ist auf jeden Fall recht; und diese Überlegenheit des Briten, die Selbstverständlichkeit seines Tuns imponiert uns wiederum, sodaß ihm gegenüber nur allzu oft der deutsche Nachahmungstrieb und der Eigensinn in Zwiespalt geraten. Mögen wir den Engländer immerhin belächeln, so bewundern wir ihn doch wiederum noch mehr, und mit Vorliebe da, wo eine Bewunderung oft am wenigsten angebracht ist, denn nicht die wirklich

guten Eigenschaften des Engländers sind es in der Regel, die uns zur Nachahmung verleiten, sondern gerade jene, von denen wir einen inneren Nutzen nicht haben. Zeigt nicht die ganze ins Amerikanische zugeschnittene Entwicklung des Geschäfts- und Gesellschaftslebens in den deutschen Großstädten ein derartiges Bild, das Starwesen, der Tanz ums goldene Kalb, die Mode-Überspanntheiten der fashionablen Welt ganz deutlich den internationalen Kurs, den wir seit langem steuern. Wahrlich, wir haben es weit gebracht, daß wir unsere wahren nationalen und geistigen Vorzüge leichten Herzens zu verleugnen und zu vergessen bereit sind, umso mehr, als doch noch heute zutrifft, was schon Fontane feststellte: „daß wir in Sachen des Geschmacks um einen Siebenmeilenstiefel-Schritt den englischen Zuständen voraus sind."

Gewiß, Fontane hatte recht, wenn er sich über die gesellschaftlichen Zustände des alten Berlin mokierte, wenn er manchen Zug im schwerfälligen deutschen Wesen übel genug verzeichnet und bisweilen uns den Rang eines höheren Kulturvolks abstreitet. Köstlich und beschämend zugleich wirkt seine Schilderung einer Berliner Gesellschaft von anno dazumal. „Ganz das alte Berlin, das man in seiner ältesten Form doch als eine furchtbare Mischung von Häßlichkeit und Unschönheit bezeichnen muß. Sämtliche Schönheiten dieser zwanzig Damen, soweit ich sie sehen konnte, wogen noch nicht eine viertel Engländerin auf. Wenn sie lachten, machten sie Windungen wie Laokoon unter den Schlangen. Solche Gesellschaften gibt es nur in Deutschland, und in Deutschland auch nur wieder in Berlin." Viel hat sich seitdem geändert, denn der gebildete Deutsche hat in Fragen der Ästhetik Schule gemacht. Aber es sind immer nur gewisse Kreise, die hier gelernt haben und lernen wollen, und auch heute braucht man nur an deutschen Gasthaustafeln zu weilen, um wie einst Fontane die ganze Wonne zu empfinden, „einem höheren Kulturvolk — nach einigen dem „einzigen" — anzugehören. Schweine sind es und Rüpel, nur dies steht fest." Traurig, aber wahr, denn dies harte Urteil der Selbsterkenntnis wird nicht abgeschwächt dadurch, daß wir es mit andern Völkern teilen dürfen; wir müssen uns mit dem Gedanken einer besseren Ästhetik kommender Generationen trösten, da die heutige oft in nichts einen empfindlicheren Eigensinn zur Schau trägt, als im Festhalten ihrer einmal angenommenen schlechten Eigenschaften.

Fontane sucht an einem Beispiel zu exemplifizieren, woher dieser auffallende Unterschied kommt. Er schildert uns eine junge Dame, „die als Missionarin nach Ostindien geht, bildschön, wahrhaftig wie ein Engel, und die unaffektierte Vornehmheit einer Fürstin. Ich weiß nicht, wo sie's hernehmen. Wenn ich an die Gräfin H. denke! Himmlischer Vater — der reine Nähspuz dagegen. Es hilft alles nichts, nicht die einzelnen Menschen und nicht ihr Geist, aber die ganze Rasse ist uns leiblich überlegen. Es ist ein feinerer Schlag Menschen." Mögen wir hier auch Fontane jenen Engländerkultus vorwerfen, den wir seit Jahrzehnten bemüht sind, der deutschen Natur auszutreiben, so bestätigt er schließlich doch nur eine alte

Wahrheit, wenn er England „die hohe Schule des Anstands und der guten Sitten nennt." In dieser Beziehung zu lernen, ist nie von Übel, vorausgesetzt, daß das deutsche Gemüt unangetastet bleibt, da sonst Europens übertünchte Höflichkeit denn doch zu teuer bezahlt wäre. Denn diese deutschen Vorzüge anzuerkennen, ist Fontane wiederum nur zu gern bereit, und schon seinem Urteil über jene Berliner Gesellschaft setzt er hinzu: „— das ganze hat doch auch seine großen Meriten: geistige Regsamkeit, gute Laune, Abwesenheit aller Tuerei, Schlagfertigkeit, Wohlanständigkeit. Die Mängel liegen immer nur nach der Seite des Schönen hin." An anderer Stelle sagt er: „Man muß es ihnen (den Engländern) lassen, daß sie uns in aristokratischen Formen weit voraus sind, aber in jener schönen Toleranz, die den wahren Adel charakterisiert, sind sie in ebensoviel hinter uns zurück. Wir können von ihnen lernen, aber ich denke, sie noch mehr von uns." Fontane spürt dann der Ursache nach, warum die Deutschen trotz ihrer Vorzüge an Schwerfälligkeiten und Mängeln kleben bleiben, die so merkwürdig kennzeichnend für unser Volk geworden sind. „Die Deutschen sind wirklich besser, aber fangen es dumm an und machen sich dadurch lächerlich. Ein Engländer sagt: „Für 300 £ tue ich das," und tut's hinterher. Der Deutsche sagt: „Meine Überzeugung? Nicht für die Welt." Hinterher läßt er sich handeln und tut's für 10 Reichstaler. Der Engländer erklärt rund heraus: „Ich bin ein Geldmensch;" wir aber sprechen mit Verachtung vom Gelde und reißen uns nachher um éine Summe, die ein passabler Engländer als Trinkgeld gibt. Wir haben alle den Bettelstolz, solange wir gar nichts haben; sowie wir aber mit dem verführerischen Golde in Berührung kommen, so verlieren wir die Kontenance, werden ungeschickt und uns selber untreu. Die Schuld liegt nicht in uns (denn in den Deutschen steckt ein aufrichtiger idealer Zug), sondern in unserer Armut."

Nichtsdestoweniger verurteilt Fontane mit großer Schärfe jene Schwächen, die diesen Eigenschaften des Engländers zugrunde liegen. Schon **Beethoven** sah in dem Briten den Vertreter des Reichtums, der eine Summe Geldes, die dem armen Deutschen sehr viel dünke, für nichts achte. Sei aber Besitz und Reichtum immer auch ein Vorzug, so dürfe er doch nicht zum ausschließlichen Beherrscher der Menschheit gemacht werden, und das adelt eben den Deutschen, daß er bei aller seiner Titelsucht doch den Wert ideeller Güter höher zu schätzen weiß und den Menschen nicht danach beurteilt, „wieviel er hat," sondern was er ist und leistet. „Spekulationen, Rennen und die Jagd nach Geld, Hochmut, wenn es erjagt ist, und Verehrung vor dem, der es erjagt hat, der ganze Kultus des goldenen Kalbes ist die große Krankheit des englischen Volkes." Gewiß, auch bei uns herrscht dieser Kultus längst in irgend einer Form und zerfrißt das Mark des Volkes mehr und mehr; aber ihm hält der Idealismus jenes Teiles des Deutschtums immer noch die Wage, dem das Festhalten an einer gewissen preußisch-spartanischen Einfachheit als deutsche Tugend im Blute liegt und dem das Reichwerden um jeden Preis nicht mit den überkommenen Lebensanschauungen vereinbar erscheint.

Nur ein Wermutstropfen fällt wieder in die Schale, deren wir uns hier freuen: die deutsche Kleinlichkeit, ein Zug, der jenem genannten Wesen entspringt. Kleinlichkeit bis zum Exzeß, hundertmaliges Überlegen, ob wir einen Vorsatz auch ausführen sollen, das hat nichts gemein mit jener stolzen Politik Napoleons: „Ich will oder ich will nicht!" Hier müssen wir wiederum den Engländer bewundern. „Gewiß — meint Fontane — die Engländer sind Egoisten, ja sind es unter Umständen und zwar namentlich da, wo sie unter der Frömmigkeitsflagge segeln, bis zum Entsetzlichen; aber sie haben doch auch jenen forschen Egoismus, der zu geben und zu opfern versteht. Und nun gar erst pfennigfuchsende Kleinlichkeiten, — die sind als unwürdig ausgeschlossen."

Dem englischen Zopf, welchen Fontane einer Betrachtung unterzieht, haben wir zum Glück nichts entgegenzusetzen. Die Briten sind nicht nur das konservativste Volk, sie kultivieren auch jene Fülle von Stupidität und Ignoranz, die sie allen Kulturvölkern vorausbesitzen, jener beharrlichen Politik zufolge, daß, da sie nicht zum Krug kommen wollen, der Krug zu ihnen kommen müsse. Der Krug kommt auch und der Engländer erreicht es, daß man sich im Umgang mit ihm seinen Sitten unterwirft, seine Sprache spricht, und was dergleichen mehr ist. Schon Kaunitz äußerte einmal, „zu dem Unglaublichsten von der Welt gehört die Unsumme von Dingen, die ein Engländer nicht weiß." Das ist in gewissem Sinne Absicht, und wenn der Engländer dabei auch nicht gerade wirtschaftlichen Schaden davonträgt — denn das würde ihn bekehren —, so wird man doch außerhalb Englands diese splendid isolation nicht immer als Vorteil betrachten können. Fontane sagt dem Engländer nach, er sei praktisch, aber ohne Menschenkenntnis. Daher begreife er denn auch nicht, „daß unter einem zerrissenen Rock das Herz eines Gentlemans schlagen kann, oder das Absehen von Äußerlichkeiten ist ihm so völlig unmöglich geworden, daß er lieber mit einem Laster in Frack und Handschuh, als mit einer hemdsärmeligen Tugend verkehrt. Im Gegensatz zum preußischen Landrecht, das jeden Menschen a priori für unbescholten hält, gilt hier jeder Fremde für bescholten, so lange er nicht das Gegenteil bewiesen hat." Dann jedoch bietet England den Vorzug seiner berühmten Gastfreundschaft, die der Deutsche wohl als Nation, nicht aber als einzelner Vertreter der Nation zu üben weiß. Fontane schildert ein kleines Erlebnis, wie er von einem ihm völlig fremden Engländer, der Gefallen an ihm fand, mit in dessen Familie genommen wird, um hier Abend und Nacht zu verbringen. „Keine Spur von Verlegenheit war wahrzunehmen, nichts von Wirtschaftsschreck. In unserm guten Berlin ist es innerhalb der gesellschaftlichen Mittelsphäre, wenn solcher Überfall stattfindet, nur ganz wenigen gegeben, Kontenance zu bewahren. Wir sind einfach in Bezug auf alles, was Repräsentation heißt, nur schlechter erzogen und haben nicht Lust, uns um irgend eines beliebigen Fremden willen zu genieren. Das geschieht erst allenfalls, wenn es einen Vorteil mit sich bringt. Wir lassen nach der Seite hin viel zu wünschen übrig."

Und noch eins rügt er an uns, den Mangel an Ritterlichkeit. Er schildert, wie ein Amerikaner auf einer Reise einigen Damen Wasser verschaffte, ehe er es seinen eignen Leuten brachte. „Diese Form von Politesse, Menschlichkeit, ja selbst Ritterlichkeit imponierte mir riesig. Ein gewöhnlicher Deutscher hätte das nie getan. Er denkt an sich und ist in seiner kleinen engen Seele zu jeder Gentilität unfähig. Es ist leider so. Dieses Fehlen jeder Spur von Kavalierschaft in unserm Volksgemüt ist das, was uns so unbeliebt macht, der große Knote der Weltgeschichte." Wer jemals in England gereist ist, weiß aus einzelnen kleinen Beobachtungen, daß Fontane recht hat und die berühmte Elefantenhaut des Engländers nur bedingungsweise vorhanden ist; aber hier mag es der feineren Empfindung einer Dame vorbehalten sein, in gewissen Höflichkeitsdingen ein Urteil zu fällen. Das zu-wenig in dieser Beziehung beim Deutschen wird übrigens nicht auf das Konto schlechter Erziehung, sondern des Prinzips „Gleiches Recht für alle" zu setzen sein, was wiederum, wenn man will, ja auch seine Berechtigung hat, und endlich entscheiden nicht immer äußere Formen über den Wert eines Volkes. Und wenn Fontane meint: „Die Deutschen mit ihrer ewigen Ordnung kann ich nicht als das Ideal der Schöpfung ansehen," so dürfen wir uns doch noch mehr und besserer Vorzüge erfreuen wie dieser. Künstlerische und geistige Produktivität, die dem Engländer um so mehr imponiert, als er sie durch all seine „Berechnung, Kühnheit, Reichtum, Ausdauer nicht erreichen kann, da seinem Wesen das Hauptmoment: Geschmack und Schönheit, abgeht," stehen als ideelle Werte doch schließlich am höchsten, und wenn wir auch längst auf dem Wege sind, ein wirtschaftlich denkendes Volk zu werden, so dürften doch jene Vorzüge im Wesen des Deutschen zu fest verankert sein, als daß sie je ganz zu verlieren wären.

Dem deutschen Gesellschaftsleben, den deutschen Frauen gegenüber konnte der Dichter später seine Meinung noch berichtigen, — eine Bestätigung, daß hier im Laufe der Jahrzehnte wirklich sehr vieles doch besser geworden war. Er nennt die Engländerinnen, „und wenn sie noch so schön, reine Kunstprodukte, zurechtgemacht," und er bekennt, „in England ist schon viel zu viel Schein, gesellschaftlicher Lug und Trug;" dennoch sollte uns das, wie es ja für alles eine Nutzanwendung gibt, immerhin zu denken geben. Endlich noch erinnern wir uns einer Empfindung, die dem Dichter in einer Londoner Matrosenkneipe kam, als der Vortrag jener nationalen Ballade „Not a drum was heard" ungeheure Begeisterung auslöste. „Das ist das Mark dieses Volkes: national bis auf die Matrosendirne hinunter. Solche Kraft kann gedemütigt werden, aber nicht gebrochen. Jeder Niederlage muß die Erhebung folgen." Das erinnerte mich lebhaft an ein erst kurze Zeit zurückliegendes Erlebnis: Die Fahnen der aufgelösten schleswig-holsteinischen Regimenter wurden durch Hamburg geleitet, um nach Berlin überführt zu werden. Musik voran, Stahlhelmtruppen in langem Zug hinterher. Hoch flatterten die zerschossenen, rauchgeschwärzten Fahnen. Eine merkwürdige Bewegung ging durch das Getriebe der Großstadt. Auf dem Jungfernstieg konnte sich der bedenklich

angewachsene Zug entwickeln. Die Stimmung war unbeschreiblich. Aber an diesem Tag sah man, was trotz aller Selbstentäußerung noch an deutschem Gefühl in diesen Massen steckte und halb in Zerknirschung, halb in Begeisterung aufloderte. „Militärfromm" wäre zu wenig gesagt. Es war auch hier jene Kraft, die wohl gedemütigt, aber nicht gebrochen werden kann.

Levin L. Schücking, Breslau: Der deutsche Genesisdichter.

Der ehrwürdige Beda erzählt von der Geburt der angelsächsischen Epik, die in einem Stall vor sich ging, wie die des Heilands. Ein Rinderhirt hatte sich vom Gelage fortgestohlen, als die im Kreise umgehende Harfe an ihn kam, weil er sich schämte, nicht singen zu können, aber ein Engel erschien ihm nun, als er bei seinen Tieren schlief und löste dem im Traum noch widerstrebenden die schwere Zunge durch die immer wiederholte Aufforderung, ihm ein Lied von der Schöpfung zu singen. Im Erwachen fielen ihm die Verse wieder ein, bald kannte sie das benachbarte Kloster und dessen Abtissin Hild nahm den erweckten Sänger darin auf. Man übersetzte ihm die Bibel vor und er, „wiederkäuend wie ein Rind", wie sich Beda in auffallend naturalistischem Bild (vielleicht im Hinblick auf seine frühere Gesellschaft) ausdrückt, brachte die heiligen Erzählungen in die schönste Form der einheimischen Dichtersprache. Seine Lehrer schrieben seine Verse nieder, das Kloster war stolz auf ihn, es bildete sich eine Schule seiner Art heraus und so entstand in Northhumbrien die christliche Epik. Diese etwas zweifelhaften Vorgänge fallen in das Ende des 7. Jahrhunderts. Es ist nun fraglich, ob von den Werken des Dichters Cädmon — so hieß der Hirt — etwas auf uns gekommen ist. Vielleicht ist man ein wenig gar zu ungläubig dem Überkommenen gegenüber gewesen. Denn ähnlich, wie man in deutschen Klöstern im 9. Jahrhundert die dichterischen Arbeiten Otfrieds zum Schulunterricht verwertete, wird man sich auch wohl der durch die große Autorität Betas besonders legitimierten Gedichte des Cätmon bedient haben; und da man im Mittelalter sehr weit davon entfernt war, dichterische Fassungen wie heute als unantastbar anzusehen, so mag in den folgenden Jahrhunderten der Cätmonsche Text auf solchem Wege sich etwas verändert haben. Aber schließlich ist nicht recht einzusehen, warum im wesentlichen das uns erhaltene angelsächsische Epos von der Genesis nicht von Cädmon sein sollte, da doch wohl schwerlich jemand die Neigung gehabt haben kann, eine „Ilias post Homerum", eine Genesis nach dem Cätmon

zu verfassen. Ein Teil dieses uns überlieferten Textes freilich gab zu besonderen Bedenken Anlaß. Der berühmte Leipziger Germanist Eduard Sievers fand, er passe weder inhaltlich noch formell in das Ganze, und da er im Wortschatz mit dem deutschen Heliand auffallend übereinstimme und einzelne Formen aufweise, die gar nicht angelsächsisch, sondern deutsch (d. h. altsächsisch) seien, so wagte der Gelehrte die kühne Vermutung, dieser Teil sei ursprünglich festländisch, d. h. altsächsisch, stamme vom Helianddichter und sei ins Angelsächsische nur übersetzt. Wissenschaftliche Vermutungen solcher Art werden fast alle Jahre mehrere aufgestellt, das Überraschende an diesem Gedanken war zunächst nur, daß das natürliche Verhältnis der Literaturen dadurch auf den Kopf gestellt zu werden schien. Denn die überaus reiche angelsächsische Literatur galt bis dahin als die grundsätzlich gebende, die niederdeutsche als die beeinflußte, als die lernende und nachahmende. So fehlte es denn nicht an Widerspruch gegen die Sieverssche These. Aber ein Zufall, so glücklich und außergewöhnlich, wie er sehr selten eine wissenschaftliche Streitfrage endgültig erledigt, sollte Sievers glänzend Recht geben und auch den ungläubigsten klar machen, daß seine Argumente auf weit festerem Grunde ruhten, als es bei minder scharfsinnigen Forschern der Fall. Im Jahre 1894 entdeckte nämlich Zangemeister in der vatikanischen Bibliothek die Fragmente einer altsächsischen Bibeldichtung und siehe da, ein Bruchstück stimmte mit einer Stelle der angelsächsischen Genesis so wörtlich überein, daß an der Richtigkeit des Sieversschen Gedankens nicht mehr zu zweifeln war. Allerdings mit der Einschränkung, daß als Verfasser, wie durch die gelehrte Arbeit einer Reihe von Germanisten sich immer klarer herausgestellt hat, der Helianddichter nicht in Frage kommen kann, sondern ein Schüler von diesem, aber freilich ein Schüler in dem Sinne, wie Dürer ein Schüler von Michael Wohlgemut heißt. Denn was uns hier an der Schwelle der deutschen Literatur entgegentritt, das ist im Gegensatz zur vorherrschenden Meinung ganz große Kunst.

Drei Bruchstücke enthalten die vatikanischen Pergamente, das eine ein Stück aus dem Untergang Sodoms, das andere aus der Geschichte von Kain und Abel, das dritte aus dem Sündenfall. Ihr verdienstvoller Herausgeber, der Heidelberger Germanist Braune, hat schon ihre dichterischen Vorzüge mit feinem Verständnis herausgehoben, worunter nicht der geringste der ist, daß der Dichter mit Takt und sicherem Geschmack das Widerwärtige in seiner Vorlage ausläßt, daß er geschickt vereinfacht, besser motiviert, Gedanken umstellt usw. Das allein macht noch keinen Dichter. Aber wie schöne Veranschaulichungen gibt es hier schon! Man glaubt ein Dürersches Bild vor sich zu sehen, wenn man liest, wie die Eva ihren traurigen Gedanken nachhängt, während sie die blutigen Kleider ihres toten Sohnes Abel wäscht. Wie dramatisch weiß er im Zwiegespräch Gottes mit dem Mörder die Wirkung zu steigern, indem er die Donnerworte der Strafankündigung Gottes sich, im Gegensatz zur Bibel,

bis zum Schluß aufspart. Allein diese und andere kleine Züge wirken unbedeutend im Vergleich mit dem starken Eindruck, den man von dem Dichter in dem Stück, das nur noch in der angelsächsischen Übersetzung vorhanden ist, bekommt. — Satan ist in die Hölle gestürzt, aber nicht gebrochen. Trotzdem er mit eisernen Ringen angeschmiedet im Höllenfeuer sitzt, hat ihn sein Stolz nicht verlassen. Einst war ihm der Gedanke unerträglich, Gott dienen und schmeicheln zu sollen, als er noch der Fürst der Engel war; und er beschloß als aufrührerischer trotziger Vasall, den Herrn vom Thron zu stoßen und sich selbst zum Gott zu machen. Nun, da dies Wagnis mißlungen, nagen an seiner Seele Rachedurst und Erbitterung. Er beschließt, Gott in seinem neuen Geschöpf, dem Adam, zu treffen, den er schon deshalb verachtet, weil er von Erde gemacht ist. So ungeschmälert ist sein Selbstgefühl geblieben, daß er dem Teufel, den er ins Paradies entsendet, als höchste Belohnung in Aussicht stellt, er dürfe in Zukunft den Platz neben ihm selber einnehmen, gerade als ob er nicht da säße, wo es am heißesten ist. Seine Getreuen denken wie er. Sie lassen den Mahnruf ihres gefesselten Herrn an ihre Dankbarkeit: „Jetzt zeigt es, daß Ihr Euch der Wohltaten erinnert, die ich Euch erwies, als wir noch selig auf unseren Stühlen saßen", nicht ungehört verhallen. Auch sie bringen ihrem Trotz Opfer. Als der Teufel, der dem Ruf des Meisters gefolgt ist, in Schlangengestalt die Verführung und den Fall des Menschen bewerkstelligt hat, da jauchzt er hell auf vor Freude, daß Gott, der so grausam mit seinem Widersacher verfuhr, nun doch seinen Willen durchkreuzt sieht; und stolz, dies Ziel erreicht zu haben, kehrt er wieder in die Flammenglut zurück.

In solchen Gedankengängen tritt nichts weniger als ein mönchisches Christentum zu Tage, es leuchtet vielmehr ein unverbildetes, natürlich-menschliches Fühlen aus ihnen hervor, das auch vor den Darstellungen der heiligen Geschichte nicht zurückweicht, sondern sie kühn durchdringt. Ja, indem er die Erbitterung des Satans schildert, der dafür so kläglich büßen muß, daß er nicht dienen konnte, bäumt sich dies natürliche Gefühl unbewußt gegen die dogmatische Härte Gottes auf, wie das Gefühl Shakespeares in der Rede des getretenen Shylock gegen die Unmenschlichkeit der Judenverfolger. Der eine braucht deshalb so wenig ein Ketzer wie der andere ein Philosemit zu sein, aber auffällig ist freilich, daß dieser Landsmann Luthers sich doch seine eigenen Gedanken gemacht zu haben scheint über das, was die „Heilslehre" der Kirche ihm vortrug. Denn, nachdem er die Geschichte von der Versuchung Adams erzählt hat, bemerkt er kopfschüttelnd, es sei sehr wunderbar (micel wundor), warum eigentlich Gott es habe dulden wollen, daß die Menschheit durch derartige Lügen auf ewig ins Elend gestürzt wurde. Man sieht, wie der alte, urdeutsche Drang nach Wahrheit in diesen Zweifeln zum Ausdruck drängt. Indes dieser kritische Kopf verfügt auch über ganz ungewöhnliche poetische Mittel. Zeigt sich in der Zeichnung des Satans seine Fähigkeit zur Charakterschilderung, so in der Darstellung des Sündenfalls

seine dramatische und seine eigentlich dichterische Begabung. Den nicht viel mehr als 9 Versen der Genesis entspricht eine erschütternde dramatische Katastrophe von mehr als 600 Versen. — Der Teufel hat sich in die Schlange verwandelt, nähert sich dem Adam, stellt sich ihm als Bote Gottes vor und fordert ihn in seinem Auftrag auf, den Apfel vom dunklen Baum zu essen. Aber Adam ist mißtrauisch. Dieser angebliche Bote Gottes sieht nicht aus wie die Engelsboten, die er kennt. Da hält der Teufel sich an die Eva, der, wie es heißt, Gott einen „weicheren Sinn" verliehen, und spielt den durch Adams grundlose Verdächtigung Gekränkten. Mit geschickter Ausnutzung der eben erlittenen Abfuhr stellt er der Eva vor, sie könne verhüten, daß er durch die Erzählung des Geschehenen Gottes Zorn auf ihren Mann lenke, und mit einem verdeckten Hohn, der an die Intriganten Shakespeares erinnert, beteuert er ihr zur Widerlegung von Adams Zweifel, daß er in der Tat den Himmel gründlich kenne und den Dienst Gottes auch. Sie glaubt ihm, traut seinen Verheißungen und ißt. Siehe, da geht ihr ein wundervoller Glanz auf, Himmel und Erde nehmen leuchtendere Farben an, ihr Auge durchdringt das Weltall, sie wähnt, Gott selbst in seiner Herrlichkeit, umgeben von beschwingten Engelscharen zu sehen und alle Süßigkeit des himmlischen Gesangs zu hören. Da geht sie mit dem Apfel zu Adam. Die wunderschöne Frau hält ihn an ihre Brust gepreßt (wieder glaubt man das Bild eines alten Meisters zu sehen) und bittet Adam, davon zu nehmen. Aber auch die zauberhafte Wirkung auf Eva vermag Adam noch nicht zu überzeugen. Einen ganzen Tag der Überredung noch kostet es, dann — wie der Dichter mit prachtvollem Schwung es ausdrückt — „empfing er vom Weibe Hölle und Tod, obgleich es nicht so geheißen war, sondern den Namen Apfel trug". Aber als es geschehen, da geht es dem Adam umgekehrt wie vorher der Eva, er sieht nun auf einmal die Schrecken der Hölle und hört ihr furchtbares Geschrei. Da überkommt ihn jäh die Verzweiflung. Der Vorhang der Zukunft ist zerrissen. Er spricht:

> Nun quält uns Hunger und Durst,
> Da wir doch sorglos gingen die ganze Zeit.
> Wie sollen wir leben und hier im Lande sein,
> Wenn der Wind nun weht von Ost oder West,
> Süd oder Nord, und wenn der Nebel steigt,
> Schauer Schnees herab der Himmel schickt,
> Und der Frost kommt — der ist furchtbar kalt —
> Oder wenn die glühende Sonne scheint
> Und wir stehen hier nackend und ohne Schutz!

Sein Zorn kehrt sich gegen die Eva und er wünscht, er habe sie nie gesehen. An dieser Stelle verwandelt später Miltons Eva ein großes Schicksal in eine kleinliche Zänkerei. Nicht so der niederdeutsche Dichter. Seine Eva, unendlich edler und

innerlich größer als die englische, gibt nur die wundervolle und dramatische Antwort: „Du magst mich wohl schelten, Adam, mein Freund, aber du kannst nicht verzweifelter sein als ich.“ Jedoch Adams Erschütterung ist noch nicht zu Ende. Daß er Gottes Liebe verscherzt hat, bringt ihn völlig außer sich. Er wünscht, mit irgend etwas Ungeheurem im Dienste Gottes ihn wieder zu versöhnen, müßte er auch auf den Grund des Meeres gehen. — Bald darauf bricht das Fragment ab.

Das ist, wie man sieht, eine ganz reife und großzügige Kunst. Den richtigen Standpunkt zu ihr gewinnt man nicht aus der an Überliefertem dürftigen altsächsischen und althochdeutschen, sondern nur aus der nahe verwandten angelsächsischen Kunst heraus. Zwar wäre es unbillig, den Genesisdichter mit dem der angelsächsischen Genesis zu vergleichen, denn vielleicht 200 Jahre trennen die beiden. Cädmon stellt z. B. die Opferung Isaaks getreu nach der Bibel gefühlsmäßig so dar, als ob im Grunde die Abschlachtung einziger Söhne die natürlichste Sache von der Welt sei. Das begründet sich durch den archaistischen Charakter des Gedichts. Aber es gibt zahlreiche andere angelsächsische Epen, die dem niederdeutschen zeitlich näher stehen. Sogar ein Epos vom Satan ist darunter. Aber welch ein dogmatisch korrekter Satan ist das! Einer, der winselt und jammert, von den enttäuschten Seinen beschimpft wird und bei dem man aus keiner Miene mehr begreifen kann, daß er einmal ein großer Fürst der Engel war. Hier nun zeigt sich schon der grundlegende Unterschied zwischen der angelsächsischen Kunst und der des Niederdeutschen, eine Verschiedenheit, in der doch wohl ein tiefer völkerpsychologischer Gegensatz beruht, den die Folgezeit immer stärker entwickelt hat. So unendlich reich nämlich die angelsächsische Poesie ist, so tiefe seelische Gründe sie erschließt, so rechtgläubig ist sie auch. Ihr fehlt nicht die Tiefe des Gefühls, aber wohl die Kühnheit des Gedankens. Kaum ein Stück in ihr, das sich so weit von der Quelle zu lösen wagte — denn die Quellenbenutzung, wie Siebs zeigt, ist anscheinend unbedeutend — und die Vorlage ohne Rücksicht auf ihre Heiligkeit kritisch durchdächte, so daß man fast ein leises Murren gegen die zugrunde liegende Dogmatik als Unterton zu hören glaubt. — Aber ein Kunstwerk bedeutete wenig, wollte es von gedanklichen Vorzügen leben. Wie stellt sich die Sache dar, wenn wir den Reichtum der angelsächsischen Literatur an eigentlich künstlerischen Werten, d. h. an epischer Erzählungstechnik, an Schilderungskunst, an Charakterisierung, an Stimmungsmalerei, an Dialogführung usw. usw. in Hinsicht auf die Genesis betrachten. Nun, so viel ist sicher, an großzügiger Charakterisierungskunst und leidenschaftlicher Tiefe des Gefühls nimmt es der Niederdeutsche mit allen auf. Das Rebellenlager der Hölle und die Dramatik des Sündenfalls haben in keiner Hinsicht in der ausgedehnten, reichen angelsächsischen Literatur bis zum Jahre 1066 ihres gleichen.

Hat man nicht zu seiner Zeit dasselbe empfunden? Wäre es nicht so, wie hätte wohl der Gedanke auftauchen können, in das ehrwürdige eigene Genesis-

gedicht die Übersetzung eines fremdländischen Epos einzuschieben! Um das herbeizuführen, muß sein Ruhm groß gewesen sein. — Leider ist er es nicht mehr bei seinen Landsleuten. Wer kennt in Deutschland den Genesisdichter, einen Mann, der, da es nicht auf Umfang, sondern Güte ankommt, durchaus in einem Atem mit Wolfram von Eschenbach zu nennen und so sicher der größte deutsche Dichter der frühromanischen Zeit ist, wie Wolfram und Walther die des Übergangs zur gotischen sind. Über diesen ersten großen Meister deutscher Zunge, der die Kennzeichen gerade großer deutscher Kunst an sich trägt, nämlich die gedankliche Kühnheit mit der tiefen Innigkeit des Gefühls verbindet, sollte man in allen deutschen Schulen vortragen. Aber wie wäre das freilich möglich, da er bei einer Reihe der ersten deutschen Germanisten, gegen die sich bisher namentlich Braune tatkräftig zur Wehr gesetzt hat, völlig in Ungnade befindlich ist. Und warum? Weil er dem — bekanntlich recht zähflüssigen — Helianddichter nachstehe an Regelmäßigkeit des Metrums (!) und weil er manche vom Helianddichter übernommenen Ausdrücke sprachwidrig (?) verwende. — Gab es nicht vor Zeiten einmal einen Kunstkenner namens Beckmesser? . . . . . .

Paul Knötel:
Opfer.
Aus der Geschichte einer Familie.

(Fortsetzung.)

„Aber man deckt ja den Brunnen meist erst dann zu, wenn das Kind hineingefallen ist. So war's auch hier. Ich habe mich damals in meinem leichten Sinne nicht so sehr um das alles gekümmert; ich hab's mit angehört, hab' mein Wort dazu gegeben und hab' dann bald wieder an andres gedacht. Aber später ist es mir nahe gegangen, wie gleichgültig doch die meisten Menschen gegen fremdes Leid sind und wie einer sterben und verderben kann, ohne daß sich der andere um ihn bekümmert. So hat der einsame Mann allein auf dem Hofe geschaltet; die letzte Magd ist ihm weggelaufen, und es ist alles verlodbert. Bis dann das Unglück fertig war! Das war an einem Sonntage — wart einmal, ich muß mich besinnen. Ja richtig, es war zwei Tage vor Tines Geburtstage — es muß also am 30. Juni gewesen sein. Die Kirche war eben aus, und wir standen noch alle auf dem Kirchhofe und draußen auf der Straße und unterhielten uns — da kommt der Matzke-Franz, der in der Stadt Schlosserlehrling war und jeden Sonntag seine Eltern besuchte — der kommt da ganz atemlos gelaufen und schreit: „Der Niederhofbauer ist verrückt geworden, der Niederhofbauer predigt!" Viele haben gelacht, und auch ich habe lachen wollen, wie ich aber die Frauen gesehen habe, die anfingen zu weinen, und wie ich meinem Vater ins Gesicht gesehen habe, da konnt' ich nicht lachen, und mir ist herzensangst zu Mut geworden! Dann ist aber alles gelaufen, was es konnte, um den Bauer predigen zu hören, und ich bin auch mit gelaufen. Wie wir in den Hohlweg gekommen sind — viele sind auch oben herum gelaufen — da steht der Niederhofbauer am Rande, ein Bild zum Gotterbarmen, die Haare ganz verfilzt und in Strähnen vom Kopf abstehend, die Kleider zerrissen, und gestikuliert mit den Armen und ruft zu uns herunter: „Tut Buße, der jüngste Tag ist nahe, und der Herr Jesus wird kommen in all seiner Herrlichkeit u. s. f. u. s. f." Es gab ja im Dorfe ein paar Familien, die hielten sich von der Kirche fern und kamen in ihren Häusern zusammen, um zum Herrgott zu beten, weil das Weltgericht nahe sei. Davon mag er es wohl gehabt haben; ich hatte allerdings nie gehört, daß der Bauer und seine Leute sich mit ihnen eingelassen hätten. Da haben wir nun dagestanden und haben eine Zeitlang zugehört. Dem dicken Kirchbauer sein Ältester, der gerade auf Urlaub war, hat plötzlich gerufen: „Die Bergpredigt", und da haben wieder viele gelacht, was doch nicht recht war. Auf einmal aber sind drei Männer hinter den Unglücklichen herangetreten und haben ihn an den Armen genommen und gut zugeredet; das waren der Herr Pfarrer, mein Vater und der Schulze Andersch. Der Kirchbauersohn hat wieder gerufen: „Die drei Jünger von Gethsemane!"

Ehe er sich's aber versah, hat er eine Ohrfeige weg gehabt, und der Fleischer-Martin hat ihn angeschrieen: „Schweig, dummes Luder!" Sie hätten sich fast gehauen, aber der Soldat hat doch gemerkt, daß er den kürzeren ziehen würde und hat sich fortgemacht. Da haben wir wieder nach oben gesehen; der Bauer hat noch einmal geschrieen und gejapst, dann ist er ruhig und ganz gefügig geworden und hat sich wegführen lassen. Von den Ställen aber hat es wie schon vorher unheimlich weiter gebrüllt, und ein Hund hat jämmerlich geheult. Wie die Leute, die hingelaufen sind, erzählt haben, waren die Tiere fast verhungert gewesen. Das war ein aufregender Sonntag! Der Bauer ist dann auch ins Irrenhaus gekommen, wo schon die Male war, und hat sie noch viele Jahre überlebt. Das Gut aber war so heruntergekommen und mit Schulden überlastet, daß es subhastiert werden mußte.

„Und der es erstand, das war dein Großvater. Nun wirst du mich vielleicht fragen, warum ich dir da die Geschichte vom letzten Niederhofbauer erzählt habe, oder du wirst mich vielleicht auch nicht fragen, denn wenn du jetzt weißt, daß dein Großvater es gekauft hat und daß ich dort als seine Frau eingezogen bin, dann kannst du dir vielleicht denken, warum du mich nicht einmal lachen gehört hast, und ich habe dir doch erzählt, daß es bei uns im Schulhause wie in einem Schlage mit Lachtauben zugegangen war. Ja, mein Junge, im Niederhofe habe ich das Lachen verlernt.

„Als der Niederhofbauer predigte, da war ich beinahe sechzehn Jahre alt und bekam lange Kleider, sollte mich auch schon gleich einem gesitteten jungen Fräulein benehmen, wie die Mutter wollte. Die älteste, die Mine, deren Bild du ja gesehen hast, war schon sechsundzwanzig Jahre durch und hatte sich noch nicht verlobt. Es waren ja viele Adjuvanten im Schulhause ein- und wieder ausgezogen, und aus der Nachbarschaft kamen hin und wieder junge Lehrer zu Vater zu Besuch. Ein kleines Techtelmechtel hat es da öfter zwischen ihnen und den Lehrertöchtern gegeben. Aber angebissen hatte bisher keiner. Weiß Gott, woher es kam, aber es hieß, wir machten zu viele Ansprüche, und da würde das Gehalt nicht reichen. Das war aber wirklich nicht so, und nur die Mutter wußte, wie sie es einrichtete, daß wir immer fein und ordentlich aussahen und es doch wenig kostete.

„Gerade in jenen Tagen, kurz ehe dein Großvater den Niederhof erwarb, zog wieder ein neuer Adjuvant bei uns ein. Florian Schmidt hieß er und war ein seltsames Menschenkind. Er muß eine elende Jugend gehabt haben; denn er war ganz verschüchtert und tat immer so, als müßte er die Menschheit um Verzeihung bitten, daß er überhaupt lebte und ein Plätzchen auf unserer Erde für sich in Anspruch nahm. Das war etwas für uns Lehrermädels. Der arme Mensch, noch heut tut er mir leid, wenn ich daran denke, was für Schabernack wir mit ihm getrieben haben! Aber lange habe ich es nicht mitgemacht; denn wenn er uns dann so traurig ansah, da wurde mir so seltsam ums Herz, und ich schämte mich

so sehr, daß ich es ließ und — ja heut darf ich es dir ja gestehen, und du wirst deine alte Großmutter nicht auslachen — so langsam wuchs ein anderes Gefühl in mir empor, und endlich sagte ich mir, daß ich ihn, wenn er vor mich hinträte und fragte, ob ich seine Frau werden wollte, nicht nein sagen würde. Das hat er dann auch gemerkt und hat mir der Hof gemacht, auf so seltsame Art, daß die Schwestern aufmerksam wurden und mich mit ihm aufzogen. Da bin ich aber wirklich zornig geworden und habe es mir ganz energisch verbeten. Damals geschah es, daß eines Tages Vater bei Tisch zu uns sagte: „Denkt Euch nur, den Niederhof hat ein Major gekauft, ein wirklicher Major -- ich glaube, er heißt Werner". Da haben wir wieder alle gelacht; denn wir konnten es uns nicht zusammenreimen: Der Niederhof und ein Major! Aber es war wirklich so. Da gab es im Dorfe viel zu schwätzen. Und es dauerte nicht lange, so hieß es, daß Handwerker im Niederhofe wären und alles in Stand setzten. Der eine wußte das, der andere jenes zu berichten. Eines Tages aber — ich stand gerade unter der Haustür — sehe ich einen fremden Herrn die Dorfstraße heraufkommen und sich umsehen, als ob er etwas suchte. Es war ein stattlicher Mann, zwei Köpfe größer wie ich und mit einem grau melierten Vollbarte, so wie ihn unser alter Kaiser Wilhelm trug, das Kinn ausrasiert. Wie er mich nun sieht, da kommt er näher heran, blickt mich ein paar Augenblicke an und frägt mich dann, ob hier die Schule wäre. Die Frage war eigentlich ganz überflüssig; denn er mußte ja doch hören, wie die Jungen und Mädels drinnen mit ihren Posaunenstimmen sangen: Üb' immer Treu und Redlichkeit. Ich hab' einen tüchtigen Knix gemacht, ganz rot im Gesicht, und habe gesagt: Ja, wenn er Vater zu sprechen wünsche, so würde ich es ihm gleich sagen.

„Ich hab' ihm noch rasch die Tür zu unserer Wohnstube aufgemacht, dann habe ich den Vater gerufen. Bald darauf ist der neue Besitzer auf dem Niederhofe eingezogen, und die Leute hatten sich wieder genug zu erzählen: von dem großen Möbelwagen, der den Hohlweg kaum heraufzubringen war, von dem Paar ungeheuren Doggen, die neben dem Kutschwagen herliefen, als der Major kurz nachher selbst eintraf, und was dergleichen mehr war. Nun war wieder Leben auf dem Niederhofe, wenn man es Leben nennen will. Gearbeitet wurde ja viel; der neue Herr mußte wohl tüchtig sein, meinten die Leute; es war jedoch gar manches Aber dabei. Die Dienstleute hielten sich fern von unseren Landleuten, und obgleich jene es nicht sagen sollten, so bekamen sie es doch bald heraus, daß der Major es ihnen verboten hatte. Er zahlte gute Löhne, aber dafür verlangte er um so mehr Arbeit und hatte doch nie ein gutes Wort. Da ist dann bald der und jener ausgerissen und hat alles im Stiche gelassen. Das war wohl wahr. Denn einer, der lange Niklas, hat's meinem Vater selbst erzählt. Aber sonst meinte ich das meiste nicht glauben zu sollen. Kam doch der Major jetzt fast jeden Monat einmal zum Vater, und wenn er uns traf, dann redete er uns Mädels an, und ich merkte mit jedem Male mehr, wie er mich dabei ansah unter seinen buschigen Augenbrauen, als wollte er mir in die innerste Seele sehen. Da ist mir manchmal ganz ängstlich

zu mute geworden. Dann habe ich aber doch auch wieder über irgend eine seiner Bemerkungen recht lachen müssen, wenn er einen Witz über unseren Pfarrer, unseren Schulzen oder sonst jemanden machte. Das traf immer den Nagel auf den Kopf. So sind wir ganz gut Freund geworden, und ich habe mir immer vorgestellt, es wäre so ein jovialer Onkel. Deshalb habe ich auch lauthals lachen müssen, als mir eines Tages die schiefe Kathrine, unsere Botenfrau, unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraute, der Major wäre früher verheiratet gewesen, mit einer Gräfin sogar; dann aber habe er seinen Abschied nehmen müssen und sei nach Amerika gegangen. Und dort — nun lache aber nicht, Junge — habe er seine Frau einem Sklavenhalter verkauft. Sie sei so schön gewesen, der reine Engel. Sie, die Kathrine habe sie selbst gesehen. Da habe ich doch aufgehorcht und gefragt, wo denn?

„Da hat sie dann weiter erzählt, wie die Beschließerin auf dem Niederhofe sie neulich, als der Besitzer nach Breslau verreist gewesen sei, in sein Zimmer geführt habe. Dort hinge sein eigenes Bild in grüner Uniform, aber viel jünger, als er heut sei, über dem Schreibtisch und daneben das Bild seiner Frau, die er so verschachert hätte. Du merkst es wohl, Hans, daß es die Bilder seiner Eltern waren, die jetzt in deiner Stube hängen. Damals habe ich in meiner Dummheit aber doch Furcht bekommen und habe es Vater gesagt, weil es mir so war, als könnte ich dem Manne nicht mehr in die Augen sehen und erst recht kein Wort zu ihm sprechen. Da hat Vater aber laut gelacht und hat mir gesagt, daß der Major nie verheiratet war und bei der Infanterie gestanden habe, also nie eine grüne Uniform getragen habe. Da war alles wie früher, und ich habe mich sogar gefreut, wenn er wieder einmal kam und mit Vater recht verständig von Landwirtschaft und anderen ernsten Dingen sprach. Ja, es hat mir leid getan, daß die Leute so von ihm sprachen, und ich hab' bei mir gedacht, das kommt eben alles davon her, daß er auf dem Niederhofe wohnt. Von dem reden die Menschen nie etwas Gutes. Manchmal saß auch der gute Florian dabei. Da mußte ich sie beide vergleichen, den Major mit seinen feinen Manieren und seiner Sprechweise und den ungeschickten Adjuvanten, der kein Wort sprach und mich nur immer so anblickte. Daher kam es, daß mich manchmal der Teufel ritt, und ich mit dem unglücklichen jungen Menschen wieder meinen alten Unfug trieb. Das schien wieder unserem Gaste zu gefallen; denn er lachte gegen seine sonstige Art ganz laut und blickte mich wie aufmunternd an.

„Kind, das war meine erste Schuld — — und dann kam die zweite, die größere. Der Tag, wo die Sache anfing, steht mir noch im Gedächtnis, als ob es gestern gewesen wäre. Es war ein ebensolcher sonniger Julitag wie heut. Ich war draußen im Garten gewesen und hatte dort allerlei geschafft und endlich die Wäsche abgenommen. Eben komme ich von hinten in den Flur herein, da steht der Vater auf einmal vor mir und sagt mit einem Ernste, den ich selten an ihm gesehen habe: „Pine, komm einmal herein". Er geht voran, ich mit dem schweren Korbe hinter-

drein. Kaum bin ich drinnen, da wendet er sich um und sagt ganz unvermittelt: „Pine, eben war der Herr Major Werner da und hat um deine Hand angehalten".

„Ich hab' einfach den Korb fallen lassen, und dann habe ich gelacht, gelacht, wie nie zuvor in meinem Leben — — und wie niemals mehr nachher. Vater hat mich zuerst ganz bös angesehen, dann aber hat es ihm doch um die Mundwinkel gezuckt, und nur mit Mühe hat er die ersten Worte herausgebracht: „Da ist doch gar nichts zu lachen, wenn ein so hoher Herr eine solche dumme Gans wie dich zur Frau haben will. Nun höre einmal mit deinem Lachen auf und überlege dir den Antrag gründlich. Eine Woche hast du Zeit. Dann will sich der Herr Major die Antwort holen". Zunächst aber habe ich mit dem Lachen noch gar nicht aufhören können, und vor Lachen sind mir die heißen Tränen über die Backen gelaufen. Endlich habe ich mich beruhigt, und die Wäsche vom Boden zusammengesucht. Im Kopfe aber ist mir ganz heiß geworden, und den Tag über bin ich herumgegangen, als ob ich berauscht wäre. Der Vater hat kein Wort mehr davon gesprochen, und auch die Mutter nicht, aber ich habe doch gemerkt, wie sie sich gegenseitige Blicke zuwarfen und dann wieder mich ansahen. Als dann beim Mittagbrot die Line davon erzählte, daß sie heute morgen, als sie aus dem Pfarrhause kam, den Major getroffen hätte und wie er sie gegrüßt habe, als ob sie eine Dame wäre, begann Mutter ihn sehr zu loben und auf die Leute zu schmälen, die allen möglichen dummen Klatsch über ihn verbreiteten. Da merkte ich wohl, daß die Eltern es gern sehen würden, wenn ich den Antrag annähme.

„Auch die Schwestern haben den ganzen langen Tag kein Wort gesagt. Es war wie eine Verschwörung. Aber am Abend ist es angegangen. Wie die drei schon im Bette lagen und ich eben das Licht ausgemacht und mich in meine Betten recht tief eingemummelt hatte, kommt es auf einmal von Lines Bett her: „Gute Nacht, Frau Majorin", und gleich darauf echote es aus den beiden anderen Betten: „Gute Nacht, Frau Majorin". Ich hab' getan, als hörte ich nichts, aber da haben sie wieder angefangen: „So einen alten Mann möchte ich nicht", und die Line sagt darauf: „Er könnte ja dein Großvater sein". Da habe ich aber mein Mundwerk nicht mehr halten können: „Ja, wenn er zu Euch gekommen wäre; nicht wahr, Ihr würdet nein sagen?" Einen Augenblick war's ruhig Da fing die Mine an: „Was wird der arme Florian sagen?" „Was geht mich der an", sage ich, „da ist der Herr Major doch ein ganz anderer Mann, und so alt ist er auch noch gar nicht, höchstens Mitte Vierzig". „Höchstens Mitte Vierzig", echoen alle drei wieder und fangen zu lachen an. Nun sind mir aber die Tränen in die Augen gekommen, und ich hab' laut gerufen: „Und ich nehm' ihn doch, wenn Ihr Euch auch grün darüber ärgert". Wir hätten uns wohl noch länger gestritten, da aber stieß es ein paar Mal von unten an die Decke. Das war der Vater, und es hieß Ruhe. Nun wurde es still. Keine hat mehr ein Wort gesprochen; ich aber habe noch stundenlang wach gelegen und habe nachgedacht, und da ist der Trotz in mir aufgestiegen. Ich habe mir immer selbst zugerufen: Ich nehme ihn doch, ich nehme ihn doch. Hin und

wieder war es mir, als ob mich aus dem Dunkel der Nacht die traurigen Augen Florians anschauten; da wurde es mir ganz heiß. Dann kam aber wieder der Hochmutsteufel und raunte mir zu: Frau Majorin, Frau Majorin, und ich habe es mir selbst hundertmal gesagt: Frau Majorin. Und das Ende vom Liede war, daß ich mir selbst endlich mit Bestimmtheit erklärte: Du nimmst ihn — — —

„Dabei ist's geblieben. Das war meine zweite, größte Schuld. Und so ist es gekommen, wie es kommen mußte. Nun sollte ich dir ja wohl erzählen, mein lieber Junge, wie dein Großvater kam, um mein Jawort zu holen, wie die Hochzeit gefeiert wurde und wie ich als Herrin — ach wie mir das heut klingt — in den Niederhof einzog. Aber ich kann es nicht; mir schnürt's die Kehle zusammen, wenn ich daran denke. Die Zeit bis dahin war mir wie ein Rausch, und dann bin ich auch wie aus einem Rausch aufgewacht und hatte einen schweren Kopf, und es war mir, als nähme die Jugend, die schöne Jugend, von mir Abschied, als am Abend meines Hochzeitstages die Eltern und die Schwestern von mir Abschied nahmen. Sie hatten uns noch auf den Hof begleitet, und mein Mann ließ reichlich Wein auffahren, um meinen Einzug zu begießen, wie er sagte. Da wurden sie alle sehr lustig, und sie kamen nicht aus dem Lachen heraus, und auch dein Großvater lachte viel, aber es war in seinem Lachen etwas, das mich traurig machte, so daß ich nicht einstimmen konnte. Dann flossen unter fortwährendem lauten Lachen die Tränen, als sich alle anschickten uns zu verlassen und sie mich der Reihe nach abküßten. Und endlich war ich allein mit meinem Manne.

„— — Es ist dir wohl manchmal gesagt worden, mein Hans, wenn du ein Buch lasest, überschlage die und die Seiten; die passen nicht für dich. Ich weiß nicht, ob du's gemacht hast, wie die meisten, und hast sie doch gelesen. Aber dann wirst du vielleicht gemerkt haben, daß es besser war, du hättest es nicht getan und hättest deine Neugier bezähmt. Und so sage ich jetzt auch zu dir, überschlage die nächsten Seiten in meinem Lebensbuche und suche nicht zu ergründen, was auf ihnen steht.

„Du weißt ja nun, daß ich Herrin auf dem Niederhofe war. Du weißt auch, daß ich nicht an Gespenster glaube, die sich um Mitternacht aus ihren Gräbern erheben und dann in den Räumen umgehen, wo sie einst lebendig gewesen sind, und mit den Ketten klirren oder sonst Schreckliches treiben. Nein, solche Gespenster gibt es nicht, und die Unglücklichen, die einst den Niederhof bewohnten, die lagen still und ruhig drüben auf dem Kirchhofe, und die beiden, die damals noch lebten, der Niederhofbauer und die unselige Male, die waren geistig begraben und taten auch niemandem nichts. Aber unheimlich war's doch auf dem Niederhofe, und ein Geist ging um, schrecklicher als der Kinderspuk, vor dem das arme Volk sich fürchtet. Da habe ich allmählich das Lachen, das befreiende Lachen, verlernt. Wie soll ich dir's deuten? Darf ich es dir sagen? Es handelt sich doch um deinen Großvater, um meinen Mann. Und doch mußt du es erfahren, wenn mir's auch die Kehle zusammenschnüren will; du mußt es erfahren; denn dann wirst du den

verstehen, den du heut nicht begreifst und den du doch zu allererst verstehen und begreifen solltest — — deinen Vater — —

„Treue hatten wir uns am Altar geschworen — und was man so gewöhnlich Treue nennt, die haben wir uns auch gehalten; da trifft deinen Großvater auch nicht ein Fünkchen von verzehrendem Vorwurf. Aber wenn man unter Treue Vertrauen versteht, das Vertrauen, daß man sein ganzes Selbst dem anderen öffnet und ihn in sich hineinsehen läßt, wie auf den Grund eines klaren Wassers, nein, ein solches Vertrauen hat es zwischen uns nie gegeben. Ich weiß nicht, ob mich da eine dritte Schuld trifft, meine aber, wenn ich mein Inneres prüfe — und wie oft habe ich das getan bis zum heutigen Tage, dann hatte ich die beste Absicht, aber Vertrauen verlangt wieder Vertrauen, und als ich keines fand, da habe ich mich immer mehr auf mich selbst zurückgezogen, und so sind wir neben einander her geschritten, und der schmale Steig, der zuerst noch von einem zum andern führte, ist allmählich verfault.

Es war nicht meine Schuld, und es war auch nicht die seine.

Du hast wohl gemerkt, Liebling, daß da eine Lücke ist zwischen meiner Erzählung und dem Berichte deines Ahnen, daß zwischen dem Kinde in der Wiege, für das er geschrieben worden, und dem Major a. D. ein Menschenleben liegt, das ich dir hätte schildern sollen. Wenn ich es nur könnte. Aber siehst du, da war ein Vorhang dazwischen, und den hat dein Großvater nur selten gelüftet, und wenn ich ihn in der ersten Zeit unserer Ehe manchmal nach dem und jenem aus seiner früheren Lebenszeit gefragt habe, hat er mir wohl hier und da einen Brocken hingeworfen, wie man es einem Kinde tut, dessen Neugier man leicht mit ein paar Worten stillt, aber niemals hat er mir etwas Zusammenhängendes von sich berichtet, und was ich sonst erfahren habe, hin und wieder durch Zufall, das hat alles noch kein Bild ergeben, und es war mancher Klatsch darunter, gegen den ich mir die Ohren verstopfen mußte.

Daß damals vor hundert Jahren deine Urgroßeltern so kurz hinter einander starben, das war kein Unglück für sie; denn sie haben sich dort wieder gefunden zu ewigem Beisammensein, und uns Nachgeborenen schimmert ihr kurzes Menschenleben im klarsten Glanze edelster Schönheit und Güte. Aber für das kaum geborene Kind war es ein Unglück, das größte, was einen Menschen treffen kann, und er hat daran getragen sein ganzes Leben hindurch. Schwer ist es ihm gewesen, und darum hat er nicht davon geredet, bis wir Mann und Frau wurden. Als das aber geschah, da hatte er verlernt, davon zu sprechen, vielleicht daß er meinte, es nützt doch nichts, Verlorenes läßt sich nicht wieder bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Philosophische Rundschau.

Geistiger Wiederaufbau.

Mit so vielen nationalen Werten ist im Weltkrieg auch der Bau der geistigen und sittlichen Zusammenhänge zwischen den Kulturvölkern zusammengebrochen. Die geborstenen Pfeiler neu zu errichten, nicht damit ein bestimmungsloser Völkerbrei entstehe, sondern damit auf dem Boden und im friedlichen Wettbewerb nationaler Kulturentwicklungen jedes Volkstum dazu beitrage, den großen Kuppelbau reinen Menschentums zu wölben, — es ist ein Werk voll unendlicher Mühe, das wir kaum zu erhoffen wagen und das doch notwendig und unausbleiblich ist, weil wir es nicht entbehren können. Es wird weder durch unklare Schwärmer gefördert, die nicht bedenken, daß (wie schon die einfachste sprachliche Ueberlegung zeigt) der sogenannte Internationalismus den Nationalismus zur Voraussetzung hat, noch durch politische Machtmittel der Gewalthaber. Gefördert aber wird es durch das selbstlose Zusammenwirken der Geistigen voll Klarheit und Besonnenheit, durch den aufrichtigen Willen, einander zu verstehen, zu achten, zu ergänzen. Noch herrscht das Chaos — „fride unde reht sint sêre wunt" —, aber schon werden die ersten Anzeichen neuer Verständigung sichtbar. Es ist gewiß kein Zufall, daß sie sich auf dem Boden der allgemeinsten Wissenschaft, der Philosophie, zeigen, und es ist bezeichnend und ehrenvoll, daß dies in Deutschland geschieht. Zum ersten Mal seit der fast verschollenen Zeit vor dem Kriege sind wieder Abhandlungen in deutscher, englischer, französischer, italienischer Sprache vereint, wie wir sie früher an gleicher Stelle oft vereint gesehen haben. Diese Stelle ist das „Archiv für Geschichte der Philosophie", herausgegeben von Ludwig Stein (Zweiunddreißigster Band, Heft 3 und 4. Ausgegeben am 1. Februar 1920. Berlin, Leonhard Simion Nf.) Immer wurde der Geist völkerverbindender Wissenschaft in dieser Zeitschrift gepflegt, die ihr Herausgeber im Jahre 1887 begründete und im Jahre 1895 durch Hinzunahme der „Philosophischen Monatshefte" zu dem doppelgliedrigen, wirkungsreichen „Archiv für Philosophie" erweiterte. Hier sehen wir in edlem Wettbewerb und Ausgleich ernste Forscher die geistigen Werte anderer Kulturvölker darstellen und prüfen. Der Herausgeber erörtert „Tolstois Stellung in der Geschichte der Philosophie". Er zeigt Tolstoi als einen der großen Gefühlsphilosophen und Bekenntnisdenker, als den Verkündiger eines kommenden Reiches unter der Herrschaft Gottes oder der Liebe; er weist den Unterschied seiner Naturbegeisterung von der Rousseaus und anderer Naturphilosophen auf, den Gegensatz seiner Grundanschauungen zu denen Nietzsches, seine eigentümliche Verwandtschaft und Verschiedenheit zugleich gegenüber Spinoza, seine Aehnlichkeit mit Sokrates, die Beziehungen

Bergsons und Keyserlings zu seiner Lehre. Günther Schulemann gibt aufschlußreiche Beiträge „Zur Geschichte der indischen Philosophie". Eingerahmt von den Abhandlungen der deutschen Forscher sind die der Ausländer. Der Franzose Davillé behandelt den Aufenthalt von Leibniz in Paris, der Amerikaner Armstrong die Entwicklung von Berkeleys Theismus, der Schotte Johnston die Beziehungen zwischen Collier und Berkeley. Furlani spricht von der Entstehung und dem Wesen der baconischen Methode, und Chiapelli, der schon im ersten Bande des „Archivs" das Wort ergriffen hatte, stellt sich als treuer Mitarbeiter wieder ein mit einer Abhandlung über die neuen lebenverneinenden Lehren nach dem Kriege: die Sittlichkeit ist nicht eine Verneinung, sondern eine Vervollkommnung des Lebens; noch immer gilt der Satz von Leonardo da Vinci: „Wer das Leben nicht schätzt, verdient es nicht."

Es ist nicht Absicht und Aufgabe, an dieser Stelle den Herausgeber zu loben, aber das darf auch hier gesagt werden, ohne falsche Deutung hervorzurufen, daß das Werk den Meister lobt, und daß sein im „Archiv" immer neu bekundetes Bestreben, Völkerweisheit zu verbinden und so die Völker selbst einander zu nähern, auf derselben Linie wie seine sonstige Lebensarbeit liegt. In seinen Schriften ist sie vor aller Augen, so besonders auch in der „Philosophie des Friedens", die er der zweiten Haager Friedenskonferenz auf Wunsch ihres Präsidenten Nelidow unterbreitete; in seinem langjährigen Wirken an leitender Stelle für das internationale Friedensbüro in Bern ward sie fruchtbar; und nicht zum wenigsten wissen die Leser von „Nord und Süd", wie Ludwig Stein auf den Blättern dieser Zeitschrift deutsche Art und Kunst mit dem Geiste zwischenstaatlicher Verständigung und brüderlichen Menschentums zu verbinden trachtet. B.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Eine Preissteigerung jagt die andere, ein jeder Tag zeigt eine weitere Verschärfung der katastrophalen Wirtschaftssituation. Es sind die Folgen einer durchaus verkehrten Wirtschaftspolitik während des Krieges, verbunden mit einer nach wie vor recht wenig den sozialen Verhältnissen Rechnung tragenden allgemeinen Regierungspolitik, die auch durch die Umwälzung und das demokratische Regime keine Änderung erfahren hat. Nun werden wir diesen Kelch bis zur Neige auskosten müssen. Was aber dabei sich noch im allgemeinen politischen Leben ereignen wird, das kann wohl nur schwach geahnt werden. Von den Folgen des Krieges, der Kriegswirtschaft und den Friedensbedingungen werden wir uns aber sicherlich nicht in absehbarer Zeit befreien können. In Anlehnung an ein einigermaßen landwirtschaftliche Produkte abgabefähiges Gebiet, wird es der deutschen Volkswirtschaft am ehesten wieder möglich sein, sich aufwärts zu entwickeln.

Ein Bericht des Reichskommissars für die Kohlenverteilung gibt Auskunft über die Leistungen im Kohlenbergbau. Die Leistung pro Kopf und Schicht betrug im Jahre 1913 im Ruhrkohlenbergbau 883 kg. Ihren tiefsten Stand erreichte sie im April 1919 mit 409 kg und stieg bis zum Oktober 1919 auf 629 kg, d. i. 71,2 % der Leistung von 1913. Ungleich stärker ist die Leistung in Oberschlesien zurückgegangen. Betrug sie im Jahre 1913 1144 kg, so erreichte sie ihren tiefsten Stand im August 1919 mit 501 kg und stieg bis Oktober 1919 bis auf 667 kg, d. i. 57,4 % der Leistung von 1913. Im Ruhrbergbau wie in Oberschlesien ist die Leistung des Untertagearbeiters pro Kopf und Arbeits-

stunde erheblich weniger zurückgegangen als die Leistungen pro Kopf und Schicht der gesamten Belegschaft. An der Ruhr wurden von den Untertagearbeitern im Oktober 94,1 % der Mengen von 1913 erreicht, in Oberschlesien betrug dieser Satz 73,5 %. Ab 1. Februar sind bereits wiederum neue Kohlenpreise festgesetzt. Die Erhöhung beträgt beim Rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat 35 Mark die Tonne, beim Niederschlesischen Syndikat 65 Mark die Tonne, beim niedersächsischen Revier 35 Mark, für sächsische Steinkohle 53 Mark, für Braunkohlen 12 Mark die Tonne.

In der Anleihedenkschrift des Reichsfinanzministeriums ist folgender Passus über die Entwicklung der Reichsschuld von besonderer Bedeutung: Das gesamte der auf Grund des Anleihekredits begebene Schuldkapital betrug Ende September 1919 164,96 Milliarden Mark. Davon entfallen auf fünfprozentige Schuldverschreibungen 74,79 Milliarden und auf unverzinsliche Schatzanweisungen 74,47 Milliarden. Von den Schuldverschreibungen im Gesamtbetrage von 79,5 Milliarden waren 19 Milliarden = 24 % in das Reichsschuldbuch eingetragen. Die bei den Anleihekrediten eingetragenen Ermäßigungen betragen 3,35 Milliarden Mark. Davon entfallen 2,41 Milliarden Mark auf Schuldentilgung durch die Kriegsabgabe 1916. Der gesamte in verzinslichen Schuldverschreibungen und begebenen Schatzanweisungen begebene Anleihebetrag verzinst sich im Durchschnitt mit 4,987 % Der schwunghafte Privathandel mit Silber- und Goldmünzen hat die Reichsbank zu eingreifenden Maßnahmen genötigt. Es wurden Ankaufpreise festgesetzt und die Außerkurssetzung der Silbermünzen in Erwägung gezogen. Die Festsetzung der Ankaufpreise hatte aber zunächst genau denselben Erfolg wie die Aufstellung von Warenhöchstpreisen; sie wurden überschritten und zwar nicht unbeträchtlich. Da aber momentan eine Senkung der Gold- und Silberpreise erfolgt ist, ließen die Privatpreise nach. Ob aber nicht abermals eine Steigerung einsetzen wird, ist noch nicht abzusehen. — Die Valutakatastrophe wächst unaufhaltsam weiter an. Nachfolgende Aufstellung gibt einen Überblick über das Tempo der Abwärtsentwicklung unserer Währung:

	Amsterdam	Stockholm	Zürich
Ende Juli 1919 . .	14.45	23.50	32.75
" August	12 40	19.25	26.80
" September .	11.80	18.50	23.75
" Oktober . . .	8 45	13.75	17.90
" November . .	6.05	10 75	12.37
" Dezember . .	5.42½	9.50	11.50
" Januar 1920	3.12½	7.50	6.80

Entsprechend dieser Bewegung, die uns Kenntnis gibt von der immer geringer werdenden Bewertung der deutschen Zahlungsmittel im Auslande, haben die ausländischen Devisen eine außerordentliche Steigerung erfahren. Und dabei ist die Nachfrage nach diesen Werten derart umfangreich, daß nur ganz minimale Zuteilungen erfolgen können. Daß der reelle Bedarf enorm überschritten wird, hat auch letzthin an der Berliner Börse der Kommissar des Börsenvorstandes mit Schärfe gerügt. Es ist dies nun einmal nichts anderes als die Flucht vor der Mark. Es ist an dieser Stelle bereits auch schon darauf verwiesen worden, daß durch ein derartiges Gebaren der Stand der deutschen Valuta nur noch weiter nach unten gedrückt wird. An der Berliner Börse wurden die fremden Devisen wie folgt bewertet:

	Holland	Dänemark
Ende August 1919	802.—	455.—
" September .	839.—	483.25
" Oktober . . .	1 159.—	644.25
" November .	1 638.50	859 25
" Dezember . .	1 863 50	959.25
" Januar 1920	3 296.50	1 328.25

	Schweden	Schweiz
Ende August 1919	511.—	372.50
„ September .	554.25	409 50
„ Oktober . . .	724 25	544 50
„ November .	951.75	784.25
„ Dezember . .	1 074.25	884 25
„ Januar 1920	1 648.25	1 498.25

Mit Beginn des Jahres 1920 ist auch hier, wie nicht anders zu erwarten, eine sprunghafte Steigerung erfolgt. Wo wird es hinführen, wenn unter den obwaltenden Verhältnissen die Notierung der deutschen Mark im Auslande eingestellt wird, d. h. wenn sie auf dem Nullpunkt angelangt sein wird? Die Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen aus dem Auslande ist dann völlig in Frage gestellt, sie wird alsdann nur möglich sein bei Verpfändung von deutschem Eigentum, insbesondere von Industrieobjekten. Alsdann werden die vermögenden Kreise aber trotz alledem betroffen, es sei denn, daß das ausländische Kapital nicht schon vorher der Besitzer deutscher Unternehmungen wird, wie es zu einem Teil schon der Fall ist. — Einen kleinen Ausblick bietet das Kreditabkommen mit Holland. Doch wenn es nicht gelingen sollte, die Wirtschaft wieder in geregelte Bahnen zu lenken, dann kann dieses Abkommen auch nur aufschiebende Wirkung haben. — Die Regierung hat zur Hebung der Valuta eine Kommission eingesetzt. Was die Öffentlichkeit aber bisher von dieser Kommission gehört hat, war nicht viel und dazu auch im großen und ganzen selbstverständliches. Auf dem Verordnungswege ist hier auch am allerwenigsten zu helfen, hier kann nur die wirtschaftliche Handlung Erfolg bringen.

Der Streit hie Zwangswirtschaft — hie freie Wirtschaft wird immer lebhafter. Zuletzt befaßte sich auch wieder einmal die Preußische Landesversammlung mit dieser Frage. Leider wird bei allen Gelegenheiten, wo dieses Problem zur Debatte steht, die Frage nur von der parteipolitischen Seite betrachtet, anstatt sie auch einmal vom Standpunkte der Wirtschaftswissenschaft aus zu beleuchten. Vor allem muß man sich bei jedem Urteil, das man zu einer Angelegenheit abgeben soll, stets auf den Boden der unverfälschten Tatsachen stellen. Die Tatsachen lehren nun aber gegenwärtig, daß insbesondere im jetzigen Zustande ein Systemwechsel den sofortigen Zusammenbruch herbeiführen müsse. Die Tatsache des allgemeinen Wirtschaftbankerotts ist aber auch sonst nicht mehr aufzuhalten, dazu ist und bleibt nun ein für allemal der richtige Zeitpunkt versäumt.

Am deutlichsten spiegelt das Verkehrswesen die für die allgemeine Wirtschaftsentwicklung geltende Kurve wider. Aber auch hier wird von beiden Seiten, vor allem von der, die dem Volke gegenüber verantwortlich ist, nicht die wahre Tatsache erkannt. So nimmt man z. B. an, die Leistungen der Eisenbahnwerkstätten durch Akkordlöhne steigern zu können. An diese Frage darf man nicht mit der Partei- oder Bürokratenbrille herantreten; wer die genaue Geschichte der Eisenbahnarbeiter kennt und sich auch hier auf den Boden der Tatsachen stellt, der muß erkennen, daß durch Wiedereinführung des Akkordsystems dem Eisenbahnverkehr nicht geholfen werden kann.

Geschichtliche Rundschau XIII.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Wir hatten in der vorigen Rundschau Gelegenheit genommen, den Bericht des Feldmarschalls v. Bülow über die Marneschlacht zu besprechen. Nunmehr liegt uns ein weiteres Buch über diesen für den Ausgang des Weltkrieges so wichtig gewordenen Abschnitt des Feldzuges im Westen im Jahre 1914 vor. Es sind dies die „Erinnerungen an den Marnefeldzug

1914“ von dem sächsischen Generaloberst Freiherrn v. Hausen, die im Verlage von K. F. Koehler in Leipzig erschienen sind. Den Erinnerungen selbst ist eine ausführliche einleitende Studie aus der Feder von Friedrich M. Kircheisen vorausgeschickt, der sich bereits durch seine Veröffentlichungen über Napoleon I. einen guten Namen gemacht hat. Kircheisen gibt in dieser Einleitung einen kritischen Überblick über die allgemeine politische Lage bei Beginn des Krieges und über die ersten Operationen im Westen und Osten, soweit sie zur Beurteilung der Kämpfe an der Marne von Bedeutung sind. Den Hauptgrund, weshalb die Kämpfe an der Marne zu unseren Ungunsten ausgefallen sind, sieht Kircheisen darin, daß die deutsche Oberste Heeresleitung „den Schlieffenschen Plan zwar dem Wortlaut, aber nicht dem Sinne nach“ ausführte, indem sie vor der Erreichung einer endgültigen Entscheidung im Westen Kräfte von dort nach dem Osten warf, die nachher bei den Kämpfen an der Marne fehlten. Die Schuld an diesem Fehler trifft aber zum größten Teil unsere lieben Bundesgenossen, die infolge ihrer gleichzeitigen Offensiven gegen Rußland und Serbien bereits Anfang September 1914 vor einer Katastrophe standen und nur durch unser verstärktes Zugreifen im Osten vor dieser bewahrt blieben. Wie fast immer ist es auch hier nicht eine einzelne Begebenheit oder ein einzelner Grund, der den Ausschlag gab bei der Entscheidung über die Frage, ob man dem Westen Truppen entziehen solle, um sie nach dem Osten zu werfen, oder nicht. Die Oberste Heeresleitung stand in diesem Falle vor der schwierigen Frage, ob sie nicht lieber die schnelle Entscheidung im Westen aufschieben und den Bundesgenossen stützen solle. Nachher ist es natürlich viel leichter, eine Entscheidung als Fehler zu bezeichnen. Auch andere Fehler — insbesondere nicht rechtzeitige Heranziehung aller verfügbaren Armeekorps sowie das Fehlen einer Heeresreserve — haben dazu beigetragen, diesen Wendepunkt in für die Franzosen günstigem Sinne zu drehen. Trotzdem bezeichnet auch Kircheisen die Schlacht an der Marne nicht als eine strategische Niederlage der Deutschen. „Sie ist vielmehr als eine von uns aus taktischen Gründen abgebrochene Schlacht zu betrachten, da Umstände, die durchaus nicht mit den eigentlichen Kampfhandlungen zusammenhängen, dies wünschenswert machten“.

Was nun den zweiten Teil des Buches anbetrifft, der die Erinnerungen des Generaloberst v. Hausen enthält, so ist dieser für die Kriegsgeschichte ein außerordentlich wertvoller Beitrag. Knapp und militärisch kurz geschrieben, schildert er die Vorgänge vor und während der entscheidenden Tage an der Marne bei der 3. Armee, die von ihm kommandiert wurde, wobei eine nicht zu verkennende Spannung zwischen ihm und dem Befehlshaber der Nachbararmee, v. Bülow, in diesen Tagen ans Licht tritt, die ihren Grund vielleicht darin hat, daß man von einigen Seiten den sächsischen Truppen Vorwürfe machte, die sie nicht verdienten. Eine Anzahl Karten und Skizzen erleichtern dem Leser das Lesen und Verstehen der militärischen Operationen. Wie bereits früher betont, dürfte vollkommne Klarheit über diese Periode des Weltkrieges erst dann zu erwarten sein, wenn sowohl von deutscher wie von Entente-Seite alles Material über diese Kämpfe veröffentlicht sein wird. —

Ein Buch, das von weitesten Kreisen mit Freuden begrüßt werden wird, sind Lettow-Vorbeck's „Erinnerungen aus Ostafrika“, die im gleichen Verlage wie das vorgenannte Werk erschienen sind. Über die Vor-

gänge in Deutschlands größter Kolonie waren wir während des Krieges nur recht mangelhaft unterrichtet; nur dann und wann kam ein direkter Bericht zu uns herüber, meist waren wir darauf angewiesen, aus den gefärbten englischen Berichten die Körnchen Wahrheit herauszulesen, die uns allerdings darüber keinen Zweifel ließen, daß fern von der Heimat eine kleine Schar deutscher Männer mit Hilfe treuer schwarzer Eingeborener gegen eine vielfache Übermacht tapfer kämpfte und aushielt, obwohl sie von jeglicher Verbindung mit der Heimat so gut wie ganz abgeschnitten war. Welch eine Fülle von interessanten Neuigkeiten bietet nun dieses Buch Lettow-Vorbeck's, der in 4½jährigem Kampfe dieses kleine Häuflein Deutscher und Eingeborener in so hervorragender Weise geführt hat! Wie war es nur möglich, so fragt man sich immer wieder, daß General v. Lettow dem weit überlegenen Gegner immer von neuem entwischte? Oft klingt es geradezu märchenhaft, wie plötzlich die beinahe schon eingekreiste deutsche Streitmacht verschwand, um alsbald an anderer Stelle erneut aufzutreten. Bis zum Waffenstillstande hat diese Schar Ostafrikaner heldenmütig ausgehalten, unbeeinflußt von der politischen Zersetzung des Heimatheeres. Der Dank des Vaterlandes wird diesen Kämpfern sicher sein — oder wir wollen es vorsichtiger bei den heutigen Zuständen fassen — sollte ihnen sicher sein. Ganz besonderen Dank aber schulden wir Deutschen dem Verfasser dieses Buches, der es verstanden hat, bis zum letzten Augenblicke trotz aller Schwierigkeiten Deutschland die ihm anvertraute Kolonie im Schwarzen Erdteile zu erhalten. —

Noch ein drittes Buch aus dem Koehler'schen Verlage wäre zu erwähnen: „Die zwei weißen Völker!" Deutsch-englische Erinnerungen des früheren Korvettenkapitäns Georg von Hase. Bilder aus Krieg und Frieden. Die ersten Seiten des Buches füllt die Beschreibung des englischen Flottenbesuches in Kiel kurz vor Kriegsausbruch aus. Der Verfasser war während dieses Besuches dem englischen Admiral attachiert und erzählt nun in interessantem, plauderndem Tone von den Festtagen, von dem Leben und Verkehr der Deutschen mit den englischen Kameraden, denen sie wenige Wochen später als Feinde gegenüberstehen sollten. Der zweite Teil des Buches ist der Seeschlacht vor dem Skagerrak gewidmet, der einzigen großen Seeschlacht, die im Weltkrieg geschlagen worden ist. An ihr hat der Verfasser als erster Artillerieoffizier an Bord eines unserer neuesten Schlachtkreuzer, des „Derfflinger" teilgenommen. Seine Erfahrungen und Erlebnisse in dieser Schlacht sind von ihm auf diesen Seiten niedergelegt. Eine Unmenge interessanter Einzelheiten, die dem Laien sonst wohl in der Regel unbekannt sind, über Schiffsartillerie und Schiffsmanövrieren, über all die feinen Mechanismen, deren es bedarf, um einen so gewaltigen Schiffskoloß in Bewegung zu setzen und ihn zu einem brauchbaren Kampfmittel in der Hand des Kommandanten zu machen, bietet der Verfasser in dieser Schilderung der Skagerrak-Schlacht dem Leser. Der Verfasser kommt am Schluß seiner Darstellung zu dem Ergebnis, daß die Schlacht keineswegs als ein großer deutscher Sieg auszugeben ist, daß man auf der Flotte im Gegenteil heilsfroh war, am nächsten Morgen nichts von den englischen Schiffen zu sehen. Immerhin nimmt Hase wohl mit Recht an, daß auch der englische Admiral seinen guten Grund gehabt hat, am 1. Juni die Entscheidung bei Hornsriff, wo die deutsche Flotte an diesem Morgen lag, nicht zu suchen, da sonst Englands Flotte zweifellos ihren Platz als stärkste Flotte der Welt an Amerika

hätte abtreten müssen. Aus diesem Grunde, meint der Verfasser, hätte die deutsche Flotte immer wieder eine Seeschlacht anstreben müssen, wenn wir überhaupt den Versuch machen wollten, uns dem ehernen Griffe Englands zu entziehen. Solange Englands Flotte intakt war, solange saß die englische Klaue an Deutschlands Gurgel, und solange war an eine erzwungene Aufhebung der Hungerblockade nicht zu denken.

Wirtschafts- und sozialpolitische Ausblicke gibt Adolf Braun in einer kleinen bei Julius Springer (Berlin) verlegten Studie: „Der Friede von Versailles". Der Verfasser legt hier dar, welche Folgen dieser Frieden auf Deutschlands Wirtschaftsleben haben wird, haben muß, und in welcher Weise die harten Bedingungen der Entente unsere soziale und wirtschaftliche Entwicklung schädigen werden. —

Recht interessant liest sich die Broschüre „Die drei kommenden Kriege" von Otto Autenrieth, die bereits in 6. Auflage im Verlage von Carl August Tancré in Naumburg a. S. erschienen ist. Der Verfasser schildert, wie sich England mit seinen Brüdern von der Entente, mit Japan und den Vereinigten Staaten, auseinandersetzen, aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen wird, um schließlich selbst von seiner mächtigen Höhe herabgeschmettert zu werden. Dann wird Deutschland wieder aufsteigen, vorausgesetzt, daß es wieder arbeitet und sich nicht im inneren Hader selbst zerfleischt. In letzterer Beziehung sieht der Verfasser etwas reichlich optimistisch.

Dem Frieden von Versailles ist auch der neueste Band der im Verlage von Fr. Andr. Perthes in Gotha erscheinenden Bücherreihe „Brücken" gewidmet, die dazu mithelfen soll, die geistigen Beziehungen zwischen den Völkern wieder herzustellen, die durch den Weltkrieg abgebrochen worden sind. Dieser 4. Band, der aus der Feder des bekannten dänischen Schriftstellers Georg Brandes stammt und von Erich Holm ins Deutsche übertragen ist, betitelt sich „Der Tragödie zweiter Teil". In einer Reihe glänzend geschriebener Aufsätze, die des schriftstellerischen Ruhmes ihres Verfassers würdig sind, behandelt Brandes den sogenannten Friedenskongreß und sein Erzeugnis, den Frieden von Versailles, der in Wirklichkeit nur ein Scheinfrieden ist. Brandes, dessen Sympathie für alles Französische und für die Franzosen bekannt ist, unterwirft als erster gänzlich Unparteiischer die Ereignisse des Jahres 1919 einer geistreichen kritischen Beleuchtung, die für jedermann von Interesse sein wird, und bei der sich der Verfasser der größten Objektivität befleißigt, den Deutschen ihre Fehler ebenso gut vorwirft, wie der Entente ihre Heuchelei und ihre Verbrechen, die sie gern durch allgemeine, abgedroschene Phrasen verhüllen möchten. Wie seinerzeit die „Miniaturen" können wir auch dieses Werk des dänischen Schriftstellers unseren Lesern wärmstens empfehlen.

Im gleichen Verlage erschien in der großen von Herm. Oncken herausgegebenen „Allgemeinen Staatengeschichte" als neuester Band der III. Abteilung, die die „Deutschen Landesgeschichten" enthält: die „Geschichte Mecklenburgs". Ihr Verfasser Otto Vitense hat sich um die Erforschung dieses Ländchens, das man als „Rumpelkammer des deutschen Reiches" zu bezeichnen pflegte, weil es als einziger Staat noch immer keine konstitutionelle Verfassung hatte, bereits früher sehr verdient gemacht und eine Anzahl Arbeiten über die Geschichte des Landes veröffentlicht, so insbesondere eine kleine „Mecklenburgische Geschichte" in der Sammlung Göschen, die weitere Verbreitung gefunden hat. Das vor-

liegende Werk ist natürlich weit umfangreicher; es bietet eine ausführliche Geschichte der beiden mecklenburgischen Länder, es behandelt in gleicher Weise Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Von der Wendenzeit bis zur Reformation faßt sich der Verfasser mit Recht kürzer; nur die ersten 150 Seiten des Werkes befassen sich mit der Geschichte bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Von da ab wird die Darstellung ausführlicher und registriert alle Einzelheiten, die im Laufe der folgenden vier Jahrhunderte die beiden norddeutschen Staaten berührten, ohne jedoch ermüdend zu wirken. Auch denjenigen, der nicht Mecklenburger ist oder sich mit dem Spezialstudium der deutschen Ländergeschichten beschäftigt, wird das Werk interessieren. Eine recht sorgfältige Übersicht, die der Verfasser in der Einleitung über die hauptsächlichsten Quellen und Schriften zur Geschichte des Landes gibt, ermöglicht dem Leser eine weitere Beschäftigung und Vertiefung mit dem von Vitense behandelten Stoffe, der sich nicht nur auf die politischen Vorgänge beschränkt, sondern daneben auch die Entwicklung auf dem Gebiete der Kultur und Wirtschaft, des Handels und Verkehrs, der Literatur, des Kirchen- und Schulwesens berücksichtigt und die Verfassungsfrage behandelt. Das Werk, das bis in die jüngste Zeit weitergeführt ist, schließt sich in würdiger Weise den übrigen Bänden dieser hervorragenden, erstklassigen Staatengeschichte des Perthes'schen Verlages an.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Mehr noch als nach neuem Stoff und Geist sucht die Dichtung unserer Zeit nach neuem Stil, und nirgends sehen wir diesen Zug deutlicher als im Drama. Natürlich handelt es sich nicht nur um Sprachliches; heißer ist das Ringen um Grundriß und Aufbau, um eine neue Verbindung der beiden Gestaltungsmöglichkeiten, die man nach landläufigem, wenn auch vieldeutigem Sprachgebrauch Realismus und Idealismus nennt. Man will das Wesenhafte, Unsinnliche und Übersinnliche darstellen und doch die Mittel der Wirklichkeitskunst nicht entbehren. Als Pfadfinder zu neuem Stil fesselt vor allem auch Rolf Lauckner in seinem Drama „Predigt in Litauen" (Berlin, Erich Reiß). Aus gedämpften Farben leuchtet es plötzlich groß und grell, aus losen Skizzen ballt sich dramatische Wucht, aus menschlichen Schwächen und irdischen Niederungen führt der Weg zu ewigen Rätseln. Alles ist mehr angedeutet als ausgesprochen, alles mehr Stimmung als bewußte und gewollte Tat. Der Widerstreit zwischen dem glaubensstarren und sittenstrengen Vater und dem leichten und weichen Sohn, umrahmt von eigenartigem Volkstum, würde noch wirkungskräftiger sein, wenn die einzelnen Bilder nicht zu oft bloße Zustandsmalerei wären und wenn der eigentliche Held, der Vater, mehr in den Mittelpunkt gerückt wäre. Unverkennbar wie die dramatische Stärke im einzelnen ist der künstlerische Ernst des Ganzen.

Ist die Darstellung in diesem Werk oft nur andeutend, so erscheint die neue Bühnendichtung von Richard Beer-Hofmann „Jaakobs Traum" (Berlin, S. Fischer, 1920) eher allzu deutlich. Zwei Teile sind zu unterscheiden, deren zweiter, im eigentlichen Sinne Jaakobs Traum, die Erscheinung der Engel, die auf der Höhe Beth-El dem Schlafenden breite Weihsprüche und Weissagungen spenden, nicht der wertvollere ist. Handelt es sich hier mehr um eine prunkvolle religiöse Festdichtung, so zeigen die vorhergehenden Auftritte starke dramatische

Bewegung und inneren Reichtum, sowohl die Gespräche vor dem Hause Jizchaks (Isaaks) zwischen Edom (Esau) und seiner Mutter als auch die dem Traumspiel vorangehenden Begebenheiten auf Beth-El, die wundervolle Unterredung des Helden mit dem alten Diener Idnibaal sowie Edoms Angriff und seine Besänftigung durch den waffenlosen und doch sieghaften Bruder. Nimmt man nicht Anstoß daran, daß in dem Geist des knabenhaften Jaakob Urväterweisheit gesammelt ist, so wird man bewundernd anerkennen, wie anschaulich und ergreifend hier das Wesen des Geistesmenschen in all seinen Ausstrahlungen dargestellt ist. Bedauerlich erscheint wohl, daß diese Auftritte, wenn sie auch durch denselben Leitgedanken verbunden sind, ein wenig auseinanderfallen, aber jeder einzelne ist lebensstark und geistestief und von einer so künstlerisch edlen Sprache erfüllt, wie man sie in deutschen Bühnenwerken lange nicht gehört hat. Für den Zyklus „Die Historie von König David", dem diese Dichtung als Vorspiel dienen soll, weckt sie hohe Erwartung.

Unzugänglicher ist die Tragödie von Paul Kornfeld „Himmel und Hölle" (Berlin, S. Fischer, 1919). Auf der Erde ist sie kaum heimisch zu nennen. Dirnen, die Heilige sind, Zuchthäusler, die philosophieren, grauenhafte Familienfäulnis, Mordtaten aus Verrücktheit, Opfer ohne Sinn, jähe Taten und langhallende Reden voll unablässigen Überschwangs in Gefühl und Ausdruck. Über die Lebensanschauung, aus der das Werk geboren ist, kann freilich kaum ein Zweifel bestehen: „Daß doch die ganze Welt aufginge in Brand und Flammen, wenn schon in jeder Brust verzehrend Feuer brennt!" „So ist der Mensch: mit einem Schein von Willen, der nur dazu da ist, ihm zu beweisen, daß er keinen hat; hineingejagt der Eine in jenes Wirrsal und der Andere in dieses! Wahrlich, ein ganz mißlungenes Produkt und ganz mißlungen Leben und Welt!" Die Enthüllung der Seelen wird wohl manchmal zur Tiefenschau, die Anklage gegen das Schicksal zu erschütterndem Schrei, aber das Ganze erscheint doch als eine Folge von Zerrbildern, und die Gedanken ertrinken in der Flut der Worte.

Kraus durcheinandergeschlungen sind die Fäden des dramatischen Märchens „Merlin" von Eduard Hoffer (Graz, Ulrich Moser, 1919). Mit der Merlinsage hat es kaum mehr als den Namen gemein. Ein Zauberer ist der Held, ein Schöpfer künstlicher Gestalten, denen er Leben einhaucht, halb Prometheus, halb Faust. Sein Begleiter und böser Geist ist Ahasver, „ein Handelsmann der nüchternen Vernunft", dem Goethischen Mephisto gelegentlich zum Verwechseln ähnlich. Drei weibliche Wesen werben um die Seele des Helden: die Mutter, die Geliebte, das Kind suchen ihn emporzuziehen und retten ihn endlich. Der Zauberspuk zerrinnt, und eine Stimme von oben heißt den Sterbenden willkommen. Noch viele Gestalten durchgeistern das Stück, von Waldkobolden bis zum Pilger, der Jesu Züge trägt. An manche Vorbilder werden wir erinnert, von Goethes „Faust" bis zu Hauptmanns Märchendramen. Bedenklicher ist, daß all die Leitgedanken dieses romantischen Reiches durcheinanderwogen wie wallender Nebel, den nur streckenweise die Sonne durchbricht, ohne ein einheitliches Bild umfassend zu beleuchten. So ist man versucht, auf das Werk selbst eine Stelle aus ihm anzuwenden:

„Das Märchen, das du bautest, schön verziertest
Mit allerlei Bezug und Doppeldeutung . . .
Es waren Worte — Worte nur!"

Wir wollen auch gern mit dem Dichter fortfahren: „Nein! Es war

auch ein Sinn dabei," aber das Lob muß sich auf Einzelheiten beschränken, so etwa auf den Abschnitt, in dem dargestellt wird, wie Merlin, der Zauberwelt überdrüssig, zum Dorfschmied im engen Tal wird.

Mangel an Romantik kann man eher der Tragödie in fünf Aufzügen „Tristans Tod" von Maja Loehr (Wien, Hugo Heller & Cie., 1919) vorwerfen. Die Dichterin macht in engem Anschluß an die Sage aus den letzten Abenteuern Tristans ein Jambendrama nach klassischem Muster. Sie hätte sich lieber mehr von der Überlieferung lösen, mehr die Liebe und Eifersucht der Isolde Weißhand zum beherrschenden Mittelpunkt machen müssen. Die Geliebte aus Kornwall, König Markes Gattin, Isolde Blondhaar, macht dieser zu sehr den Rang als Hauptheldin streitig. So kommt es zu keiner Einheit der Handlung und der Teilnahme. Und so edel die Form, so klar der Aufbau ist, es scheint mir doch, daß diese gewiß sehr achtbare Probe dichterischen Könnens zu wenig von jener traumhaften Schönheit erfüllt sei, ohne die jede Tristandichtung ihr bestes Teil verliert.

Wilhelm von Scholz veröffentlicht eine neue Bühnenbearbeitung von Shakespeares „Troilus und Kressida" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919), die sich bei der Aufführung im Stuttgarter Landestheater bewährt hat und deren eigenartige Fassung zugleich die Hand des Dichters und des kundigen Theaterfachmanns zeigt. Ohne Verwandlung, auf dreiteiliger Bühne zieht die bewegte Handlung an uns vorüber. „Chorus"-Zwischenspiele verbinden die Bilder, erklären den Schauplatz und dienen zugleich dazu, die Stimmung zu sichern, in der das Werk aufgenommen sein will: nicht als reines Trauer- oder Lustspiel, sondern als übermütige und zugleich gedankentiefe Mischung von Heiterstem und Herbstem, als tragikomisches Muster- und Meisterstück, das „fortwährend Lebensillusionen zerstört: die tragisch erhabenen, die das Leben und den Menschen zu wichtig nehmen, mit den dazwischen geworfenen komischen Momenten, und die komisch-heiteren, die allein sonnige Lebensleichtigkeit vortäuschen würden, indem es sie in die Umwelt des Tragischen stellt." In einer sehr anregend geschriebenen Einleitung gibt der Herausgeber nähere Erläuterungen seiner Arbeit, die durch Bühnenskizzen von F. Cziossek ergänzt werden. Der Text, für den die Übersetzung von Max Koch zugrunde gelegt ist, hätte wohl an manchen Stellen noch kräftiger gebessert werden können.

Kürzer sei über einige Werke der erzählenden Unterhaltungsliteratur berichtet. Mit bekanntem Geschick erzählt Rudolf Presber die „Geschichte eines leichten Lebens": „Mein Bruder Benjamin" (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1919). Das Buch ist voll Humor und Gemüt, und die Bilder aus dem Frankfurter Elternhaus sind sogar oft von hohem künstlerischem Wert. Allmählich wird die Erzählung äußerlicher. Auch die italienische Reise, die Heidelberger Studentenzeit, das Leben im Kreis der Berliner Presse und Gesellschaft bieten noch köstliche Plaudereien, entzückende Stimmungsbilder, feine Beobachtungen der Menschen und Verhältnisse, aber die Grundmauern des Ganzen erscheinen mir etwas schwächlich. Starke Teilnahme erwecken wieder die Schlußkapitel, in denen die Schatten im Leben des gutmütig fröhlichen Helden mehr hervortreten.

Zwei Erzählungen, die von Emporkömmlingen handeln, sind in der Sammlung „Bücher des Flemminghauses" (Berlin, Carl Flemming und C. T. Wiskott) erschienen. „Der Nachfolger. Ein Roman aus Byzanz" von Carry Brachvogel, der schon vor einer Reihe von Jahren zuerst ver-

öffentlicht wurde, wird hier in neuer Ausgabe vorgelegt. Die Tatsache, daß im frühen Mittelalter ein Stallknecht Basilios den oströmischen Kaiser Michael ermordete und sein Nachfolger wurde, wird zu einer Folge farbenreicher Gemälde erweitert. Mit Beschreibungen und gelehrtem Ballast beschwert die Verfasserin den Leser kaum; eher könnte man ihr vorwerfen, daß der geschichtliche und kulturgeschichtliche Zusammenhang nicht bestimmt genug gezeichnet ist. Die Charakterdarstellung und die persönlichen Schicksale des Helden und seiner nächsten Umgebung beherrschen durchaus das Blickfeld. Wie sich der Pferdeknecht geschickt in den Dienst eines Großwürdenträgers drängt, wie er das Wohlgefallen des Kaisers erregt, mit der ehemaligen Geliebten des Herrschers vermählt wird, wie der Mordplan in ihm reift — nicht aus Ehrgeiz, sondern aus Eifersucht und persönlichem Haß, wie der Täter, der auf Marter und Tod, aber nicht auf die Thronfolge gefaßt ist, selbst zum Kaiser erhoben wird, das ist spannend und im ganzen so folgerichtig dargestellt, daß auch Märchenhaftes die Farbe des Lebens erhält. Diese krassen, gewaltsamen Abenteuer mit rauschenden Festen, Aufzügen, seltsamem Prunkwerk aller Art und jähen Schicksalswendungen schreien nach dem Film. Aber die feinere Kunst, die sich in der Darstellung des Innenlebens zeigt, soll darüber nicht vergessen sein.

Viel schlichter gibt sich der andere Glücksritterroman, dessen Titel irreführend prahlerisch klingt, „Arwed Salvator“ von Roderich Müller. Sehr hübsch wird erzählt, wie der Hauptheld, ein von allen mißachteter gutmütiger Bursche, die Hand einer reichen Erbin bekommt und Besitzer eines großen Unternehmens wird. Besonders die komischen Gestalten und Begebenheiten aus der kleinen sächsischen Industriestadt sind vortrefflich gelungen. Daß die Handlung so viele Seitenzweige hat und sich erst spät zusammenrafft, ist wohl ein Mangel, aber wir verdanken ihm ausgezeichnete, vielleicht die besten Kapitel des Buches.

Von der Erzählung „Doktor Horstigast und seine Gäste“ von Georg Schmidt-Wolff (Altenburg S.-A., Friedrich Otto Müller) scheinen mir nur einige Naturbeschreibungen und Darstellungen aus dem Tierleben nähere Erwähnung zu verdienen.

Anspruchsvoller als die bisher genannten Erzählungen ist „Die Maringotte“, der Roman einer Tänzerin von Max Krell (Berlin, Ernst Rowohlt, 1920). Überschüttet von Beifall, umworben von Begier, zieht die Heldin durch die Welt. Traum und Rausch ist ihr Leben. „Der Tanz erfüllte sie. Erotik streifte kaum an ihr Bewußtsein. Sie suchte den Mann nicht; doch spürend wie Hund zum Wild bewegte er sich ihr entgegen: immer war sie der Kern einer Kristallisation.“ Bis das Wild den Hunden erliegt und die große Tänzerin eine große Dirne wird. Atemlos ist eine Skizze an die andere, mit gesuchter Wortkunst ein kurzer Satz an den andern gereiht. Das Geschlechtswort wird — wie bei andern Neutönern — gemieden; etwa so: „Arme flügelten weiß. Chaos schuf Groteske.“ Auch die Personen, wes Standes sie auch sind, reden gern wie expressionistische Dichter. Soviel Rhythmus, Bildkraft und oft auch Anschaulichkeit im einzelnen steckt, so wirkt doch das Ganze merkwürdig eintönig und wesenlos.

* * *

Mehrere Gelehrte, die zugleich auf ihrem Sondergebiet gründliche Kenner sind und mit weitem Blick die großen Zusammenhänge der Kultur überschauen, geben nach umfassendem Plan ein Sammelwerk heraus, das

die enge Verknüpfung von Altertum und Gegenwart zeigen soll, die Einheit der geistigen Welt, die sich in der Entwicklung der Kultur von den Griechen bis zu unserer Zeit offenbart. (Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. Skizzen von F. Boll, A. Curtius u. a. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1919). Wissenschaftliche Absichten haben allein Weg und Ziel gewiesen, nicht der Wille, einseitig dem Altertum Lob zu spenden oder in den Kampf der Tagesmeinungen über Fragen des Unterrichts und der Erziehung einzugreifen. Wenn sich hier und da Gefühlswärme und Überzeugungseifer geltend machen, so stehen sie doch unter der Zucht streng wissenschaftlichen Geistes. Nach einem einleitenden Kapitel von Werner Jäger über den „Humanismus als Tradition und Erlebnis" werden in zwei großen Gruppen „die Zusammenhänge im allgemeinen" und „die Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten" erörtert. Unmöglich ist es, hier auf einzelnes näher einzugehen; es muß genügen, wenige Namen aus der Fülle des Vortrefflichen zu nennen: Dopsch, Holl und Norden, die den Übergang von der Antike zum Mittelalter auf den Gebieten der äußeren, der staatlichen und kirchlichen Kultur und der Literatur behandeln, Goetz, der die Wiederaufnahme der Antike im Mittelalter und in der Renaissance darstellt, Hensel, der vom Neuhumanismus spricht. Und welch Reichtum an Wissen und Anregung wird in den Aufsätzen über die Zusammenhänge unserer Kultur mit dem Altertum auf den einzelnen Gebieten geboten. Eduard Meyer handelt von Staat und Wirtschaft, Mitteis vom Römischen Recht, Wilhelm Schulze von der Sprachwissenschaft, Roethe von der Literatur, Lietzmann von der Religion, Curtius von der Kunst, Max Wundt von der Philosophie. Auch die naturwissenschaftlichen Zweige des menschlichen Wissens werden in aufschlußreichen Beiträgen bedacht. Alles wird in knapper Form, übersichtlich und gedankenreich geboten. Da sich das Buch an „die große Masse der Gebildeten" wendet, hätten manche Mitarbeiter wohl mehr auf den Fremdwörterkram der Gelehrtensprache verzichten können. Neben der wissenschaftlichen Bedeutung hat das Werk auch nationalen Wert: es lehrt, den Blick auf Ideale zu richten, die uns von Haß und Neid nicht geraubt werden können, nicht das Deutschtum abzustreifen, wohl aber es durch das Erbe der alten, insbesondere der griechischen Kultur zu ergänzen und zum vollen Menschentum zu erhöhen.

Als dritter Teil des schönen „Deutschen Sagenbuches", das von Friedrich von der Leyen herausgegeben wird (München, C. H. Beck, 1919), erscheint das Werk „Die deutschen Sagen des Mittelalters" von Karl Wehrhahn. (Erste Hälfte.) Es bietet die geschichtlichen Sagen des Mittelalters von Karl dem Großen bis zu Maximilian dem Ersten. Ein reicher Born erschließt sich hier. Die Darstellung ist ausgezeichnet durch Reichhaltigkeit, übersichtliche Anordnung, genaue Quellenangaben und viele zugleich knappe und gründliche Anmerkungen über den Inhalt.

Weniger wissenschaftlich wertvoll ist das Buch von Edmund von Wecus „Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte" (Mit einer Beschreibung und bildlichen Darstellung der germanischen Hund- (Hundert)schaft. Zeitz, Sis-Verlag). Nicht als ob nicht fleißige Forschungen über die Volkseinteilung, Gemeindeverfassung und die öffentlichen Verhältnisse der alten Deutschen zugrunde lägen, aber in den Deutungen der Namen überwiegt doch allzu sehr der Eindruck der Willkür und der Unhalt-

barkeit. Über die alten Kulturverhältnisse in Deutschland ist gewiß manches treffende Wort gesagt, und vaterländische Gesinnung durchwärmt das Werk, aber namentlich in sprachlichen Fragen ist es nur mit großer Vorsicht zu benutzen.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Charlotte Eisner.

> Talente sind in dem weiten Rund der Begabungen wie Stufen, die abwärts und aufwärts führen. Nach unten berühren sie sich oft, ohne sich ganz zu verlieren, mit dem Minderwert, nach oben streifen sie zuweilen das Genie, ohne sich ganz zu erheben.

In ihrem „heiligen Kunstwillen" berührt sich wohl „Die Tänzerin" von Erich K. Schmidt (Verlag Österheld u. Co., Berlin) mit dem guten Willen des Verfassers, sein Weltempfinden in moderner Sprache expressionistisch auszusprechen. Darum soll man sich vielleicht von dem Bombast der Worte und dem vielfach falschen Pathos dieses brünstigen Stils nicht beirren lassen. Das Buch ist ungleich; die schwüle Atmosphäre der Tanzwirklichkeit und die Idee des Tanzes vermengen sich zu einem Gemisch von abstoßenden und anziehenden neuen Wortkomplexen, die demgemäß zugleich verärgern und fesseln.

Letzten Endes bleibt der Tanz bei allem künstlerischen Werte nur eine untere Stufe seelischer Auswirkung, wenn er nicht den religiösen Ausdruck findet. Das geschieht hier aber nicht. Man glaubt der Tänzerin ihre Reinheit nicht recht, da sie nur Ruhm und Glanz erstrebt, vor allem glaubt man nicht den Abschluß, nämlich: daß „die Säle der Welt Dome werden unter Manjas Schritt". Das ist unecht, wie vieles in dem Buche. Indessen dürfte es durch seine prickelnden Reize viel Anhänger finden.

Mit einer gewissen Eleganz und Selbstironie behandelt Alfred Friedmann in seiner Novelle: „Dagmar Ragström (Otto Weber Verlag, Heilbronn a. N.) den Zwiespalt der modernen Seele zwischen idealen Forderungen und ruhigem Glück. Ihr Ringen ist gleichsam zwerghaft in eine kleine, bewegliche Novelle verdrängt. Zwei Männerseelen, zwei Frauenseelen. Ruhm, Menschheitsbeglückung, die große Liebe ... ihr Trachten. Das Herz des Verfassers hängt selbst an alledem. Ibsen grüßt hinein mit seiner ans Unmögliche grenzenden Strenge, aber auch der moderne Genußmensch mit seiner angekränkelten Skepsis. Dem Gehalt nach berufen, „das Trauerspiel des Künstlers" zu werden, „der über seine eigne Kraft hinausstrebt", endet die Novelle in ein liebes, heimliches Philisterium. Die große Heldin „Dagmar" entschwebt vor den Augen der Sehnsucht, „Luise" siegt. Esprit und Ironie reden von dem, was ernsthaft viele angeht, lebhafte Handlung fesselt.

Es ist, ganz objektiv, verführerisch, sich in die Welt der Schieber- und Geldfürsten an Hand von G. R. Chester (Erich Reiß Verlag, Berlin) einführen zu lassen. Über seinem Buche, „Das Geld auf der Straße" funkelt und rollt es von Witz und Phantasie im Dienste amerikanischen Geschäftsgeistes. Chester beherrscht diese Welt und steht doch über ihr, deshalb dürfte auch der Idealist gern den Schöpfergeist in einer Sphäre anerkennen, die ihm sonst fern liegt; der Materialist aber kommt auf seine Kosten und findet in Hülle und Fülle Anreiz zu Vergleichen mit dem Geist unserer Tage. — Mit so viel liebender Kenntnis aber auch die Dollarwelt vom Geist und Temperamente Chesters ausgestattet ist, sie

endet mit dem Erkennen der Sinnlosigkeit allen Strebens gerade auf diesen Gebieten. Der kluge, skrupel- und furchtlose Held des Buches scheitert an der Überspannung seines Wollens als ein moderner Don Quichote, freilich, ohne tragisch unterzugehen. Denn der Verfasser legt sich in seinem gleichsam fließenden Buche weder auf einem Ende noch auf einer Endmoral fest. Die Regung des Helden zu höheren Zielen geht, wie alles, vorüber, er aber lebt über das Buch hinaus weiter, und unsere Phantasie ahnt die endlose Reihe seiner Auf- und Abstiege. — Das Merkmal des Buches ist das Malen einer Welt, wie sie ist, nicht wie sie sein soll.

Ein klagendes und anklagendes Bekenntnis ist „Gefängnis" von Emmy Hennings (Erich Reiß Verlag, Berlin), und von starker Art. Kein Roman und keine Novelle. Es ist, als hätte sich die Verfasserin gescheut, diese strömenden Bilder des Erlebens unter irgend eine Kategorie zu stellen. Freiheitsberaubung! Das ist der einheitliche Atem dieser endlos bangen Geschichte, die dennoch in einer Sekunde geträumt zu sein scheint; dieses Angsttraums einer kindhaft lieben Seele: „Gefangene machen große Augen, sehen wie vierjährige Kinder aus, denen man etwas zeigt, was sie nie sahen." Dieser Kontrast zwischen traumhafter Kindlichkeit und rücksichtsloser Wirklichkeit, zwischen naiver Ungläubigkeit und siegender Brutalität ist das Charakteristische an dem Buche. Und wir erleben durch den Kontrast nur um so ergriffener mit, was sich in Wucht und Temperament und in der Kraft des Leidens gestaltend äußert. Ein Kind und eine Greisin leben in E. Hennings; Reichtum tiefer Gedanken, feinste Psychologie, alle Nüancen einer verletzten, stolzen Seele umspielen ihr Erleben. Doch eine rührende, schier an Gutmütigkeit streifende Bereitwilligkeit, alles, auch das Böse zu entschuldigen, eine immer wieder ausbrechende Heiterkeit und Unschuld unterströmen das Buch. Man tut gut, auf diesen Unterton der Unverwüstlichkeit zu achten, denn er ist in der ehrlichen Konsequenz und grausen Monotonie von „Gefängnis" der befreiende Lichtblick.

Ob es ein Jugendwerk von Couperus ist? In seinem „Babel" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) ringt sich aus dem Wesen des Dualismus eines Dichters Vision vom Weltenbau und -Treiben. Ein Prosagedicht ist „Babel". Ein Herren- und Sklavenvolk baut am Turm zu Babel; in die Unendlichkeit hineinprojiziert, wächst er in Linien, Würfeln, glutenden Farben, begleitet vom Klagelaut der Menschen, den ihr Hochmut übertönt, und von den Sirenentönen der Sterne. Und wieder: In ein Nichts hinein baut die Menschheit ihre Welt, getragen von ihrer Selbstsucht. Denn den wahren Baal erreicht sie nicht, der bauende, d. i. der handelnde Gott bleibt immer Mensch, und Baal, der ewig Ruhende, bleibt immer fern. Der liebende Mensch liebt nur ein Idol der Astarte. Astarte selbst aber, die große All-Liebe, die Göttin, steigt in des reifenden Menschen Seele, sobald das Mitleid siegt. „Soll ich aufwärts steigen, soll ich abwärts schreiten?" Endlich singen die Sterne einem „toten Hochmut". Sie singen das ewig weihnachtliche Lied: den Menschen entgegen! Es ist die Sprache des Mitleids. — Dem heroischen Stil entspricht eine priesterliche Sprache von oft großer Schönheit. Aber sie schwankt noch zwischen Abstraktion, Symbol und Allegorie, welch letzterer sie zuweilen bedenklich naht. — Babel ist auch gleichsam die Seele des Dichters im Widerhall von Welt und Sphären. Platonisch im Aufbau, vollendet in Jesu, könnte man vom Wesen dieser Dichtung sagen. Vielleicht ist

sie doch kein Jugendwerk, den Jahren nach, stellt aber eine Entwicklungsstufe des Dichters dar. Der Jüngling stirbt, der Mann wird geboren.

„Die Erleuchteten“ von Max Hochdorf (Max Rascher Verlag, A.-G., Zürich). — Fern von Konvention, fern aber auch bewußtem Anderssein, formt hier eine schwere, eigenwillige Seele. Diese „Erzählung“, anscheinend in den Kriegsjahren entstanden, trägt doch nur deren Eindrücke im Verein mit höchstpersönlichen Erlebnis-Eindrücken wie ein Schwergewicht an sich. Unter der Last des Eindrucks drängt es den Verfasser zur Gestaltung eines Menschentrios, das sich gegenseitig die Hölle bereitet. Schuldig-unschuldig wie der Krieg, wie das Leben tut es das: Vater, Tochter, Bräutigam. Hinein geistern „die Witwe und Weißnäherin“ und „der Kriegsmann“. Es ist gleichsam die Hölle in der Hölle gezeichnet, wie man auch Traum im Traum oder Theater im Theater zu sagen pflegt von einem Geschehen, das mikroskopisch den Sinn oder Unsinn eines universelleren Geschehens widerspiegelt. So ist diese „Erzählung“ ein dramatisches Widerspiel des Krieges, ja des Lebens überha pt. Ein wenig verwischt in den Konturen, sowohl der Charaktere wie der Handlungen, spinnt sie mehr aus dem Dämmer der dämonischen Kräfte des Menschen heraus als aus seinem Tagesbewußtsein. Dem Verfasser ist weniger daran gelegen, Typen zu zeichnen und in Handlung zu fesseln; nur schwer setzt sich subjektives Leiden und Erleben in Objektivität, in das Leiden und Erleben Anderer um. Hier entfaltet sich eine Psychologie der Ursachen und Wirkungen, die sich nicht mit dem Erklären aus dem Milieu, selbst nicht aus der Vererbung begnügt. Das feine, unkündbare Dämonium der Seele ist hier aufgewühlt oder wühlt selbst auf, weist auf sein Schalten hin, führt aber auch zu seherischem Erkennen der Menschen- und Weltzusammenhänge. Eben zur Erleuchtung. Und doch könnten „Die Erleuchteten“ eine höhere Stufe des Erkennens erreichen; man ist etwas enttäuscht, daß die Antipathie des Verfassers gegen das allzu Gesunde, Derbe nur ausklingt in dem Erkennen, daß gerade die vom Schicksal Heimgesuchten, die irgendwie „Halben“ gerade die „Ganzen“ sind. Sie sind die Begnadeten. Aber klar und hehr ist das nicht herausgemeißelt. „All seine Gedanken waren eingeschläfert, und vor ihm lebten und leuchteten nur die beiden Worte: Blind, ganz blind.“ Man erwartet eigentlich mehr von diesem Symbol für den Abschluß. Der hohe Titel des Buches hält nicht ganz, was er verspricht; dazu sind die Helden des Buches zu düster im Leiden verstrickt, der Wert des Buches liegt aber gerade mehr in diesen Verfinsterungen, die so gewaltig aus dem Dunkel der Welt zu reden wissen, als in der Erleuchtung. Eben weil dieser seltsam umschreibende Stil, der sich nicht genug tun kann in quälerischer Deutlichkeit auch der kleinsten Gesten, eben weil er und ein bitterer Zynismus tief im Dämonium wurzeln, erlahmt er vor den letzten, hellen Aufstiegen. In diesem Wollen und Nichtganzkönnen liegt gerade die Stärke dieses seltsamen Buches, das uns mit seiner Eigenart fesselt. Dieser donnernde, blitzende und wieder höhnende Stil kommt freilich auch aus einer vielleicht allzu weichen, fast mütterlichen Seele, die vom Leben zerstoßen ward.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Für den volkswirtschaftlichen Teil: Dr. jur. Emil Erich Hölscher, Berlin-Zehlendorf, Sophie-Charlottestraße 20. (Fernruf: Zehlendorf 1017) — Für den Inseratenteil: Heinrich Mittmann, Breslau III. — Verlag der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III. Druck von Th. Schatzky G. m. b. H., Breslau III, Neue Graupenstraße 5.

önhalt.

I

znhalt öes 172. Banöes: Zanuar/Sebruar/März 1Y2O

Seile

EmeöeuOeMdNlllWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

MeöeuHeMmatWch

Begründet von Paul 5!»dau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Die Degradieruni der Teleologie zu einer Ordimngsserie zweiten Ranges und ihre Einschränkung auf die lebendig organische Natur bedeutet nur eine Einbuße an metaphysischem Ansehen und Gewicht. Denn dieser Verlust wird reichlich Tvottgemacht durch Gewinnziffern auf anderen Gebieten, wo uns wieder die kausale Erklärung im Stiche läßt, während die teleologische uns um so größere Dienste leistet — und dieses Gebiet ist die Physik der Gesellschaft oder Soziologie. Ist nämlich die Einheit des Ich, wie Mach annimmt, im Wesentlichen nur eine aus rem praktischen Bedürfnis bervorgewachsene Zweckeinheit (Entelechie des Aristoteles), so ist die menschliche Gesellschaft, die sich wieder aus der Vielheit der Iche zusammensetzt, erst recht eine Zweckeinbeit. Will man sich nun ebenso orientieren über die Zusammenhänge innerhalb dieserZweckeinheit, wie etwa über die Ursacheneinheit in den Bewegungsgesetzen des Planetensystems (Gesetz der Schwere, Gesetz von der Erhaltung der Energie), so bietet uns die erste Ordnungsserie, die reine kausale, so gut wie gar keine Aufschlüsse, während die zweite, die teleologische, die Zusammenhänge der menschlichen Gesellschaft nach Zweckbetrachtungen so 'weit aufdeckt, daß sie uns den Sinn des Lebens und den Plan menschlichen Zusammenarbeitens aufhellt. Hier leistet die teleologische Betrachtung heuristisch die wichtigsten Dienste, zumal wir obne dieselbe «ollständig im Finstern umher» lappen müssen.

In der Zweckeinheit menschlichen Zusammenwirkens tommt es eben nicht so sehr auf die ratio tieneli, esseneli oder eoZnoseenäi, sondern lediglich und ausschließlich auf die ratio ageneli an. Die mechanische Kausalität erklärt uns das Sein, die logische das Denken, und erst die teleologische, aus Motiven hervorHegangene, das Handeln. Wollen wir zum Behufe unserer Orientierung in der Welt des Tuns ebenso darnach trachten, Gleichförmigkeiten aufzudecken und, <ruf Grund ihrer, Richtlinien für unser Handeln zu gewinnen, wie wir in den Gesetzen der formalen Logik einen Kanon fürs Denken und in den Naturgesetzten Kategorien des Seins zur Orientierung in der Welt des Geschehens und der Welt des, Denkens gebildet haben, so können wir der teleologischen Methode schlechter

H

dings-.nzcht: «nZra^eik.: He^ißt"eben Teleologie: (^auss nach Motiven, so können wir iim? Äu'5'döni C^eros Menschlichen Tuns nur dann einen Kosmos sozialer Regelmäßigkeiten konstruieren, wenn wir den Denkbehelf der zweiten Ordnungsserie, der Teleoloqie, herzhaft und konsequent zur Anwendung bringen. Überall dort, wo das Geschehen sich in ein Handeln verwandelt, wo also nicht bloß da» Kausslverhältnis von Ursache und Wirkung, von Reiz und Empfindung, sondern wesentlich und vorzüglich das von Motiv und Zweck die Richtung des Geschehens^ d. h. das Tun bestimmt, ist die teleologische Betrachtung nicht blos wie in der Tierund Pflanzenwelt zulässig, sodern die einzig gebotene und berechtigte. Die Geschichte ist eben, wie ich immer wieder betonen muß, ebensi. das Reich der Zwecke, wie die Natur das Reich der Gesetze ist.

Um menschliches Tun im Zusammenhange zu begreifen, die Gruppenhanclungen von Individuen zu klassifizieren, das Zusammenwirken der Teile zu einem gemeinsamen Zwecke, nach dem Vorbilde des menschlichen Organismus, subsumierend und rubrizierend unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen, dazu bedarf es der teleologischen Betrachtungsweise und nur ihrer. Das Phantom geschichtlicher Gesetze, wie es Buckle vorschwebte, ist längst in nichts zerronnen. Mit diesem Irrwisch haben wir uns zum Glück kaum noch ernstlich zu befassen. Nicht Naturgesetze, nicht mechanische Kausalität, sondern Zweckgesetze, teleologische Kausalität, das Handeln nach Motiven, sind die letzten elementaren Bestimmungsgründe menschlichen Zusammenwirkens. Und mag es auch hundertmal wahr sein, daß die zweite Ordnungsserie, die teleologische, uns keine strengen Gesetze im Sinne der Physik, sondern nur Regeln im Sinne der Grammatik, Klugheitkmaximen im Sinne der alten Gnomiker und der reinen Erfahrungsphilosophen^ Verhaltungsweisen im Sinne des Rechtsgesetzes, Gesellschaftstaktes oder der Moralnorm anrät, so müssen wir wiederholt daran erinnern, daß jede Ordnung besser ist als totale Unordnung, jede Orientierung wertvoller als gar keine. Die teleologische Ordnungsserie ist gleichsam unser Lebensregulator, der Kompaß unseres Lebensschiffleins auf dem uferlosen Meere des Daseins.

Als Instinkt, Reflerbewegung und automatischer Akt wirkt das immanent Teleologische in uns dahin, daß wir auf Grund der in uns durch Selektion und Vererbung aufgespeicherten Gattungserfahrung ohne Überlegung, ohne Spiel, von Motiven, wissen, wie wir im Interesse unserer Selbsterhaltung zu handeln haben. Durch Vererbung empfangen wir von den Vorfahren gleichsam das biolegisch-psychologische Minimum, um uns im Kampf ums Dasein erfolgreich behaupten zu können. Empfindung, Anschauung, Wahrnehmung, Vorstellung, Aufmerksamkeit, Phantasie, Begriffsbildung stellen weitere, höhere Etappen einer bewußt werdenden Zwecksetzung dar, die uns diesen Kampf erleichtern und die Herrschaft auf unserem Planeten sichern sollen. Die Erkenntnisfoktoren garantieren uns gleichsam das logische Minimum zum Behufe unserer Selbstbehauptung als vernünftiger Wesen. Endlich sind gesellschaftliche Gebilde, soziale Schichtungen und Gliederungen, kirchliche Institutionen, rechtliche, politische und staatliche Einrichtungen, Staatenbündnisse und Bundesstaaten zuständlich gewordener menschlicher Gattungsgeist. Religionen, Rechts- und Moralsysteme setzen ferner das ethische Minimum zur Behauptung sozialer Selbsterhaltung fest. In der Sprache Hegels heißen diese geschichtlich gewordenen Institutionen objektiver, in der von Karl Marr geronnener Geist. Nur sieht Hegel in diesen geschichtlichen Gebilden einen rein le zischen, Marx einen rein kausalen, wir hingegen sehen in allen Offenbarungsformen menschlichen Zusammenwirkens, in den öffentlichen Einrichtungen und durch die stillschweigende Zustimmung Aller sanktionierten sozialen Gestaltungen, lediglich Zweckqebilde, d. h. einen teleologischen Prozeß.

? «

5

Orientiert uns die kausale oder (mit Mach) funktionelle Methode über dieienigen Regelmäßigkeiten menschlichen Zusammenwirkens, welche, wie etwa Oer Chemismus und Mechanismus, das Energiegefetz oder die Äquivalenzformel, für alles Daseiende, also auch für Menschen ausnahmslos gelten, so zeigt uns die Statistik, insbesondere die Moralstatistik, eine andere Serie von Regelmäßigkeiten auf, welche, wie die Geburten-, Todes-, Brand-, Mord-, Diebstahlstatistit zeigt, zwar mit einer gewissen Konstanz wiederkehren, aber nicht mit der Sicherheit der Erwartung von 10» wie Physik und Chemie sie bieten, sondern etwa M—82 wie Meteorologie oder 90—?5 ^, wie einzelne Gruppenlandlungen der Moralstatistik.

Äls die elften Moralstaiistiker — Pinel, Ouetelet, v. Oeningen - die genannten Konstanzen in der Wiederkehr menschlicher Gruppenhandlungen, welche übrigens schon Kant mit merkwürdigem Weitblick erkannt und in seiner Geschichlophilosophie gebührend berücksichtigt hat, zahlenmäßig festgestellt hatten, war die 'allgemeine Verblüffung so groß, daß man in der ersten Entdeckerfreude gar voreilige Schlüsse gezogen hat. Man folgerte nämlich vielfach aus diesen moralstatistischen Konstanzen, daß nunmehr der endgültige Beweis für den Delenninitmuk zahlenmäßig erbracht sei. Die Milieutheorie Taine's und die Rassenkampflehre von Gumplowiez zogen aus den aufgedeckten Gleichförmigkeiten menschlicher Gruppenhandlungen, wonach selbst versehentlich adresselos in den Briefkasten geworfene Briefe eine gewisse Konstanz pro Iahr und Kopf der Bevölkerung aufzeigen, die temperamentvolle Generalisation: das soziologische Ei des Columbuo sei jetzt gefunden! Der Mensch ist jetzt auch in seinen Handlungen der mechanischen Kausalität unterstellt. ,'

Die Statistik verwandelte sich in der konsequenten Milieutheorie zu einer Mechanik der Soziologie. Die 4—5 ^, welche der Moralstatistik, selbst in ihren gelungensten Nachweisen, bis zu den 100 der absolut regelmäßigen Wiederkebr'fehlten, wurden achselzuckend als (inairriti- neZIiMablO ausgeschaltet; die unbequemen Brüche wurden mit einem bequemen Schwamm einfach weggewischt. Nach und nach lehnte sich indeß die soziologische Opposition gegen dieses neue Fatum auf, gegen diese moralstatistische Prädestination zur Sünde, welche den Menschen zur „Null und Marionette", zum mechanischen Produkt von Klima und Bodenbeschaffenbeit, von Rasse und Umgebung, von Vererbung und Charakter herabdrückte. Unter rem Wahlspruch „statisti^ue, e'est "n inensoriß,: en elüttres" wurde die Gültigkeit der moralistischen Voraussagen stark angezweifelt, jedenfalls der unbedingte Determinismus, der fatalistische Zwang in der unbedingten Abhängigkeit des Einzelnen von seinem Milieu rundweg abgelehnt.

Und hier stoßen wir nun auf die moderne energetische Fassung des Problems der Freiheit. Im Gegensatz zu jenen Deterministen, welche auf Grund der Moralstatistik den strengen spinozistischen Determinismus für zahlenmäßig erwiesen erachten, finden wir gerade durch die Moralstatistik das Gegenteil des strengen, ausnahmslos gültigen Determinismus bestätigt. Wir legen eben nicht, wie jene, das Schwergewicht auf die 95 ^ der übereinstimmenden, sondern gerade auf die 5 ^ der nicht übereinstimmenden Fälle. Gehörte die Kausalität menschlichen Zusammenwirkens der ersten Ordnungsserie, der mechanischen an, wie spinozistisch gerichtete Deterministen annehmen müssen, so dürfte die Regelmäßigkeit der Wiederkehr sozialer Phänomene kein Manko von 5—15 °g ausweisen, sondern, wie physikalische und chemische Phänomene, 100 betragen. Das ist indeß nie und nirgends der Fall. Die günstigste Übereinstimmung kommt bei genauem Nachweisen über 95 ^ der Wiederkehr sozialer Massenerscheinungen nicht hinaus, folglich beweisen nicht die 95 ^ der übereinstimmenden Fälle den strengen Determinismus, sondern umgekehrt beweisen die feblenden 5 die Freiheit.

In 95 ?g der Fälle handelt das menschliche Individuum nach Motiven, die es seiner Gruppe, Klasse, Kaste, Rasse, Religion, Nation, seinem Beruf, Rang, Stand, Velk, seinem Freundeskreis oder seiner Lektüre, kurz seiner Umgebung entnimmt. Aber in 5 ^ aller beobachteten Fälle stimmt das Milieu-Erempel nicht, weil das Individuum im Spiel seiner Motive manches Unkontrollierbare und Inkommensurable einschiebt, dns aller Schematisiermig spottet, allem MilieuZwang Hohn spricht, mithin strenge Gesetzmäßigkeit und unfehlbare Gültigkeit der Voraussagen menschlicher Handlungen ausschließt. Aus alledem folgt, daß die Gleichförmigkeiten innerhalb der sozialen Gebilde, die niemand bestreiten wird, cer ein moralstatistisches Werk je vor Augen gehabt hat, keine absolute, sondern relative, keine endgültige, sondern vorläufige Orientierung gewähren, keine Gesetze von strenger Allgemeinheit und Notwendigkeit, sondern nur Rhytbmen oder Typen des Geschehens zulassen. *)

') Vergl. darüber meine .Soziale Frage im Lichte der Philosophie", 1897, S. 519 ff., nud „Wende des Jahrhunderts'. Versuch einer Kulturphilosophie, 1899, S. 179, 194ff.

Hier leistet nun die teleologische Methode heuristisch Unentbehrliches. Wie uns die Instinkte Orientierung für unser ganzes Triebleben und unbewußtes Erleben, die Gesetze der formalen Logik Orientierung über unsere gesamte Gedankenroelt oder unser bewußtes Erleben gewähren, se verschaffen uns Zweckgesetze oder teleologisch abgeleitete Regeln Orienlierung über das, was wir im Interesse unserer Selbst- oder Arterhaltung sollen. Die soziale Teleologie wirkt im höchsten Sinne arterhaltend, sofern sie uns für das Spiel unserer Motive, worin allein unsere Freiheit besteht, empirisch abgeleitete Regeln, Zweckmäßigkeitserwägungen, Gattungserfahrungen über die nützlichsten, lebenerhöhenden, also arterhaltenden Formen menschlichen Handelns in Bereitschaft hält. Das Spiel unserer Motive, welches die Moralstatistik in ihren 5—15 ^ der festgestellten abweichenden Fälle nur registriert, wie der Zeiger die Zeit, bewegt sich in den engen Grenzen von 5—15°„ der vom Milieu abweichenden Fälle. In dieser Wahl des Motivs, bei welcher das stärkste Motiv psychologisch freilich immer den Ausschlag gibt, liegt unsere Freiheit dem Milieu gegenüber beschlossen. Von außen gesehen, d. h. im Verhältnis zur Umgebung, sind wir frei, sofern wir empirisch nachw.isen können, daß unser Spiel der Motive dem Milieu in 5—15 °„ der konstatierten Fälle tatsächlich Widerstand entgegensetzt. Von innen gesehen, psychologisch, vom Standpunkt des stärksten Motivs betrachtet, sind wir frei nur, wie es Gott bei Spinoza ist, nämlich als Oau^g, sui, sofern wir keinen Zwang von außen, sondern nur einer Nötigung von innen unterliegen. Die erste Ordnungsserie, die mechanische Kausalität, gilt also von der gesamten (belebten und unbelebten), cie zweite, teleologische, hingegen nur von der lebendig organischen Natur. Freiheit endlich heißt nichts anderes als: Spiel ven Motiven. In unserem Mechanismus und Chemismus sind wir Menschen also der mechanischen, in unseren vitalen Funktionen der teleologischen Kausalität unterworfen.' In unserem sozialen Zusammenwirken endlich, das nicht, wie bei Heerdentieren, durch den Instinkt vorgeschrieben, sondern mit wachsendem Bewußtsein von der menschlichen Vernunft, also einem System von Motiven, reguliert wird, kommt jenes bescheidene Maß von Freiheit zum Vorschein, das uns von der Tierwelt abbebt und zu Lebewesen höchster Ordnung stempelt.

William Robertson:

Brief eines Englänöers an öen Herausgeber.

Geehrter Professor vr. Stein!

Ich spreche Ihnen meinen besten Dank aus für die schnelle Auskunft, die Sie über meinen Sohn eingezogen haben. Das traurige Resultat kam nicht unerwartet. Obgleich wir wohl wissen, daß unser Verlust nur einer unter vielen Millionen ist, ist er darum nicht weniger schmerzlich. Die Gewißheit, daß mein Sohn sich zum Militärdienst stellte, ohne irgend welchen Haß gegen die Feinde zu fühlen, bleibt uns ein Trost, und wir sind überzeugt, daß er den Krieg bis zum letzten Augenblicke verabscheute, und daß der Wunsch nach Versöhnung der Nationen immer stärker in ihm wurde.

Was kann ich tun, um die Verwirklichung dieses Wunsches zu beschleunigen? Selbst der kleinste Beitrag, den ich zur Verbesserung der internationalen Verhältnisse leisten kann, wird unzweifelhaft das beste Monument sein, das ich meinem Sohne errichten könnte. Ich glaube, ich kann dies auf keine bessere Art und Weise tun, als Ihnen zu beschreiben, was man augenblicklich hier zu Lande fühlt und denkt.

Zunächst ein Wort über die Vergangenheit. Sie waren so freundlich, im Juli 1914 einen Artikel in „Nord und Süd" zu veröffentlichen, in dem ich das Verhältnis zwischen England und Deutschland besprach. Es herrschte damals am politischen Himmel eine Gewitterschwüle, die den drohenden Sturm ankündigte. Sehr wenige konnten jedoch die Zeichen am politischen Himmel deuten. In dem Artikel (den ich Mitte Iuni 1314 geschrieben hatte) versuchte ich den Verlan? der Ereignisse seit Ihren lobenswerten Anstrengungen im Jahre 1912 zu untersuchen, durch die Sie die beiden Länder einander näher zu bringen sich bestrebten.

Hauptsächlich deutete ich darauf hin, deß die auf beiden Seiten immer inniger werdende Allianz ein starkes Element von Gefahr in sich trug, und daß die beiden Balkan-Kriege eine gefährliche Vertrautheit mit Macht-Methoden erzeugt hatten, und daß die zunehmende politische Spannung, welche durch die jährlich immer größer werdenden Rüstungen sich offenbarte, endlich zum Bruch der europäischen Beziehungen führen müßte. Ich versuchte zu zeigen, daß die Arbeiterklasse in allen in Betracht kommenden Ländern ihre ganze Aufmerksamkeit auf die innere Lage richtete und die ungeheuren auswärtigen Verwicklungen ganz außer Acht ließ, und auch, daß die allgemeinen Proteste der Pazifisten gegen die zunehmenden Rüstungen fast wertlos waren, weil Gewicht nur auf die Folgen, und nicht auf die Ursache der internationalen Unsicherheit gelegt wurde.

Ehe vier Wochen seit Erscheinen meines Artikels verflossen waren, bekämpften sich die größten europäischen Nationen. Es ist nicht meine Absicht, die Ursachen des Krieges zu erörtern, denn dazu wären viele Bucher nötig. Nur das will ich sagen, daß dos Suchen nach den Ursachen nicht aufgeschoben werden sollte; denn das größte Hindernis, das einer Versöhnung im Wege steht, ist der Glaube, der durch einseitige Kenntnis verstärkt wird, daß die ganze Schuld auf einer Seite liegt, sei es die Ihrige oder die unserige. In Eagland ist selbst der Unparteiischste davon überzeugt, daß die deutsche Regierung den Ausbruch des Krieges absichtlieh im Jahre 1914 beschleunigte. Vielleicht kennen wir hier in England noch immer nicht den Charakter der Intriguen in St. Petersburg und Paris, die in den letzten 1 ^ Iahren vor Ausbruch des Krieges stattfanden. Was auch immer die Enthüllungen dieser Intriguen zu Tage bringen werden, davon bin ich überzeugt, daß der englische Minister des auswärtigen Amts während der 20 Tage atemloser Verhandlungen mit seiner ganzen Kraft darauf hinarbeitete, den Krieg zu Verhindern, obgleich er mehr an Frankreich und Rußland gefesselt war, als er selbst fühlte. Das ist eine wichtige Tatsache. Aber es ist nicht von geringerer Bedeutung, daß durch die imperialistischen Übergriffe, wie in der Mandschurei, Persien, Ägypten, Marokko und Süd-Afnka, die E,rtente-Mächte viel dazu beitrugen, den Weltkrieg heraufzubeschwören. ^

Mehr Licht über die Vergangenheit ist nötig, und ich bin davon überzeugt, daß jeder Strahl immer deutlicher zeigen wird, daß alle gesündigt haben, und daß allen vergeben werden muß. Durch das ganze britische Reich zeigt sich hier und da eine Bereitwilligkeit, neue Gründe zu prüfen, und das ist eine der besten Erscheinungen der Gegenwart; es gibt aber auch Erscheinungen, die nicht schön sind. Kurz nach Ausbruch des Krieges wurde die folgende Erklärung des Herrn Asquith (der damals Premierminister war) mit Beifall begrüßt:

„Eine wirkliche europäische Bundesgenossenschaft, basiert auf Anerkennung gleicher Rechte und gegründet und erzwungen durch den allgemeinen Willen, sollte für das Chaos der Koakurrenz, für Bündnisse und Allianzen und für ein gefährliches Gleichgewicht substituiert werden."

Die Anerkennung gleichen Rechtes (der Grundstein des von Asquith angedeuteten Aufbaues) ist nicht eine in die Augen springende Tatsache der Friedensbedingungen, die noch zu ratifizieren sind. Der böse Einfluß der Geheimbündnisse, die das Resultat der alten Diplomatie waren, und die allgemeine Gier nach feindlichen Ländern ist nur allzu sehr ersichtlich. Leider kann ich nicht ehrlich sage,:, daß man sich dessen in England allgemein bewußt ist. Die liberale und auch die Arbeiter-Partei befürworten eine möglichst schnelle Herstellung der Handelsverbindungen mit Deutschland und die unverzügliche Zulassung zum Völkerbund, aber die Gründe, die man anführt, sind wirtschaftliche und nicht ethische. Die Annexionen großer Länderteile, die unter dem dünnen Schleier von Mandaten stattgefunden haben, verurteilt man nicht. Es ist vielleicht möglich, daß das gute Beispiel der Vereinigten Stauten einen heilsamen Einfluß auf die englische Meinung ausüben wird. Was nun, auch über das Verhallen des Präsidenten Wilson in Paris sagen mag, man muß zugeben, daß die amerikanische Regierung bis jetzt nicht an dem Länderraub teilgenommen bat. Das ist ein schweigender, aber tatsächlicher Tadel der französischen, englischen, italienischen lmd griechischen Besitzeiiveiterungen in Asien und Afrika.

Obgleich sich noch nicht Anzeichen bemerkbar machen, daß man die Gefahr bersteht, die der demokratische Fortschritt, ökonomischer sowie politischer, durch die Ausdehnung des englischen und französischen Imperialismus läuft, beginnt man doch allmählich die schlimmen Nachteile wahrzunehmen, und das deutsche Volk kann viel dazu beitragen, eine Meinungsänderung hervorzubringen. Wenn Deutschland seinen imperialistischen Ehrgeiz aufzieht, wenn es sich entschließt, die französische Nachsucht nicht nachzuahmen, wenn es zeigt, daß es, befreit von diesen Hindernissen, eine wirkliche Demokratie in wirtschaftlicher und politischer .einsieht entwickelt hat, dann wird es, ehe viele Iahre verstrichen sind, eine Stellung unter den Nationen der Welt einnehmen, die besser und geehrter ist, als die, welche die alten imperialistischen Herrscher für es erworben batten und dieses gute Beispiel wird den fremden Imperialismus niederzwingen.

Das deutsche Volk braucht außerhalb Europas nichts für sich zu fürchten. Selbst wenn der Völkerbund unfähig wäre, die sogenannten Mandatar-Mächte zu verhindern, die früheren Kolonien Deutschlands in abgeschlossene Schutzgebiete zu verwandeln, wird doch endlich der Versuch mißlingen, Teutschland auszuschließen und zurückzuhalten. Ich muß zugeben, daß die „Balkanisierung" Rußlands, Oesterreichs und Ungarns größere politische und wirtschaftliche Gefahren in sich birgt. Äber auch hier haben die deutschen Völker das beste Heilmittel in der Gründung eines wirklich guten Regierungssnstems in ihrem eigenen Lande. Wenn sie sich zur selben Zeit mit den besten Denkern in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien einig stellen können, dann werden auch bald Mittel gefunden werden, die abgetrennten Teile des alten Reiches wieder zusammen zu bringen.

In England ist der ehrliche Versuch des deutschen Volkes, eine dauerhafte demokratische Regierung zu bilden, nicht allgemein anerkannt worden, und die Unterlassung, mit der demokratischen Regierung in Deutschland zu sympathisieren und ihr zu helfen, ist eine der Hauptursachen des enttäuschenden Resultats des Friedens, der offiziell proklamiert wurde. Alle Menschen müssen zusammenwirken, um wieder aufzubauen, was durch den Krieg zerstört worden ist. Ein solches Zusammenwirken kann jedoch nicht stattfinden, wenn man auf Haß und Groll besteht. Eine solche Lehre kann nur langsam verstanden werden, aber ich sehe bereits Anzeichen eines Fortschritts, und Ihre Nation kann diesen Wechsel beschleunigen.

Die Schwierigkeiten, mit denen Ihre Regierung zu kämpfen hat, sind sehr, groß. Sie müssen beständig gegen die Müdigkeit kämpfen, die der fortdauernde Mangel an Nahrungsmitteln erzeugt, und gegen die Enttäuschung, die die kolossalen finanziellen Lasten des Friedens, mit seinem Mangel an Finalität, hervorgerufen haben, und gegen den ungeheuren Streit der Parteien, den revolutionäre Umwälzungen mit sich bringen. Ich kann jedoch nicht umhin zu bemerken, daß Ihre besten englischen Freunde, die eine Verföhnung wollen, gerne eine etwas größere Anstrengung in Ihrem Lande sehen möchten, sich allenthalben in Ihrem Lande vom Militarismus zu befreien. Ich muß zugestehen, daß der Militarismus, der in Frankreich und Großbritannien entstanden ist, Ihnen wenig Mut einflößen kann, aber Ihre Sicherheit liegt nicht in der Bereitschaft, den Militarismus mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, sondern in dem Aufbau demokratischer Institutionen. Es kann wohl sein, daß dies in einem größeren Maßstabe geschieht, als uns bekannt ist, denn wir hören nicht viel von dem, was in Deutschland vor sich geht. Vor allen Dingen ist es nötig, Ansichten auszutauschen und selbst freundliche Kritik auszuüben, sodaß man weiß, was Sie tun und denken, und damit Sie wissen, was man hier tut und denkt. Die Absicht meines langen Briefes ist, einen solchen Austausch zu fördern.

Nun noch einige Worte über die Zukunft. Der Krieg hat viele Leidenfckasien hinterlassen; auch eine weitverbreitete Unruhe und eine starke Tendenz, die anscheinend schnelleren Methoden der Macht zu ergreifen, um selbst löbliche Sozialreformen durchzusetzen. Man kann ohne Widerspruch behaupten, daß die Arbeiterklasse, die nm Kriege teilnahm, wenig zur Veranlassung des Krieges beigetragen hat. Sie wurde nicht um Rat gefragt, sie wollte auf keinen Fall ihre Kameraden bekämpfen. Man kann daher annehmen, daß die Rettung durch sie kommen wird. Ich mache mir große Hoffnung, daß höhere Ideale betreffs gesellschaftlicher Gerechtigkeit sich in der Arbeiterbewegung entwickeln werden, aber ich muß zugeben, daß die Aussichten augenblicklich nicht besonders gute sind. Man konzentriert sich zuviel auf materielle Ziele. Manche Arbeiterführer sagen: „Verstaatlicht die Gruben, Eisenbahnen, Schiffahrt u. s. w. oder wir schlagen die ganze wirtschaftliche und politische Maschine zusammen". In den ersten Tagen der Revolution hatten Sie ähnliche Gedanken zu bekämpfen. Nichts Gutes kann von solchen Ideen mit kriegerischem Charakter kommen. Der Klassenkampf steht deni Nationenkampf nahe.

Die Verstaatlichungsfrage ist so in den Vordergrund gerückt, daß bei den letzten Nachwahlen hier im Lande, selbst von führenden Pazifisten, die fundamentale Bedingung des inländischen, sozialen Fortschrittes, — nämlich die Zurüekweisung der militärischen Angriffssucht und die Anerkennung des genossenschaft-' lichen Geistes im internationalen Verkehr ^ immer weiter zurückgedlängt wurde. Man vergißt, daß ohne internationales Verständnis keine industrielle Stabilität und kein wirtschaftlicher Aufschwung stattfinden kann. Der Wunsch, die Industrie von der oligarchischen Herrschaft zu befreien, ist lobenswert, aber die zunehmende Kontrolle der Industrie durch den Arbeiter verlangt ein geduldiges Studium

der wirtschaftlichen Fragen und eine Bereitwilligkeit, auf sofortige, nutzlose Vergnügen zu verzichten, um größere Gewinne, die in der ferneren Zukunft liegen, zu erringen; eine solche Eigenschaft besitzt aber der Durchschnittsarbeiter nicht.

Ich befürchte, mein Brief ist zu lang geworden, doch kann ich nicht schließen, ohne einen Aufruf an all diejenigen zu richten, die die Macht der Religion anerkennen, und sie zu mahnen, sich zusammenzuschließen, um die höchsten Ideale der Menschheit zu kultivieren, mit einer festen Zuversicht auf deren endliche Erfüllung. Die Nationen können nur durch Zusammenschluß aller guten Menschen vor dem Untergang gerettet werden, welcher Religion sie auch angehören. Mit guten Menschen meine ich die, die ihre selbstsüchtigen und sinnlichen Wünsche in Schranken halten, ss daß eine menschliche Einigkeit im Einverständnis mit der göttlichen Einigkeit realisiert wird, die mit uns und durch uns arbeitet. Wenn anstatt größten Wert auf institutionelle und zeremonielle Differenzen zu legen, die Leiter mit religiösen Ideen versuchen würden, alle diejenigen, die spirituell angelegt sind (die also nicht sinnlich angelegt sind), und alle diejenigen, die wirklich an die Macht der Gerechtigkeit und Liebe glauben, zu vereinigen, dann würde man bald Friedfertigkeit zwischen allen Klassen und Nationen wahrnehmen.

Nicht Nationen allein sind durch den Krieg erschüttert worden. Die katholische Kirche, die ihren Sitz in Rom hat, die orthodor-griechische Kirche, die hauptsächlich von St. Petersburg aus kontrolliert wurde, und die ganze protestantische Kirche' wurden, so zu sagen, vor den himmlischen Richterstuhl gefordert, um sich wegen ihren Sünden zu verantworten; mit ihnen hat sich auch der moderne Iudaismus und der Mohammedanismus zu verantworten. Werden sie alle verstehen, daß heute der große Moment der Prüfung gekommen ist? Ihre Fähigkeit, sich von Formalität zur vereinigenden Geistigkeit zu erheben, hängt davon ab, ob sie mit der Forderung antworten können, die Lessing dem gerechten Richter in den Mund legt, der sein Urteil abgeben sollte, ob der Christ, der Iude oder der Mohammedaner den Ring besitzen sollte. Nach der Erklärung, daß: „der Vater euch alle drei geliebt, und gleich geliebt", sagt er: —

Es eifre jeder seiner unbestochnen

Von Vorurteilen freien Liebe nach!

Es strebe von euch jeder um die Wette,

Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag

Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut,

Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,

Mit innigster Ergebenheit in Gott

Zu Hült'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte

Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern,

so ladet er sie zum endgültigen Urteil vor einen noch weisern Richter. Dieses Endnrteil wird hauptsächlich dadurch festgestellt werden, was in den kritischen Iahren, geschieht, die dem Frieden folgen — einem sehr unvollendeten Frieden — der ?on den Diplomaten fabriziert wurde.

Das Große ist im Kleinen zusammengefaßt. Ich danke Ihnen nochmals für die Bemühungen, das Schicksal meines Sohnes festzustellen. Sie haben mehr Bereitwilligkeit gezeigt mir zu belsen, als das Beamtentum in meinem eigenen Lande.

Ich verbleibe

Ihr ergebener

W. Robertson.

Middlesbrough, den 25. November 1919.

Dr. Hans Wehberg,

Leiter der Völkerrechtlichen Abteilung der Deutschen Liga für Völkeibund:

Walther Schucking.

Ein deutsche/ Völker« chtslehrer.

I.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Wissenschaft ihre tiefsten Anregungen für die Fortentwicklung des Völkerrechts Außenseitern verdankt, daß dagegen die Völkerrechtslehrer selbst, nicht nur in Deutschland, sondern auch anderswo, von Zukunftsmusik wenig hören wollten. Von Ioh. Iaeob Moser an, der im 18. Iahrhundert zusammen mit Georg Fr. von Martens die positive Völkerrechtslehre begründete, bis zur Gegenwart, haben wir in Deutschland nur wenig wirklich bedeutende Völkerrechtslehrer gehabt, die sich nicht auf die Auslegung des geltenden Rechts und die Erforschung seiner geschichtlichen Entwicklung beschränkten, sondern mit aller Begeisterung für seine Fortbildung eintraten. Vielleicht darf man unter den Verstorbenen Bluntschli, der übrigens von Geburt Schweizer war, und mit starken Einschränkungen v. Bar hierzu zählen. In den Iahren vor dem Weltkriege, wo eigentlich alles dahin drängte, sich mit solchen Problemen zu befassen, hat auf deutschen Universitäten nur ein Mann solchen Glaubens und solcher Hingabe für die Idee der Gerechtigkeit gelebt:' Walther Schucking. Gewiß haben noch manche andere Rechtslehrer dem Pazifismus freundliche Worte gewidmet, sind für Schiedsgerichtsbarkeit usw. eingetreten, aber niemand hat sich wie er offen als Pazifist bezeichnet. Schücking ist vielleicht der größte unter den lebenden Völkerrechtslehrern des Deutschen Reiches. Wenn wir uns im felgenden näher mit seinem Leben und seiner Bedeutung für die Wissenschaft und die Idee der Weltorganisation befassen, so

taucht zunächst die Frage auf: Wie kam es. Laß gerade dieser Mann so ganz aus der Art schlug, daß er, inmitten des von den nachbismarckschen Ideen stark beeinflußten Deutschlands, die weiße Fabne des PazifismuZ entrollte?

II,

Kein Zweifel, daß die Art der Abstammung Schückings Charakter stark beeinflußt hat. I.i der siebenten Generation wurde in seiner Familie Iurisprudenz getrieben. Schon um war ein Vorfahre Rektor der Universität Cöln gewesen. So waren die Wurzeln einer tiefen Liebe nicht nur zum Recht, sondern vor allem auch zur Idee der Gerechtigkeit in ihm verbanden. Aber gleichzeitig verkörpert sich in der Familie Schücking eine Geistes, ichtung, die weit über das fachmännische hinausgeht. Als sich Walther Schucking in Bonn immctrikulieren ließ, da fragte ihn der bekannte Pandektist Baron, ob er der Enkel des bekannten Schriftstellers Levin Schucking,

des Freundes der Annette Droste Hülshoff, sei. Auf die bejahende Antwort des jungen Studenten erwiderte Baron: ein wenig künstlerische Phantasie babe noch nie einem Juristen geschadet. In der Zeit, wo sich die Iuristerei gänzlich auf die dialektisch konstruktive Methode beschränkte, gehörte ganz gewiß etwas Phantasie dazu, um sich vorzustellen, daß die Entwicklung des internationalen Rechts einmal die alten Bahnen verlassen und ganz anders verlaufen werde. Übrigens war auch Levin Schücking immer wieder für die Verwirklichung von Zukunftsideen, insbesondere für die Emanzipation der Frau, eingetreten. Er hatte sich in >wei seiner größten Romane, nämlich in „Schloß Dornegge" und „Große Menschen" mit pazifistischen Ideen befaßt. Künstlerblut hatte auch Schückings Großmutter väterlicherseits, Louise von Gall, die sich als Schriftstellerin auf dem Gebiete der Novelle und des Lustspiels betätigt.

Zu dem juristischen und dichterischen Einschlcge von der väterliehen Linie kam ein stark idealistischer Zug von der mütterlichen Seite hinzu. Die Vorfahren der Mutter Schückings hatten seit der Reformation als Landpfarrer in Pommern gewirkt. Der im preußischen Pfarrhause eigentümliche Geist verkörperte sieh besonders in dem mütterlichen Großvater Schückings, in Heinrich Beitzke, einem der interessantesten politischen Köpfe der Konfliktszeit, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses und Vorstandsmitglicd der Fraktion der Fortschrittspartei. Dieser hatte als alter Offizier, der in den Freiheitskriegen gelämpft hatte, einen scharfen Kampf gegen Biemarcks Reorganisation der Aimee geführt. Als man damals die alte Landwehr, die neben einem kleinen stehenden Staateheere den Milizgedanken verkörperte und selbstge wählte Offiziere hatte, beseitigte, trat Beitzke dagegen auf. Die Entwicklung hat später gezeigt, wie sehr Schückings Großvater mit seiner Opposition recht hatte; denn die damals geschaffeae Einrichtung des Reserve-Offiziers brachte den Geist des stehenden Heeres in das Bürgertum hinein. Beitzke war zuerst durch eine bedeutende Geschichte de Freiheitskriege berühmt geworden und hatte dafür als einer der ersten Offiziere den Ehrendoktor einer deutschen Universität, nämlich von Iena, erhalten. Damals war die Verleihung des Doktorhutes an Offiziere, die übrigens nur wegen wissenschaftlicher Verdienste und nicht wegen militärischer Tugenden erfolgte, noch eine ganz besondere Auszeichnung.

Zu diesem Sinne für das Recht, dieser Phantasie und diesem Idealismus kamen noch die Ausdauer und der Kampfesmut hinzu, die in jeder Westfalennatur vorhanden sind. Aus solchem Boden war auch der große Gegner Bismarcks, Freiherr von Vincke, hervorgegangen, der einmal von sich gesagt hatte, er habe keinen höheren Ehrgeiz, als auf dem Acker des Rechts begraben zu werden. Iahrhundertelang hatten die Schückings in Westfalen gelebt, so daß sich die westfälische Starrköpfigkeit so recht hatte entwickeln können.

Kein Wunder, daß aus solchem Stamm ein Mann hervorging, der einer von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen verlachten Idee den Weg ebnete.

Iii.

Walther Schücking wurde am 6. Ianuar 1875 zu Münster i. W. geboren. In Burgsteinfurt, der Residenz des Fürsten von Bentheim, wo sein Vater Kreisrichter war, verlebte er seine ersten Iugendjahre. 1879 siedelte die Familie nach Münster über. Die Schückings waren seit Generationen katholisch, aber antiklerikal. Schon der Urgroßvater hatte eine Schrift gegen das Papsttum „Krone und Tiara" geschrieben. Unter dem Einfluß seiner Mutter wurde Walther, trotzdem er katholisch getauft war, protestantisch erzogen und besuchte die evangelische Volksschule in Münster. Dort herrschte eine fürchterliche Prügelherrschaft und gelegentlich kam es vor, daß der junge Walther, wenn seine Mitschüler besonders bart bestraft wurden, zu weinen ansing. Die äußerst weiche, humane Natur Schückings, verbunden mit starkem Willen und Charakterfestigkeit, war schon damals ausgeprägt. Auf dem Pauliner Gymnasium in Münster, einer früheren Jesuitenanstalt, wo seit dem 30 jährigen Kriege ununterbrochen seine Vorfahren erzogen worden waren, galt Schücking vielfach seinen Mitschülern als eine Art von Aristides, weil er es nicht vermochte, die Lehrer zu hintergehen, Eselsbrücken zu benutzen oder von dem Nebenmann abzuschreiben. Auch später machte sein strenger Gerechtigkeitssinn niemals Halt vor der eigenen Person. Ich entsinne mich, daß er es auf seinen zahlreichen Auslandsreisen in den letzten Iahren ablehnte, sich in der Schweiz oder in Holland mit einem Paar neuer Schuhe oder mit einem neuen Anzug zu versorgen; denn er erklärte, die Ausfuhr dieser Dinge sei durch die neutralen Länder verboten und er vermöchte es nicht, gegen' das Gesetz eines Landes zu verstoßen. Auch der große Fleiß machte sich bei Schücking schon in jungen Iahren bemerkbar. Er war auf dem Gymnasium ein Musterschüler und erhielt jedes Iahr die dort für die vier besten Schüler vorgesehene Prämie. Die Geisteswissenschaften zogen ihn im allgemeinen mehr an als die Naturwissenschaften.

Abgesehen von seinen Lehrern, vielfach katholischen Priestern, denen er bis heute ein dankbares Andenken bewahrt, übte der enge Familienkreis einen starken Einfluß auf ihn aus: Ein Vater, der seinen Söhnen lehrte: Alles, was man wolle, könne man auch; eine Mutter, die den Ideen von 1848 anhing und dem preußischen Staate niemals die Verfolgung ihres Vaters vergessen hatte; dazu zwei Brüder, die, wie er, höhere Ziele hatten, als nur sich des Lebens zu freuen. Auf dem alten Familienbesitztum „Haus Schücking" in Sassenberg in Westfalen, das der Vater von dem Großvater übernommen hatte, verlebte er seine Ferien. Hier entwickelte sich seine tiefe Liebe zur Natur. In diese Stätte flüchtete er in späteren Iahren immer wieder, wenn ihn seine Erlebnisse bitter enttäuscht hatten. Hier sah er in Mußestunden Briefe der Droste-Hülshoff und zahlloser anderer bedeutender Leute an seinen Großvater Levin. Er blätterte in der alten Familien-Chronik und fühlte, daß solche Vorfahren zu eigenen Leistungen verpflichteten. Politische und literarische Interessen wurden in seinem Elternhause eifrig gepflegt und verhinderten, wenn überhaupt je die Anlage dazu vorhanden war, daß Walther Schücking sich einseitig für ein bestimmtes Gebiet interessierte. Ihm ist nie etwas Menschliches fremd geblieben, und alles, was über den Krei? seines Berufes hinausging, hat ihn immer im höchsten Maße gefesselt.

IV.

Mit 19 Iahren kam Schücking auf die Universität. Er studierte in München» Bonn, Berlin und Güttingen sechs Semester lang Iura, daneben aber auch Geschichte. Namentlich die vorzüglichen Lehrer der Rechtswissenschaft in Göttingen wußten in dem jungen Studenten ein reges Interesse für das Studium zu erwecken.

Ein Zufall brachte Schücking auf das Gebiet des internationalen Rechts. Als er in seinem fünften Semester nach Göttingen kam, hatte er noch nie ein Lehrbuch des Völkerrechts in der Hand gehabt und keine Vorlesung über Völkerrecht gehört. Auf Vorschlag v. Bars hatte damals die Iuristen-Fakultät ein Preisausschreiben über „Das Küstenmeer im internationalen Recht (im Völkerrecht wie im internationalen Privat- und Strafrecht)". veranstaltet. Als Schücking das Thema las, interessierte es ihn wehl kaum in besonderem Maße. Aber sein Vater hatte den drei Brüdern einmal gesagt, auf den Universitäten gebe es oft Preisausschreiben; er selbst sei zu faul gewesen, sich daran zu beteiligen; aber einer von seinen Iungen sollte sich doch einmal daran wagen; wenn man nur den festen Willen habe, einen solchen Preis zu bekommen, dann werde der Versuch schon gelingen. Niemals dürfe man an der eigenen Befähigung zweifeln. Schücking beteiligte sich also an der Preisaufgabe und hatte vollen Erfolg. Die Preisrichter erkannten an, daß sich die Arbeit durch erne sehr jorgsame Berücksichtigung der Literatur auszeichne und weder Detailbestimmungen, noch die völkerrechtlichen Verträge, noch die Rechtsprechung außer «cht lasse, auch zeige die Arbeit gutes juristisches Verständnis und Urteil. Auf Grund dieser Arbeit, die seither in der international-rechtlichen Literatur viel zitiert wurde, bestand Schücking im Sommer 1897 sein Doktorexamen mit dem Prädikat: .Maxime lauäadillter." Kurz vorher, am 25. Mai 1897 hatte er bereits das Referendareramen in Celle mit „Gut" bestanden. Seine Preisarbeit hatte inzwischen die Aufmerksamkeit der akademischen Lehrer auf ihn gelenkt, die ihn fortan bei seinem Bestreben, sich in Göttingen zu habilitieren, sehr unterstützten.

Zunächst freilich begann Schücking seine Tätigkeit als Referendar, und zwar «m Amtsgericht in Dülmen, wo sein Großvater bereits am Bette der Katharina Emmerich, der letzten stigmatisierten Iungfrau, gesessen und sich mit Clemens Brentano über die Echtheit und den Wundercharakter dieser Erscheinung gestritten hatte. In seiner Referendarzeit schrieb Schücking eine rechtshistorische Studie über die Entstehungszeit der „lex Lsxonurn". Ziemlich gleichzeitig entstand seine Habilitationsschrift über „den Regierungsantritt". Diese beschäftigte sich mit dem Ursprung der Huldigung. Die auf die germanischen Stammesreiche deschränkte Untersuchung setzte auseinander, das Institut der Huldigung sei darauf zurückzuführen, daß sich bei dem Übergange vom Wahlkönigtum zum Erbkönigtum die nicht mehr gewählten Könige in ihrer Position unsicher fühlten und daher die gesamten Kntertanen vereidigten, um eine Rechtsgrundlage für ihre Ansprüche zu schaffen. 1899 habilitierte sich Schücking mit dieser sehr beifällig aufgenommenen Arbeit in Göttingen für deutsche Rechtsgeschichte, Staatsrecht und Völkerrecht. Von der deutschen Rechtsgeschichte kam er im weiteren Verlauf seiner Lehrtätigkeit ab, da ihn Zukunftsprobleme seiner Natur nach mehr interessierten als Dinge der Vergangenheit.

V.

Schon nach einem Iahre lenkte Schücking durch seine guten Lehrerfolge — er hatte eine ausgesprochene pädagogische Begabung — die Aufmerksamkeit der akademischen Kreise auf sich und wurde als Extra-Ordinarius nach Iena berufen. Er ging aber auf den Rat des allmächtigen Althoff zunächst nach Breslau, um dort ein neu gegründetes Extra-Ordinariat zu übernehmen. Während der Breslauer Zeit schrieb er die erste rein staatsrechtliche Arbeit mit dem Titel „Der Staat und die Agnaten" (1902). Er kämpfte darin gegen Professor Adolf Arndt aus Anlaß des Lippischen Thronfolgestreites für das Recht des modernen Staates, Thronfolgeanspiüche über die Köpfe etwaiger Agnaten hinweg durch Staatsgesetz zu regeln. Das trug ihm die erste Vermahnung Althoffs ein, der ihn darauf aufmerksam machte, daß man über das Gottesgnadentum im Kultusministerium andere Anschauungen habe. Einer Anregung von Zürich, dorthin als Ordinarius zu gehen, leistete er nicht Folge, weil ihm in Aussicht gestellt werden war, bei Errichtung der Iuristen-Fakultät in seiner Vaterstadt Münster dort Ordinarius zu werden. Klerikale Einflüsse brachten dieses Projekt zum Scheitern. Er übernahm statt dessen 1902 die Berufung zur Verwaltung des staatsrechtlichen Ordinariats in Marburg, wo er 1903, nachdem er einen Ruf als Ordinarius nach Gießen abgelehnt hatte, auch formell zum Ordinarius ernannt wurde. Er hat es oft schmerzlich bedauert, daß er, andere Möglichkeiten ausschlagend, in Marburg blieb. Die Enge dieser kurhessischen Kleinstadt stand in einem merkwürdigen Gegensatz zu den von Schücking gepredigten völkerverbindenden und weltumspannenden Tendenzen. Überhaupt paßte er mit seiner Geistesrichtung nicht nach Preußen, so wie dieser Staat damals war. Darin lag der Keim zu künftigen Konflikten, die leider nicht ausgeblieben sind. Nur innerhalb des Kreises der Cohen-Natorpschcn Philosophenschule und der sehr liberalen Marburger Theologen, insbesondere bei Martin Rade, dem Herausgeber der „Christlichen Welt", fand er volles Verständnis.

Mittlerweile hatte er sich 1902 mit einer entfernten Kusine, Adelheid von Laer, verheiratet. Damals hatte er in seiner Laufbahn als Gelehrter alles erreicht, was er sich für seine jungen Iahre wünschen konnte, und hätte sich glücklich preisen können, wenn er nicht durch große Überarbeitung körperlich siech und elend geworden wäre. Er bedurfte der rührenden Pflege der jungen Frau und eines in ihm liegenden Optimismus, um allmählich wieder etwas leistungsfähiger zu werden. In den schweren Krankheitsjahren hat er seine Vorlesungen nie unterbrochen. Es gelang ihm, viele seiner Schüler zu tiefgehender Beschäftigurg mit Fragen des öffentlichen Rechts zu veranlassen. Die wertvollsten Monographien, die auf diese Weise entstanden, wurden seit 1994 in den „Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Marburg" veröffentlicht. Mit großer Liebe ging er auf alle Anfragen und Wünsche seiner Schüler sein. Er war stets für sie zu sprechen und sammelte sie oft zu geselligem Leben um sich. Von wissenschaftlichen Arbeiten aus jener Zeit sind noch ein Gutachten über „Die Nichtigkeit der Thronansprüche des Grafen Welsburg" (1995), eine Arbeit aus dem Privatfürstenrecht, sowie eine „Quellensammlung zum preußischen Staatsrecht" (1996) zu erwähnen. Dem Völkerrecht war in diesen Iahren nur ein Aufsatz gewidmet, der 1996 in Niemeyers „Zeitschrift für internationales Recht" erschien und „Die Verwendung von Minen im Seekriege" behandelte. Schücking zeigte hier das Bestreben, das Recht der Kriegführenden nach Möglichkeit zu beschränken.

VI.

Aus allgemeinen Rechtsideen heraus, stark beeinflußt durch die Ideen aus dem Zeitalter des deutschen Ioealismus, durch die Lektüre von Frieds „Friedenswarte" und durch seine Abneigung gegen den preußischen Militarismus, war Schücking im Völkerrecht immer mehr auf pazifistische Ideen gekommen. Im Frühjahr 1907 veröffentlichte er „mit der bewußten Tendenz, eine neue Aera des Völkerrechts herbeiführen zu helfen", in Hardens „Zukunft" einen Aufsatz, in dem er darlegte, daß infolge der Herrschaft der historischen Schule den Iuristen nicht nur für das soziale, sondern auch für das internationale Gebiet die Führung entglitten sei. Er betonte, es sei hohe Zeit für die deutschen Rechtslehrer, statt hochmütig auf das Treiben der Pazifisten herabzusehen, die Anregungen zu verarbeiten, die von da aus zu uns gekommen seien. Dieser Aufsatz war die Einleitung zu der 1908 in der Festgabe für Laband erschienenen Arbeit „Die Organisation der Welt", die 1909 auch in einer besonderen Volksausgabe (Leipzig, Alfred Kröner) erschienen ist. Die Schrift lenkte die Aufmerksamkeit weiterKreise auf sich und gehört nach Ansicht vieler zu dem Besten, was Schücking geschrieben hat. Vor dem Kriege war auch eine englische Übersetzung dieser Arbeit im Erscheinen begriffen. Die Darstellung zeigte in großen Zügen die Entwicklungslinie, die die Idee der Weltorganisation seit dem römischen Kaiserreich bis zu den Haager Friedenskonferenzen genommen hat, und schloß mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf die Zukunft.

In ungefähr derselben Zeit trat Schücking in einer Abhandlung über „Das Nationalitäten-Problem" (Dresden 1907, Zahn und Iaensch) für die Lösung der Frage der nationalen Minderheiten durch das Recht ein. Damals stand da s polnische Enteignungsgesetz im Vordergrunde des politischen Interesses. Schücking war der einzige Staatsrechtslehrer in Preußen, der gegen die preußische Politik zu protestieren wagte und das Vorgehen als ein Unrecht brandmarkte. Als er dann in einer politischen Versammlung ein kräftiges Wort gegen die Unsittlichkeit solcher Maßnahmen gesprochen hatte, erhielt er einen Verweis durch das Kultusministerium und wurde wegen sittlicher Unwürdigkeit aus der juristischen Prüfungskommission für das Referendar-Eramen in Kassel entfernt, der er übrigens beute noch nicht wieder angehört. Wahrscheinlich war die Hoffnung maßgebend, auf diese Weise dafür zu sorgen, daß seine Vorlesungen nicht mehr besucht würden, weil der Student im allgemeinen für das Examen studiert. Bei dieser Maßregel blieb allerdings der Erfolg aus. So geriet Schücking in einen immer größeren Gegensatz zu seiner vorgesetzten Behörde und der Geistesrichtung der Mehrzahl seiner Kollegen in Marburg wie an den anderen Universitäten. Dieser Gegensatz verstärkte sich durch sein öffentliches Auftreten für seinen Bruder Lothar, den Bürgermeister von Husum, der wegen seiner Schrift „Die Reaktion in der preußischen Verwaltung" seines Amtes entsetzt wurde.

Inzwischen beschäftigte ihn noch ein größeres wissenschaftliches Werk über oldenburgisches Staatsrecht, für das er wegen der merkwürdigen Kompliziertheit dieses Staatsgebildes, das neben dem Herzogtum Oldenburg noch aus den Staatsfragmenten des Fürstentums Birkenfeld und des Fürstentums Lübeck desteht, besonderes Interesse zeigte.

VII.

Etwa im Iahre 1910 ging Schücking dazu über, in großem Stile politisch für die pazifistische Idee zu wirken. Er begründete zusammen mit Otfried Nippold den „Verband für internationale Verständigung", der in den Iahren vor dem Kriege nicht ohne Erfolg die maßgebenden deutschen Kreise für Verständigung zu gewinnen suchte. Schücking verkörperte in dieser Vereinigung das,linksstehende radikale Element. Durch ihn wurden eine Fülle hervorragender Rechtslehrer für die Idee des Verbandes gewonnen. In der vertraulichen Vorbesprechung anläßlich der Gründungsversammlung zu Frankfurt a. M. im Iahre 1911 lernte ich Schücking kennen. Aus einer Versammlung von etwa 15 Professoren erkannte ich ihn, von dem ich bisher nicht einmal ein Bild gesehen hatte, sofort an feinen tief durchgeistigten Gesichtszügen. Es wird später noch einmal die Zeit kommen, in der die Geschichte dieses Verbandes und das Wirken Schückings in ihm näher beschrieben wird. Für die Veröffentlichungen des Verbandes schrieb er eine Reihe wertvoller Abhandlungen. Auch war er einer der glänzendsten Redner auf den beiden Tagungen zu Heidelberg und Nürnberg. Die Reden und Aufsätze für den Verband sind größtenteils in Schückings Buch „Der Bund der Völker, Studien und Vorträge zum organisatorischen Pazifismus" (Leipzig 1918, der Neue Geist-Verlag) vereinigt worden.

Außerdem nahm Schücking 1911 an dem Weltrassen-Kongresse in London und 1912/13 an den Tagungen des „Instituts für internationales Recht", dessen Mitglied er kurz vorher geworden war, in Kristiania und Oxford teil.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft war Schücking dazu übergegangen, sich mit dem Ideenkreise der Haager Konferenzen zu befassen. Er war zu der Erkenntnis gelangt, daß man bei dem Ausbau einzelner internationaler Einrichtungen nicht stehen bleiben dürfe, daß man vielmehr die Haager Institutionen organisatorisch ausbauen müsse. So entstand 1912 das grundlegende Buch „Der Staatenverband der Haager Konferenzen", das 1918 in englischer Sprache erschienen ist. Schücking untersuchte darin vor allem die Rechtsnatur des Haager Staatenverbandes und stellte die Frage: Handelt es sich hierbei um eine Gerichts-Union oder um einen Weltstaatenbund? Ein Drittes ist nicht möglich. Das Haager Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitigkeiten hat als seinen Hauptzweek die möglichste Wahrung des Friedens unter den Völkern betont. Daher berührt die Haager Organisation die Staaten in ihrer ganzen Persönlichkeit, in ihrer Gesamtexistenz und ihrer Selbsterhaltung. Sie kann, von der heute in Deutsehland herrschenden Lehre vom Wesen des Staatenbundes aus, nur als ein Weltstaatenbund bezeichnet werden. Schücking hat dann in dem Buchen? eiter entwickelt, wie der Haager Verband durch ein Statut, die internationale Exekution usw. ausgebaut werden müsse. Vielfach wurde damals das Werk als utopisch betrachtet. Ich erinnere mich noch, daß im Iahre 1912 der kürzlich verstorbene englische Rechtsgelehrte Professor Oppenheim mir erklärte, daß dieses Werk in seinen Folgerungen denn doch zu weit gehe. Eine ähnliche Ansicht äußerte Professor Pe» litis, der jetzige griechische Staatssekretär des Äußeren, anläßlich der Besprechung des Schückingschen Buches in der fianzösifchen Völkerrechtsrevue. Im Verlauf des Weltkrieges aber hat man diese Ansicht geändert, und kein Geringerer als Professor Zorn hat kürzlich einmal in einem Aufsatz erklärt: Schückings Theorien, die er früher als Utopien betrachtet, müsse man heute als sehr ernst und in der Hauptsache als realisierbar betrachten.

Schücking gab das zuletzt genannte Werk als Band I einer groß angelegten Sammlung „Das Werk vom Haag" (München und Leipzig, Tuncker und Humblot) heraus. Anläßlich der Einweihung des Friedenepalastes veröffentlichte er in dieser Sammlung aus der Feder der hervorragendsten Völkerrechtslebrer ein dreibändiges Werk „Die Iudikatur des ständigen Schiedshofes von 1899 und 1913". Zwei Bände dieser Sammlung erschienen allerdings erst nach Schluß des Weltkrieges, da wegen des Vorwortes Professor Zorns „Zur Erinnerung an die erste Friedenskonferenz" deren Veröffentlichung zunächst verboten wurde.

Im Frühjahr 1913 erschienen die „Neuen Ziele der staatlichen Entwicklung". Darin wurde die bisherige, durch Laband herrschend gewordene unpolitische Methode des Staatsrechts abgelehnt. Es wurde der Versuch gemacht, die staatsrechtliche Entwicklung auf drei Nenner zu bringen: erstens Demokratisierung, zweitens Synthese von Individualismus und Sozialismus und drittens Verbindung von Nationalismus und Internationalismus in überstaatlicher Organisation. Daneben lief eine rege publizistische Tätigkeit in zahlreichen Aufsätzen und Vorrrägen; auch war Schücking seit langen Iahren Vorsitzender der Ortsgruppe der Fortschrittlichen Volkspartei in Marburg. Die akademischen Kreise umgingen Schücking dauernd bei der Besetzung von Professuren. Auch scheiterten seine Bemühungen, in Marburg ein völkerrechtliches Seminar zu begründen, an dem Unverstand der beteiligten Kreise. Wie Schücking einmal in einer Sitzung des völkerrechtlichen Ausschusses der „Deutschen Liga für Völkerbund" erklärte, wurde von Seiten der MarburgerIuristen-Fakultät eine Außerung dm über, ob Schücking die nötige Befähigung zur Leitung eines derartigen Seminars habe, abgelehnt. Seinen Kollegen galt er nur als gefährlich und trotz seines weitgehenden Interesses für öffentliche Angelegenheiten konnte er es in Marburg nicht einmal zum Stadtverordneten bringen, da er als Pazifist und Temoklat nicht zu den Gutgesinnten gehörte! Hervorgehoben zu werden verdient noch in diesem Zusammenhang der ausgezeichnete Aufsatz Schückings über „Den Stand des völkerrechtlichen Unterrichts", der 1913 in der „Zeitschrift für Völkerrecht" erschien.

VIII.

Während des Weltkrieges war Schücking einer der ganz wenigen, die nicht umgefallen, vielmehr dauernd für einen wahren Rechtsfrieden und eine baldige Beendigung des Mordens eingetreten sind. Wir finden ihn schon im Oktober 1914 auf der Tagung eines Berner Verständigungs-Komitees. Im April 1915 nahm er an einer Versammlung des holländischen Anti - Oorlograads im Haag teil. Damals wurde die „Zentralorganisation für einen dauernden Frieden" gegründet, an der hervorragende Männer aus allen kriegführenden Ländern (abgesehen von Frankreich) mitarbeiteten. Schücking wurde Vertreter für Deutschland; er nahm als solcher an den beiden Berner Tagungen im November 1917 und im März 1919 teil. Auf der Haager Tagung vom April 1915 wurde auch unter starker Beteiligung Schückings das berühmte Mindestprogramm für einen dauernden Frieden aufgestellt, das auf zahlreiche Völkerbundentwürfe, die im Laufe des Krieges erschienen sind, maßgebenden Einfluß ausübte. Damals ging auch von englischer Seite durch den Vorsitzenden des Anti-Oorlograads, Dresselhuys, eine Friedensanregung aus, die durch Schücking weiter nach Berlin geleitet wurde, dort aber leider kein Entgegenkommen fand.

Als einer der ersten Mitarbeiter des „Bundes Neues Vaterland" schrieb Schücking damals eine viel beachtete und auch in der ausländischen Literatur oft zitierte Arbeit über „Die deutschen Professoren und der Weltkrieg". Er leitete ferner im August 1915 eine Versammlung des Bundes, in der über eine Denkschrift beraten wurde, die man der Regierung über einen annexionslosen Frieden einzureichen gedachte. Später war er nach Unterdrückung des Bundes einer der Mitbegründer der „Zentralstelle Völkerrecht" und hielt dort eine bedeutsame Rede über „Den Weltfriedensbund und die Wiedergeburt des Völkerrechts" (Leipzig 1917, Verlag Naturwissenschaften). Darin trat er als einer der ersten deutschen Gelehrten während des Weltkrieges für den Völkerbund ein. Im Dezember 1915 besuchte Schücking den damaligen Unterstaatssekretär Zimmermann und bat ilm vergeblich, doch darauf hinzuwirken, daß von deutscher Seite aus der Frage des Rechtsfriedens im Parlamente ein größeres Verständnis entgegengebracht würde. Einen ähnlichen Vorstoß mochte er im Frühjahr 1916 bei einigen Parlamentariern. 1916 überreichte er dem Reichskanzler eine wertvolle Denkschrift „Meeresfreiheit gegen Friedensgarantien" (abgedruckt in Schückings Buch „Der Dauerfriede", Kriegsaufsätze eines Pazifisten. Leipzig, 1917, ebenda). In meinen Kriegserinnerungen „Als Pazifist im Weltkriege" (Leipzig 1919, Der Neue Geist»Verlag) findet man mancherlei Ausführungen, die Schückings Verbalten wäbrend des Krieges in glänzendem Lichte erscheinen lassen.

Inzwischen aber waren die Militärbehörden auf Schücking aufmerksam geworden. Im September 1915 wurde ihm vom Generalkommando Kassel untersagt, über die Probleme der internationalen Organisation mit auswärtigen Gelehrten zu korrespondieren. Reisen ins Ausland zu machen oder sich auch nur in den Grenzgebieten des Deutschen Reiches aufzuhalten und feine Ideen über internationale Organisation auch in rem theoretischer Form durch Wort oder Schrift zu vertreten. Durch den Kurator der Universität wurde Schücking diese Verfügung eröffnet. Als sich später der Reichskanzler in seiner Erklärung vom 9. November 1916 auf den Standpunkt der internationalen Verständigung stellte, bat Schücking in einer Eingabe das Kasseler Generalkommando um Aufhebung der Verfügung, erhielt aber einen völlig ablehnenden Be scheid. Darauf sandte Schücking im Dezember 1916 an das Kriegeministerium eine Eingabe und bat um Auskunft darüber, ob nicht die inzwischen erfolgte Freigabe der Diskussion der Kriegsziele auch für ihn zu gelten habe. Diese Beschwerde blieb unbeantwortet, obwohl Schücking am 12. September 1917 erneut um Aufhebung der Verfügung bat. Erst im Iahre 1918 erhielt Schücking wieder vollkommene Redefreiheit.

Mit großem Eifer versuchten die Generalkommandos Schückings Schriften zu unterdrücken. Als seine erwähnte Arbeit über den Weltfriedensbund erschienen war, erhielt er von Seiten des Landrats von Marburg eine Vorladung und wurde gefragt, wie er dazu komme, trotz des gegen ihn bestehenden Verbotes pazifistische Schriften zu veröffentlichen. Schücking erklärte darauf, der betreffende Verleger habe die Schriften vor dem Druck dem zuständigen Generalkommando vorgelegt; letzteres habe die Genehmigung zum Druck erteilt und auch die Ausfuhr freigegeben. Als Schücking später in seinem Werk „Die völkerrechtliche Lehre des Weltkrieges" (Leipzig 1918, Veit 6, Co.) den Ursachen des ungeheuren Konfliks nachging und den Beweis zu führen versuchte, daß die Bemühungen um Aufrechterhaltung des Friedens nicht zuletzt an der Unvollkommenbeit der völkerrechtlichen Institutionen gescheitert seien, dauerte es etwa ein Iahr, bis die Militärbehorden auf wiederholte parlamentarische Interventionen, insbesondere durch seinen Fürsprecher Gothein, die Verbreitung des Buches gestatteten.

Schücking hörte nicht auf, in seinen Vorlesungen auch während des Weltkrieges immer wieder auf die Verständigung der Völker hinzuweisen. Deshalb wurde er aber auch immer wieder das Opfer geheimer Denunziationen beim Kultusministerium und Kurator und daran anschließender Untersuchungen, durch die jedesmal die Unwahrheit der Angabe,, über seine vaterlandsfeindlichen Äußerungen festgestellt wurde. Im Iahre 1917 erschien in der Sonntagsbeilage der „Deutschen Zeitung" ein Aufsatz, der darauf hinwies, daß Schückings Vorlesungen ein Skandal seien und jedes nationale Empfinden vermissen ließen. Der Kurator verlangte daraufhin wieder einen Bericht von Schücking. Schücking wies endlich diese Aufforderung als einen Eingriff in die akademische Lehrfreiheit ab und beschwerte sich über den Kurator bei dem Kultusministerium. Die Angelegenheit, bei der übrigens das Kultusministerium dem Kurator zunächst Recht gab, verlief schließlich im Sande. Bald darauf wurde jedoch Schücking abermals vor den Rektor gebeten, da eine dringende Anfrage des Generalkommandos Kassel über Schückings Aeußerungen im Kolleg vorlag. Schücking stellte sich auf den Standpunkt, daß der Rektor nur für die äußere Ordnung der Universität zu sorgen habe und daß ihm ein Eingreifen in den Inhalt der Vorlesungen nicht zustände. Der damalige Rektor, der als Vertreter der neutestamentlichen Wissenschaft hervorragende Theologe Heitmüller, besorgt um die Unabhängigkeit der Universität, wies in der Tat im Gegensotz zu seinen Vorgängern die Aufforderung des Generalkommandos grundsätzlich ab.

Die oberste Militärbehörde hatte immer bezüglich Schückings die Anscheuung vertreten, die ein bekannter General des Hauptquartiers gegenüber dem politischen Vertreter des Auswärtigen Amtes in die Worte zusammenfaßte: Schücking sei der größte Schweinehund in Deutschland, schlimmer noch als die Sozialisten.

Voll Verzweiflung über die politische Lage und den Mißerfolg seiner Bemühungen wandte sich Schücking in den beiden letzten Iahren des Weltkrieges vor allem wissenschaftlichen Studien zu, die mit dem Kriege zusammenhingen. Er schrieb zunächst das bereits erwähnte Buch „Die völkerrechtliche Lehre des Weltkrieges", ferner ein großes Werk über „Die Geschichte der Vermittlung", das demnächst in den Publikationen des Nobel-Instituts erscheinen wird. Seine „Internationalen Nechtsgarantien" (Hamburg 1918, Broscheck ec Co.) gaben vor dem Zusammenbruch noch einmal eine zusammenfassende Uebersicht über die Grundlagen der kommenden Weltorganisation. Schücking wurde auch Vorsitzender einer der Unterkommissionen der für die Schaffung eines Völkerbundentwurfes von der „Deutschen GesellsMft für Völkerrecht" im September 1918 eingesetzten Kommission.

Nach der Katastrophe erkannte man Schücking überall als denjenigen an, der am meisten, würdig sei, das neue Deutschland auf dem Gebiete des Völkerrechte zu repräsentieren. Er erhielt schon bald einen Ruf an die Universität Halle, den er aber ablehnte. Er wurde ferner Vorsitzender der „Kommission zur Untersuchung der Anklagen wegen völkerrechtswidriger Behandlung der Kriegsgefangenen". Die Tatsache, daß er nach dem Urteil dieser Kommission über den Fryatt-Fall nicht von seinem Amte als Vorsitzender zurücktrat, fand in pazifistischen Kreisen vielfach scharfe Kritik. Als einer der sechs Hauptdelegierten nech Versailles hat Schücking großen Anteil an der Abfassung der Deutschen Noten gehabt. Seine Ueberzeugung führte ihn in die Reihe derer, die den FriedenkverUeg grundsätzlich ablehnen wollten. Vor seiner Reise nech Versailles hatte er nech an der Schaffung des deutschen Regierungsentwurfg zum Völkerbund entscheidenden Anteil genommen.

Neuerdings hat Schücking zusammen mit Graf Mentgelas und Professor Mendelssohn-Bartholdy die Akten Kautkly über die Ccl'uidfiege herausgegeben.

Wie auf dem Gebiete des Völkerrechts, so hatte Schücking auch als Politiker nach der Revolution besondere Erfolge zu verze'chnen. Als Mitglied der Dernekratischen Partei wurde er in die Nationalversammlung gewählt und hielt darin schon bald eine große Rede über die Aufgaben der neuen Verfassung. Auch wurde er Mitglied des Untersuchungsausschusses der Nationalversammlung, der die Kriegsentstehung, die versäumten Friedenemöglichkeiten usw. nechprüfen soll.

So hat die Revolution Schücking den Platz angewiesen, der ihm vermöge seiner hohen Geistesgaben schon längst inmitten des deutschen Volkes gebührte. Was er auch in Zukunft noch zu leisten vermag, schon heute kann man es als sein bleibendes Verdienst hinstellen, daß er wie kein anderer Lehrer des Rechts auf deutschen Universitäten mit aller Entschlossenheit, trotz aller Verfolgungen, die Idee der Gerechtigkeit im internationalen Leben vertreten hat.

Arnolö Rechberg:

Oer Bolschewismus in Rußlanö.

I. Die Vorgeschichte der Sowjet-Regierung in Rußland.

Die erste russische Revolutionsregierung, an deren Spitze schließlich Kerenski stand, befriedigte das russische Volk in seiner Gesamtheit um so weniger, je länger sie im Amte war. Auf der einen Seite fühlten die Wohlhabenden sich durch diese Regierung in ihrem Besitz bedroht. Sie warfen der Regierung des Weiteren vor, daß sie die Ordnung im Heere aufgelöst und die Verwaltung des Landes verdorben und zu Grunde gerichtet habe. Die Anhänger des russischen Kaisers waren außerdem noch ganz besonders mit dieser Regierung unzufrieden, weil sie das Kaisertum gestürzt hatte. Auf der anderen Seite waren aber auch die Massen des russischen Volkes von der ersten Revolutionsregierung immer mehr enttäuscht. Diese Massen hatten die Revolution zunächst mit sehr großen Hoffnungen begrüßt. Es war ihnen versprochen worden und sie hatten gehofft, daß eine sozialistische Regierung den ganzen Besitz verteilen werde, ohne zu berechnen, daß bei einer solchen Verteilung nur ein kleiner Anteil auf jeden einzelnen Russen fallen könne. Das Volk war überzeugt gewesen, daß ihm eine sozialistische Regierung den H'nimel euf Erden bringen werde. Nun sahen die Massen, daß durch die Regierung Kerenski der Besitz nicht verteilt wurde, und schalten diese Regierung daher Verräter an der Sache des Volkes. Dazu kam noch, daß im Gegensatz zu den Hoffnungen des Volkes die Preise für die Lebensmittel dauernd stiegen, weil die Regierung Kereneki durch Herabsetzung der Arbeitszeit die Produktion nrch weiter vermindert hatte, welche durch die Revolutionsunruhen sowieso schon zurückgegangen war. Diese Lage bereitete einen denkbar günstigen Nährboden für die Propaganda der an sich kleinen bolschewistischen Partei. Die Bolschew'sten fegten nemlich, das Volk babe Recht und Kerenski sei ein Verräter, der von den Kapitalisten gekauft worden sei. Sie versprachen dem Volk, daß sie, die Bolschewisten, wenn sie an die Herrschaft kämen, den Besitz gleich verteilen würden, und daß sie somit die sozialistischen Ideale verwirklichen wollten.

Sehr merkwürdigerweise setzten die rechtsstehenden russischen Parteien dieser bolschewistischen Agitation wenig Widerstand entgegen. Sie glaubten nämlich, es sei ganz gut, wenn die Bolschewisten einmal an die Herrschaft kämen, denn sie rechneten damit, daß sich der Bolschewismus seiner praktischen Unmöglichkeit wegen nur ganz kurz halten würde und daß dann nachher das Volk von der Revolution überhaupt geheilt sein werde. Auch die Regierung Kerenski konnte den Bolschewisten keinen rechten Widerstand leisten, denn bei dem geringsten Verbot ihrer Propaganda erhoben die Bolschewisten ein großes Geschrei, daß die völlige Preßfreiheit eine der großen Errungenschaften der Revolution und als solche unverletzlich sei. So kam es, daß die Bolschewisten, kaum von irgend einem ernstlichen Widerstand gehemmt, dauernd an Boden gewannen. Schon im Sommer 1917 glaubten sie den Augenblick gekommen, um sich durch einen Putsch der Regierungsgewalt zu bemächtigen. Dieser Putsch schlug fehl. Er wurde durch Truppen unterdrückt, welche sich, obgleich gegenrevolutionär, hinter die Regierung Kerenski stellten, wobei die Zöglinge der Iunkerschulen am meisten hervortraten. Sogleich erklärten die Bolschewisten, daß sie mit dem Putsch garnichts zu tun gehabt hätten. Der Putsch sei nur dadurch hervorgerufen worden, daß man die Proletarier durch das Truppenaufgebot in Petersburg erbittert hätte. Es schien nach diesem Putsch, als ob die Bolschewisten gewissermaßen verschwunden seien. Man hörte nicht viel von ihnen und jedenfalls glaubte sich die Regierung Kerenski nicht mehr von ihnen bedroht. Dagegen hatte Kerenski vor seinen eigenen Truppen Angst, weil er eine Gegenrevolution der Truppen

fürchtete. Er hat daher die Truppen nicht besonders gut behandelt, undauch die Truppen wurden infolgedessen mit derRegierung Kerenski unzufrieden. Dadurch aber wurden sie für die Propaganda der Bolsche» wisten zugänglich, welche unter der Oberfläche weiterwühlten und denen, nachdem die Truppe genügend unterminiert war, ein zweiter Putsch im Spätherbst 1917 vollkommen gelang. Die Regierung Kerenski floh und die Bolschewisten rissen die Macht an sich.

II. Das System der S ', w j e t - R e g i e r u n g in Rußland.

Als die Bolschewisten zur Macht kamen, stand ihre Regierung zunächst auf sehr schwachen Füßen. Niemand glaubte, daß sie länger als einige Wochen dauern werde. Die Bolschewisten aber verstanden, sich vom ersten Tage an mit großer Umsicht zu befestigen. Sie bildeten zunächst eine Kerntruppe, die rote Garde, und gaben dieser Garde sogleich eine vierfach höhere Löhnung, als sie bisher an die Truppen gezahlt worden war. Gleichzeitig lösten sie alle nicht zur roten Garde gehörigen Truppen auf. Das gelang ihnen verhältnismäßig leicht, weil sie den Soldaten hohe Entlassungsgelder zahlten, sodaß auch die entlassenen Soldaten zunächst ganz zufrieden waren und zwar umsomehr, weil sie ja nun in ihre .veimat zurückkehren konnten. Das zu diesen Maßregeln notwendige Geld verschafften sich die Bolschewisten dadurch, daß sie vermehrt Papiergeld druckten, und das Volk merkte zunächst nicht, daß infolgedessen die Kaufkraft des Papiergeldes dauernd sank.

Den Beamten bezahlten die Bolschewisten ebenfalls sofort sehr viel höhere Gehälter, um auch sie an der bolschewistischen Regierung zu interessieren. Trotzdem verließen viele Beamte, welche der bolschewistischen Regierung nicht dienen wollten, ihre Stellungen. Die Bolschewisten stellten dafür Beamte ein, die unter der kaiserlichen Regierung wegen irgend welcher Amtsvergehen verabschiedet worden waren, die aber trotzdem natürlich Fachkenntnisse in der Verwaltung besaßen und die kein anderes Interesse hat!en, als gut bezahlt zu werden.

Auch die Bauern befriedigten die Bolschewisten dmch ihre Maßnahmen zunächst völlig, indem sie den vorhandenen Grundbesitz den Gemeinden zur Verteilung übergaben. Gleichzeitig übergaben die Bolschewisten den Industriearbeitern,so wie sie versprochen hatten, die industriellen Werke, ebne Entschädigung der Besitzer oder der Aktionäre und machten dadurch auch zunächst die Arbeiter zu Anhängern ihrer Regierung. So regte sich keine Hand gegen sie, als sie gestützt auf die breiten Massen des Volkes die bürgerlichen Bankgutbaben beschlagnahmten und an sich nahmen, womit sie einen großen Teil des bürgerlichen Privatkapitals in die Hand bekamen.

Durch alle diese Maßnahmen gewannen die Bolschewisten Zeit, ihre rote Garde zu einer fest gefügten Truppenmacht zu entwickeln. Die Soldatenräte in der roten Garde wurden unter dem Vorwand abgeschafft, daß diese Garde ja direkt unter dem Befehl und unter der Aufsicht des obersten Rates stehe. Die Disziplin wurde erst vorsichtig und dann immer energischer wieder bergestellt. Die Todesstrafe wurde wieder eingeführt und immer häufiger und immer rigoroser bei jedem Verstoß gegen den Gehorsam angewandt, während der Truppe sonst erlaubt wurde, unter dem Vorwande der Beschlagnahme alles zu plündern. Sobald die Bolschewisten nun ihre Truppenmacht fest in der Hand hatten, erklärten sie zunächst die Pressefreiheit als ein bürgerliches Vorurteil. Alle nicht bolschewistischen Zeitungen, auch solche, die deutschen Blättern wie etwa dem „Vorwärts" entsprachen, wurden verboten, und um sicher zu gehen, ließen die Bolschewisten alle ihnen unbequemen Schriftsteller durch die rote Garde aufhängen. Inzwischen war die Entwicklung in der Industrie die folgende gewesen5 Die Arbeiter mißtrauisch gegen die bisherigen Leiter der industriellen Werke hatten diese meist verjagt oder tot geschlagen, um dann die Werke in eigene Verwaltung zu nehmen. Die Arbeiter begannen dann fast regelmäßig die vorhandenen Kapitalereserven, die ihnen unnützlich erschienen, unter sich zu verteilen. Nechdem die Arbeiter dann dies verteilte Geld ausgegeben batten, verteilten sie c,i ch das Betriebskapital des Werkes unter sich, und zwar entweder direkt oder in der Form von Löhnen, deren Höhe keineswegs im Verhältnis zu dem Einkommen des Werkes stand. War dann auch das Betriebskapital aufgebraucht, dann haben die Arbeiter die Maschinen oft sogar als Schrott verkauft, und schließlich standen sie brotlos auf der Straße. Dann blieb ihnen nichts anderes übrig, als in die rote Garde einzutreten.

Handelte es sich um Werke, deren Produktion für den Bedarf der roten Garde wichtig war, ließen die Bolschewisten es nicht so weit kommen. Sobald die Verteilung der Reserven und des Betriebskapitals durch die Arbeiter getätigt war, aber noch vor dem Verkauf der Maschinen, erklärten sie ein solches Werk als nationalisiert, d. h. sie übernahmen es in ihren eigenen Besitz. Dann wurde den Arbeitern eröffnet, daß sie nunmehr der Volksregierung und der Revolution dienten, und daß also jeder Streik „gegenrevolutionär" sei. Das Streikrecht wurde nun somit aufgehoben. Unter der Losung „Alles für das Proletariat" wurde die Arbeitszeit steigend auf 10, auf 12 und zuletzt auf 14 Stunden erhöht. Dabei wurde die Prügelstrafe gegen lässige Arbeiter eingeführt. Als die entsetzten Arbeiter dann doch zu streiken versuchten, gingen die Bolschewisten mit ihrer inzwischen stark gewordenen roten Garde äußerst energisch gegen sie vor. In einem Moskauer Werk, dessen 3000 Arbeiter zu streiken versuchten, ließen die Bolschewisten sämtliche 3000 Arbeiter mit Maschinengewehren erschießen. Sie nennen dergleichen einen gegenrevolutionären Arbeiteraufstand „liquidieren."

Die Bolschewisten haben in ihrer roten Garde Bataillone, welche sie aus Chinesen gebildet haben, die von der früheren kaiserlich russischen Regierung während des Krieges als Arbeitskräfte herangezogen waren. Daraus erklärt sich vielleicht, daß gegen streikende Arbeiter von der roten Garde häufig chinesische Torturen angewandt wurden und werden. Eine oft angewandte, übrigens in China ganz bekannte Tortur ist folgende: Der betreffende Arbeiter bezw. Streikführer wird auf den Fußboden festgebunden, dann wird auf seinen Bauch eine Ratte gesetzt und über diese Ratte ein irdener Topf gestülpt. Auf diesen Topf werden heiße Steine gelegt. Die Ratte, durch die Hitze bedroht, sucht einen Ausweg und wühlt sich durch die Eingeweide des betreffenden Arbeiters hindurch.

Auch die Bauern haben die Bolschewisten, sobald ihre rote Garde fertig war, ganz in die Hand bekommen und zwar durch folgendes Mittel: Sie bildeten in jedem Dorfe einen Rat der armen Bauern, der aus den arbeitsscheuen Elementen des Dorfes zusammengesetzt wird. Dieser Rat der armen Bauern hat in jeder Gemeinde möglichst viel landwirtschaftliche Produkte für die Bolschewisten zu beschlagnahmen. Als Belohnung für diese Tätigkeit erhält der Rat der armen Bauern die eine Hälfte der beschlagnahmten Produkte für sich, während die andere Hälfte den Bolschewisten zugeführt wird. Natürlich haben die fleißigen und arbeitsamen Bauern wiederholt und überall versucht, sich gegen dies System aufzulehnen, und zuweilen die Räte der armen Bauern totgeschlagen. Dann entsandten die Bolschewisten eine Abteilung rote Garde und ließen das betreffende Dorf niederbrennen und seine Bewohner aufhängen. Da die Bolschewisten unter der Landbevölkerung ebenso überall ihre Spitzel habe,i, wie unter den Industriearbeitern, können sie jede Erhebung schon in ihren Anfängen mit Gewalt elsticken. Trotzdem sind besonders im Anfang der bolschewistischen Herrschaft große Bauernaufstände ausgebrochen, dabei haben die Bolschewisten dann viele Tausende von Bauern erhängen und erschießen lassen. Und so wagen die Bauern jetzt ebenso wenig wie die Industriearbeiter an eine Auflehnung gegen die Bolschewisten auch nur ;u denken. Nach dem allen ist es kein Wunder, daß die altgläubigen russischen Bauern nunmehr glauben, die Regierung der Bolschewisten sei die Herrschaft des Antichrist, d. h. des Teufels.

Durch das System der bolschewistischen Herrschaft ist die landwirtschaftliche Produktion in Rußland ganz wesentlich zurückgegangen. Die Bauern bauen nur noch, was sie zum eigenen Lebensunterhalt gebrauchen, denn sie wissen nicht, ob ihnen auch das nicht noch abgenommen wird. In dem landwirtschaftlich einst so reichen Rußland, welches nicht nur seine eigene Bevölkerung, sondern halb Europa mit billigen Nahrungsmitteln versorgte, herrscht daher die Hungersnot. Da aber die Bolschewisten für sich und ihre rote Armee in dem weiten Lande immer noch genug finden, ist es ihnen gleichgültig, ob Hunderttausende des Volkes zu Grunde gehen.

Da nun die Herrschaft der Bolschewisten ausschließlich auf ihrer Militärmacht, d. h. auf ihrer roten Garde beruht, haben sie deren Ausbau eine wesentliche Sorgfalt zugewandt. Sie erkannten bald, daß eine Armee ohne gute und energische Offiziere nicht bestehen kann. Derartige Offiziere konnten die Bolschewisten aber nur unter den ehemaligen kaiserlichen Offizieren finden. Sie haben daher eine große Anzahl dieser Offiziere in die rote Garde eingestellt. Diese Offiziere waren vor die Wahl gestellt, entweder zu verhungern oder erschossen zu werden, oder ober bei den Bolschewisten glänzend bezahlte Dienste zu nehmen. Sehr viele der kaiserlich russischen Offiziere haben daher das letztere wählen müssen. Um nun dieser Offiziere sicher zu sein, behandeln die Bolschewisten die Familienangehörigen der Offiziere als Geiseln. Erregt ein Offizier ihr Mißtrauen oder läuft er gar zum Gegner über, werden seine Kinder vom jüngsten an aufwärts und zuletzt seine Frau erschossen oder erhängt. Ist der Offizier nicht verheiratet, werden andere Anverwandte von ihm erschossen. Früher sind häufig die Flieger der bolschewistischen Truppen zum Gegner hinübergeflogen und nicht wiedergekommen. Dagegen haben sich die Bolschewisten jetzt durch folgende Maßnahmen gesichert: Sie haben die Flieger in Mannschaften zu sechs zusammengestellt, von denen nur zwei fliegen dürfen und vier zurückbleiben. Kommen die beiden, die geflogen sind, nicht wieder, werden die vier zurückbleibenden erschossen.

Unter dem Druck der eisernen Militärherrschaft, welche die Bolschewisten aufgerichtet haben, führen sie nun seit zwei Iahren Krieg, trotzdem das russische Volk schon vor der Bolschewistenherrschaft völlig kriegsmüde war, und obgleich die Bolschewisten dem russischen Volk den Frieden versprochen hatten, ehe sie zur Macht kamen. Dieses Versprechen war auch eins der Mittel, welches die Bolschewisten anwandten, um die Massen solange für sich zu gewinnen, bis sie die militärische Macht in der Hand hatten.

Wenn heute noch in den westeuropäischen Ländern der Bolschewismus, weil er der sozialistischen-demokratischen Regierung Kerenskis nachfolgte, vielfaeh als eine nur sehr radikale sozialistische Regierung angesehen wird, so ist das also ein Irrtum. Besonders viele Arbeiter der westlichen Kullurländer glauben sebr irrigerweise, daß die Bolschewisten eine Regierung seien, welche nech den Intentionen und zum Wohl der Arbeitermassen handele. Tatsächlich haben sich die Bolschewisten aber der sozialistischen Formel nur bedient, um die Macht an sie» zu reißen und um diese Macht dann zum persönlichen Vorteil einer ganz begrenzten Anzahl von Parteigängern auszunutzen. Die Regierung der Bolschewisten ist ganz einfach eine Herrschaft von Verbrechern, welcher jede menschliche Idee fehlt. So kommt es, daß die Bolschewisten, während das russische Volk in Not und Elend verkommt, in schwelgerischem Lurus leben. Tie Zahl ihrer Parteimitglieder ist eine sehr beschränkte und niemand wird mehr zur Partei zugelassen.

Daraus ergibt sich aber, daß die Bolschewisten die Bahn des Verbrechen«, welche sie beschritten haben, unmöglich wieder verlassen können. Wollten sie des eiserne Band des Schreckens, mit dem sie Rußland umspannen, auch nur im geringsten lockern, dann würde die durch diesen Schrecken allein niedergehaltene Wut des Volkes jeden einzelnen der Bolschewisten in Stücke zerreißen. Eine Entwickelung des Bolschewismus zu einer erträglichen Regierungsfoim scheint daber undenkbar.

III. Die auswärtige Politik der Sowjet-Regierung

in Rußland.

Was die auswärtige Politik der Bolschewisten angeht, so ist zunächst zu beachten, daß in dem Wesen des Bolschewismus der Offensivgedanke liegt. Das offen erklärte Ziel des Bolschewisten ist die Weltrevolution als Mittel zur Errichtung ihrer Herrschaft über die ganze Welt. Außerdem ist der Offensivgedanke für den Bolschewismus eine Notwendigkeit. Das Wesen eines Regierungssystems, wie es das bolschewistische ist, läßt sich der Menschheit wohl für einige Iahre verschleiern, aber nicht auf immer. Würde der Bolschewismus in seinem Wesen aber erst allgemein erkannt, dann wird sich die ganze Zivilisation einschließlich der Arbeiter aller Länder bewaffnen, um mit diesem Verbrechen abzurechnen. Die Bolschewisten müssen also die Weltrevolution herbeiführen, ehe es soweit kommt, oder sie sind verloren.

Es kann daher kein Friede zwischen den Bolschewisten und der übrigen Welt werden, so wenig wie zwischen Tigern und Menschen. Die Bolschewisten sind allerdings immer geneigt, Frieden zu jeden beliebigen Bedingungen zu unterschreiben, sie können aber ihrem Wesen nach garnicht die Absicht haben, Frieden zu halten, und sie betrachten also jeden Friedensschluß nur als ein Hilfsmittel, um ihrer Propaganda bequemere Wege zu öffnen. So haben die Bolschewisten mit Deutschland den Frieden von Brest » Litowsk geschlossen mit der von vorneherein feststehenden Absicht, diesen Frieden niemals zu halten. Sie verpflichten sich im § 2 des Friedensvertrages von Brest-Litowsk, keinerlei Propaganda in Deutschland zu treiben. Und es ist nachgewiesen, daß ihr Botschafter in Berlin seine eigentliche Tätigkeit auf eine derartige Propaganda verwandt hat, während seine sonstigen diplomatischen Verhandlungen mit der deutschen Regierung nur Verschleierungsmanöver waren. Als die deutsche Regierung endlich erkannte, was der bolschewistische Botschafter in Berlin tat, war es schon zu spät und er konnte in dem Gefühl abreisen, daß der Erfolg seiner Tätigkeit gesichert sei.

Das wesentlichste Kampfmittel der bolschewistischen Außenpolitik ist ihre Propaganda, welche zunächst das Ziel hat, die Arbeiterrnassen der Kulturnationen so lange über das Wesen des Bolschewismus zu täuschen, bis die Bolschewisten ihre Herrschaft in dem betreffenden Lande aufrichten können. Sie versuchen, die Arbeiter der anderen Länder ganz ebenso zu täuschen, wie sie die russischen Arbeite:massen getäuscht haben.

In der Propaganda selbst sind die Bolschewisten allen anderen Regierungen überlegen. Da sie im eigenen Lande kein Geld brauchen und relativ wenig Geld ins Ausland ausgeben, können sie allein schon alle ihnen in die Hände gefallenen ausländischen Werte für ihre Propaganda verwenden. Diese Werte bilden zusammen sebr große Fonds. Die Agenten der bolschewistischen Propaganda sind also reichlich mit Geld versehen, und sie sind ganz außerordentlich gewandt. Es kommt diesen Agenten ihre politische Vergangenheit zu Gute. Man darf nicht vergessen, daß die Belschewisten vor dem Kriege als mittellose Flüchtlinge in der Schweiz lebten. Dort war gewissermaßen ihre Operationsbasis, von der aus sie im ständigen Kampfe mit der glänzend ausgebildeten politischen Polizei des russischen Kaiserreiches vorgingen. Die russische Geheimpolizei verfügte über große Mittel und war skrupellos in deren Anwendung. Trotzdem ist es den Revolutionären immer wieder gelungen, die im Frieden gut bewachte russische Grenze zu überschreiten und in Rußland selbst Zentren der revolutionären Bewegung zu gründen. Das beweist, daß sie an Gewandtbeit der russischen politischen Geheimpolizei überlegen gewesen sein müssen. Den jetzigen Bolschewisten sind daher alle Gerissenheiten des Ver> schwörertums bis zum Äußersten geläufig. Iede Paßfälschung, jede Verschleierung der Persönlichkeit und jede Verstellung sind ibnen selbstverständlich und natürlieh.

Die bolschewistischen Führer sind sich bewußt, daß es für sie wertvoll ist, wenn die Fortschritte ibrer Propaganda bis zur vollen Reife ihres Resultats, soweit irgend möglich, unbemerkt bleiben. Sie verbreiten daher in regelmäßigen Wellen seit Beginn ihrer Herrschast die Nachricht, daß der Bolschewismus im Aussterben sei. Dadurch ist es ihnen gelungen, daß die Kulwrnationen eine durchgreifende Gegenaktion bisher für unnötig und zwecklos gehalten haben. Schon im Winter 1918 trugen sich sehr maßgebende deutsche Politiker mit dem Gedanken, durch deutsche Truppen die bolschewistische Regierung zu stürzen, um an ihre Stelle eine mit Deutschland verbündete bürgerliche zu setzen. Sofort begannen die Bolschewisten durch ihre Agenten überall in Deutschland die Nachricht zu verbreiten, daß der Bolschewismus in den letzten Zügen liege, daß die bolschewistischen Fübrer olles zur Flucht vorbereitet hätten und daß sie sich nur noch niit größter Mühe halten könnten. Sie haben dadurch erreicht, daß die deutsche Reichsleitung zu der Überzeugung kam, es sei unnötig, den Bolschewismus zu stürzen, weil er entweder sowieso zusammenbrechen werde, oder weil ihm russische gegenrevolutionäre Generale schon ein Ende bereiten würden. Bei dem allen kommt es dem Bolschewiki zu Gute, dā die russischen Flüchtlinge im Ausland, welche meist den begüterten Kreisen angehörten, stets behaupten, der Bolschewismus gehe seinem Ende entgegen. Diese Behauptung der russischen Flüchtlinge, welche sich immer wieder als falsch erwiesen bat, beruht auf zwei Ursachen: einmal hoffen diese Flüchtlinge mit allen Fasern ihres Herzens auf den Zusammenbruch der Bolschewikiregierung, und es ist menschlich, daß sie glauben, was sie hoffen. Zweitens aber gehen die Mittel dieser Flüchtlinge in vielen Fällen zur Neige und sie glauben, mehr Kredit auf Grund ihres rechtmäßigen russischen Besitzes zu finden, wenn sie das Ende des Bolschewismus voraussagen.

Ein großer Vorteil für die Bolschewisten liegt in den Streitigkeiten und in dem Mißtrauen der westlichen Kulturvölker gegeneinander. Der größte Erfolg der Bolschewisten war der Friedensvertrag von Versailles, an diesem Erfolg haben sie mit großem Geschick und sehr aktiv gearbeitet. Als die ersten Engländer und Franzosen nach dem Abschluß des Waffenstillstandes in Deutschland ankamen, haben mehr oder weniger verkappte Agenten des Bolschewismus diesen Engländern und Franzosen das Märchen von einer noch immer vorhandenen operationsfähigen deutschen Armee aufgebunden, welche nur den günstigen Augenblick erwarte, um über die

Westmächte herzufallen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Märchen sebr wesentlich dazu beigetragen hat, die Bedingungen des Versailler Vertrages zu verschärfen. Dieser Vertrag hat wiederum das deutsche Volk auf das äußerste erbittert und damit die Neigung vieler Deutschen gesteigert, den verführerischen Anerbietungen der Bolschewisten Gehör und Glauben zu schenken. Bei dem allen haben die Bolschewisten sebr geschickt das Mißtrauen ausgenutzt, welches naturgemäß zwischen Völkern, welche jahrelang gegeneinander gekämpft haben, besteht. Sowobl in der Presse der Ententevölker, wie in der Deutschlands tauchen auch jetzt immer wieder Nachrichten auf, welche geeignet sind, den Völkerbaß zu Gunsten der Bolschewisten nicht einschlafen zu lassen. Diese Nachrichten erweisen sich oft wenige Tage später als falsch, und es kann keinem Zweifel unter

liegen, daß sie vielfach direkt oder indirekt aus bolschewistischer Quelle stammen, während die Zeitungen, welche sie verbreiten, meist in gutem Glauben handeln. . Ebenso ist es wahrscheinlich, daß auch der „Oberste Rat" in Versailles zuweilen indirekt von den Bolschenisten beeinflußt wurde, ohne daß die Staatsmänner, welche dort versammelt sind, im entferntesten auf diesen Gedanken kamen.

Die Herrschaft des Bolschewismus bedeutet also nicht nur eine Knechtung des russischen Volkes, sie ist zugleich eine furchtbare Gefahr für alle Kulturvölker und nicht zum wenigsten gerade für die Arbeiter der ganzen Welt. Vielleicht erkennen die Kulturvölker diese Gefahr rechtzeitig genug, um sie noch wirksam bekämpfen zu können. Die Befreiung Rußlands vom Bolschewismus ist die Grundlage für die Wiedergesundung Europas. Dazu kommt, daß Rußland, wenn es befreit und wieder aufgebaut wird, auch wieder reichliche und daher billige Nahrungsmittel für Europa hervorbringen kann.

Staatsminister Sigurö ?bfen:
Sas Problem Oeutschlanö.

Übersetzt von Dr. E. Süersen.

Die nachstehenden Betrachtungen über das „Problem Deutschland" hat Staatsminister Sigurd Ibsen unter dem 13. September 1919 in der norwegischen Zeitung „Aftenposten", Kristiania, veröffentlicht. Sie werden in deutscher Übersetzung hier mit ausdrücklicher Genehmigung Sigurd Ibsens wiedergegeben. Die Gedankengänge und Betrachtungen dieses Diplomaten und Politikers von Fach aus einem neutralen Lande sind außerordentlich interessant und lehrreich und beachtenswert genug, um auch in Deutschland einem weiteren Kreise bekannt gemacht zu werden. Zu ihnen gegebenenfalls Stellung zu nelmen, wird den allein dazu Berufenen vorbehalten bleiben müssen.

I,

Man hat sich oftmals gewundert über die suggestive Kraft, mit der einzelne bedeutende Männer zeitweilig einem ganzen Volke haben ihr Gepräge geben können, die ganze Denkweise eines Volkes zu beeinflussen vermocht haben. Dieselben Franzosen, die noch jüngst für Menschheitsrechte und Weltbrüderschaft schwärmten, wurden unter Napoleon eine Nation, die nur noch von kriegerischer „ßwire" zu träumen schien. Die Deutschen, die man halb bewundernd, halb mitleidig das Volk der Dichter und Denker nannte, wurden zu Europas größter Militärmacht und zu Englands gefährlichstem Konkurrenten auf dem Weltmarkte, nachdem auch sie, seit Bismarcks Auftreten, Realpolitiker geworden waren.

Derartige Verändeungen würden ans Wunderbare grenzen, wenn man „Suggestion" — wie dies freilich in der Regel zu geschehen pflegt — mit Eingebung, Beeinflussung definiert. Richtiger dürfte es sein, bei Suggestion von. einem ins Leben rufen, einem Erwecken, einem Freimachen zu sprechen. Der Zusammenhang dürfte sich so viel einfacher erklären: die Franzosen sind sowohl? für große Ideen zugänglich, wie für die Lockungen des äußeren Prestige, der Deutsche hat nicht minder Sinn fürs Praktische, wie auch eine Begabung für alle^ Tiefe und Beschauliche. Im Grunde bedarf es schließlich nur eines starken Impulses, um die eine oder die andere Begabung in den Vordergrund treten zu lassen.

Solch ein Impuls, solch ein Anstoß ist wie der zündende Funke, wie die treibende Hefe. Die Wirkung kann überraschend sein; erreicht wird sie nur, wenn zwischen dem, der sie hervorruft, und dem, an dem sie hervorgerufen wird, eine gewisse Geistesverwandtschaft besteht; mit anderen Worten, da, wo verwandte Geister sich treffen. Ein Genie kann bei einem Volke keine Genialität hervorrufen, denn Genialität beruht auf dem Zusammentreffen gewisser Eigenschaften, dje stets individuell sind. Suggestiv kann die Wirkung des Genies nur sein in Bezug auf die eine Eigenschaft, die es mit anderen Menschen gemein hat, die bei ihm aber in seltener Stärke vorhanden ist, und die es in seiner ganzen Persönlichkeit zur Geltung bringt.

Darum ist auch die oft wiederkehrende Meinung, Bismarck habe das deutsche Volk nach seinem Ebenbilde umgeformt, nur mit Vorbehalt richtig. Iener unerbittliche Realist mit der poetischen Ader, mit der ätzenden Kritik, dem schöpferischen Tatendrang, mit dem klaren Verstand, dem brausenden Temperament, war eine viel zu eigenartige Erscheinung, als daß man sein ganzes Wesen bei einem anderen Individuum hätte leicht wiederfinden können, geschweige denn, daß er sein Wesen auf eine ganze Nation hätte übertragen können. Womit er dem neuen Deutschland einen Stempel aufdrückte, das war nur eine Seite seines höchst komplizierten Gesamtwesens, freilich eine vorherrschende Seite: nämlich' der Wille zur Macht. Hierin war er ein Erwecker, hiermit hat er Kräfte aufgelöst; und hier konnte er Widerhall finden, denn der Wille zur Macht entsprieht einem allgemein herrschenden Drange, er ist tief verwurzelt in der menschlichen Natur.

II.

Noch stets hat im staatlichen Leben der Völker die Machtfrage eine Hauptrolle gespielt. Daß dem so ist, braucht gar nicht erst hervorgehoben zu werden. Ieder, der die Geschichte seines Landes gelesen hat, weiß, wie Kriege, Unterdrückung, Übergriffe aller Art für die Grenzen der Staaten bestimmend gewesen sind, wie auch für die innerpolitische Organisation eines Volkes, ja überbaupt für die gesamte Verteilung der Erde.

Aber er weiß auch, daß in dem Maße, wie die Kultur fortschreitet, sich dio

Macht wegen ihrer Nacktheit zu schämen beginnt, und daß sie nach und nach sich mit dem Mantel des Rechts bekleidet. Dieses juristisch-moralische Bekleidungsstück wechselt je nach den Umständen: in der mehr zurückgebliebenen auswärtigen Politik beschränkt es sich oftmals darauf, ein eben notdürftiges Feigenblatt zu sein, iväbrend es in der relativ fortgeschrittenen inneren Politik die Wirklichkeit der Dinge außerordentlich dekorativ zu verhüllen vermag.

Sieht man indessen näher zu, so kann man auch hier nicht umhin, wahrzunehmen, daß Staatsverfassungen und Rechtssysteme im wesentlichen Bestätigungen des jeweiligen Machtverhältnisses sind. Zu allen Zeiten sind die Gesetze Oer Schlüssel gewesen zur Weltanschauung der jeweiligen Machthaber, zu ihrer "Auffassung der gesellschaftlichen Ordnung, sind Gesetze benutzt worden als Werkzeuge zur Verwirklichung der besonderen Ziele dieser Machthaber. Ehemals waren die die Privilegierten, die die Vorrechte der Geburt und des Reichtums bis zum äußersten ausnutzten; heute versucht das Proletariat mit der gleichen Rücksichtslosigkeit einseitig die Interessen der unteren Volksschichten zu fördern.

Solange im wirtschaftlichen Klassenkampf und im Parteiwesen nur das Ziel «erfolgt wird, den anderen zu vertreiben, lediglich um selbst etwas dabei zu <rwischen, so lange werden vermutlich auch die Staaten bei Regelung ihrer Beziehungen zu einander keiner höberen Moral huldigen, als der, welche ihre Staatsbürger untereinander üben. Mehr noch als bei inneren Angelegenheiten bietet die auswärtige Politik Gelegenheit, Machtmittel zu gebrauchen, um den Endzweck, <ben die Macht, zu erlangen.

Nur herrscht noch eine gewisse Scheu, diesen Tatsachen unverbüllt ins Auge zu sehen. Als Bismarck den Ausspruch tat, daß die großen Fragen der Zeit mit Blut und Eisen gelöst werden würden, wirkte er verblüffend. Und doch konstatierte er damit nur eine bekannte Tatsache. Er tat den Ausspruch mit Bezug auf das Verhältnis zwischen Preußen und Österreich, und es ist eine uralte Erfahrung, daß bei Differenzen zwischen Staaten die Macht die ultima, ratio ist. Aber man «ar damals nicht an einen solchen Freimut gewöhnt. Zur Not wird solche Offenheit in der äußeren Politik ertragen, obschon auch hier die maßgebenden Kreise es lieben, Handlungen, die zwischen Mensch und Mensch als Überfall und Raub angesehen werden, mit schönen Schlagworten zu umschreiben wie: es gälte nur das Wohl und die Ehre der Nation, oder es bandle sich nur um die Sache der Gerechtigkeit, um die Aufgaben der Zivilisation. Aber ich möchte den lebenden Staatsmann sehen, der offenherzig genug zu sein wagte, um einzugestehen, daß seine innere Politik von Machtzwecken diktiert sei und nur von ihnen allein.

„In der Heuchelei," schrieb La Rochefoueauld, „huldigt das Laster der Tugend" *) — und die politische Heuchelei macht davon keine Ausnahme. Es

") Tiesrs von Ibsen auf norwegisch wiedergegeben« Zitat lautet im Original: I^dvpoci'isie est un Kommage, que le vice renct ü lu vertu. Vgl. I.a tinctielouc.^ulä: I.es .Vlsxirve» Nr. StS, Seite IW: Paris: Ernest Flammarion o. I.

lebt in den Menschen mehr oder minder bewußt die Erkenntnis, daß den Traditionen der Realpolitik zum Trotz die Macht nicht die richtige Grundlage unserer Lebensordnung bildet, oder wenigstens, daß es notwendig ist, sie scheinbar mit einer höheren Ordnung der Dinge in Einklang zu bringen.

So gleicht die Politik dem Ianushaupt mit dem doppelten Antlitz. Das eine zeigt uns die politische Praris, das andere zeigt uns, daß auch in der Politik man sich des Vorhandenseins von Kulturaufgaben bewußt ist.

Machtkämpfe gehören zur politischen Praxis. Der politische Kampf ist ein Kampf um Existenzbedingungen, ja oft ist er schlechterdings nichts anderes als ein Kampf um die Nahrungsmittel: es wundert keinen, wenn dabei Machtfragen im Vordergrunde stehen.

Aber auf der anderen Seite ist auch die Politik sich des Vorhandenseins einer Kultur bewußt. Und in dieser Erkenntnis wird der herrschende Zustand beklagt und verurteilt, oder im günstigsten Falle als ein noiwendiges Übel angesehen, dem man wenigstens soweit wie irgend möglich zu steuern trachten müßte.

Die Folge dieser Erkenntnis ist nun, daß in der Regel die Machtkämpfe nicht mehr unverhüllt sich abzuspielen wagen, sondern unter dem einen oder anderen Rechtsvorwande geführt werden. Es ist mit der nackten Maeht nicht anders wie mit dem nackten Körper: auch sie zeigt sich nicht gern m ibrer Nacktheit deiri Beschauer.

Bismarck hat diese politische Schamhoftigteit verletzt. Seine Beweggründe, die ein anderer an seiner Stelle zu verbergen gesucht hätte, offenbarte er in jedem Falle mit einer geradezu brutalen Aufrichtigkeit. Und er konnte sich das erlauben bei der Größe seiner Persönlichkeit und seiner Erfolge. Aber für da^ deutsche Volk war dieses Beispiel schicksalsschwanger.

Was Deutschland in den schlechten Ruf brachte, war nicht der Wille zur Macht an und für sich. Denn den hatte es gemein mit den anderen Großmächten, und keiner würde es ihm verdacht haben, daß es gleich wie die anderen nach einer Ausbreitung seines Einflusses strebte. Das, was schließlich zu seinem Unglück wurde^ war, daß auch nach des Kanzlers Fall sich Deutschlands Machtwille in Bitmarckschen Wendungen kundgab. Das Ausland hätte diese Wendungen bei einem Bismarck ertragen, fand sie aber unerträglich bei seinen Nachfolgern, die wohl seine Kürassierstiefel, nicht aber seinen Kopf geerbt hatten.

Man kann noch so viel von einer für alle in gleicher Weise gültigen Moral sprechen — eine Tatsache bleibt es darum doch, daß die gleichen Handlungen und die gleichen Worte ungleich geweitet werden, je nachdem sie wesensverschiedeno Menschen begehen oder äußern. Selbst Verbrechen ist man geneigt leichter zu verzeihen, wenn sie von wirklichen Persönlichkeiten begangen werden. Eine außergewöhnlich begabte Persönlichkeit ruft nämlich ein ästhetisches Wohlbehagen hervor, das unter Umständen stärker sein kann als das ethische Unbehagen, das das Verhalten dieser Persönlichkeit uns einflößt. Ia, sogar Eigenschaften wie Egoismus, Hartherzigkeit, Verachtung anderer, welche im Alltagsleben verletzen, können imponieren und üben unwillkürlich eine Anziehungskraft aus, und zwar gerade dann, wenn sie sich in gewaltiger Stärke zeigen. Eben weil sie dadurch ihre Wesensverwandtschaft mit dem Schicksal und seiner Größe zeigen, und wie aus einem Guß mit ihm erscheinen.

Wie man hieraus ersieht, ist die Proportionalität das unterscheidende: es muß zwischen der Persönlichkeit und ihren Methoden Haimonie herrschen, das rechte Verhältnis bestehen. Darum: wenn Bismarck, wie es heißt, Schule gemachr bat, so mußte das mit der Zeit zu einem Unglück führen. 'Es klingt paradox, ist aber eine Behauptung, die sich wohl verteidigen läßt: Bismarck würde sein Werk gekrönt haben, wenn er, nach Gnindung des Reiches, selbst Hand daran gelegt hätte, Deutschland von den Biemarckschen Formeln zu befreien.

Eine andere Frage ist es allerdings, ob es überhaupt möglich ist, daß ein Mann in dem Maße über sich selbst hinaus wächst. Auch für einen Biemarck gab es Grenzen. Iedenfalls scheint ihm der Blick dafür gemangelt zu haben, daß Realpolitik eben gerade an einem Übermaß von Realiemus zu seheitern vermag. Die Menschen leben nicht ven Tatsachen allein; sie wollen auch noch andere Speise, um satt zu werde.i, und seien es auch nur klingende Worte.

In diesem Zusammenhange entsinne ich mich eines Bikmarckwortes, das ich freilich aus dem Gedächtnis wiedergeben muß, da ich zurzeit den Tert nicht zur Hand habe. Er sagte etwa folgendes: „Gebt dem Franzosen eine gute Tracht Prügel, aber haltet zu gleicher Zeit vor ihm eine Rede über Freiheit und Menschenwürde, und er bildet sich ein, daß er nicht geprügelt wird."

Das bezeichnende bei diesem Ausspruch Bismarcks ist, daß er einen Charakterzug als eigentümlich französisch angesehen zu haben scheint, der allen selbstbewußten Nationen eignet. Das, worüber er sich lustig macht, ist in Wirklichkeit ein Verfahren, das die moderne Staatskunst gar nicht genug beherzigen kann. So wie es derzeit mit der Politik noch steht, sind Schläge unvermeidlich, aber es ist nicht länger ratsam, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Und in jedem Fall ist das Sprechen von Freiheit und Menschenwürde außerordentlich geeignet, um die Prügel weniger fühlbar zu machen. Außerdem hat diese Methode noch den Vorteil, daß sie nichts kostet.

Bismarck verschmähte dieses gleich wirksame und billige Mittel, und er persönlich konnte das wohl. Aber daß auch seine Nachfolger es verschmähten, gereichte dem deutschen Renommee nur zum Schaden. Der Geist der Zeit wünscht nun einmal ein gewisses Quantum Idealismus. Am liebsten will man ihn natürlich in Taten un gesetzt sehen, aber zur Not gibt man sich auch mit Worten zufrieden.

Aber weder in Taten noch in Worten haben die in Deutschland führenden Kreise nach dieser Richtung hin irgend welche Zugeständnisse gemacht, und diese Unterlassungssünde hat sicher in gleichem Maße wie positive Fehlgriffe beigetragen zu der ständig wachsenden Antipathie der ganzen Welt gegen Deutschland.

IV.

Die tiefere Ursache dieser Antipathie haben die Deutschen nach ihrer Niederlage einzusehen begonnen. Aber noch mitten im Kriege begriffen sie ihre Unbeliebtheit nicht.. Sie suchten die Gründe für die Antipathie im englischen Handelsneid, in französischer Revanchelust, im russischen Nationalhaß — und niemals in sich selbst, in ihrer eigenen Wesensart. Denn sie waren sich nicht bewußt, daß ihre Machtpolitik e.bwich von der der

anderen Staaten. Sie glaubten, daß die Politik der anderen Staaten die aggressive war.

„Man bekreuzigt sich," sagen sie, „vor dem deutschen Imperialismus! Wenn man schon von der englischen Weltmacht gar nicht sprechen will, so habe doch Frankreich seinen Kolonialbesitz in ganz anderem Umfange als Deutschland beträchtlich vergrößert. Und unsere, die deutschen Besitzungen sind erworben worden auf dem Wege friedlichen Uebereinkommens. Es ist überhaupt eine Tatsache, man kommt nicht daran vorbei, daß Deutschland von 1871—191,1 gar keinen Krieg geführt hat, während seine Gegner dies sämtlich getan haben. England in Ägypten und Südafrika, Rußland auf der Balkanhalbinsel, in Turkestan und in der Mandschurei, Frankreich in Indochina und auf Madagaskar, Italien in Tripolis. Alle diese Großmächte — und Nordamerika und Iapan eingeschlossen — baben kriegerische Eroberungspolitik getrieben. Unser verrufener deutscher Militarismus diente hingegen ausschließlich zum Schutz. Deutschlands zentrale Lage, welche es der Gefahr der Einkreisung aussetzte, machte es zu einer Lebensnotwendigkeit für Deutschland, die stärkste Kontinentalmacht zu sein. Gleich wie die insulare Lage Englands es für dieses Land zur Lebensnotwendigkeit machte, die stärkste Seemacht zu sein."

Unter diesem Gesichtswinkel baben die Deutschen die Dinge angesehen, und es muß eingestanden werden, daß Deutschlands Machtentfaltung nach Grundsätzen beurteilt worden ist, die man anderen Staaten gegenüber nicht zur Nnwendung gebracht hat. Eine Frage ist es nun, worin diese verschiedene Beurteilung begründet war.

Sie hatte ihren Grund in einer Tatsache, die wir alle aus dem täglichen Leben kennen. Ein jeder weiß aus Erfahrung, daß es gewisse Menschen gibt, die von vornherein sympathisch sind, und es gibt andere, die instinktmäßig Antipathie erwecken. Iene können sich ohne Risiko ein Benehmen erlauben, das diesen in Mißkredit bringen würde. Warum nun können diese niemals auf Nachsicht rechnen? Weil ihnen in ihrem Wesen das fehlt, dessen sich die anderen erfreuen: der versöhnende, ansgleiebende Zug. In der Politik liegen die Dinge entsprechend genau so.

Die deutsche Presse ist unermüdlich darin gewesen, Englands Missetaten des letzten Iahrhunderts immer wieder ans Tageslicht zu ziehen: den Überfall auf Dänemark im Iahre 1807, den Krieg gegen China zwecks Aufrechterhaltung des volksvergiftenden Opiumhandels, die Massenhinrichtungen von Indern, die zu mehreren gefesselt, vor die Mündungen der Kanonen gestellt wurden, das Bombardement auf das unbefestigte Alexandria, die Mißhandlungen der Buren, die ein Schiedsgericht erbaten, aber an Stelle dessen mit Krieg überzogen wurden, in dessen Verlauf ihre Farmen abgebrannt und ihre Frauen und Kinder in Konzentrationslager geschleppt wurden.

Das Sündenregister ist lang, aber — es macht keinen Eindruck. Bei einem Versuche, das politische Renommee Englands anzugreifen, hat man noch immer auf Granit gebissen. Das oft außerordentlich rücksichtslose Vorgehen hat wohl für einen Augenblick die Kritik herausgefordert, aber es hat niemals Englands Ruf dauernd zu schaden vermocht. Denn sein tatsächliches Machtgelüst, wie stark es auch sein mag, wird in dem allgemeinen Urteil von einem anderen, einem moralischen Element aufgewogen. Wenn von britischer Politik in ihrer Gesamtheit gesprochen wird, denkt keiner nur an den Landgewinn und an die Seemacht, sondern vor allem an die Tatsache, daß England Europens Lehrmeister war in der Staatsordnung, die die Untertanen zu Staatsbürgern machte und das parlamentarische System an die Stelle der ausschließlichen Macht der Fürsten setzte.

Amerika und Frankreich haben ähnliche Schritte für Freiheit und Menschenwürde getan, und diese Tatsachen haben unwillkürlich das Urteil über die Eroberungspolitik, welche auch diese Staaten zu Zeiten getrieben haben, gemildert.

Deutschlands Verdienste liegen auf einem anderen Gebiete. Die Weltkultur schuldet ihm Dank für Taten von hohem, oft von höchstem Wert: für seinen Anteil an der Literatur, seine Leistungen in Musik und bildender Kunst, für seine Befreiung auf dem Gebiete der Religion, sein philosophisches Denken, seine wissenschaftlichen Forschungen, feine Leistungen auf allen möglichen Gebieten der Technik. Aber für den politischen Fortschritt hat Deutschland nichts getan.

Es ist wahr, Deutschland hatte eine vorzügliche Verwaltung, Deutschland führte die zu jener Zeit vorbildliche Sozialversicherung ein. Aber derartiges wirkte nicht auf die Phantasie, war nichts für das Gefühl und konnte jedenfalls nicht den Eindruck jener Tatsache paralysieren, daß das Deutsche Reich auf einer Staats- und Gesellschaftsordnung aufgebaut war, deren Gedankengänge überwundenen Zeiten angehörten.

Diese Ordnung behielt Deutschland auch im wesentlichen unverändert bei, während freisinnige Ideen und Forderungen in anderen Ländern ständig neue Siege errangen. Damit öffnete sich die Kluft zwischen diesen und Deutschland. Jene innerpolitische Rückständigkeit trug ihm eine Antipathie ein, die auch das Mißtrauen zu seiner Außenpolitik nährte.

v.

Was die deutsche Staatsordnung so unbeliebt machte, war nicht einmal die Verfassung, so veraltet sie auch erscheinen mochte. Die Westmächte verstanden sich ja gut mit dem konstitutionellen, noch rückständigerenRußland. Und dieVersion^ daß die Entente, wie es dann bieß, für die Demokratie kämpfe, — die wurde erft entdeckt nach dem Sturze des Zarentums. Wenn gerade Deutschlands Institutionell eine so große Antipathie erweckten, so galt diese Antipathie vor allem dem Geist, aus dem diese Institutionen geboren worden waren.

Dieser Geist sagte auch selbst vielen Deutschen nicht zu. Ursprünglich war er nur östlich der Elbe und nördlich des Main zu finden. Aus preußischen Regierungstraditionen erwachsen, verbreitete er sich über das ganze Deutsche Reich, die Folge der Führerschaft Preußens, und wurde im Reich von Bismarck, der selbst in diesen Gedankengängen groß geworden war, gefördert.

Dieser preußisch-neudeutsche Geist mit seinem Autoritätsglauben und seiner Machtanbetung war ja außerordentlich bequem für die innere Politik. Daß er auf das Ausland abstoßend wirkte, war eine Tatsache, der die führenden Kreise keine Bedeutung beilegten.

Hier muß nun ein merkwürdiger Widerspruch festgestellt werden. Kein Volk hat so viel Verständnis für fremde Kultur, ist so bereit Kulturtaten anzuerkennen, wie das deutsche Volk: nicht zum wenigsten müssen wir Skandinavier uns dessen mit Dank erinnern. Aber auf der anderen Seite hat keine Regierung einen solchen Mangel an psychologischer Urteilsfähigkeit aufzuweisen wie die deutsche, Mangel sowohl in der psychologischen Beurteilung des Auslandes, als auch in der psychologischen Behandlung annektierter Gebiete.

Es hieße wohl Unmögliches verlangen, wenn Deutschland hätte die Herzen der dänischen Nordschleswiger sowohl wie die der Polen gewinnen sollen. Freilich^ daß dieser Versuch auch bei den deutschsprechenden Elsässern mißglückte, kam einer Bankerotterklärung gleich. Elsaß-Lolhringen wurde weder vernachlässigt noch ausgesaugt, noch entvölkert, wie seinerzeit Irland: im Gegenteil, es kem unter dem Deutschen Reiche zu einer Blüte, von der niemand, da es zu Frankreieh gehörte, geträumt hätte. Aber der materielle Wohlstand konnte nun einmal nicht das Unbehagen gegenüber dem deutschen Regierungssystem aufwiegen.

Dieses System hatte zweifellos seine guten Seiten: Sachkenntnis, Ordnungssinn, persönliche Ehrenhaftigkeit. Aber dies zu würdigen, fanden nur die Einwohner des Landes Gelegenheit. Für den außenstehenden Beobachter zeigte sich dieses System der inneren Verwaltung als eine Mischung von Brutalität und Pedanterie, von Unteroffiziers- und Schulmeistergeist in unangenehmer Mischung. In der auswärtigen Politik äußerte er sich als der selbstsichere Glaube an die reine Macht, bar jedes Idealismus.

Selbst der russische Selbstherrscher hatte den neuen Ideen seinen Tribut gezollt, indem er die Initiative ergriff und die Mächte zur ersten Haager Konferenz einberief. Aber sowohl auf dieser ersten Konferenz als auch auf den späteren war Deutschland das entscheidende Hindernis, daß es nicht zur Lösung der beiden Hauptaufgaben kam: der Einführung obligatorischer Schiedsgerichte und der Beschränkung der Rüstungen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die ablehnende Haltung in diesen Fragen von Plänen diktiert war, die auf einen Krieg abzielten. Gerade in der Zeit zwischen den beiden Konferenzen hätte ein kriegslüsternes Deutschland glänzend Gelegenheiten gehabt, seine Militärmacht zur Geltung zu bringen. Einmal, als England im Kampfe mit den'Buren lag, und darnach, als Rußland in Astasien seine Niederlage erlitt. Aber bei diesen beiden Gelegenheiten verhielt sich Deutschland passiv.

Dieser Wide:stand gegen die geplanten Reformen muß wohl einem verbohrten Konservativismus zugeschrieben werden: einer fast hartnäckigen Anhänglichkeit an die alte Lehre vom Selbstbestimmungsrecht des Staates, die keine Einschränkung duldet, ein unausrottbares Vertrauen in den überlebten Weisheitsspruch, daß der Frieden am besten gesichert werde durch Bereitschaft zum Kriege.

Aber das europäische Allgemeinurteil sah den Zusammenhang nicht iit dieser Weise. In seinen Augen war Deutschland fortan die Macht, die BöseK wollte. Seit den Haager Konferenzen kann man die moralische Isolierung. Deutschlands rechnen.

VI.

Ganz gewiß war auch vordem schon das Deutsche Reich von keiner Seite, geliebt gewesen. Verhaßt war es jedech zunächst nur in Frankreich. Wenn ek heute anders erscheint, so ist diese Tatsache auf das zurückzuführen, was ich den historischen Reflex nennen möchte. Oftmals werden spätere Ereignisse im Widerschein früherer gesehen und beurteilt.

Unter dem Eindruck des Weltkrieges haben sich die Dinge schließlich dahin Verdichtet, als ob Europa seit mehr als 41 Iahren die deutsche Großmacht wie einen unerträglichen Alp empfunden habe, ganz besonders seit Deutschland alle Völker durch einen unerhörten Gewaltakt, die Annektion Elsaß-Lothringens^ mit Angst und Schrecken erfüllt habe.

Nun hat sich diese Annektion unheilvoll genug erwiesen. Aber zu der Zeit^ als sie erfolgte, wurde die Tatsache in den Ländern, welche unbeteiligt waren^ namentlich in England und Amerika, mit Gemütsruhe aufgenommen. Deutschlands dominierende Stellung war damals für viele wohl unbehaglich, aber Bismarck nutzte sie mit einer gewissen Mäßigung aus. Nicht, weil er im Laufe der Jahre milder geworden, sondern, weil Deutschland, wie er sagte, „gesättigt" sei. In Wirklichkeit verkündete er damit die politische Syndikatebildung, welche seitdem ganz Europa in zwei bewaffnete Lager gespalten hat. Ursprünglich war der Dreibund jedoch gedacht als eine Garantie für den Frieden, und als eine solche Friedensbürgschaft hat er sich auch eine lange Reihe von Iahren hindurch erwiesen.

Als der Unruhe-Stifter wurde Deutschland erst in der Nach-Bismarckschen Periode angesehen, als es sich anschickte, außer europäischer Politik auch Weltpolitik zu treiben. Gegen diesen Übergang zur Weltpolitik würde an und für sich nichts zu sagen gewesen sein. Deutschlands ökonomische Entwicklung vollzog sich in rasender Fahrt und mußte ganz natürlich den Drang nach Erpansion hervorrufen. Aber man suchte das Ziel mit unzweckmäßigen Mitteln zu erreichen.

Seine kolonialen Ansprüche, die nicht übertrieben waren, hätte Deutschland mit Leichtigkeit befriedigen können, wenn nicht seine Regierung in einer unbegreiflichen Kurzsichtigkeit das Bündnisangebot abgelehnt hätte, das England um die Wende des Iahrhunderts zweimal batte ergehen lassen. Es hätte sich die Demonstrationen in Tanger, den „Panthersprung" vor Agadir, die ganze MarokkoAffäre, die jahrelang über Europa wie eine Wetterwolke hing und Deutschland in den Augen der ganzen Welt als den Friedensstörer erscheinen ließ, ersparen können.

An Stelle der Verständigungspolitik wählte Deutschland Machtpolitik. Es wollte seinen Forderungen durch imponierende Flottemüstungen Nachdruck verleihen. Aber in Wirklichkeit waren diese Rüstungen nicht nur sinnlos, sondern schädigten gleichzeitig Deutschlands Interessen. Sie waren sinnlos, weil die deutsche Flotte niemals hätte gegen die englische Seemacht aufkommen können, sie waren schädlich, weil sie zugleich in England Mißtrauen erwecken mußten. England schloß sich immer enger an Frankreich und Rußland an und vollendete damit die politische Einkreisung, welche sich an die moralische Isolierung anschloß.

Schon allein diese Resultate hätten hinlänglich genügen müssen, um vor einer Fortsetzung dieser einseitigen Machlpolitik zu warnen. Aber die herrschenden Elemente in Deutschland ließen sich nicht belehren. Ganz im Gegenteil: Ihr Aberglaube, ihr Glaube an die reine Macht sollte sich erst in all seiner Verblendung richtig offenbaren in der Katastrophe, die sich jetzt abgespielt bat.

VII.

Allgemein wurde geglaubt, daß diese Verblendung so weit gegangen sei, daß Deutschland mit vollem Bedacht den Weltkrieg entfesselt habe. Diese Annahme bat aber bis jetzt nicht bewiesen werden können. Aber selbst, wenn die ausschlaggebenden deutschen politischen Faktoren, der Kaiser, der Reichskanzler, der Generalstab, nicht im Auge hatten, Europa in Brand zu setzen, so mußten sie doch wissen, daß der österreichisch-serbische Konflikt einen europäischen Krieg heraufbeschwören würde, wenn es nicht gelang, beizeiten der Gefahr zu steuern. Und hier zeigte Deutschland eine unverzeihliche Sorglosigkeit. Selbst wer Deutschland davon freisprechen will, daß es in verbrecherischer Überlegung gehandelt habe, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in jenen kritischen Tagen bei den leitenden Kreisen die Stimmung etwa die war: Wenn nun doch Krieg kommen soll, mag er, — wir vertrauen auf unsere militärische Überlegenheit.

Dieser Hang, sich von militärischen Erwägungen leiten zu lassen, sollte im weiteren Verlauf des Krieges Deutschland dann ins Unglück stürzen. Es waren militärische Zukunftspläne, welche Deutschland daran hinderten, wegen der Wiederherstellung Belgiens eine Erklärung abzugeben, die Friedensverhandlungen ermöglicht hätte. Die Folge war eine Verlängerung des Krieges, die das deutsche Volk schwächte und demoralisierte. Es war die militärische Auffassung, welche den uneingeschränkten U-Bootkrieg durchsetzte, Amerika auf die Seite der Feinde brachte und damit Deutschland zur Niederlage und zum Zusammenbruch führte.

Deutschlands Schicksal bewahrheitet nur von neuem die Lehre, daß die Militärmacht niemals der Herr und Meister der Politik sein darf, sondern nur ihr Werkzeug. Das war auch Bismarcks Ansicht, der mehr als einmal dem Ubermut der Militärelique steuern mußte. Aber gleichzeitig gehörte es zu seinem Regierungssystem, neben allem Machtkultus den Deutschen Respekt vor dem Militär einzuflößen, womit die in höchstem Maße notwendige Kritik lahmgelegt wurde. Das rächte sich, als kein Bismarck mehr am Steuerruder stand.

Ganz natürlich befaßt sich die Allgemeinheit mit dieser verstandesmäßigen Beleuchtung der Dinge weniger als mit der moralisch sentimentalen. Die Allgemeinheit sieht in dem Ausgang des Krieges vor allem den Sieg der Gerechtigkeit und die Niederlage der rohen Gewalt. Sie freut sich darüber, daß es im Leben so zugeht, wie im fünften Akt eines Volksschauspiels, wo die Tugend belohnt und das Schlechte bestraft wird.

VIII.

Die Geschichte wiederholt sich, aber doch nur mit Modifikationen.

Georg Brandes schildert in einem Essay über Napoleon, wie dieser Kaiser, der in den Tagen seiner höchsten Macht als Übermensch galt, in der Zeit der Koalitionekriege gegen ihn als der Unmensch angesehen wurde. In den Karikaturen der damaligen Zeit, vornehmlich in den englischen, war er der Teufel in Person. Nach seinem Fall sprach man ihm auch jede gute Eigenschaft ab. Es hieß, er sei durch und durch ein Lügner, es hieß, daß er sich das Verdienst und die Ehre für die von seinen Justizbeamten gemachten Gesetze anmaßte, ebenso wie für die Siege seiner Generäle. Denn man wollte ihm nicht einmal mehr militärische Fähigkeiten einräumen. Es wurde behauptet, daß er persönlich feige sei. Immer und immer wieder brachte man seine Verbrechen vor: die Ermordung von Enghien, Palm und Hofer. Alles in allem wurde er, solange er noch frei war. als Tyrann angesehen, als ein unmenschlicher Schlächter und Mörder, als ein Vernichter von Leben und Glück, als eine ausgesprochene Gefahr für den Frieden Europas. Und darum wurde es als berechtigt angesehen, wenn er nun für die weitere Dauer seines Lebens in Gefangenschaft gesetzt wurde

Vor hundert Iahren fällte man ein solches Urteil über einen einzelnen Menschen, heute wird ein selches Urteil über ein ganzes Volk gefällt. Beim Lesen der Brandesschen Schilderungen vergleicht man unwillkürlich die damalige Stimmung mit der Woge, in der die Weltmeinung sich heute gegen Deutschland erhoben hat. Gleich wie Napoleon als Unmensch hingestellt wurde, so werden heute die Deutschen hingestellt als Wesen bar jeden menschlichen Empfindens und jeder Rücksicht, so etwa wie man sich Marsbewohner vmstellen könnte, die unerwartet einen Überfall auf die Erde ausübten. Und wie Napoleon auf einer abgelegenen Insel interniert wurde, so hat auch Deutschland sein Verbannungsurteil erfahren dadurch, daß es vom Völkerbunde ausgeschlossen werden soll.

Daß man zu jener Zeit Napoleon als ein Monstrum ansehen konnte, ist noch einigermaßen begreiflich. Aber es entbehrt jeden psychologischen Verständnisses, wenn man ein ganzes Volk als verabscheuenswert bezeichnen will. Außerdem sollte man sich doch selbst sagen, daß, wenn das deutsche Volk wirklich so verabscheuenswert wäre, wie es heute nun einmal hingestellt wird, man das dech schon lange vor dem Kriege hätte bemerken müssen. Ein Einzelner kann sich wohl verstellen, nicht aber ein ganzes Volk mit einer tausendjährigen Geschichte.

Kriege sind doch keine deutsche Erfindung! Man schickt sich fast a.i, Ken Dingen jetzt diesen Anschein zu geben. Wahr ist allerdings, daß die Deutschen aus der Idee des Krieges die letzte Konsequenz gezogen haben, indem sie die Vernichtungstechnik in allen erdenklichen Formen und in einem unerhörten Umfange zur Anwendung brachten. Immerbin war die deutsche Kriegführung darin dech nur im Grade verschieden von den sonst üblichen Methoden, die sich ganz gewiß nicht durch Schonung und Milde auszeichneten.

Daß die deutsche Kriegführung als etwas wesensverschiedenes empfunden wurde, hatte seinen Grund in zwei besonderen Umständen. Einmal darin, daß sie ausging von einer Regierung, die schon in Friedenszeiten sich Antipathie zugezogen hatte, und der man mißtraute. Zum anderen, und dies hauptsächlich, darin, weil sie durchtränkt war von einem Geist, dem es daraus anzukommen schien, Zorn und Abscheu zu erwecken. Sie begnügte sich nicht damit, die Gebote des Völkerrechts zu verletzen, sondern gefiel sich in ihren Übergriffen, trug sie ohne Scham zur Schau, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie mit einem Mäntelchen von Phrasen zuzudecken, wie das sonst wohl üblich ist, um die öffentliche Meinung und ihr Schamgefühl zu beruhigen. Das war eine Herausforderung, größer als sie die Welt zu ertragen vermochte.

Aber jener Geist, der da verkündete, daß die Macht alle Mittel heilige, war den Deutschen bis 1860 noch etwas ganz fremdes. Von da ab entwickelte er sich unter dem Einfluß ven Bismarcks Persönlichkeit, und unter dem Eindruck der glänzenden Erfolge, die Bismarcks Machtpolitik aufzuweisen vermochte. Er war die Folge einer Suggestion, ähnlich der, welche die Franzosen unter Napoleon an sich erfahren hatten.

IX.

Nachdem die verbundeten Monarchen Napoleon besiegt hatten, machten sie «ohl einen Unterschied zwischen ihm und Frankreich und ließen das Land nicht mehr als eben notwendig für seine Hehler entgelten. Im Laufe des letzten Krieges ist es oft genug von den führenden Männern in England und Amerika gesagt worden, daß keiner daran denke, das deutsche Volk zu vernichten, aber, wenn es glimpfliche Friedensbedingungen haben wolle, so müsse es sich zunächst von seinem eigenen politischen Regime befreien. Das deutsche Volk folgte dieser Weisung: Die Hohenzollern und alle die andern Dynastien wurden im Handumdrehen fortgefegt. Als es nun aber dahin gekommen war, da wurden Deutschland gleichwohl Bedingungen diktiert, die nicht härter bätten sein können, wenn Wilhelm H. noch auf seinem Thron gesessen hätte.

Nun hieß es nämlich, daß das deutsche Volk mitschuldig sei, weil es weder gegen den Krieg gewesen sei, noch gegen die rücksichtslose Art, mit der der Krieg geführt wurde, Einspruch erhoben habe. Aber das ist unbillig, insofern, als damit ein strengerer Maßstab an die Deutschen gelegt wird, als an die anderen. Die Geschichte kennt nicht ein einziges Beispiel, wo ein Volk bei Ausbruch eines Krieges seine Regierung im Stich gelassen I a^, oder sie wäbrend des Kampfes, solange noch Aussicht auf Sieg bestand, desavouiert hat. Auch die Franzosen gingen durch dick und dünn mit dem Eroberer Napoleon und sagten sich nicht eher von ihm los, als bis die Niederlage bereits da war.

Es kann nicht geleugnet werden, daß mit der Verurteilung Deutschlands sich ein gut Teil Pharisäertum paart. So z. B., wenn Deutschlands Ausschluß vom Völkerbund damit begründet wird, daß man noch nicht wisse, ob es auch aufrichtig bereue, ob es sich auch wirklich zu der „internationalen Moral" bekehrt habe. Meint man damit die Moral, die bis jetzt Brauch war, so dürfte es wohl angebracht sein, an den zweifelhaften Charakter dieser Moral zu erinnern, sintemalen sie der Regierung jeder Großmacht gestattete, sich solcher Handlungen schuldig zu machen, die nach dem bürgerlichen Strafgesetz mit Zuchthaus bestraft «orden wären. Meint man aber damit jene neue Moral, die Präsident Wilson in seinen Bergpredigten verkündete, so haben alle Staaten, und nicht allein Deutschland, erst den Beweis zu erbringen, daß sie sie befolgen. Denn die Mächte ver Friedenskonferenz baben die neue Moral weder im Geiste noch in der Wahrheit betätigt.

x.

Daß Deutschland zu büßen habe, war selbstverständlich. Es läßt sich auch nichts dagegen einwenden, daß man Deutschland jene Landesteile fortnimmr, die nicht deutsch sein wollen, daß man Deutschland verpflichtet, den Schaden wieder gut zu machen, den es angerichtet hat. Aber es ist unverantwortlich, über Gebiete zu verfügen, in denen die Bevölkerung deutsch denkt, sie einer Zwangsregierung zu unterstellen, bloß um die Interessen anderer Staaten zu sichern. Und soll nun gar erst Deutschland die Bezahlung von ungeheuerlichen Summen von Milliarden aufgebürdet werden, so ist es sinnlos und unbillig, die Wohlstandsquellen zu verstopfen, aus denen der abenteuerliche Goldstrom möglicherweise fließen könnte.

Dem Rachegefühl mag es wohl eine Befriedigung sein, ivenn Deutschland in Zukunft die Flügel beschnitten werden. Es ist aber ein Ziel, mit dem das Kultur-Gewissen sich nicht einverstanden erklären kann. Kultur verlangt, daß überall, wo Nutzen bringende Kraft vorhanden ist, sich diese auch ungehindert entfalten soll. Dabei steht sich auch die Weltwirtschaft am besten. Es würde einen Verlust für sie bedeuten, wenn sie den Einsatz, und zwar den vollständigen Einsatz einer großen Nation entbehren müßte.

So wie die Friedensbedingungen lauten, schließen sie aber eine solche fruchtbringende Selbständigkeit aus. Sollen die Bedingungen auch nur annähernd erfüllt werden, so müßte sich Deutschland Generationen hindurch einer einzigen Aufgabe widmen: für andere frobnden, Milliarden und aber Milliarden für seine ehemaligen Feinde erarbeiten. Zu diesem Zwecke müßten alle Gesellschas'sklassen ihre Lebenshaltung herabsetzen und die deutschen Arbeiter müßten mit einer Lage fürlieb nehmen, die sie zu Kulis degradierte.

Will man aber einen Großstaat mit einer Bevölkerung von 60 Millionen^ ein Volk, das tüchtig ist, aufgeklärt, ein Volk, das stolz ist auf seine Geschichte^ sozusagen in eine kolvniale Paria-Stellung hineinzwingen so heißt das Gewalt üben an der Natur der Dinge!

Solche Gewalt hat sich noch immer gerächt. Werden nicht beizeiten diese Zustände abgeändert, so werden daraus Folgen entstehen, die natürlich ganz verschieden sein können, die aber in jedem Falle unheilvoll fein werden.

Es könnte z. B. als Folge eintreten, daß Deutschland sich selbst aufgibt, daß Mißmut und Armut es vollständig demoralisieren. Damit wäre es jedoch noeh längst nicht unschädlich, denn Europa könnte ohne Gefahr für seine eigene Gesundheit nicht beschwert werden mit einem dahinsiechenden Riesenkörper in seiner Mitte.

Es könnte auch als Folge eintreten, daß die Deutschen mit der Länge der Zeit so räsonierten: es ist weniger unmoralisch, einen Vertrag, der die Lebensbedingungen abschneidet, zu brechen, als ihn zu halten. An Gelegenheiten, iin Trüben zu fiseben, wird es kaum mangeln. Schon jetzt ist es eine Tatsache, daß die Bestimmungen des Friedensvertrages unter den Mitgliedern der Siegergruppe Mißvergnügen geweckt und unerfüllte Wünsche hinterlassen haben. Und sollte der Völkerbund zustande kommen — es gibt in allen Ländern revolutionäre Elemente, welche in dem Bunde, so wie er geplant ist, nur eine Einrichtung zur Förderung der egoistischen Ziele des Imperialismus und des Großkapitals sehen. Und Deutschland könnte diese Strömungen, die teils aus Enttäuschung, teils aus Haß geboren sind, ausnützen, könnte sich zum Sammelpunkt all der Bestrebungen machen, die darauf aus sind, die bestehende Ordnung zu stürzen, sorrohl die soziale Ordnung als auch die Ordnung im Verkehr zwischen den Völkern.

So kurzsichtig können die leitenden Staatsmänner doch nicht sein, daß ihnen der Blick für alle solche möglichen Konsequenzen fehlte. In erster Linie muß es Frankreich zugeschrieben werden, daß die Friedensbedingungen so geworden sind, wie sie es heute sind. Auch kann von diesem Lande billigerweise eine vorurteilsfreie Betrachtung der Dinge nicht verlangt werden. Dazu hat Frankreich von Deutschlands Seite zu viele und, wie jeder einräumen muß, ganz unverdiente Leiden zu ertragen gehabt. Aber in England und Amerika, in den Ländern, die von den Schrecken des Krieges weniger berührt worden sind, in den Ländern, deren gesunder Sinn sich sonst niemals verleugnet hat, sollte man schleunigst zu der Erkenntnis kommen, daß die Frage, wie Deutschlands Lage zu verbessern sei, im wohlverstandenen Interesse aller Parteien liegt.

Außerdem wirkt hierbei noch ein Moment mit, das vielleicht das ausschlaggebende sein wird. Selbst wenn die deutsche Arbeiterklasse sich mit e.iner Lebenshaltung zufrieden geben würde, die unter der normalen läge, so könnte die Sozialdemokratie der übrigen Welt diese Herabsetzung der Lebenshaltung nicht ruhig mit ansehen. Sie würde dagegen protestieren, sowohl aus Solidaritätsgefühl, als auch im Hinblick auf die Gefahr, daß die billige deutsche Arbeitskraft auch in anderen Ländern ein Sinken des Lohn-Niveaus herbeizuführen vermöchte. Die wirtschaftliche Gleichstellung des deutschen Arbeiters würde auf die Dauer sich nur ermöglichen lassen mit Hilfe eines Überschusses, den das gehemmte Erwerbsleben, der verschuldete Staat unmöglich aufzubringen vermöchten. Es bliebe also nichts anderes, als den Friedensvertrag umzuarbeiten, oder aber auf jeden Fall beträchtliche Milderungen eintreten zu lassen.

Die deutsche Frage harrt der Lösung, und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß eine Lösung gesucht und gefunden werden wird. Geraten die Dinge aber aufs schiefe Gleis, dann werden vielleicht die Worte des Virgil zur Wahrheit werden, daß der, dessen Gebete die Götter nicht haben erhören wollen, doch jederzeit die Kräfte der Unterwelt in Bewegung zu setzen vermag.

Siegfrieö Sgck, Königsberg i. Pr.:
Europäische Sinanzkrisis.

Ein Vorschlag zur Lösung.

Festlandeurepa steht nach dem Friedensschluß vor der Aufgabe, seine Finanzen zu regeln. Vermag es das, dann kann das Wirtschaftsleben sich wieder aufrichten, anderen Falles ist der Bankerott der Festlandsstaaten und damit die Zerstörung des europäischen Wirtschaftslebens nicht mehr aufzuhalten. Deutschland braucht nach den Mitteilungen des Reichswirtschaftsministeriums 40—50 Milliarden Mark für den Bezug von Lebensmitteln und Rohstoffen aus dem Auslande, um wieder lebensfähig zu werden, daneben hat es jährlich für Verzinsung und Amortisation der Kriegsschuld an das Ausland zum mindesten 6 Milliarden in Gold oder Goldwerten und im Inlande zur Verzinsung und Tilgung der inneren Schuld etwa 10 Milliarden an Papierwerten aufzubringen. Selbst wenn sich die 40—50 Milliarden für den Bezug von Lebensmitteln und Rohstoffen auf 5 Iahre verteilen, würde das verkleinerte Deutschland mithin in den nächsten 5 Iahren neben seinen inneren Lasten 1'4 bis 16 Milliarden in Gold an das Ausland zu bezahlen haben. Der Gesamtumsatz unserer Ausfuhr betrug vor dem Kriege (1913) 10,96 Milliarden MarÜ Wir würden also 3—5 Milliarden mehr an das Ausland abgeben müssen, als der Betrag unserer ganzen Ausfuhr in der Vorkriegszeit betrug. Auch bei noch so intensiver Arbeit ist es nicht möglich, diese Beträge mit Rohstoffen und Waren zu bezahlen. Andere Zahlungsmittel aber stehen uns nicht zur Verfügung, da unsere Goldreserve kaum noch ein Zehntel eines Iahresbedarfs deckt. Können wir jedoch nicht bezahlen, dann ist unser Staatsbankerott unvermeidlich. So geht es jedoch nicht Deutschland allein. Auch die anderen europäischen Festlandsstaaten sind heute eigentlich nicht mehr zahlungsfähig. Frankreich hatte schon vor dem Kriege eine passive Handelsbilanz, die mit einem Fehlbetrag von 1,3 Milliarden Goldfranks (1912) abschloß und nur durch das Zinseinkommen aus dem Auslande ausgeglichen werden konnte. Durch den Krieg ist der Einfuhrbedarf erheblich gestiegen, die Ausfuhrmöglichkeit — trotz der Nngliederung Elsaß-Lothringens — erheblich gesunken, so daß noch für lange Zeit die Differenz zwischen Einfuhr und Ausfuhr eine erheblich größere sein muß als vor dem Kriege. Dazu kommt der Verlust des größten Teiles der französischen Auslanvskapitalien und eine hohe Verschuldung an das Ausland. Frankreich lebt nur noch von Hoffnungen: Der Hoffnung auf Zahlung einer großen Kriegsentschädigung durch Deutschland und der Uebernahme eines großen Teiles der russischen Schuld durch Polen. Die erste Voraussetzung fällt sofort in sich zusammen, sobald Deutschland nicht zahlen kann. Und Polen? Wie sollte das wirtschaftlich völlig unentwickelte Land neben dem eigenen Austauschbedarf noch eine Summe von etwa 2^ bis Z Milliarden Goldfranks zur Verzinsung und Tilgung einer dergestalt übernommenen Schuldverpflichtung aufbringen und an Frankreich abführen. In Italien und Belgien liegen die Dinge ähnlich und von Rußland, den ehemals Österreichisch-ungarischen und den BalkanLändern ist es schon heute unzweifelhaft, daß sie weder ihren Einfuhrbedarf durch Ausfuhr decken, noch irgendwelche Schuldzinsen an das Ausland bezahlen können. Günstiger liegen die Verhältnisse fürs erste wohl noch in den kleinen neutralen Staaten. Sie haben im Kriege viel verdient und ihre Finanzen sind verhältnismäßig gesund. Doch leben sie fast ausschließlich von dem Handel mit ihren festländischen Nachbarvölkern. Hört dieser Handel einmal auf, so müssen sie allmählich verarmen. Eine Zahlungsunfähigkeit der mitteleuropäischen Staaten aber muß jeden zwischenstaatlichen Handel Europas vernichte.i. Passive Handelsbilanzen entziehen, wenn sie nicht durch Zinsoder Frachteinkommen ausgeglichen werden können, einem Schuldner» ftaate so rasch alle internationalen Zahlungsmittel, daß er sehr bald aus Mangel an marktgängigen Werten und aus Mangel an Kredit den Bezug vom Auslande aufgeben muß. Kredite zum Bezug von Rohstoffen, wie sie die Vereinigten Staaten Europa zur Verfügung stellen wollen, können die Katastrophe nur hinausschieben, nicht verhindern, da die Kredite wieder neue Zinsund Amortisationsverpflichtungen schaffen, also eine Erhöhung der jährlichen Zahlungen an das Ausland bedingen. Eine Welt-Katastrophe aber, die verwüstender wirken müßte als der Weltkrieg, wäre es, wenn das euro^ päische Festland aus Mangel an Zahlungsmitteln von dem Weltmarktverkehr abgesperrt würde. Ganz abgesehn von den inneren Zusammenbrüchen, die zerstörend und verwüstend das Geschäftsleben beeinflussen, würde das Aufhören des Lebensmittel- und Rohstosfbezuges in den Industrieländern und des Bezuges an Industrieprodukten in industriearmen Gebieten Millionen und Abermillionen Menschen arbeits- und brotlos machen, die Städte entvölkern, die Verkehrsmittel zerstören und das Land veröden. Zestlandeuropa kann ohne Handelsverbindung heute kaum noch die Hälfte seiner Zewohner dürftig ernähren. Der Überschuß müßte sterben oder auswandern. Wir würden damit auf eine Kulturstufe zurücksinken, die etwa der Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege gliche. Eine solche Entwicklung aber, die sich sehr rasch vollzöge, könnte schließlich auch auf England und seine Kolonien, auf Südamerika und auf die Vereinigten Staaten nicht ohne Einfluß bleiben. Festlandeuropa mit seiner intelligenten anspruchsvollen

aufnahmefähigen Bevölkerung kann als Absatzmarkt für Genußmittel, Rohstoffe, Ganz- und Halbfabrikate noch in langem nicht von der Bevölkerung der anderen Erdteile ersetzt werden. Kann Europa Getreide, Fleisch, Kaffee, Kakao, Tee, Tabak, Baumroolle und Kautschuck der Rohstoffländer nicht mehr abnehmen und verarbeiten, so müssen auch die trotz ihres Überflusses verarmen und in ihren Produktionsüberschüssen ersticken. Und für die Industrieländer England und die Vereinigten Staaten bedeutet das Fehlen aller dieser Abnehmer eine ungeheuere Arbeitslosigkeit, die noch verstärkt würde, durch den Zustrom mittelloser Einwanderer aus den bankerotten Festlandstaaten. So muß der finanzielle Zusammenbruch der europäischen Länder zu riesigen Wirtschaftskrisen führen, deren Folgen auch für die angelsächsischen Weltreiche unabsehbar sind.

Dieser gemeinsamen Gefahr für die Kultur der indogermanischen Völker läßt sich nur durch eine gemeinsame Abwehr begegnen. Schon vor Jahren ist aus der Erkenntnis, daß der Einzelstaat ihrer nicht Herr werden kann, der Plan der Volkerbundanleihe aufgetaucht. Dernburg bat die Idee aufgenommen und einem Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" gegenüber dahin erläutert, daß jedes Land an dieser Anleihe aller kreditsuchenden Kriegsteilnehmer nach dem Umfange Anspruch haben solle, in dem es für Erstattungen, Entschädigungen, Nahrungs- und Rohstoffe des internationalen Kredits bedürftig ist und Sicherstellungen in Steuern, realen Pfändern und anderen Garantien leisten kann.

Wenn jedoch die Völkerbundanleihe als Zusatzanleihe zu den aus dem Kriege bereits erwachsenen Verpflichtungen hinzutritt, ist nicht recht klar, wie sie finanziert und sichergestellt werden kann, ohne die Verzinsung der inneren Kredite und Schuldverpflichtungen aus dem Kriege aufs äußerste zu gefährden, da die Sicherheiten für den inneren Zinsen- und Amortisationsdienst dann erheblich verringert würden. Auch die Valutaschwierigkeiten würden fast unüberwindlich sein und, was vielleicht am schwerwiegendsten ist, der Abfluß an Gold und Goldwert e n würde auch durch eine solche Anleihe nicht gehemmt. Es kommt daher darauf an, eine Möglichkeit zu finden, bei der die inneren Anleihen und K r i e g s k r e d i t e der k r e d i t b e d ü r f t i g e n Staaten nicht gefährdet, die gesamte Kriegsschuld nicht weiter erhöht wird. Das aber ist nur möglich, wenn die innere Kriegsschuld in Völkerbundanleihe zum Nominalwert umgewandelt werden kann. Dernburg hat Recht, wenn er eine Völkerbundanleihe das erste Anlag epapier der Welt nennt. Ich möchte jedoch noch darüber hinausgehn und sie als bestes internationales Zahlungsmittel bezeichnen. Ein Papier, das überall vollen Kurs hat, ist auch überall marktgängig. Es würde also keine Schwierigkeiten haben, die im Kurse niedrigstehenden, in Folge der drohenden Zahlungsunfähigkeit der Einzelstaaten unsicheren inneren Kriegsschulden in eine, wenn auch niedrig verzinsliche Wölkerbundanleihe zu konvertieren. Eine dreiprozentige Völkerbundanleihe würde, schon weil sie als internationales Zahlungsmittel Goldkurs hätte, gerne zu Pari abgenommen werden und könnte so den inländischen Schuldendienst zunächst um riesige Zinssummen entlasten, was zweifellos nicht ohne günstige Einwirkung auf den wirtschaftlichen Aufstieg wäre. Auf der anderen Seite könnte auch die schwebende Schuld durch innere Anleihen, deren Konvertierung in Völkerbundanleihe sicher gestellt wäre, mit den übrigen papierenen Zahlungsmitteln aufräumen und so auch die Valuta des Papiergeldes im Inlande wiederherstellen. Die Schaffung eines internationalen Zahlungsmittels in Gestalt der Völkerbundanleihe zum Goldkurs würde den Bedarf an sonstigen Umlaufmitteln erheblich verringern und, da der Valutadruck auf den Auslandsmärkten aufhörte, eine Versorgung zu normalen Preisen herbeiführen, die eine erhöhte Kaufkraft des Geldes auch im Inlands zur Folge haben müßten. Kann man solcher Gestalt mit Inland-Schuldverpflichtungen höher verzinsliche Auslandsschulden ablösen, Nahrungsmittel und Rohstoffe einkaufen, Zerstörtes wieder aufbauen, so wird das Wirtschaftsleben Europas sich rasch wieder zu seiner alten Höhe emporarbeiten können. Damit aber, würde das Wirtschafts- und Kulturleben der ganzen Welt, nicht nur das der zunächst beteiligten Staaten gerettet. Der Völkerbund wird sich dieser Aufgabe nicht entziehen können, für die allerdings Voraussetzung ist, daß die beteiligten Völker mit gleichen Rechten Aufnahme in Lem Bund finden.

Paul Rohrbach will in seinem neuen Buche „Politische Erziehung" (Stuttgart, I. Engelhorns Nachf. 1919) dem deutschen Volke den Weg zur Klugheit und zum heile weisen. Gegen diese Wegweisung ist manches einzuwenden.

Zunächst sei den gewundenen Ausführungen Rohrbachs ein einfacherer und gerader Gedankengang gegenübergestellt. Die Klugheit des einzelnen besteht darin, daß er weiß, wer er ist und was er will. Ein kluges Volk muß ebenfalls ein Bewußtsein seiner selbst und einen seinem Wesen und Nutzen entsprechenden Willen haben. Bei manchen Völkern mag sich das von selbst verstehen; bei uns nicht. Entsteht und besteht bei einem Volke das Gesamtheits- und Einheitsgefühl nicht, so kann sich das Volk nicht halten, und der etwaige Auf- und Niedergang seines Schicksals wird in dem auf- und niedergehenden völkischen Bewußt

sein eine seiner tiefsten Ursachen haben. Die Griechen sind ein auffallendes Beispiel für mangelnden Zusammenhalt gewesen, und wir sind es noch. Ab und zu fanden wir uns zusammen, und dann war die Möglichkeit eines Aufstiege gegeben, zuletzt namentlich 1870 und ganz vorübergehend 1914. Aber dann kam wieder der Zerfall. Die Arbeiter wollen ein Volk für sich sein, wenigstens die Mehrzahl von ihnen, sie haben keine völkische Einsicht. So gähnt eine Kluft zwischea Ober- und Unterschicht, und diese Kluft allein genügt schon, um den Begriff und die Daseinskraft des Volkes zu zerstören. Dazu kommt noch die Glaubensspaltung, auch sie für sich allein schon schädlich genug. So sind also Deutsche mit Deutschen uneinig, weil sie verschiedenen Standes, und zum anderen, weil sie verschiedenen Glaubens sind. Daß die Unterschiede diese Wirkung haben, ist nicht an sich notwendig, es ist nur leider Tatsache. Und wenn schon unter den Deutschen selbst, die eigentlich Brüder sein sollten, solche Unbrüderlichkeit herrscht, so kann man sich nicht wundern, daß die bei ihnen wohnenden Nichtdeutschen größtenteils nicht gerade eine begeisterte deutsche Gesinnung haben; es fehlt ja das hinreißende Vorbild der deutschen Einigkeit. Da dem Uebel durch Beseitigung der Unterschiede nicht abzuhelfen ist — Standerunterschiede gehören zu den Lebensbedingungen eines Volkes und Glaubensunterschiede werden so lange nicht zu vermeiden sein, als die Verstandes- und Gefühlsanlagen nicht übereinstimmen — so könnte eine Heilung nur der Ueberzeugung entsprießen, daß die trennenden Eigenschaften in zweite Reihe zu treten haben gegenüber der durch die Abstammung begründeten Zusammengehörigkeit. Es dürfte nicht heißen, ich gehöre zu einem bestimmten Stande und einem bestimmten Glauben, und daneben bin ich ein Deutscher, was mir vielleicht ziemlich gleichgültig ist, sondern ich bin deutsch geboren und aufgewachsen und gehöre nach diesem meinem irdischen Wesen mit allen andern Deutschen zusammen, ich empfinde dieses gemeinsame Volkstum als ein unlösliches Band und das deutsche Volk als eine Gemeinschaft, innerhalb deren es wohl mannigfache Gruppen geben kann, z. B. nach Stand und Glauben, aber die Gemeinsamkeit muß für das irdische Verhalten'des Volkes maßgebend bleiben. Mag das reine Seelenleben, mögen die Ewigkeitsgedanken auseinandergehen, im Erdentreiben sind wir zusammengewachsen. Wir sind nun einmal Menschen, nicht Seelen oder Geister. Erst wenn sich ein Volk durch einmütige Kraft sein Leben gesichert hat, kann seine Denk- und Glaubensfähigkeit sich entfalten. Es ist widersinnig, wenn diese Lebensblüten, soweit sie von einander abweichen, spaltend und damit vernichtend auf die Lebenswurzel wirken sollen. Diesen Widersinn gilt es zu erkennen und zu überwinden. Es gilt den Entschluß zu fassen, daß der völkische Gedanke obenan stehen soll, indem man den Menschen als Ganzes ins Auge faßt, der offenbar innerhalb seines Volkes seinesgleichen hat und von fremdem Volke abweicht. Das Seelenheil braucht nicht zu leiden, wenn es auch nicht für alle Handlungen meines Lebens, namentlich nicht für die den Leib mit betreffenden maßgebend ist, z. B. für irdische Wirtschaft und irdische.', Kampf. Auf diesen beiden Gebieten aber bewegt sich das eigentliche Volksleben. Hier muß nun auch ein klarer Wille auftreten. Fehlt von vornherein schon das rechte Volks- und Einheitsgefühl, so ist ein solcher Wille gar nicht möglich. Ist das Einheitsgefühl da, so ist damit die Voraussetzung für einen klaren und entschiedenen Willen gegeben. Wenn ein Volk einen solchen Willen aufbringt, dann ist es klug. Das Ziel dieses Willens muß mindestens die Selbstbehauptung sein; nach dem Laufe der Dinge wird sich damit irgend ein Wachstum verbinden. Leben im besten Sinne bedeutet für den einzelnen Zunehmen und für das Volk erst recht. Zunehmendes Glück des einzelnen kann in rein geistigen Werten bestehen, solange sein leibliches Dasein innerhalb eines geordneten Volkszu stand es gesichert ist, so daß er sich darum nicht zu kümmern braucht; das Volk muß sich dieses gesicherte Dasein beständig erwerben und erhalten und seine Kroft darauf verwenden. Seine Anstrengungen betreffen leibliche Dinge und seine Erfolge und Mißerfolge ebenso. Es muß den anderen Völkern beständig Beweise seiner Kraft geben, dann hat es Ruhe und steht geachtet da, und wenn es für sein Wohl, für Leib und Leben, Nahrung und Kleidung von den anderen etwas empfangen will, muß es ihnen zeigen, daß bei etwa mangelndem guten Willen auch Gewalt zu erwarten wäre. Nur solange die Kraft eines Volkes jedem Gegner zweifellos erscheint, wird das Volk unbehelligt bleiben; wird das Kräfteverhältnis zweifelhaft, so versiegt auch der gute Wille der anderen, und der Krieg ist nicht weit. Suche dir Macht zu erringen und im Völkergetriebe etwas zu gewinnen, wo immer sich Gelegenheit bietet, das ist die Mahnung, die das deutsche Volk von seinen besten und Neuesten Beratern immer wieder hören konnte. Rohrbach hält diese Mahnung für verfehlt, für ein Zeichen geistiger Armut. Es ist aber die Mahnung, die sich aus dem Leben und Wesen des Volkes ergibt. Und das Volk in seiner Gesamtheit könnte und müßte sich das selbst sagen. Man findet auch bei ganz einfachen Leuten, wenn sie nicht unter den Einfluß von klügelnden Irrlehrern geraten sind, ohne weiteres den Machtgedanken und den Gedanken des zu erstrebenden Nutzens vertreten. Mag der einzelne vor allem danach streben, etwas Wertvolles zu sein, seine leiblichen und geistigen Kräfte zu entwickeln, und mag bei solchem edlen Streben das Haben das weniger Wichtige sein, für das Volk kommt es auf das Haben zuerst an. Es muß sein Land und noch sonst allerlei Güter haben und auch dafür kämpfen. Selbstverständlich wird es zweckmäßig sein,sich nicht unnützerweise Feinde zu machen. Bundesgenossen zu gewinnen, und zwar solche, die ihm nützen, darauf wird ein kluges Volk bedacht sein.

Auch Rohrbach ist von dem Gedanken durchdrungen, daß die Völker sich bis auf weiteres als Sonderbildungen fühlen, „daß der Weg zur Menschheit über die Völker führt". Also wird jeder seinen Gemeinsinn am besten innerhalb seines Volkes betätigen, und Entwicklung des Volkes ist auch Entwicklung der Menschheit. Einen reinen Menschheitsgedanken ohne Vermittlung des völkischen gibt es nicht. „Geht einem Volk sein nationales Selbstgefühl verloren samt dem Willen, als Volk etwas zu leisten und emporzukommen, so ist es mit seiner Lebenskraft überhaupt zu Ende." Von diesem seinem Satze aus müßte Rohrbach zu den oben angedeuteten Folgerungen kommen. Das vermeidet er und leitet nur den Rat für die Parteien ab, daß sie den völkischen Gedanken in ihre Grundsätze aufnehmen sollen, besonders die volksherrschaftliche Partei, die mit ihren übervölkischen Neigungen Bedenken erregt. Sonderbarer Weise schätzt er trotzdem gerade die Volksherrschaft und den Volkswillen als den gegenwärtig siegreichen Begriff und betrachtet die deutsch-vaterländische (deutschnationale) Partei nicht als zur Führung berufen, weil die Kreise, aus denen sie hervorgegangen ist, während des Krieges angeblich von dem Gedanken des Verteidigungskrieges abgewichen sind, Die von einer Minderheit aufgestellten Eroberungsziele, meint Rohrbach, haben eine unheilvolle Spaltung im Volke hervorgerufen, die schließlich zum Umsturz führte. Es ist wunderlich, bei Rohrbach hier dieselbe engherzige Auffassung des Begriffs Verteidigung zu finden, wie sie in Arbeiterblättern zum Verderben des Volkes immer wieder vorgebracht wurde, es ist ebenso wunderlich, daß Rohrbach überhaupt den Gedanken der reinen Verteidigung als unsere strenge Pflicht ansieht, während allen anderen Völkern auch der Angriff und die Eroberung beliebig freisteht. Wir sind also insofern doch Wesen zweiter Güte. Rohrbach übersieht oder verschweigt auch, daß die ursprüngliche allgemein verbreitete Vorstellung von dem uns aufgezwungenen Kampfe der Menge durch Parteitreiben verleidet worden ist. Es wurde den Leuten vorgeredet, eine Fortsetzung des Kampfes fei um des Volkes willen nicht mehr notwendig, nur wegen maßloser Kriegsziele gehe es weiter. Der gewöhnliche Aeitungsleser glaubt derartige Dinge, namentlich wenn sie fortwährend wiederholt werden. Er hätte es ebenso geglaubt, wenn ihm dauernd der Wahrheit gemäß eingeschärft worden wäre, auch alle unsere Angriffe und etwaigen Eroberungen hätten nur den Zweck einer wirksamen Verteidigung für jetzt und später. Rohrbach meint allerdinge, auch ohne wirkliche Sicherungen hätten wir bei einem gänzlich gewinnlosen Frieden nichts zu fürchten gehabt, die Feinde hätten unsere Stärke erkannt und zu einem wiederholten Angriffe die Lust verlieren müssen, vor allem einen solchen Bund nicht mehr zusammenbringen können. Auf solche kindliche Zuversicht hätten wir unsere Zukunft bauen sollen? Ietzt haben wir sie freilich erst recht in den Sumpf gesetzt.

Mit rein geistigen („moralischen") Mitteln sollen wir nach Rohrbachs Rat die Völker für uns gewinnen. Wir dürfen nichts an uns haben, was entfernt wie ein Herrschaftsstreben aussehen könnte. Wie man eigentlich mit reiner Geistigkeit sich beliebt machen soll, wird allerdings nicht klar gesagt und vor allem nicht, ob es möglich ist. Den Freiheitsgedanken hätten wir der Welt lockend vorhalten sollen. Danach wäre der Friede von Brest-Litowsk einzurichten gewesen. Also wir konnten zwar viel Blut opfern, dann aber bloß andere etwas gewinnen lassen. Das schafft leider nirgends Achtung, nirgends Dank. In Polen haben wir ja ganz nach diesem guten Rate gehandelt, dort haben wir doch tatsächlich Freiheit geschaffen, und der Dank? Die Beliebtheit? Und haben wir nicht laut genug erklärt, wir kämpfen für die Freiheit der Meere? Trotzdem bekamen die Engländer immer mehr fremden Schiffsraum in ihre Hand.

Auch im Innern hätten wir die Freiheitlichkeit mehr betonen sollen. Wie nimmt sich eine solche Meinung aus gegenüber der Tatsache, daß gerade während des Krieges die Feinde von ihren scheinbar freiheitlichen Verfassungen zu immer gebundeneren Zuständen bis zur strengsten Alleinherrschaft übergingen. Und dadurch gewannen sie Kraft und Sieg.

Wenn wir der Welt mit unserem Geiste aufwarten sollen, so läuft das schließlich darauf hinaus, daß wir zum Bedientenvolke gut sind. Ein solches wird benutzt, aber nicht geachtet. Im übrigen hat eigentlich das deutsche Reich vor dem Kriege schon Iahrzehnte lang gerade das Weltziel verfolgt, das Rohr» bach ungefähr vorschwebt. Denn wir haben doch für alle Welt mit unserem Geiste, unseren Fähigkeiten, unseren Leistungen gearbeitet, wo wir nur konnten. Wir haben jedem Ausländer Gelegenheit gegeben bei uns zu lernen und haben, wo es irgend gern gesehen wurde, unsere Leute in fremde Staaten gesandt, um dort Einrichtungen nach deutschem Muster zu schaffen. Das hätte uns doch nach Nohrbach sehr beliebt machen müssen. Weit gefehlt.

Der Krieg ist nach Rohrbach ganz falsch geführt worden. Rußland nennt er den Hauptgegner. Wir halten uns lieber an die Sachverständigen. England war es, sagt Ludendorff und seinesgleichen. Durch Belgien zu gehen war notwendig, trotz Rohrbach, nur ein „Unrecht" durfte es nicht sein. Das meint auch er, wenn es schon geschehen sollte, mußten wir der Welt unsere Berechtigung klarmachen, nicht vom Gegenteil sprechen und die Beweisführung der Gegner stärken.

Übereifrige Vaterlandsfreunde, insbesondere die Alldeutschen, sollen den Feind gestachelt haben. Als ob nicht schon lange vor Gründung des alldeutschen Verbandes in Frankreich aus den Verhältnissen und der Eigenart des Volkes heraus der Kriegs- und Rachegedanke entstanden wäre.

Geistreiche Verworrenheit wird uns nichts helfen. Es wird bei den alten, einfachen Begriffen bleiben müssen. Sie zur Tat werden zu lassen, nicht immer wieder neuen Klügeleien nachgehen, darauf kommt es an. Im Deutschtum einig sein und aus der Ohnmacht herauskommen: Einigkeits- und Machtwille tut not. Ob wir es dazu bringen, davon hängt unser Schicksal ab.

Or. w. H. Cöwarös:

Oie veröinglichung öes Arbeitslohnes.

§ 1. Einleitung. Als die politische Revolution der Novembertage des Iahres 1918 immer mehr zur Lohnbewegung und zu einem Klassenkampf der Arbeiter gegen die übrigen Schichten der Gesellschaft ausartete, verkannte man während langer Zeit diese grundsätzliche Wandlung. Wäre sie rechtzeitig erkannt worden, so hätte man bei Einleitung einer richtigen Politik die schlimmsten wirtschaftlichen Folgen dieses Kampfes erfolgreich abwenden können. Obwohl heute die Einsicht noch nicht Allgemeinheit geworden ist, daß letzten Endes die ganze Arbeiterbewegung der Gegenwart nur der K a mpf um neue Lohnmaße ist, beginnt die Ansicht sich langsam durchzuringen, daß der große wirtschaftliche Gegensatz, der im Grunde übereinstimmend Streiks, Rätefrage, Sozialisierung und Diktatur des Proletariats beherrscht, nicht mehr mit politischen Mitteln und wirtschaftlichen Verlegenheitsmaßnnhmen, wie z. B. die vorübergehende Senkung der Lebensmittelpreise, aus der Welt geschafft werden kann. Vielmehr kommen die Vertreter der verschiedensten Parteien und wirtschaftlichen Anschauungen unabhängig von einander, aber übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß angesichts der wirtschaftlichen Not unseres Volkes, die jetzt im Kohlenmangel und im Zusammenbruch unserer Eisenbahnen handgreiflich zum Ausdruck kommt, nur großzügige wirtschaftliche Maßnahmen einen Beharrungszustand im Lohnkampf werden herbeiführen können. Die Förderung der Kleinsiedlungen, die Unterstützung des Wohnungsbaues und die verschiedensten Verfahren einer Gewinnbeteiligung werden in Vorschlag gebracht. Nur an den Kern des Problems, die Lohnform, traut man sich nicht heran. Entschließt man sich aber dazu, unvoreingenommen durch parteipolitische oder wirtschastspolitische Anschauungen die Wechselwirkung und die organische Bedeutung von Lohn» wert und Lohnform zu prüfen, so erschließen sich umfassendere und

wirkungsvollere Mittel zur Lösung des seziolen Kernproblems der Gegenwart, als man wobl für möglich gehalten hätte.

§2. Lohnwert und Lohnform.

Unter dem Eindruck einer rein mechanischen Theckrie, die bestrebt war, den Lohn ausschließlich als Ergebnis eines Ausgleichs von Angebot und Nachfrage auf dem Markte der Arbeitskraft darzustellen, ist der Begriff des Lohnwertes bisher fast ausschließlich zugunsten des Lohnstandards oder des Lohnbetrages vernachlässigt oder übersehen worden. Erst die Forschungen von Menger und Liefmann haben den Boden bereitet für theoretische Anschauungen vom wirtschaftlichen Handeln, die den psychischen Regungen des Wirtschafters Rechnung tragen. Wendet man den Liefmannschen Grundsatz an, wonach jeder Wirtschafter zwar von Fall zu Fall verschieden und mehr oder weniger weitsichtig berechnend Nutzen und Kosten vergleicht, so ergibt sich für den Arbeiter, der in ein Arbeiteverhältnis eintritt, das von einiger Dauer sein soll, eine einfache Überlegung. Entweder hat der Arbeiter das Gefühl, daß sein Lohn eine größere Kaufkraft besitzt als der durchschnittliche Kaufpreis seiner Lebensbedürfnisse, oder er glaubt, daß er sich in einer Periode befinde, in der sein Lohn eine sinkende Kaufkraft habe, jedenfalls aber unzureichend sei für die Beschaffung seines Bedarfs. Im ersten Falle reden wir von einem Lohnwert, der größer ist als der Geldbetrag des subjektiven Existenzminimums des betreffenden Arbeiters oder seiner Familie. Im zweiten Falle deckt der Lohnbetrag die Kosten der Lebenshaltung nicht. Das hier erwähnte Existenzminimum hat selbstverständlich mit dem gleichlautenden finanz- wissenschaftlichen Begriff aus der Steuertechnik nichts zu tun, vielmehr handelt es sich um die Summe der Bedürfnisse, die nach den Vorstellungen des Lohnempfängers aus dem Arbeitsertrage gedeckt werden müssen. Ist dies nicht möglich, so sinkt der Arbeiter und seine Familie in der sozialen Rangordnung, oder es tritt dauernde Verarmung ein. Der Lohnwert ist mithin — wie wir ihn verstanden wissen wollen — keine Zahl, sondern ein W e r t e m p f i n d e n.

Wenn jeder Lohnbetrag in der Vorstellung eines Lohn wertes — um es kurz zu benennen — entweder ein positives oder negatives Wertempfinden auslöst, entsteht daraus bei konsequentem Durchdenken dieses Vorganges je nachdem die eine oder die andere der folgenden psychischen Dispositionen bei dem wirtschaftenden Arbeiter:

a) Erweckt der Lohnbetrag die Vorstellung eines positiven Lohnwertes, so wird der Arbeiter bestrebt sein durch Ausnutzung jeder günstigen Einkaufsgelegenheit den Überschuß nach Abzug der Ausgaben zu vergrößern. Er wird das W i r t s ch a f t e n als ein für ihn wahrscheinlich vorteilhaftes Geschäft möglichst ausschließlich selbst betreiben wollen.

b) Deckt der Lohnbetrag die Unterhaltskosten des Arbeiters und seiner Familie nicht, so wird die Tätigkeit des Wirtschaftens als eine drückende Last und als ein hoffnungsloser Kampf mit einem ungünstigen Schicksal empfunden.

Die erste Disposition erzeugt gemeinhin Sparsamkeit, Schaffensfreude, Zufriedenheit und wirtschaftliche Gewandtheit, während der entgegengesetzte Fall wirtschaftliche Leichtfertigkeit, Verwahrlosung und Unzufriedenheit erzeug!. Die beiden verschiedenen Dispositionen wirken nicht nur auf Lebenshaltung und Arbeitsstimmung verschieden ein, sondern sie beeinflussen in ausschlaggebender Weise die Beziehungen des Lohnempfängers zur Lohnform. Bei positivem Wertempfinden erblickt der Arbeiter — wenn auch für ihn vollständig unbewußt im Betrag einer Lohnperiode (Wochenlohn, Monatslohn) einen Spekulativ n s f o n d. Dieses Kapital will er so vorteilhaft verwenden, daß es ihm gelingt unter Aufrechterhaltung der von ihm gewünschten Lebensführung möglichst viel davon für andere als laufende Ausgaben — z. B. zum Sparen, zur besseren Erziehung seiner Kinder oder zur Bestreitung von Luxusausgaben — erübrigen zu können. In dieser Lage, die nur aus einer aufsteigenden wirtschaftlichen Konjunktur hervorgeht, ist der Arbeiter meist nicht dazu geneigt, durch eine sozialpolitische Aktion oder durch organisierte Selbsthilfe sich einen Teil der Sorgen des Wirtschafters abnehmen zu lassen. Er will den ganzen Lohn unverkürzt in barem Gelde empfangen, damit er jederzeit imstande ist, jede ihm günstig erscheinende Einkaufsgelegenheit sofort wahrnehmen zu können. Bei Lohnempfängern mit negativem Wertempfinden tritt die entgegengesetzte Erscheinung ein. Für sie bedeutet j e d e L o h nzahlung die Wiederholung einer nach ihrer Ansicht mehr oder weniger u nlösbaren Aufgabe; auf das Recht der wirtschaftlichen Selbständigkeit legen sie keinen allzu großen Wert, denn sie wissen, daß ihnen diese Freiheit des Handelns nur Konflikte, Zweifel und bange Sorgen einträgt. Ihnen wäre mit einer regelmäßigen Zuteilung von Waren im Werte des größeren Teils der ihnen geschuldeten Lohnsumme viel eher geholfen.

Die L ohnform, für die wir schlechthin aus Denkträgheit immer stillschweigend einen Geldbetrag setzen, braucht nicht unbedingt in Geld ihren Ausdruck zu finden. Daß sie es tut, ist kein Beweis dafür, daß nur diese Form wirtschaftspsychologische Berechtigung besitzt, sondern beweist nur, daß im letzten halben Iahrhundert bis zur jüngsten Gegenwart die Arbeiter der hochzivilisierten Länder sich in einer Lage befanden, in der die Disposition, die aus dem positiven Wertempfinden hervorgehen muß, ihr wirtschaftliches Denken beherrschte. Dauert der wirtschaftliche Aufschwung, der das positive Wertempfinden bei der Arbeiterschaft ausgelöst hat, heute noch fort, so ist die Geldform des Lohnes auch weiterhin die bevorzugte Zahlungsform. Hat der Krieg und seine wirtschaftlichen Folgen dagegen den steigenden Warenwert des Geldlohnes erschüttert oder in sein Gegenteil gekehrt, so steht die Zahlungsform des Lohnes neuerdings wieder zur Diskussion.

§3. Die Entwicklung des Lohnstandards.

Mit wenigen kurzen Unterbrechungen durch nationale Produktionskrisen hat sich die Lage der deutschen Arbeiterschaft im letzten halben Iahrhundert ständig gebessert. Der Aufschwung der deutschen Industrie, die damit verbundene ständige Abnahme der Arbeitslosigkeit, die Wirkung der Sozialversicherungen und des Arbeiterschutzes und das steigende Ansehen der Gewerkschaften sicherten dem Arbeiter den ruhigen und sorgenfreien Genuß eines Lohnes, dessen Betrag im allgemeinen schneller zu steigen pflegte als die Verteuerung der Lebensbedürfnisse. Infolgedessen konnte der Arbeiter von dem Gefühl durchdrungen sein, nicht nur auskömmlich leben zu können, sondern auch für schlechtere Zeiten und persönliche Schicksalsschläge etwas ersparen zu können. Der Krieg hat diese Entwicklung jäh unterbrochen. Indem zu Anfang sofort wahllos aus allen Bevölkerungsschichten eingezogen wurde, verfielen alsbald zahlreiche Arbeiterfamilien einem verhältnismäßigen Elend. Die Familienunterstützung und etwaige Ersparnisse waren meist nur Tropfen auf den heißen Stein. Die zunehmende Teuerung und die Notwendigkeit, sich Lebensmittel durch Hamstern oder auf Wegen des Schleichhandels zu erwerben, führten bald zur Unterbilanz im Haushalte des Arbeiters. Blieb der Arbeiter im Heere oder fiel er, so mußten seine Angehörigen durch Frauen- und Kinderarbeit die nötigen Einnahmen zu beschaffen suchen. Wurde der Arbeiter wegen seiner Eignung aus dem Heere herausgezogen und in der Kriegsindustrie der Heimat verwendet, so war dies vielfach mit einem Wohnungswechsel und der Aufnahme einer gefährlichen oder gesundheitsschädlichen Tätigkeit verbunden. Auch die Arbeiter, die für den Heeresdienst nicht in Frage kamen, wurden durch die Umstellung der industriellen Produktion aus ihren gewohnten wirtschaftlichen Verhältnissen herausgebracht. Alle diese Umwälzungen und Schicksalsschläge trafen die Arbeiterschaft in einer Zeit, in der man über die wirtschaftlichen Verhältnisse nichts klar sehen konnte.

In den ersten Kriegsjahren veränderten sich die Preise der wichtigsten Lebensbedürfnisse von Woche zu Woche. Oft verschwanden Lebensmittel, die noch zu erträglichen Preisen käuflich waren, über Nacht vom Markte, weil ihre öffentliche Bewirtschaftung bevorstand. In den letzten Kriegsjahren waren die ärmsten Arbeiterfamilien auf Hamstern und Schleichhandel angewiesen, als regelmäßig im Sommer während einiger Monate eine Kartoffel-, Brot-, Fettoder Fleischknappheit oder alle zusammen einzutreten pflegten. So mußte es denn kommen, daß die Arbeiter jegliche klare Vorstellung von der Kaufkraft ihres Lohnes, also vom Warenwerte ihrer Arbeitsleistung, verloren. Die dingliche Vorstellung von der auskömmlichen Kaufkraft des Lohnes, die vor dem Kriege bestanden hatte, machte einem Gefühle wirtschaftlicher Unsicherheit Platz. Erhielt der Arbeiter heute eine Lohnerhöhung, so hatte er dadurch kein Gefühl der Sicherheit, sondern lebte in der verständlichen Sorge, wie lange wohl der neue Lohn dafür ausreichend sein würde, ihm ein Auskommen zu ermöglichen. Dabei wurde die Unsicherheit und Unzufriedenheit des Arbeiters dadurch erheblich geschürt, daß er tagtäglich sehen mußte, wie alle Lebensnotwendigkeiten, der er zur Erhaltung seiner Arbeitskraft bedurfte, jedem Zahlungskräftigen in beliebigen Mengen zur Verfügung standen. Bei der Unsicherheit und Ungleichmäßigkeit der behördlichen Lebensmittelzuweisungen wurde der Arbeiter dazu getrieben, seine Forderungen immer höher zu spannen. Glaubte er doch das Empfinden eines negativen Lohnwertes erst bei einem Lohnbetrage überwunden zu haben, der es ihm ermöglichte, unabhängig von aller öffentlichen Versorgung sich und seine Familie im Notfalle auch zu den Preisen des Schleichhandels auskömmlich ernähren zu können. Diese Lohnforderung wurde aber noch höher getrieben durch die weiteren Sorgen des Arbeiters um W o h nung und Bekleidung. Alle diese wirtschaftlichen Folgen, die in ihrer Schwere schon an sich geeignet waren, jeden einfacher denkenden Mann erheblich zu beunruhigen, wurden den Arbeitern von den geschicktesten Agitatoren Tag für Tag in Wort und Schrift vorgehalten. Wo die Erscheinungen des täglichen Lebens in dem Maße zusammenwirkten mit einer d a u e r n d e n psychischen Beunruhigung, ist es nicht weiter verwunderlich, daß Streiks und Lohnkämpfe zu dauernden Übelständen unseres öffentlichen Lebens wurden. Dabei erklomm der Lohn eine geradezu schwindelhafte Höhe, ohne die Arbeiterschaft zu beruhigen oder zu befriedigen. An Iugendliche und Unverheiratete wurden Löhne gezahlt, die in keinem Verhältnis standen zu ihren Bedürfnissen und aus denen sie jedem Lurus und Lebensgenüsse frönen konnten. Es kam zum Teil daher, weil die Tarifverträge auf die persönlichen Verhältnisse der Arbeiter keine Rücksicht nahmen, sodaß der achtzehnjährige junge Arbeiter ohne Familie und ohne Verpflichtungen vielfach denselben Lohn empfing, wie der dreißigjährige Familienvater, der für eine Anzahl noch arbeitsunfähiger kleiner Kinder zu sorgen hatte. Wie die Verhältnisse sich nun einmal entwickelt haben, wird man weder durch Überredungskunststücke es fertig bringen, die Arbeiter zu dem Verzicht auf Errungenschaften des Lohnkampfes zu veranlassen, noch wird man sie durch kluge Artikel und Reden über die schwere Lage der deutschen Volkswirtschaft daran hindern können, ihre Forderungen zu steigern oder zu wiederholen. Solange man dem negativen Wertempfinden in Bezug auf den Arbeitslohn nicht den Boden entzieht, kommt der Lohnkampf nicht zu einem gewissen Abschluß.

Z 4. Die gemischte Lohnform. Was man aus grundsätzlichen Erwägungen, die wir in Z 2 über Lohnform und Lohnwert angestellt haben, schon längst hätte erkennen sollen, daß nur eine Abkehr vom reinen Barlohn die Lohnfrage lösen kann, ist neuerdings in die Tat umgesetzt worden. Eine gemischte Lohnform ist im Ruhrrevier in der Form der sogenannten Butterschichten und im Eisenbahndienst des besetzten Gebietes in der Form der Hergabe von Lebensmitteln zum Selbstkostenpreis seitens der Besatzungsarmeen eingeführt worden. Im Ruhrrevier werden bestimmte Leistungen, Schichten, Überstunden usw. direkt in Lebensmitteln entlohnt. Die Lebensmittelhergabe zu billigen Preisen seitens der Besatzungsbehörden soll den Eisenbahnbediensteten besser und wirkungsvoller die Lebenshaltung erleichtern als weitere Erhöhungen der Gehälter und Bezüge. Im Gegensatz zu der nur vorübergehenden künstlichen Senkung aller Lebensmittelpreise im unbesetzten Deutschland sollen diese Maßnahmen, die auch eine quantitativ ausreichende Ernährung sichern, dauernd in Kraft bleiben. Diese wohlgelungenen Versuche weisen unfern großen Unternehmungen und Kartellen den Weg zu einer neuen Lohnpolitik. Gestützt auf ihren persönlichen Kredit im neutralen und ehemals feindlichen Auslande und auf die Möglichkeit, dort gewünschte Ausfuhrartikel liefern zu können, wären sie in der Lage, für ihre Arbeiterschaft zu günstigeren Bedingungen, d. h. infolge des Warentausches ohne Valutafenkungen größere Mengen Lebensmittel einzukaufen, als die deutsche Regierung für einen entsprechenden Anteil der Gesamtbevölkerung. Diese Lebensmittel, Kleidungsstoffe und Heizmaterialien müßten dann im Einvernehmen mit dem Betriebsrat des betreffenden Unternehmens den Arbeitern und Angestellten zu solchen Preisen und Bedingungen als Lohnteile verausgabt werden, daß dadurch die Arbeitslust und die Seßhaftigkeit der Arbeiter gefördert wird. Erhält der Arbeiter einen erheblichen, vermutlich den wichtigsten Teil seiner Lebensbedürfnisse in Warenform, so gewinnt er wieder ein Verständnis dafür, was er durch seiner Hände Arbeit erwirbt. Es wird ihm greifbar und sichtbar vor Augen geführt, was er durch seine Arbeit erwirbt, und daß er durch sie genug erwerben kann, um sorgenfrei sstt zu werden. Haben wir dieses Bewußtsein erst bei dem Arbeiter wieder gemeckt, dann haben wir damit zugleich den Agitatoren und Hetzern das fruchtbarste Feld ihrer Tätigkeit, das negative Wertbewußtsein, entzogen. Erst der Arbeiter, der durch dieVerdinglichung seines Arbeitslohnes weiß, daß er genug zum Leben hat, kann zu Vernunft und Mäßigkeit in Lohnfragen angehalten werden.

karl Reötmann: Weltholzhanöel.

Die inneren Verhältnisse machen es eigentlich unmöglich, gegenwärtig ein Bild über das zu geben, was an Erfolgen für den gesamten Handel erreichbar ist. Oie Zeit ist sehr ernst. Wir stehen vor einem schweren Winter, unser Wirtschaftsleben liegt darnieder und wird nur mit äußerster Anstrengung vor dem Zusammenbruch zu bewahren sein. Wir sollten eigentlich keine Zeit haben, uns jetzt im Parteikampf zu verzetteln, sondern uns einzig und allein dem Aufbau eines wirtschaftlichen gesunden Deutschlands zuwenden.

Wir müssen einmal begreifen, daß der Krieg verloren und die Revolution herrscht, daß es keinen Zweck hat, vergangenen Zeiten nachzutrauern, sondern daß es angesichts des Elends dieser Tage nur eines gibt, die Trümmer hinwegzuräumen und die Notwendigkeit zu erkennen, daß sich die Weltwirtschaft uns nur erschließen wird, wenn die Produktivität von Arbeit und Kapital in Deutschland gegenüber der fremden Konkurrenz sich als überlegen erweist.

Es ist eine traurige Tatsache, daß wir unter einer außerordentlichen Teuerung leiden, die aber einzig und allein auf die fortdauernden Streiks und das Verlangen nach höheren Löhnen zurückgeführt werden muß, sowie auch auf den Ausfall zahlloser Arbeitsstunden. Der Endzweck aller Maßnahmen muß unbedingt die Steigerung der produktiven Arbeit sein und dies ist nur möglich durch die allseitige Wiedereinführung der Akkordarbeit, die Bezahlung der Arbeit nach der tatsächlichen Leistung und den Abbau der Arbeitslosenunterstützung.

Aber auch darauf kommt es an, daß wir uns zusammenschließen in Handel und Gewerbe und den nötigen Wagemut mitbringen. Wie die allerersten Generationen, die deutsches Unternehmertum in die Fremde getragen haben, so dürfen wir auch jetzt vor der Unübersichtlichkeit der inneren und äußeren Verhältnisse nicht zurückschrecken. Anhaltspunkte, an denen neue Arbeit sich einsetzen läßt, sind denn doch in der Welt mannigfach für uns übriggeblieben, selbst wenn die Vermögenswerte verloren gegangen sind. Gerade weil wir schließlich dem Hunger und der Zermürbung erlegen sind, haben wir auch Freunde draußen. Und schließlich liegt es ja im Interesse unserer Feinde selbst, uns wirtschaftlich nicht völlig zu vernichten. Schwierigkeiten, die weltwirtschaftlichen Beziehungen wieder anzuknüpfen, sind auch vor England und Frankreich gestellt. Juckungen wirtschaftlicher Natur sowie auch sozialer durchziehen alle Lander. Neues ringt allenthalben nach Gestaltung. Beweisen auch wir der Welt und uns selbst, daß wir nicht lediglich Epigonen sind, die auf der Leistung der vorangegangenen Generationen weiterbauen konnten . , daß wir ureigene Leistungskraft besitzen, aus dem Nichts den Grundstein zu neuer Entwicklung zu formen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß wir uns nur allmählich in die alten Verhältnisse hineinarbeiten können, zumal der Abbau der Kriegsgesellschaften noch immer nicht ganz beseitigt ist und hinsichtlich der Ein- und Ausfuhrverbote noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Iedenfalls müssen wir schon jetzt den Versuch machen, zu den alten korrekten Handelsgebräuchen zurückzukehren und nicht das letzte, was uns von dem Kriege übrig geblieben ist, das Ansehen des deutschen Handels und unfern guten Ruf als ehrliche Kaufleute in der Welt ebenfalls preiszugeben. Der deutsche Handel darf nicht untergehen!

So war es denn recht verdienstlich, daß or. Waldemar Koch eine ausführliche Arbeit über „Handelskrieg und Wirtschaftsexpansion" veröffentlichte. Jeder, der sich für die darin behandelten Fragen interessiert, wird dort einen brauchbaren Überblick über die Maßnahmen und Bestrebungen des feindlichen Auslandes zur Bekämpfung des deutschen Handels und zur Förderung des eigenen Wirtschaftslebens finden, wobei ihm ein gutes Sach- und Namenregister den Uberblick erleichtert. Koch hat sich aber keineswegs begnügt, die Gesetze und Verordnungen zu registrieren, durch die deutsche Niederlassungen der Überwachung, Zwangsverwaltung und der Auflosung unterworfen, geistiges, mobiles und immobiles Eigentum beschlagnahmt, der Handel gebunden, die Verträge aufgelöst und die privaten Rechte, wie das Prozeßrecht u. a. eingeschränkt und vernichtet wurden. Man findet vielmehr überall das Bestreben, möglichst konkret über die Praris des Handelskrieges, die Durchführung der Anordnungen, die Schicksale der deutschen Handelshäuser zu berichten. Der mehr negative Kempf gegen deutsche Werte, der Handelskrieg, fand seine Ergänzung in der Wirtschaftserpansion, dem Bestreben, eigene Werte an die Stelle der vernichteten zu setzen, indem man vor allem neue Industrien aufbaute, Rohstoffe

anderen Gebieten zuführte und allgemein die bei der Gütererzeugung und beim Handel mitwirkenden Faktoren dadurch zu stärken suchte, daß man Fachschulen schuf, das wirtschaftliche Nachrichtenwesen organisierte, Handelskammern im Auslande errichtete und Ausstellungen veranstaltete.

Neben diesen ungeheuren Anstrengungen zwingt uns die auswärtige Valuta und somit die auswärtige Ware um ein Vielfaches über ihren Wert zu bezahlen. Die Folgen davon sind die Abhängigkeit unseres Wirtschaftslebens vom Auslande und bedeutet nicht zuletzt den Zusammenbruch von Firmen; wir können unsere Zahlungsbilanz nur durch Verstärkung unserer Ausfuhr verbessern und dies ist wiederum nur möglich, wenn die vorangesetzten Vorbedingungen restlos erfüllt werden.

Ein anderer wichtiger Punkt liegt zweifellos darin, daß Einfuhrfreiheit die allgemeine Lage in Deutschland besser beeinflußt als die Einfuhrverweigerung von Rohstoffen, die unsere Branche dringend benötigt. Solange dadurch eine Hemmung bei uns hervorgerufen wird, kann an einen Verdienst und an eine vollständige Arbeitsaufnahme nicht gedacht werden. Es ist notwendig, daß die Einfuhr und Finanzierung von unseren Fabrikanten selbst geregt wird und die Regierung wird gut tun, solche berechtigten Maßnahmen nach Möglichkeit zu unterstützen und zu fördern.

Ohne Verstaatlichung und Monopole wird es bei den einschneidenden Umwälzungen nicht abgehen. Während einige Gebiete direkt reif hierfür sind, befinden sich andere auf dem Wege, ein Objekt der Sozialisierung zu werden. In welcher Weise nun ein Vorgehen nützlich ist, kann heute kaum gesagt werden, jedenfalls entsprechen aber Einkaufs- und Verkaufsmonopole im allgemeinen nicht unseren volkswirtschaftlichen Bedürfnissen nach dem Kriege, eher würden gewisse inländische Großbetriebe und Rohstoffe sich hierfür eignen, wo es sich um Ersatz eines Privatmonopols durch ein Staatsmonopol handelt, im Wege der Enteignung und nicht der Konfiskation.

Zu diesen inländischen Rohstoffen rechnet man auch das Holz. In Fachkreisen geht die Ansicht übereinstimmend dahin, daß es im großen und ganzen im Interesse der Allgemeinheit liegen dürfte, wenn die staatliche Holzerzeugung und der Verkauf auch in Zukunft in ähnlicher Weise vor sich gehen winde wie brsher. Sollte eine Ausschaltung des Zwischenhandels beabsichtigt sein, so wird man hierin nur trübe Erfahrungen machen, anderseits darf nicht vergessen werden, daß der Handel eines geschulten Fachmannes bedarf, der die Verteilung von Rohhvlz und Schnittholz an die mannigfachen Interessenten und deren besondere Ansprüche nur einzig und allein bewirken kann.

Es werden in der kommenden Zeit gewiß große Anforderungen an unsere Holzindustrien gestellt, wie dies besonders schon jetzt in der Möbelindustrie zu spüren ist, die einem großen Aufstieg entgegensieht.

Wir haben allerdings in deutschen Wäldern einen Holzbestand von ungefähr Z38 Millionen Kubikmeter, es hieße jedoch Raubbau treiben, wenn man die Helzeinfuhr nicht wieder herstellen würde, sobald und soweit es die Verhältnisse gestatten; selbst die Einfuhr von Edel- und Lurushölzern ist notwendig, um unsere Erportindustrie wettbewerbsfähig zu machen. Es wäre durchaus verkehrt, wollte man planmäßig mit der Abholzung unserer Wälder vorgehen und die Einfuhr der feineren Holzsorten beschränken. Gerade weil vor dem Kriege schon eines der wichtigsten Probleme unserer Branche der Holzeinfuhrhandel war, sollte man auch jetzt in den alten Bahnen vorwärtsstreben.

Gegenwärtig ist das Interesse andauernd auf die weitere Entwicklung des nordischen Hl,lzmarktes gerichtet, der während der letzten Wochen etwas mehr Bewegung gezeigt hat, wie das sonst um diese Iahreszeit der Fall zu sein pflegt. Wenn auch der Spätsommer keine besondere Lebhaftigkeit mit sich gebracht hat, so wurden doch eine Anzahl Geschäfte mit Schweden gemacht. Bisher sind etwa 600 000 Standards, d. h. 100 000 Standards mehr als zur selben Zeit des Vorjahres, an gesägten und gehobelten Waren von Schweden verkaust worden. Die meisten Abschlüsse durch Schweden wurden trotz der Einkaufsbeschränkung mit England und seinen Kolonien getätigt, an zweiter Stelle folgt Frankreich. Deutschland, Holland und Spanien waren im Sommer kaum am Markt, und die Auesichten füc Abschlüsse in der letzten Zeit mit diesen Ländern sind weniger günstig. Mit Holland und Spanien dürften zwar geringere Geschäfte gemacht werden können, mit Deutschland ist kaum zu rechnen, weil dies infolge der schlechten Valutaverhältnisse zweifellos aus Finnland bezieht. Schweden machte im August ziemlich bedeutende Geschäfte mit den südafrikanischen Kolonien zu guten Preisen, während einige Ladungen für Australien zu bedeutend niedrigeren Preisen untergebracht wurden. Augenblicklich ist der Holzmarkt ziemlich still. In England besteht ein Einfuhrverbot für Schreinereiwaren, so daß dieser sonst so große Markt der schwedischen Industrie verschlossen ist. Die Fabriken müssen daher so gut wie ausschließlich für den inländischen Markt arbeiten, der ebenfalls infolge Darniederliegens der Bautätigkeit außerordentlich klein ist. Die Fabrikanten erwarten in Belgien und Frankreich Absatz zu finden, wo die Nachfrage bald so groß werden muß, daß sie von beiden Ländern selbst nicht gedeckt werden kann. Die Aussichten für größere Lieferungen sind zunächst jedoch sehr gering, da die skandinavischen Preise und die für den Erport unvorteilhafte Valuta eine Konkurrenz mit französischen Fabriken nicht zulassen. Auch am Holzfrachtenmarkt kann man die andauernd fallende Tendenz verspüren, trotzdem sich die Raten widelstandskräftiger erhalten, als zu erwarten war.

Für die Lage des Holzmarktes in Norwegen ist bezeichnend, daß nach Pressemitteilungen in den letzten Monaten eine starke Tannen- und Kiefernholzeinfuhr aus Finnland stattfindet, obwohl Norwegen bekanntlich an Tannenund Kiefernholz große Vorräte hat, die für den eigenen Bedarf mehr als ausreichen. Das finnische Holz kann zurzeit trotz der gegenwärtigen hohen Frachtsätze in Norwegen billiger verkauft werden als das einheimische Holz. Die Sägewerke und Holzveredelungsbetriebe können zwar auf einen guten Absatz zu einigermaßen günstigen Preisen für einige Zeit rechnen, doch ist zu erwarten, daß nach Ordnung der Verhältnisse in Finnland und speziell in Rußland die Holzveredelung in Norwegen allmählich an Bedeutung verliert. Die Möglichkeit liegt vor, daß die Einführung von Planken aus Rußland zur Veredelung nach Norwegen lohnend sein würde, doch hängt das vollständig von der Entwicklung der Verhältnisse in Rußland ab. Infolge Rohstoffmangels in den notwendigsten Bedarfsartikeln für die verschiedenen Fertigfabrikate haben die norwegischen Firmen den Wunsch, mit den deutschen Fabriken wieder in Verbindung zu treten, von welchen diese Ärtikel schon vor dem Kriege bezogen wurden, sobald diese natürlich in der Lage sind, wieder Friedensware zu liefern.

In Finnland liegen etwa 500 000 Standards an das Ausland verkaufte Holzvorräte, von denen etwa 200 000 schon während des Krieges verkauft und teilweise schon bezahlt wurden, aber unter dem Zwange der Verhältnisse nicht ausgeführt werden konnten. Deutschland hat in Finnland 17 000 Standards gekauft, die schon bezahlt sind, obwohl man sie wegen der Blockade nicht ausführen konnte; letztere ist nun wieder von neuem verhängt worden aus Anlaß des Übertritts einiger Reichswehrtruppen zum russischen Heereskörper. Die Ausfuhr ist aber auch durch den Mangel an Schiffsraum stark behindert, so daß jedenfalls ein großer Teil der jetzt im Lande gelagerten gesägten Holzwarenmenge auf Lager bleiben dürfte.

In Rußland stehen die Sägewerke fast vollständig still, sehr wenig Holz wird gefällt. Die Holzvorräte in den neuen Häfen von Petersburg und Kronstadt sind beschlagnahmt worden, um noch Südrußland geschickt zu worden, wo überhaupt kein Holz zu haben ist. Rußland braucht zum Wiederaufbau seiner verwüsteten Gegenden große Holzmengen, und das von Riga gewöhnlich verschiffte Holz wird nur für diesen Zweck verwendet, aber die Vorräte dort sind ganz gering. Infolge der Kriegsereignisse ist die industrielle Tätigkeit in Nordrußland sehr gering, auch macht sich der überaus große Arbeiter mangel sehr fühlbar. Ferner ist der Mangel an Rohstoffen sehr groß, so daß sich eigentlich kein anderer Ausfuhrartikel findet als Holz. Die großen Waldstrecken an der Dvina sind immer noch in den Händen der Bolschewiki, und das Flößen wird in hohem Grade durch fortwährende Kämpfe längs den Flußufern der Doina erschwert. Nur ein größerer Import von Rohstoffen könnte die jetzigen Verhältnisse verbessern, aber hier stellen sich die Valutaverhältnisse hindernd in den Weg. Mangel an fremder Valuta und der Rubelkurs erschweren das Geschäft. Von einer Kompensation von Waren kann keine Rede sein. Die einzige, doch, wie bereits bemerkt, beschränkte Möglichkeit wäre, durch erhöhte Ausfuhr von Holz dem Lande ausländische Valuta zuzuführen, die später zum Ankauf der nötigsten Artikel verwandt werden könnte. England ist ausschließlich von Rußland abhängig, soweit Gruben- und Schwellenholz in Frage kommen. Die Holzeinfuhr von Rußland vor dem Kriege stellte ungefähr 75 vom Hundert der gesamten englischen Holzeinfuhr dar.

Die Schwierigkeiten der Wohnungsfrage erscheinen in England gegenwärtig ebenfalls fast unüberwindlich. Von der kommunalen Bautätigkeit erwartet man nicht übermäßig viel. Zwar sind Bewegungen im Garige, eine rege Bautätigkeit in Städten und Gemeinden zu entfalten, aber es entstehen Schwierigkeiten durch die hohen Preise in Baumaterial, wohinzu die steigenden Arbeitslöhne in Verbindung mit der verminderten Arbeitszeit kommen, die Private von jeglicher Bautätigkeit abhalten. Während in den meisten Baumaterialien eigentlich kein Mangel herrscht, sind die Bestände an Holz nicht sehr groß, doch sind bedeutende Mengen in Kanada, im Weißen Meer und in den baltischen Provinzen angekauft und es ist Schiffsraum für die Ausfuhr bereits zur Verfügung gestellt.

In früheren Zeiten hat der Waldbestand Kanadas durch Feuersbrünste und unzweckmäßiges Fällen der Stämme sehr gelitten, während die Bundesregierung jetzt auf die Erhaltung des Waldbestandes eifrigst bedacht ist. Der Bestand an Nutzholz beträgt etwa 903 Milliarden Fuß. Der am häufigsten vorkommende Baum ist die Rottanne. Der ehedem blühende Handel in Faßdauben hat in den letzten Iahren nachgelassen, dagegen ist der Bedarf an Kisten und Kistenholz sehr groß, und da hierfür die weichen Helzarten verwendet werden, sind alle Holzarten zu gebrauchen. Bretter, Platten und Leisten stellen Nebenprodukte jeder Sägemühle dar, während Holzschindeln, die zumeist aus Zedernholz angefertigt werden, mit den wichtigsten Erportartikel Britisch Columbias bilden. Der wichtigste Ausfuhrartikel ganz Kanadas bleibt aber die Holzmafse für Papierfabrikation, ihr Wert stellte sich im Iahre 1917 auf 20,4 Millionen Pfund Sterling. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß Kanada den Holzmassemarkt der Vereinigten Staaten ganz und gar beherrscht, zumal die Qualität der kanadischen Erzeugnisse sich gebessert hat. Verschiedene Papiermassefabriken wurden er» richtet; ihre Ausfuhr geht nach China, Iapan, Australien, Neuseeland. Die ausgedehnten Waldungen in Britisch-Columbia liefern ungeheure Mengen Holz, das für die Holzmasseindustrie sehr geeignet ist, und der reichliche Vorrat an Wasserkräften und Kohlen verbürgen eine günstige Entwicklung der kanadischen Industrie, die vorzugsweise für Schweden eine besondere Bedeutung hat.

Die Produktion von Bauholz in den Vereinigten Staaten hat laut amtlichen Berichten im Iahre 1918 32 760 Millionen Fuß betragen gegen 86 Millionen Zuß im Iahre 1917. Der beträchtliche Rückgang entfällt hauptsächlich auf die südlichen und östlichen Staaten. Schon vor einiger Zeit wurde bekannt, daß die an der Westküste in den Häfen liegenden fünfzig neuen Holzdampfer keine Verwendung finden können, weil sie undicht und deswegen nicht mehr seetüchtig seien. Man versuchte den Verkauf an Private zu bewirken und entschloß sich später auch einen Teil der Holzschiffe nach Schweden abzustoßen, aber die Reedereien zeigten sich nicht geneigt, die Schiffe abzunehmen.

Es hat den Anschein, als ob der Osten und ein Teil des Westens in den Vereinigten Staaten von Nordamerika infolge des noch immer herrschenden Raubbaues Mangel an Rohstoff leiden, besonders für die Papierfabrikation. Man erwartet eine gute Nachfrage aus allen Teilen der Staaten wie auch der überseeischen Länder und rechnet mit hohen Preisen, sobald genügend Frachtraum zur Verfügung steht. Große Hoffnungen bestehen auch bei der amerikanischen Holzwarenindustrie auf den Erport nach Europa, welche Bestrebungen die amerikanische Regierung besonders unterstützen dürfte. Die Pitchpineausfuhr läßt augenblicklich noch zu wünschen übrig, hauptsächlich mangels Schiffsraum und infolge der Valutaschwankungen. Für amerikanische Esche dürfte bei uns kein großer Bedarf vorhanden sein, da genügend gutes und geringeres Material ^u haben ist, eher würde Hickory auf Beachtung rechnen können. In Mahagoni sind die Zufuhren bald erwünscht. Bleckholz erzielt heute 900 bis 1200 Mark je Kubikmeter und gesägtes 1000 bis 1800 Mark. Amerikanisches Pappelholz ist in steter Frage und kann zu dessen Einfuhr geraten werden, für gewisse Zwecke ift Whitewood unentbehrlich, wenn sich auch die Preise wesentlich höher als für die deutsche Pappel stellen dürften. Amerikanischer Nußbaum ist sehr geräumt, iedoch liegt für diese Holzart kein großer Bedarf vor. Schnittware wird mit 1000 bis 1700 Mark bewertet, gesägtes Satin-Nußbaum mit 550 bis 850 Mark je Kubikmeter. Interesse für Teakholz dürfte in Zukunft schwerlich wieder in gleichem Umfange wie vor dem Kriege zu erwarten sein, weil nur wenig hiervon vorhanden ist. In Ebenholz und anderen Sonder-Holzarten schwanken die Preise andauernd.

Unter Mitwirkung der Verbandes italienischer Holzhändler soll sich in Italien ein Konsortium gegründet haben von Holzindustriellen und Verbrauchern. Das Konsortium soll mit einem Anfangskapital von 25 Millionen arbeiten und .ille Geschäfte ausüben, die mit dem Holzhandel und dessen Förderung zusammenhängen. 20 vom Hundert des Reingewinns werden für Kriegsteilnehmer «erwendet werden. In der Schweiz ist der Holzerport nach Italien freigegeben, dagegen bedarf es zur Wiederausfuhr österreichischen und deutschen Holzes einer besonderen Genehmigung des technischen Ausschusses in Rom. Die Gesamtlage in der Holzindustrie in Italien ist im allgemeinen befriedigend und die Gründung verschiedener Gesellschaften im Venezianischen und in den neugewonnenen Gebieten zwecks Rodung und Gewinnung von Nutzholz ist im Gange.

In der Schweiz sind die Preise für fast alle Holzsorten um das drei- bis vierfache während des Krieges gestiegen. Besonders der große Kohlenmangel zwang dazu, die Holzbestände zur Feuerung stark in Anspruch zu nehmen.

In Deutsch-Oesterreich wurde mit Rücksicht darauf, daß wegen der mangelhaften Kohlenzufuhr die Bevölkerung Wiens im kommenden Winter hauptsächlich auf Holz als Brennstoff angewiesen sein werde, der Antrag gestellt, eine Kommission zu wählen, welche die Vorarbeiten zur Kommunalisierung des gesamten Holzhandels auszuführen hat. Die Bestrebungen der Gebirgsbauernschaft gehen jedoch dahin, daß die Waldbesitzer sich genossenschaftlich und als selbständige Genossenschaften im freien Handel ihre Unabhängigkeit wahren. Gegen die Sozislisierung der Holzindustrie werde gleichfalls Stellung genommen werden, da es sich um zahlreiche kleine Sägewerke handle, die sich unter keinen Umständen für die Sozialisierung eignen.

Aus den Niederlanden wird über eine Besserung in der Holzfabrikation berichtet. Die Wiederaufnahme der Heringsfischerei bietet den Küfern ausreichende Arbeitsgelegenheit. Die Kistenfabrikation wie die Holzsägereien konnten infolge der größeren Anfuhr von Holz wieder eine große Zahl von Arbeitern einstellen. Das gleiche gilt für die Möbelfabrikation. Die Lage der Spiegel- und Rahmenfabrikation hat sich gegenüber 1918 bedeutend gebessert. Die Rohrmöbelfabrikation befindet sich im Rückgang. Die Holzschuhfabrikation wird durch die belgische Einfuhr stark geschädigt. Es wird meistens auf Vorrat gearbeitet.

Die Einfuhr von Überseehölzern ist inzwischen durch die Aufhebung der Beschränkungen in der Devisenordnung in Fluß gekommen und war dies schon längst sehr erwünscht, weil der Bedarf ein großer ist. Angesichts unserer schlechten Valuta sind die Käufe zurzeit jedoch unlohnend, weil der Händler resp. Importeur keine Aussicht aus Gewinn haben, da das Material zu einem einigermaßen günstigen Preise nicht erworben werden kann. Angesichts dieses Umstandes sind die amerikanischen Hölzer im Preise sehr hoch gegangen und demzufolge haben in Deutschland die Preise ebenfalls nicht unbeträchtlich angezogen. Unsere Vorräte sind jetzt im Auslande sehr begehrt und es ist daher ein vollkommenes Ausfuhrverbot in Aussicht genommen. Auch in inländischen Hölzern macht sich nach dem Bericht eines Hamburger Importeurs, durch den niedrigen Markkurs hervorgerufen, im neutralen Auslande eine vermehrte Nachfrage bemerkbar. Besonders eine Ausfuhr in bearbeitetem Zustande ist ja zur Vermehrung unseres Exportes

wünschen. Um nun aber unsere Ware, die heute als einziges wirksames Zahlungsmittel gilt, nicht zu verschleudern, dürfte es sich empfehlen, bei neuen Abschlüssen den Verkaufspreis nicht nur den Kursverhältnissen entsprechend zu stellen, sondern denselben in der Währung des betreffenden Landes aufzumachen. Da unsere Valuta sich zunächst kaum bessern wird, ist das einzugehende Risiko für kurzfristige Abschlüsse nicht erheblich. Wie schon zu Eingang hervorgehoben, liegt es jetzt vor allem an der Regierung, den guten Willen des Handels zu unterstützen und durch schnelles Handeln einer Valutahebung und günstigsten Einfuhrmöglichkeiten die Wege zu ebnen.

Die Marktlage deutscher Laubhölzer ist bei ruhigem Geschäftsgange sehr fest. An den Nadelrundhelzmarkt wurden erhebliche Anforderungen gestellt, mit denen das Angebot nicht gleichen Schritt hielt. Unter den

ungünstigsten Beförderungsverhältnissen litten die weitab von den Waldgebieten gelegenen Sägewerke. An dem meist begehrten Starkholz herrscht die größte Knappheit. Bei den in letzter Zeit in den Forsten stattgehabten spärlichen Verkäufen entbrannte sehr heftiger Wettbewerb, angesichts dessen die Anschläge zr m Teil erheblich überschritten wurden. Die starke Nachfrage nach Brennholz hat gerade den Grubenholzmarkt befestigend beeinflußt. In Anbetracht der großen Kohlenknappheit ist mit einer weiteren Knappheit zu rechnen, obgleich die Regierung Verfügungen erlassen hat, um den kommenden Einschlag nach Möglichkeit zu vergrößern. Zu der gewaltigen Nachfrage tritt die Schnierigkeit des Abtransportes. Der Einkauf von Brettern aus erster Hand ist bei den höhergehenden Preisen ein zunel mendes Wagnis. Die Hobelwerke interessierten sich hauptsächlich für bessere Ausschußware, die Kistenfabriken beteiligten sich nur gering am Einkauf. In Verbindung mit der Verteuerung der Rohware zogen auch die Preise der Hobelware an, andererseits bestand ein knappes Angebot in besseren Rohbrettern.

Die Nachfrage nach geschnittenem Tannen- und Fichtenbauholz war lebhaft, die Andienung aber nicht immer dem Bedarf entsprechend. Mit üblicher Waldkante geschnittenes Baubolz wurde vem Schwarzwald aus selten unter 200 Mark das Kubikmeter frei Bahnwagen oberrheinischer Stationen angeboten.

Gewiß haben wir während der letzten Zeit manche Enttäuschung erleben müssen, aber die deutsche Leistungsfähigkeit ist nech nicht soweit abgestumpft, daß sie am Boden liegt. Wie man's machen muß, ist bereits in dem Vorangegangenen genügend beleuchtet und möchte zum Schluß nochmals betont werden, daß es keineswegs zweckmäßig ist, den Weltmarkt mit billigen deutschen Erzeugnissen zu überschwemmen, wie dies vor dem Kriege so oft geschehen ist, sondern nur hochwertige Waren bilden die beste Empfehlung auf dem Weltmarkt. Deutschland muß heute, wie die Verhältnisse nun mal liegen, aus seiner Erpvrtindustrie und seinem Erporthandel alles Erreichbare heraucholen; um seine Lage zu verbessern, ist ausschließlich bei Verkäufen ein möglichst heher Preis zu verein

baren, weil solches ohnehm schon der niedrige Stand unserer Valuta bedingt, und steht es wohl auch zweifellos fest, daß wir nichts zu verschenken haben. Es darf keinesfalls zu billigen Preisen geliefert werden, zumal den Verlust in letzter Linie der Erporteur bezw. das Volk zu tragen hat. Wir müssen den verloren gegangenen Kredit im Auslande wieder herzustellen versuchen und ist es Pflicht unserer Handelswelt, das bestehende Mißtrauen zu beseitigen, das dem deutschen Handel ehedem entgegengebracht worden, und nicht zuletzt muß der deutsche Kaufmann auch mit aller Schärfe die Abschaffung der bürokratischen Knebelung des deutschen Ausfuhrhandels fordern.

»- —»»»» «

Dr. Siegfrieö:
Kubismus.

In der Berliner Kunstausstellung hängen zwei Bilder eines Osear Fischer aus Karlsruhe, „Das Haus am Meer" und „Der Sprung" (1136 und 1137). Wer den Saal, in dem sie hängen, betritt, glaubt im Lachkabinett zu sein. Bei fast allen Beschauern macht sich die in den vorigen Sälen der Novembergruppe angesammelte Entrüstung hier im Ausbruch fröhlicher Heiterkeit Luft: „Das soll ein Bild sein! Das ist ja glatter Unsinn; hier sieht man's endlich klar, diese Maler sind ganz einfach verrückt."

All diese Menschen können wie die Kinder lachen beim Anblicke dieser Seherbilder, tanzen dahin am Rande des fürchterlichsten Abgrundes, vor dem die geschichtliche Menschheit je gestanden hat, hören nicht — wie einst — den erschütternden Kassandraruf.

Iede Kunst ist Ausdruck des Geisteslebens ihrer Zeit. Sie ist nicht das Abbild des Lebens, das ein Volk tatsächlich geführt hat, wie unsere Vorfahren z. B. von „der erhabenen Ruhe der Griechen" lehrten; wir wissen heut, daß das griechische Leben alles andere eher war als ruhig. Gerade im Gegensatz zur Wirklichkeit, in der sie lebten, schufen sich die edelsten Schöpfer Griechenlands eine schöne Welt des Scheins, in die ihre Herzen flüchten konnten aus der Unruhe des Daseins. Nur in ihren Herzen waren zunächst die Züge dieser Welt, darinnen wurden sie geboren, darinnen aber müssen sie auch gewohnt und gelebt haben. Genau so wie wir es heut noch an ibren Werken sehen und erleben, sah das Herz der Griechen aus, m u ß es in einem Griechenherzen ausgesehen haben.

Die Kunst einer Zeit vermittelt also die Anschauung, wie es zu dieser Zeit im Herzen eines Volkes ausgesehen habe, zu mindest in dem Herzen seiner Besten, seiner Führer, seiner beredten und stummen Dichter.

Wenden wir diesen Satz der Erfahrung auf den Kubismus an, — und das dürfen wir in der Tat; denn zum Vergnügen malt uns kein Mensch diese bunten Dreiecke, Kugeln, Eier und Spiralen vor, zum Vergnügen gibt sich kein Mensch rer allgemeinen Lächerlichkeit preis, er tut es nur, wenn er, das Beste erstrebend, nicht anders kann, wenn er so muß — also sag ich: wir haben ein Recht, jenen Satz eer Erfahrung auf den Kubismus unserer Tage anzuwenden, packt uns da nicht ein Grauen an: so sellte es in den Köpfen unser aller aussehen, zumeist aber in denen unserer Besten, unserer Führer, in den Herzen unserer beredten und stummen Dichter?? Mit unentrinnbarer Gewißheit werden unsere Enkel aus der Kunst unserer Tage den Schluß ziehen: so zerrissen, so zusammenhanglos, so zerbrochen war die Welt in den Herzen der Menschen dieser Tage.

Nein, ruft da ein jeder, wir sind doch nicht verrückt geworden, wir sind doch nicht sinnlos, wir haben doch unsere gesunden Sinne, mit denen wir die Welt sehen, wie sie ist . . es ist doch lächerlich zu behaupten, in unseren Köpfen sähe die Welt so aus, wie in den Hirnen dieser Maler.

So einfach liegt die Sache allerdings nicht. Selbstverständlich sehen wir die Welt zusammenhängend, sofern wir nur von ihrer gewissermaßen photographischen Aufnahme mittels unserer Sinne sprechen. Aber nehmen wir nun einmal das Weltbild an, das wir uns machen auf Grund alles dessen, was wir gesehen, gelernt, gehört haben, besonders durch die Naturwissenschaften. Ist das Bild einheitlich, ist das zusammenfassend? Ist nicht in zahllosen Schriften der letzten Iahre nachgewiesen worden, daß jede wissenschaftliche Betrachtung, jeder Wissenszweig nur einen willkürlich begrenzten Ausschnitt erfasse des gesamten Weltgeschehens? Und segeln wir nicht dennoch hemmungslos immer weiter auf diesem Wege, neue Ausschnitte zu schaffen, in unabsehbare — sinnlose — Fernen? Die eine einzige Frage, deren Antwort allein den Zusammenhang schaffen könnte, die Frage nach dem Warum allen Geschehens, haben wir zu stellen längst verlernt: warum herrscht bald dies, bald jenes Naturgesetz, warum machen den einen dieselben Umstände krank, den anderen nicht, warum braucht der eine dies zum Leben, der andere das, warum herrscht heute Regen und morgen Sonnenschein, warum gibt es heute Frieden und morgen Krieg? Blinder Zufall ist es, warum bald dies, bald jenes unserer Naturgesetze in Gang gesetzt wird. Sage niemand, wir hätten für alle diese Dinge eine Antwort gebende Wissenschaft. Die Wissenschaft setzt Maße, „ach denen diese Geschehen gesetzlich ablaufen, aber nicht eine einzige dieser Fragen beantwortet sie, sie schiebt die Grundfrage des Warum nur einige Schritte hinaus. Von den Dingen wissen wir nichts, nichts, als was wir selbst in Form der Ge-setze herantragen, in die Dinge hineintragen. Dies Wissen von unserem eigenen Tun und Können an den Dingen also, nicht von den Dingen selbst ersetzt uns die Welt, den meisten von uns, gerade unseren Besten und Führern. Die gewußte Welt ist ihnen die Welt, die Welt ist ihnen kein Rätsel mehr; sie liegt offen vor ibnen als das Bild de? Summe ihres Wissens.

Was ist aber eas Bild des Kubisten anders? Ist es nicht gleichfalls eine Unsumme von Farbausschnitten seines Könnens, seiner Palette, willkürlich begrenzt, durch Zufall scheinbar allein zusammengestellt? Kann es für das naturwissenschaftliche Weltbild unserer Tage ein treueres Abbild geben als solch kubistisches Werk?

Bis vor kurzem stand die Wissenschaft bei Uneingeweihten in dem Ansehen, als vermittelten ihre Gesetze ein gesetzlich bedingtes und darum harmonisch geschlossenes Naturganzes. Daß die Auflosung in Gesetze die Natur selber zerstörte, uns zwar freimachte von der Willkür eines strafenden oder lohnenden Richten, damit zugleich aber uns zum hilflosen Spielball blinden Zufalls machte, mußte erst in das Bewußtsein der Laien gelangen, damit diese der Wissenschaft einen Spiegel vorhalten konnten, eben in den kubistischen Bildern.

Was von der Naturwissenschaft gesogt ist, gilt von allen anderen Zweigen unseres Geisteslebens. Man nehme eine Zeitung zur Hand, selbst eine Monaie, schrift: ist sie nicht eine Unzahl kleiner, willkürlich begrenzter Ausschnitte des Lebens, durch Zufall gerade in dieser Zusammenstellung dem Leser vorgelegt, durch nichts Notwendiges zusammengehalten?

Und zum Schluß denke man an unser Wirtschaftsleben. Fast täglich kann man lesen, wie einzelne Wirtschaftszweige selbständig sich entwickeln oder für sich gefördert und dadurch andere geschädigt werden, die e,uf jene angewiesen sind. Es fehlt das Zusammenarbeiten der einzelnen Zweige, die einheitliche Leituna. die vereinigende Hand, die zusammenfassende Idee. Unser Wirtschaftsleben ist aufgelöst in lauter einzelne sich selbst rücksichtslos durchsetzenwollende Teile.

Nehmen wir dazu noch das Bild unserer nächsten Zukunft. Erfüllt nicht grade die Besten, die Führer, bange Sorge, was werden wird? Sehen nicht gerade sie am Ende des Wirtschaftskampfes, den Deutschland in sich jetzt kämpft, den völligen wirtschaftlichen Zerfall vor Augen? Irgendwann einmal wird die Not unser Volk ja wieder zur unbedingten Arbeit führen und in ihr wieder vereinen, aber bis dahin schreiten Auflösung und Zersetzung fort und fort. . . . Dreimal wehe über unser Volk, wenn der Kubist als Dichter-Seher richtig vorausgesehen hat, welch Chaos uns bevorsteht . . . Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Öffentliche Bildersammlungen sollten die charakteristischsten Bilder dieser Kubisten ankaufen. Alle berechtigten Gesichtspunkte, die sonst beim Ankauf von Bildern Geltung haben, sollten die Leiter solcher Semmlungen vorurteilsfrei beiseite setzen und diese über alle Maßen kennzeichnenden Anschauungsbilder unserer Zeit erwerben; den gegenwärtigen Beschauern zur Warnung, wie es kommen kann und soll, wenn wir nicht uns besinnen, wenn wir nicht ablassen, Bedingungen zu stellen, ehe wir arbeiten; und den zukünftigen Geschlechtern zur Belehrung — zu einer Belehrung, die durch nichts gleichwertig Anschauliches ersetzt werden kann, — wie es in unserer Zeit ausgesehen hat, hoffentlich nicht in Wirklichkeit, aber in den sorgenden Herzen unserer Besten, unserer Führer. Oder soll die Nachwelt lieber nicht erfahren, welch grauenvolle Bilder von Auflösung, Chaos, Verzweiflung darinnen wohnen?

Prof. Or. Moriz Beneüikt:
Briefwechsel mit Haeckel (1Y18).

(Schluß.)

Halle, 1. 2. 1918.

Hochgeehrter Herr Kollega!

Heute nur in Eile meinen herzlichsten Dank für Ihren freundlichen mir sehr interessanten Brief vom 28.1., den ich soeben erhielt, und für Ihre Büchersendung. ?. S. Iena, 4. 2.1918. Eben im Begriffe diese Karte, die zufällig liegen blieb, abzusenden, erhalte ich das Manuskript Ihres langen „offenen Briefes". Ich habe denselben mit großem Interesse wiederholt gelesen und werde Ihnen im Laufe der nächsten Woche eingehend beantworten. Zur Zeit bin ich durch dringende Familienpflichten sehr in Anspruch genommen. Mit wiederholtem besten Danke, Ihr ergebenster Ernst Haeckel.

Antwort von Haeckel.

Herrn Professor vr, Moriz Benedikt, Wien IX., Mariannengasse 1, Psychologen und Biomechaniker. —

Iena, 28. Februar 1918.
Hochverehrter Herr Kollega!

Seit 5 Wochen bin ich krank und arbeitsunfähig. Mein altes Herzleiden hat sich infolge zunehmender Arteriosklerose (mit 84 Jahren) so verschlimmert, daß ich nur noch auf wenige Monate Lebenszeit rechnen kann. Dieser bedauerliche Zustand muß es entschuldigen, daß ich erst heute auf Ihre beiden freundlichen (Anfang Februar erhaltenen) Briefe vom 28. und 31. Jänner, sowie des „offenen Briefes", der mich sehr interessierte, antworten kann. Wenn ich einige Jahre jünger und arbeitsfähig wäre, würde es mir zur besonderen Freude gereichen, den „offenen Brief" ausführlich zu beantworten und zu versuchen, mich mit Ihnen über die wichtigen darin behandelten Fragen zu verständigen. Dazu reichen aber meine schwachen, täglich mehr sinkenden Kräfte nicht mehr aus. Die „Kristallseelen", die Anfang November 1917 erschienen, sind meine letzte Publikation gewesen. Ich muß mich daher darauf beschränken, Ihnen in möglichster Kürze folgende Erwägungen zu unterbreiten und um deren geneigte Berücksichtigung zu bitten.

I. Das Buch über „K r i st a l l f e e l e n" soll eine naturpbilosophische Skizze sein, welche weitere gebildete Kreise (besonders Lehrer und Ärzte) über meine persönlichen Ansichten vom „L e b e n der anorganischen Natur" orientieren soll.

II. Die wesentlichsten Anschauungen dieser knapp gefaßten Skizze (deren Abfassung im Sommer 1917 unter greßen inneren und äußeren Hindernissen erfolgte) sind von mir schon 1866 (— vor 52 Iahren —) im zweiten Buche meiner „Generellen Morphologie" ausführlich begründet worden, ohne die Anerkennung der Schule zu finden.

HI. Die wünschenswerte ausführliche Begründung dieser monistischen und „antivitalistischen" Ansichten, die erst seit 1904 (vergl. Vorwort) durch die Entdeckung der „flüssigen Kristalle", der „kernlosen Zellen", der Mneme der Aellseelen, u. s. w. eine feste neue Gestalt genommen haben, würde eine umfangreiche Erörterung und Kritik der betreffenden Literatur erfordern und dadurch den Umfang des Buches um das Mehrfache vergrößert haben. Der Druck würde aber bei dem herrschenden Papiermang.'l ganz unmöglich geworden sein — abgesehen davon, daß meine Kräfte dazu nicht mehr ausreichten.

IV. Unter den vielen Mängeln meiner flüchtigen Skizze, die mir als „halbgebildeten Diletta iten" (veral. Vorwort) wohl bekannt sind, rügen Sie mit Recht, daß ich viele der wichiigsten Vorgänge auf diesem schwierigen Gebiete nicht genannt habe, so vor allem Ihre eigenen gedankenreichen Arbeiten über

» Biomechanik, Kristallisation und Morphogenesis, Seelen kunde u. s. w. — ferner die wichtigen Arbeiten von S ch r o e n, Herrera, Harting, Bütschli und Quincke, u. s. w. u. s. w. — Aber die Besprechung und Kritik derselben würde umfangreiche und weitschweifige Erörterungen erfordert haben, abgesehen davon, daß nur ein Teil derselben mir richtig erschien, ein anderer Teil dagegen irrtümlich.

V. Was speziell die umfangreichen und sehr interessanten Arbeiten von Schroen betrifft, so habe ich zwar seine großartigen Sammlungen und Präparate und wichtigen Abbildungen sehr bewundert, die er vor 12—20

Iahren hierselbst unserer medizinisch»naturwissenschaftlichen Gesellschaft vorführte. Zugleich habe ich aber seinen Mangel an Kritik bedauern müssen, mit dem er seine kühnen (zum großen Teil phantastischen und unhaltbaren Hypothesen) hartnäckig verteidigte. Er war ganz unzugänglich den vielen Einwänden gegen dieselben, die von Seiten der vergleichenden Anatomie und Histologie dagegen erhoben wurden.

VI. Meine eigene neue Auffassung der „Kristallseelen", wie sie durch die Gliederung in die vier Kapitel: 1. Kristallobik, 2. Probiontik, 3. Radiobik, 4. Psy» chomalik gekennzeichnet ist, gründet sich in erster Linie auf die vergleichende Biologie der Probionten und der Radiolarien, mit deren Spezjal-Studium ich 60 Iahre meines Lebens zugebracht habe. (Vergleiche meinen „Coneordia»Vortrag", Wien 1878, über „Aellseelen und Seelenzellen"). —

VH. Die von Ihnen erfolgreich vertretene „Rutenlehre" und Magnetisations» tbeorie bedaure ichnicht für richtig halten zu können, ebenso Ihre eigentümliche Anthropogenie, di? von der meinigen (1874) palaeontologisch begründeten wesentlich abweicht.

VHI. Das Manuskript Ihres interessanten offenen Briefes (vom 28. Jänner 1918) würde ich gerne als wertvolles historisches Dokument der originellen Sammlung des hiesigen Haeckel-Archivs einverleiben, welches jetzt als „Zentralorgan für Monismus und Entwicklungslehre" in der hiesigen Universitäts-Bibliothek untergebracht ist. (Archivar: vr Heinrich Schmidt, Iena, Pfaffensteig 5). Falls Sie aber wünschen, sende ich es Ihnen zurück. Mit wiederholtem herzlichen Dank und besten Wünschen für Erfolg Ihrer monistischen Bemühungen. Hochachtungsvoll Ihr ergebener Ernst Haeckel.

Wien, Anfangs März 1918.

Hochverehrter Meister!

In einer Zuschrift vom 4. 2. d. I. versprache,i Sie mir eine eingehende Beantwortung meines offenen Briefes. Inzwischen erhielt ich die schmerzliche Nachricht von Ihrem schwer getrübten Gesundheitszustande und dennoch haben Sie mir vom 28. Feber einen vier Seiten langen Brief und außerdem eine lange Notiz zugeschickt, wofür richt nur ich, sondern die Wissenschaft Ihnen großen Dank schuldet.

Aus Ihrem Zirkular: „Dank und Abschied", ersehe ich mit Freuden, daß Sie die volle Zuversicht haben, daß Ihre Weltanschauung eine große Zukunft habe. Es sind jetzt schon außer der relativ kleinen Schar der Ihnen bekannten Anhänger bereits Millionen unter den Intellektuellen und den arbeitenden Velksschichten, besonders in Frankreich, Italien und in Rußland, selbst in der zaristischen Ausdehnung, sobald der kulturf'indliche Fanatismus der jetzt herrschenden Anarchisten und Kommunisten nach dem befriedigten Landhunger der Bauern besiegt sein wird, die Ihre Anschauungen teilen, wenn sie auch in der Öffentlichkeit nicht die Monisten-Uniform tragen und sich oft nur sehr scheu zu ihr bekennen.

Sie find der Überzeugung, daß der Neubau der zerrütteten Kultur nach dem Kriege in unserm Sinne wirken wird. Das ist zweifellos. Besonders aus der russischen Volksseele heraus wird die Geistesfreiheit zur allgemeinen Tatsache werden.

Daß auch nur ein geringer Teil Ihrer Lebensarbeit verloren sei, ist nicht im mindesten zu fürchten. Von Ihren speziellen Facharbeiten ist dies selbstverständlich. Aber auch von Ihren naturphilosophischen Leistungen wird kein Iota verloren gehen. Ihre Arbeiten sind k l a s s i s ch, d. h. sie bleiben wahr, wie auch die Wissenschaft sich vertieft, verbreitert und ihr Höhenniveau steigert.

Jede Gestaltung, welche ein Gelehrter in den unendlichen Block der Wissenschaft hinein- und heraushaut, ist selbstverständlich nur ein Torso, an dem wichtige Teile fehlen, welche der weitere Fortschritt ergänzt oder selbst verändernd wirki Aber die klassische Leistung verliert ihren kulturhistorischen Wert nicht.

Ihre Lehre von der Anthropogenesis und Ihr „Stammbaum" des Menschengeschlechtes sind ein unverwüstlicher Gewinn für die Lösung der betreffenden Erkenntnisprobleme, wenn auch von andern Gesichtspunkten aus sich eine differente Anschauung ergibt. Sie ersehen aus meiner Monographie: „Biomechanik", daß ich andrer Anschauung wie Sie bin, und dennoch spreche ich als Kulturmensch mit Begeisterung von der Ihrigen. Dies wird Ihnen paradox erscheinen und ich erlaube mir eine etwas ausgreifende Erklärung abzugeben:

Wenn mir das Schicksal noch die gehörige Arbeitszeit gönnt, gedenke ich eine Wanderung durch die Lösungsversuche der großen Erkenntnisprobleme in der Geschichte der Philosophie zu machen. Ich bin bis jetzt zu dem Schlusse gekommen, daß die scheinbarst größten Widersprüche wesentlich die Wahrheit enthalten. Ich will ein Beispiel anführen: Besonders wir Naturwissenschaftler hegen keinen Zweifel, daß der Satz: „Es gibt nichts im Bewußtsein, was nicht früher in den Sinnen war, und daß das Gehirn des neugeborenen Kindes eii^e völlig unbe» schriebene Tafel sei", richtig ist. Aber größte Denker, abstrahierend von antiken, sind Aprioristiker, d. h. sie lehren, daß im Seelenleben angeborene Begriffe und Anschauungen vorhanden sind. Ich nenne Leibniz, Spinoza, Kant. Hier scheint ein kolossaler Widerspruch zu bestehen, der dadurch nicht ausgeglichen ist, daß die Aprioristiker den Sinnen eine große Rolle zuschreiben. Ich neige mich vollständig der ersten Ansicht zu, halte aber die Aprioristik für vollständig berechtigt. Aprioristisch ist nämlich die Anlage und Entwicklung der Sinnesorgane und des ganzen Seelenorgans und unsre ganze Entwicklung hängt mit den Erscheinungen und Kräften des Kosmos zusammen. Ohne diesen Aprio» rismus könnten die Sinnesorgane überhaupt keine richtigen Eindrücke von Materie, Energie und Bewegung erhalten. Das Gewebe des Nervensystems ist Gewebe aus dem allgemeinen Weltgewebe, die einander „angepaßt" sind.

Die unverläßliche Aufklärung durch die Sinne ist ein Produkt der Einseitigkeit und Unvollständigkeit der Eindrücke, aus denen falsche Begriffsbildungen und Schlüsse hervorgehen, wenn die Lückenhaftigkeit der Wahrnehmungen nicht erkannt wird.

Diese Einseitigkeit wird immer ergänzt und die Lückenhaftigkeit der Voraussetzungen für Schlüsse immer mehr begrenzt. Zudem rührt die gewaltige Mehrheit unsrer Begriffe und Anschauungen von der „Erziehung" im weitesten Sinne ab und werden in uns mit allen Fehlern hineingetragen. Bei diesen übernommenen Begriffen, Schlüssen und Anschauungen fehlt das Sicherheitsventil der direkten persönlichen Sinneseindrücke und Erfahrung.

Ihr „Stammbaum" des Menschengeschlechtes ist ein i idividuelles Meisterwerk. Nur ein Mann von Ihren Kenntnissen und Erkenntnissen, mit jener schöpferischen Phantasie (Kombinationsfähigkeit) ausgestattet, die Leibniz als oaö wichtigste Requisit wissenschaftlicher Schöpfung erkannte, konnte diese Leistung vollbringen.*)

Bei Ihrer Anschauung folgen sich die höheren Pflanzen und Tierorganismen auseinander von den ersten Anfängen der unterzelligen Lebewesen bis zu den höheren Gattungen.

Nach meiner Anschauung entwickeln sich die Organismen aus denselben ursprünglichen Formen nebeneinander und darum findet man bei den höheren Organismen vom ersten Keim an Anklänge an verschiedene niedere. Die kleinsten Nuaneen von Stoffeigenschaften, Stoffverteilung und vorhandenen Energien in Harmonie mit der fordernden Umgebung entstehen weiter — und andersorga» nisierte Wesen. Bleibt die mannigfache Übereinstimmung der verschiedenen Zellen und Gewebe in den höhern Organismen mit denen der Niedern.

Die Vergleichung der prähistorischen mit der historischen Flora und Fauna beweist den kolossalen Einfluß des ko: mischen Milieus.,

Bei der Entwicklung von den niederen Wesen zu den höheren und noch mehr bei der Entwicklung aus anorganischen Gebilden spielte das Auftreten von S, offen mit hohem Molekulargewicht und von diesen, bei chemischer Isomerie, in den verschiedensten Nuaneen, deren Mischung in außerordentlich verkleinerten Teilen mit dem betreffenden Auwachse der dadurch bedingten gesteigerten Energietätigkeit bei der Entwicklung zu einer höheren Stufe eine große Rolle. Durch letztere Be» einflussuig wurden die Teilungs» und Abscheidungsvorgänge im höchsten Grade beeinflußt und die Gesamtentwicklung zum Teil in andre Bahnen gelenkt. Die Zetten konnten mehr differenzierte Leistungen übernehmen.

Die Differenzierung der Zetten ging durch „Zwang" zur Funktion weiter vor sich. Schon bei niederen Formen wurden einzelne Zellen zur Leitung des „Saftstroms", also zur Primitivform des Gefäßsystems, andre Zellen übernahmen die Rolle der Ableitung der in den Zellen auftretenden Reize oder die Zuleitung von ihr.en nötigen Reizen, und so entstand die „Primitivfoim" des Nervensystems.

Aus der ersten Primitivform entwickelte sich das Gefäßsystem; aus der zweiten das der Kräfteverteilung im ganzen Organismus. Alle diese Enlwicklungsphasen entstanden durch und parallel harmonisch mit den kormischen Verhältnissen in verschiedenen Epochen nacheinander und es ist eigentlich paradox anzu« nehmen, daß betreffende Gattungskeime nur vereinzelt zustandegekommen seien und an einzelnen Orten.

Ich hab? dies alles in meiner Monographie: „Biomechanik und Morpbo» genesis" ausführlich entwickelt.

Nur Jene, die im Rahmen der Schule weiter aufbauen, aber keiner grund» legenden Meisterschövfnng fähig sind, verkeimen und verhöhnen die Bedeutung der .Phantasie' in der Wissenschaft.

Man sieht, daß die Entstehung neuer Arten durch ein Zusammentreffen von geeigneten Stoffen mir ihren Energien und der passenden kosmischen Umgebung zu Stande kommen.

Die Entstehung neuer Arten ist ein „Ereignis" innerhalb der enormen Tätigkeit in der Natur und nicht im anthropomorphistischem Sinne als Ergebnis eines „Bauplanes" und eines „Zweckes".

An diese Baumöglichkeit mit vollem Gelingen des Baues reiht sich die „Jdeenlehre" Platos.

Als solche dachte sich der griechische Philosoph den gelungenen Bauplan der Natur. Für ihn waren diese „Ideen" das wirklich Reale, während er von der Einreihung der nach diesem „Plane" entstandenen Einzelwesen keine klare Anschauung hatte. Er bezeichnete sie als „Vielheit" in der Einheit. Durch diese Verwirrung entstand der verworrene und verwirrende Streit der „Realisten" nnd „Nominalisten" bis zum Ausgang des Mittelalters, obwohl schon antike Denker die „Pferdigkeit" Platos verhöhnten und seil' großer Schüler Aristo eleb die Ideenlehre verwarf. Dieser große Stagirite erkannte, daß die Zweckstrebigkeit („Entelechie") schon im Ke me jedes Einzelwesens einer Gattung vorhander, sei, welche zur vollen Durchlebigkeit nötig sei, und dazu gehört auch die Fortpflanzungsfähigkeit. Er hat dabei den „Zweck" zu sehr doktrinär als „Kate, gorie" aufgefaßt. —

Ich komme nun zur Erörterung Ihrer Ablehnung der „Wünschelrute" und damit des Pendels. Ich kann darüber nicht verwundert fein, weil Ihre akademische Iugend in die Epoche des schmählichen Kesseltreibens von Seite der hoeh^ bedeutendsten deutschen Gelehrtenwelt gegen den hochstehenden und ganz mißverstandenen Reichenbach fällt, der im Momente des gegen ihn in Deutschland tobenden Sturmes von den Wiener Gelehrten, die seine Anhänger und Adepten waren, feige im Stich gelassen wurde. Und dennoch bin ich über Ihre Ablehnung sehr verwundert. Sie sind doch unter allen deutschen Naturforschern der beste Kenner und ein Bewunderer des großen Naturforschers Iohann Wolfgang Goethe. Dieser hat mit seinem in der Kulturgeschichte ohne gleichen dastehendem voraussetzungslosen Tatsächlichkeitssinne die „Ruten» und Pendeltatsachen" anerkannt, obwohl er seinerzeit nicht den geringsten Anhaltspunkt fin deren Verständnis haben konnte und sie für seinen Beobachtungs» und Ideen» kreis ganz unvermittelt auftauchten. Aber Goethe gehörte nicht zu den „gelernte," Gelehrten; er war ganz Autodidakt und daher auch unbefangen. Sie, geehrter Meister, gehören zu den „gelernten" Gelehrten, die viel Kennen und Können (aber auch vorgefaßte Meinungen) aus der Schule mitgebracht haben. Hätte ich das Glück, mit Ihnen, wenn auch nur durch zwei Stur.den, eine Besprechung über die Frage mit Zuziehung von Demonstrationen zu haben, und wäre Ihr Gesundheitszustand geeignet, auf solche Fragen einzugehen, so würden Sie gewis; ein Adept der Lehre und als Eingeweihter ein offener Bekenner sein. Sie würden die außerordentliche Bedeutung der dabei zugrunde liegenden Emanations erscheinungen erfassen und zwar für den ganzen Stoff» und Energieaustausch im Kosmos und innerhalb der Materie überhaupt. Daß diese Fragen eine kolossale Bedeutung für den Wohlstand der Menschheit haben und d>'e ungeheure ökonomische Verwüstung des jetzigen Krieges auszugleichen imstande seien, würde Sie als Menschen und Kulturfreund gewiß mehr als nebenbei interessieren.

Geehrter Meister! Als Sie seinerzeit die Einführung der evolutionistischen Anschauung in den gesamten Schulen verlangten, war dies vor allem taktisch noch nicht zeitgemäß. Da hielt bekanntlich Virchow 1877 seine Rede gegen Sie auf der Münchener Naturforscherversammlung. Als ich ihn 1878 in Paris traf, fragte er mich, wie mir seine Rede gefallen habe. Diese war gewiß vom Standpunkte der Redekunst die beste, die er je gehalten hat, und übte eine große Wirkung aus. Ich erklärte ihm aber, daß, wenn man selbst vom taktischen und strategischen Standpunkte mit seiner Rede vollständig einverstanden ist, so müsse man doch erklären, daß sie nicht gehalten werden sollte. Betroffen fragte mich Virchow: Warum? Ich sagte ihm, wir unabhängig denkenden Naturforscher müssen eigentlich zumeist gegen jene mächtigen und politisch einflußreichen Männer ankämpfen, welche die gefährlichen Gegner der Geistes» freiheit in der Wissenschaft und im Leben sind. Wir sollen aber nicht vorgehen, wenn einer von uns Meinungen äußert und Anforderungen stellt, mit denen wir nicht ganz einverstanden sind. Virchow erzählte mir, Bismarck habe die Mittel für ein anthropologisches Museum verweigert, wenn nicht ein hervorragender Naturforscher gegen Haeckel auftritt; dies sei.der Grund gewesen, daß er sich zur Münchener Rede entschlossen habe. Lntre nous glaube ich, daß Eifersucht gegen Ihre Popularität psychologisch mit im Spiele war.

Antwort Haeckels auf den zweiten „Offenen Brief".

Jena, 4. 4. 1918.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Als ich vor 3 Wochen Ihren zweiten „Offenen Brief" erhielt, hat er mich so interessiert, daß ich den Wunsch hatte, ihn sogleich umgehend zu beantworten. Aber schon der erste Versuch dazu mißlang völlig. Meine Gesurdheit nimmt immer mehr ab; die Beschwerden, die mit der senilen Arteriosklerose und Herzschwäche verknüpft sind, machen mir jede geistige und körperliche Anstrengung unmöglich!

Auch die Mittel dagegen, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe (vom 11. 3.) gütigst empfohlen, haben keinen Erfolg gehabt; es wird also wohl dabei bleiben, daß die „K r i st a l l s e el e n", für die Sie sich so freundlich interessieren, meine letzte Arbeit gewesen sind.

Wiederholt muß ich lebhaft bedauern, daß es mir nicht mehr vergönnt ist, in mündlicher Diskussion mit Ihnen über die wichtigen naturphilosophischen und speziell psychologischen Fragen auseinander zu setzen, die uns beide in gleichem Maße interessieren. Wir würden gewiß in kurzer Zeit zu einer befriedigenden Verständigung kommen. Schriftlich ist das leider nicht möglich.

Ich halte deshalb auch die Publikation Ihrer beiden gedankenreichen „Offenen Briefe" (falls ich nicht mehr zu einer sachlichen Erwiderung kommen kann) für unfruchtbar.

Für den Fall, als diese flüchtigen Zeilen die letzten an Sie gerichteten sein sollten, wiederhole ich mit dem Abschiede meinen herzlichsten Dank für das warme und tiefe Interesse, das Sie meiner langen Lebensarbeit

geschenkt haben, und bitte Sie zugleich, mir dasselbe auch ferner, zu bewahren.

Ihre wertvollen Sendungen Briefe, Manuskripte und Druck» sachen — bleiben im hiesigen akademischen „Haeckel»Archiv" (früher „Phyletischem Archiv") sicher aufbewahrt. (Archivar Dr. Heinrich Schmidt.)

Mit herzlichen Grüßen und besten Wünschen

Ihr ergebener Ernst Haeckel.

Walter Meckauer:

5^1882 8olernni5.

Als in dem fernen Iahr, das aus der Tiefe rauchte,
die böse Üppigkeit die Länder überzog,
der Sp:er des Unheils in die harten Herzen flog,
die keusche Geißel Gottes in müde Seelen tauchte,
begann die Zeit des Niedergangs. Erlauchte
Gedanken fielen ab. Und so gebietrisch sog
der Atem uns, der Menschenglück verbrauchte,
daß alle Welt sich wie in Ängsten bog.

Und nie aus Wehen der Geburt ersprangen
die Schreie, die sich durch die Städte wälzten;
die Dörfer sprengten. Die die hellsten
Gestirne dunkelten. Und Eisenspangen
umgürteten um unser faules Bangen,
um unsre Wünsche, um die ältsten
Vermächtnisse, die in den Tagen klangen.

O dunkles Iahr! O Schrei! Gott steht in deiner Spur.
Er richtet seinen Geist mit schwerer Flammenhand
zu einem Blutgerüst, umloht von starkem Brand.
Ein leuchtendes Gebet schwebt steil er überm Land,
ein Frühgebet, umwölbt von breitem Fittichrand,
dem Kommenden gebeugt und reif dem Abendschwur!

Heinrich van Ogke:*)
Oer erste Weihnachtsbaum.**)

Aus dem Amerikanischen übersetzt von AnnaPopitz.

I.

Einen Tag vor Weihnachten im Iahre 722.

Weit ausgedehnte Wiesenflächen, mit Schnee bedeckt, leuchteten an den Ufern der Mosel. Die steile Hügelkette an der einen Seite schien da, wo die untergehende Sonne ihren Glanz verbreitete, mit mystischen Vergißmeinnicht übersäet zu sein, und daneben zogen sich lange Schatten an den Abhängen entlang. Ein Bogen vom reinsten, tiefsten Enzianblau spannte sich darüber, und inmitten dieses überirdischen Gartens lagen die Mauern des Klosters Pfalzel, stahlblau auf der östlichen und violet auf der westlichen Seite beleuchtet. Uberall herrschte Stille, — eine sanfte erwartungsvolle und doch bewußte Stille lag in der Luft, als ob Erde und Himmel einander geheimnisvoll zum Schweigen mahnten, damit sie die Stimmen des leise unten im Tale murmelnden Flusses hören könnten.

Im Kloster selbst war es auch ruhig in dieser Dämmerstunde. Den ganzen Tag über aber hatte unter den Nonnen eine sonderbare freudige Erregung geherrscht. Ein Hauch von Neugierde und Erwartung ging durch die Korridore und durch jede der sonst so ruhigen Zellen. Ein berühmter Gast war in das Kloster gekommen: Winfried aus England, dessen Name in der lateinischen Sprache Bonifaeius heißt, und den die Menschen den Apostel Deutschlands nennen: ein großer Prediger, ein gelehrter Mann, vor allen Dingen aber ein tollkühner Reisender, ein unternehmungslustiger Pilger, ein Priester voller Romantik.

Er hatte seine Heimat und sein schönes Besitztum in Messer verlassen; er wollte nicht in dem reichen Kloster Nuteseelle bleiben, obgleich man ihn zum Abt erwählt hatte; einen Bischofssitz, den ihm König Karl anbot, schlug er aus. Nichts befriedigte ihn, als hinauszugehen in alle Welt und den Heiden zu predigen.

Durch die Wälder von Hessen und Thüringen und an der Grenze Sachsens entlang zog er seit Iahren mit wenigen Begleitern. Sie schliefen unter den Bäumen, wanderten über die Berge und durch Sümpfe, bald hier, bald dorthin, niemals zufrieden mit Behaglichkeit und Bequemlichkeit, sondern immer Entbehrungen und Gefahr vorziehend.

Welch ein Mann! Schön und doch schmächtig, gerade wie ein Speer und stark wie ein Eichbaum! Sein Gesicht war noch jung, die glatte Haut gebräunt

'> H v. Dyke war während des Krieges amerikanischer Gesandter im Haag (Holland). ") Aus: .Die blaue Blume' von H. van Dyke, New-Vork, Charles Seribner'S Sons 1902; übersetzt mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers. Nachdruck verbalen. durch Wind und Sonne. Die grauen, klaren, freundlichen Augen blitzten wie Feuer, wenn er von seinen Abenteuern und den Schandtaten der falschen Priester^ seiner Widersacher, sprach.

Welche Geschichten hatte er an diesem Tage erzählt! Er sprach nicht voir Wundern, die durch geweihte Reliquien geschehen waren, auch nicht von Höfen und Ratssitzungen und prächtigen Kathedralen, obgleich er viel über diese Dinge sagen konnte. Von seinen langen Reisen zu Wasser und zu Lande hatte er erzählt^ von Feuers- und Wassersnot, von Wölfen und Bären, von fürchterlichen Schneestürmen und von pechschwarzen Nächten in einsamen Wäldern, auch von den dunkelen Altären der Heidengötter, von Zauberei und blutigen Opfern, und wie er oftmals kaum den mörderischen Banden der umherstreifenden Wilden entschlüpfte.

Die kleinen Novizen hatten sich um ihn geschart, ihre Gesichter waren bleich geworden und ihre Augen leuchteten, als sie mit offenem Munde lauschten und verzückt vor Staunen ihre Arme um die Schultern der andern schlangen und dicht zusammenrückten vor Furcht und Erregung. Die ältern Nonnen ließen ihre Arbeit im Stich und lauschten im Vorübergehen auf die Erzählung des Pilgers. Sie wußten wohl, daß er die Wahrheit sprach. Viele von ihnen hatten den Rauch aus den Trümmern ihres väterlichen Wohnsitzes aufsteigen sehen. Manche sehnte sich nach dem fernen Bruder, der weit weg in wildem Lande war, und dachte mit Bangen, ob er wohl noch unter den Lebenden weile.

Aber jetzt war die Erregung dieses wundervollen Tages vorüber, die Stunde der Abendmahlzeit war gekommen, die Insassen des Klosters hatten sich im Speisesaal versammelt.

Auf dem erhöhten Sitz saß die stattliche Äbtissin Abduls, die Tochter des Königs Dagobert, das Bild einer Fürstin in ihrem purpurroten Überwurf. Die Kopfbedeckung und die Ärmel ihrer langen, weißen Kleider waren mit Hermelin eingefaßt, und ein schneeiger Schleier ruhte wie eine Krone auf ihrem Silberhaar. Auf ihrer rechten Seite saß ihr geehrter Gast und zu ihrer linken ihr Enkel, der junge Prinz Gregor, ein großer verständig aussehender Knabe, der gerade aus der Schule zurückgekehrt war.

Die lange, düstere Halle mit dem dunkelbraunen Sparrenwerk und den geschwärzten Balken, die doppelte Reihe von Nonnen mit ihren hellen Schleiern und ihren feinen Gesichtern, die rote Glut der schläg durch die obersten Fenster fallenden Sonnenstrahlen, die die Mauern wit rosenrotem Glanz Ubergossen — alles wirkte wie ein wunderschönes, friedliches Gemälde. Es war Regel im Kloster, daß zuerst alle still und schweigend am Tische sitzen mußten, und dann pflegte jemand vorzulesen, und die übrigen lauschten.

„Heute ist es meines Enkels Pflicht vorzulesen," sagte die Äbtissin zu Winfried, „wir werden sehen, was er in der Schule gelernt hat. Lies, Gregor! Die Stelle im Buche ist bezeichnet!"

Der Knabe erhob sich von seinem Sitze und wandte die Seiten des Buches um. Es war eine Abschrift von Hieronymus' Übersetzung der heiligen Schrift ins Lateinische, und das Zeichen befand sich im Briefe von St. Paulus an die Epheser: es war die Stelle, in der von den Vorbereitungen die Rede ist, die ein Christ machen muß, wenn er sich als Krieger zur Schlacht rüstet. Die jugendliche Stimme klang klar durch die Halle, und die ernsten Worte flossen ohne Stocken oder Versprechen bis zum Ende des Kapitels über die Lippen des Iünglings.

Winfried lauschte lächelnd. „Das war brav gelesen, mein Sohn", sagte er, ^ls der Leser innehielt. „Verstehst du auch, was du liest?"

„Sicherlich, Vater", antwortete der Knabe, „ich habe es gelernt von den Lehrern in Trier. Wir haben die Epistel vom Anfang bis zum Ende gelesen, so daß ich sie fast auswendig weiß."

Und er fing an die Stelle zu wiederholen, legte das Buch bei Seite, als wolle er seine Geschicklichkeit zeigen.

Aber Winfried hinderte ihn mit einer freundlichen Geste:

„Nicht so, mein Sohn, das wir nichts meine Absicht. Wenn wir beten, so sprechen wir zu Gott. Wenn wir lesen, spricht Gott zu uns. Ich frage dich, ob du verstanden hast, was Gott dir mit diesen Worten sagen will. Komm, wiederhole uns die Botschaft des Kriegers, berichte uns über die Waffen und über die Schlacht, aber in deiner Muttersprache, so daß alle es verstehen können."

Der Knabe zögerte, errötete und stammelte einige Worte. Dann kam er zu Winfrieds Sitz und brachte ihm das Buch:

„Nimm das Buch, mein Vater", rief er, „und lies du es an meiner Stelle. Ich verstehe den Inhalt doch nicht ganz, obgleich ich den Klang der Worte liebe. Ich kenne unsere Religion und unsere Glaubenslehren und das Leben der Priester und Mönche im Kloster, für das mich meine Großmutter bestimmt hat, obgleich es mir wenig zusagt. Ich verstehe auch etwas von Fechten und Kämpfen und kenne das Leben der Krieger und Helden, denn ich habe darüber im Vergil und in den Alten gelesen, und auch von den Soldaten in Trier hörte ich manches. Aber wie die Eigenschaften beider in einem vereint sein können und welche Waffen ein geistlicher Herr nötig hat, das kann ich nicht verstehen. Erkläre mir den Tert, denn wenn es jemand in der ganzen Welt kann, bist du es!" Winfried nahm das Buch und schloß es und ergriff dann des Knaben Hand.

„Wir wollen die andern erst zu ihrer Vesper entlassen," sagte er, „damit sie nicht müde werden".

Ein Zeichen der Äbtissin. Gesang des Segenspruches.

Ein Murmeln süßer Stimmen, ein leises Geräusch verhallender Tritte auf den Binsen am Boden. Die Töne starben hinweg und verschwanden mehr und mehr in den langen Korridoren, und die drei an der Spitze der Tafel waren allein in dem immer dunkler werdenden Raume.

Dann begann Winfried, das Gleichnis von dem Krieger dem Iüngling zum Nutzen und Frommen zu erklären.

Bei mancher Gelegenheit verstand er durch ein neues Licht aus seiner eigenen Erfahrung das Bild zu vervollkommnen. Er sprach von dem Kampf mit dem eigenen Ich und mit den dunkeln Geistern, die uns besonders in der Einsamkeit heimsuchen. Er sprach von den Dämonen, denen die Menschen seit Iahrhunderten in den wilden Wäldern gehuldigt hätten und deren Zorn sie anriefen gegen die Fremden, die es wagten, die düsteren Waldungen zu betreten. Götter nennt man sie und erzählt Zaubergeschichten von ihren Wohnsitzen unter den undurchdringlichsten Zweigen der ältesten Bäume und in den Höhlen der zerklüfteten Hügel; man sagt, daß sie auf vom Winde getriebenen Pferden durch die Luft ritten und ihre blitzenden Speere auf ihre Feinde würfen. Aber sie seien keine Götter, sondern böse Feinde der Luft und Beherrscher der Dunkelheit. Liegt nicht Ruhm und Ehre darin, sie zu bekämpfen, ihnen Trotz zu bieten mit dem Schild des Glaubens und sie in die Flucht zu schlagen mit dem Schwerte der Wahr« heit? Giebt es ein wertvolleres Unternehmen für einen tapferen Mann, als ihnen entgegen zu treten, mit ihnen zu ringen und sie zu besiegen?

„Seht, meine Freunde," sagte Winfried, „wie lieblich und friedvoll ist das Kloster heute Abend! Es ist ein Garten voller Blumen mitten im Winter, ein Nest in den Zweigen eines großen Baumes, der vom Winde geschüttelt wird^ ein stiller Hafen am Ufer eines tobenden Meeres. Und das ist es, was die Religion für jene sein soll, die auserwählt und berufen sind zur Stille, zum Gebet und zur Beschaulichkeit."

„Wer aber kennt die Stürme, die da draußen im weiten Walde in den Herzen der Menschen in dieser Nacht toben, obgleich die Wälder selbst heute so still sind? Wer weiß, wie die Geister des Zornes und der

Grausamkeit heute Nacht der Ankunft des Friedensfinsten entgegentreten? Und soll ich Euch sagen, was die Religion von denen erwartet, die berufen und auserwählt sind, die Welt herauszufordern, gegen sie zu kämpfen und sie zu erobern um Christi willen? Sie verlangt von ihnen, daß sie die Feste des Gegners angreifen. Sie fordert von ihnen, daß sie kämpfen und unserem Herrn den Eintritt überall erzwingen. Gibt es einen Helm, der stark genug ist für solch einen Kampf, wenn nicht der Helm der Erlösung? Ist in der weiten Welt ein Schild, der den Menschen gegen jene glühenden Pfeile schützen kann, als nur der Schild der Rechtschaffenheit? Und wo sind die Schuhe, die niemals abgetragen werden auf diesen Reisen, «ls nur die, mit denen wir ausgerüstet sind zur Verkündigung des Friedens?"

„Schuhe!" rief er wieder aus und lachte, als ob ihm plötzlich ein Gedanke gekommen sei. Er streckte seinen Fuß aus, der mit einem schwer rindsledernen Schuh bekleidet und hoch bis zum Bein hinauf mit Lederriemen verschnürt war.

„Seht hier, wie ein Kämpfer des Kreuzes ausgerüstet ist. Ich habe die Schuhe des Bischofs von Tours gesehen — weißes Ziegenleder mit Seide gestickt — ein Tag in den Morästen würde sie zu Fetzen zerreißen. Ich habe die Sandalen gesehen, wie sie die Mönche auf den Landstraßen tragen, ja, und ich habe sie selbst getragen, 10 Paar von dieser Sorte habe ich verbraucht und weg? geworfen bei einer einzigen Reise. Jetzt stecke ich meine Füße in die ziihesten Häute, hart wie Eisen, kein Fels kann sie zerschneiden, kein Iweig kann sie zerreißen. Und doch habe ich mehr als ein Paar von diesen vertragen, und viele werde ich noch nötig haben, ehe meine Reisen beendet sind. Und ich glaube, wenn Gott mir gnädig ist, werde ich sterben, während ich sie trage. Besser so, als in einem weichen Bette mit seidenen Kissen. Die Schuhe eines Kriegers, eines Jägers, eines Holzhauers — das ist meine Ausrüstung zur Verkündigung des Friedens."

„Komm, Gregor," sagte er und legte seine Hand auf des Jünglings Schulter, „komm und trage des Holzhauers Schuhe mit mir. Das ist das Leben, zu dem wir berufen sind. Sei stark in dem Herrn, verjage die bösen Geister, mache dir die Wildnis Untertan, werde ein Kämpfer des Glaubens. Komm!"

Des Knaben Augen funkelten. Er wandte sich zu seiner Großmutter. Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, Water," sagte sie, „zieh den Knaben nicht von meiner Seite mit diesen wilden Worten. Ich brauche ihn, er soll mir bei meiner Arbeit helfen und meine alten Tage verschönen."

„Brauchst du ihn mehr, als der Herr ihn braucht," fragte Winfried, „und willst du das Holz, das für einen Bogen passend ist, für einen Spinnrocken gebrauchen?"

„Ich habe Angst für das Kind. Dein Leben ist zu hart für ihn. Er wird in den Wäldern vor Hunger sterben."

„Einstmals," sagte Winfried lächelnd, „hatten wir uns am Ufer des Ohru gelagert. Der Tisch war für die Morgenmahlzeit zurecht gestellt, meine Kameraden aber Nagten, daß er leer sei, die Vorräte seien erschöpft, wir müßten ohne Frühstück weitergehen und vielleicht sterben, ehe wir uns aus der Wildnis herausfänden. Während sie klagten, flog ein Fischreiher vem Flusse auf mit schlagenden Flügeln, und er ließ in der Mitte unseres Lagers einen großen Hecht fallen. Da war Nahrung genug und sogar noch zum Aufheben! Ich habe niemals gesehen, daß der Rechtschaffene verlassen war, oder daß seine Nachkommen um Brot betteln mußten."

„Aber die grausamen Heiden der Wälder," rief die Äbtissin, „sie werden den Knaben mit ihren Pfeilen durchbohren oder ihn mit ihren Arten totschlagen. Er ist noch ein Kind, zu jung für Gefahr und Kampf."

„Ein Kind an Jahren," erwiderte Winfried, „aber ein Mann an Verstand. Und wenn der Held jung in der Schlacht fällt, so tiägt er eine um so glänzendere Krone, in der nicht ein Blatt verwelkt, nicht eine Blüte gebrechen ist."

Die alte Fürstin zitterte ein wenig. Sie zog Gregor zärtlich zu sich heran und legte ihre Hand liebevoll auf sein braunes Haar.

„Ich glaube noch gar nicht, daß er mich schon verlassen will. Es ist auch kein Pferd im Stalle, das ich ihm jetzt geben könnte, und er kann nicht anders hinausziehen, als dem Enkel eines Königs zukommt."

Gregor sah ihr gerade in die Augen.

„Großmutter," sagte er, „liebe Großmutter, wenn du mir kein Pferd geben willst, so werde ich zu Fuß mit diesem Gottesmanne gehen!"

II.

Zwei Iahre waren seit jenem Weihnachtsabend im Kloster Pfalzel verstrichen. Eine kleine Gesellschaft von Pilgern, weniger als 2l) Leute, wanderte langsam nordwärts durch die weiten Urwälder, die sich über die Berge Mitteldeutschlands erstreckten.

An der Spitze der Truppe marschierte Winfried, mit einem Pelzumhang bekleidet, seine lange schwarze Kutte mit einem Gürtel hochaufgeschürzt, so daß er ungehindert vorwärtsschreiten konnte. Seine Waldmanns-Schuhe waren mit einer Schneekruste bedeckt. Gefrorene Tropfen glänzten wie Iuwelen an den Lederriemen, die seine Beine umschnürten. Er trug keinen Schmuck an seinem Gewande, nur das Bischofskreuz hing auf seiner Brust und eine silberne Spange hielt den Mantel um seinen Hals zusammen. Seine Hand umschloß einen starken langen Stab, an dessen Spitze ein Kreuz angebracht war.

Dicht an seiner Seite, wie ein vertrauter Kamerad mit ihm Schritt haltend, ging der junge Prinz Gregor. Lange Märsche durch die Wildnis hatten seine Glieder gestreckt und seinen Rücken gekräftigt und ihn körperlich und geistig zum MaNne gemacht. Seine Iacke und Mütze waren aus Wolfsfell, und über der Schulter trug er eine Axt mit breiter glänzender Schneide. Er war schon ein tüchtiger Holzhauer, und ein Regen von Holzsplittern flog um ihn herum, wenn er sich mit seiner Art den Weg durch die Aste eines Fichtenbaumes schlug.

Hinter diesen Führern folgten ein Paar Fuhrleute, die einen rohgebauten Schlitten führten, der mit Lebensmitteln und Lagerstücken bepackt war und von zwei großen zottigen Pferden gezogen wurde, die dicke Dampfwolken aus ihren kalten Nüstern bliesen. Dünne Eiszapfen hingen an den feinen Härchen ihrer Lefzen, ihre Seiten dampften. Bis über das Gelenk sanken sie bei jedem Tritt in den weichen Schnee.

Zuletzt kam die Nachhut, mit Bogen und Wurfspießen bewaffnet.

Es war kein Kinderspiel, in jenen Tagen Europa zu Fuß zu durchkreuzen.

Unerforschte Waldungen, düster und unbegrenzt, bedeckten Hügel und Täler, Flachland und Bergesgipfel. Da gab es weite Moore, wo die Wölfe in Scharen jagten, als ob der Teufel sie triebe, und verworrene Dickichte, in denen Luchse und Bären ihr Lager hatten. Grimmige Bären lauerten in felsigen Schluchten, sie hatten noch nicht gelernt, den Anblick der Menschen zu fürchten. Die düstern Tiefen der Wälder boten Bewohnern Obdach, die noch grausamer und gefährlicher waren, als die auf Beute ausgehenden Bestien: geächtete, freche Räuber, sinnlose Werwölfe und ganze Banden von wandernden Plünderern.

Der Pilger, der von der Mündung der Tiber bis zur Mündung des Rheines das Land durchkreuzte, mußte auf Gott vertrauen und seinen Pfeil lose im Köcher haben.

Die Reisenden waren von einem Meere von Bäumen umgeben, so weit, so voll endloser Wogen, daß es fast aussichtslos schien, sie zu überwältigen: Knorrige Eichen mit Zweigen, die verwickelt und ineinander verknotet waren, als ob sie in Zorn mit einander wären, ein unendliches Fluten und Wogen. Sanfte Waldungen von Birkenbäumen mit ihren runden, weißgrauen Stämmen zogen sich über Höhen und Abhänge. Vor allen Dingen aber bedeckten Fichten und Kiefern in Ungeheuern Mengen die Täler und Hügel, zahllos, einförmig, gerade und starkstämmig mit Zweigen, die ineinander verstrickt und verwoben waren — eine ununterbrochene Flut von Grün, — auf den höchsten Bergkuppen Bäume mit geknickten, zerrissenen Kronen — wie Schaum am Rande von Eisbrechern.

Durch dieses tief dunkele Meer zog sich ein schmaler weißer Streifen von blendendem Glanz — eine alte Römerstraße, jetzt mit Schnee bedeckt: gleichsam als hätte sich vor langen Zeiten ein großes Schiff durch diesen grünen Ozean mühsam hindurch gearbeitet und hinter sich eine dicke, glatte Spur von Schaum zurückgelassen. Diese sichtbare Bahn entlang führte der beschwerliche Weg der Reisenden. Vorsichtig schritten sie vorwärts, denn die Schneewehen waren tief, und der harte Winter hatte ganze Scharen von Wölfen aus den Mooren hierher getrieben.

Geräuschlos wanderten die Pilger dahin, der Schlitten aber fuhr knirschend über den trockenen Schnee und das Schnauben der Pferde zitterte durch die stille Luft. Die blaßblauen Schatten an der westlichen Seite des Weges wurden länger. Die Sonne, die ihren kurzen Lauf beendet hatte, versank hinter den Gipfeln der Bäume. Dunkelheit folgte unmittelbar, als ob sie ein Beute suchender Vogel sei, der bereit saß, im gegebenen Augenblick über die Welt herzufallen.

„Vater", sagte Gregor zu dem. Führer, „der Tagesmarsch ist getan. Es ist Zeit zur Ruhe, zum Essen und Schlafer. Wenn wir jetzt weiter vorwärtsdringen, werden wir bald unsere eigenen Schritte nicht mehr sehen können und wir würden gegen die Worte des Psalmisten David handeln, der uns warnt, nicht zu viel Vertrauen auf die Kraft unserer Beine zu setzen."

Winfried lachte. „Nein, mein Sohn Gregor", sagte er, „da bist du über den Tert gestolpert, denn David sagt: „Der Herr hat keinen Gefallen an eines Mannes Deinen!" (Ps. 147. V. 10.) Und so sage auch ich, aber ich bin nicht gewillt, deine oder meine Beine zu schonen, bis wir auf unserem Wege weiter vorwärts gekommen sind und getan haben, was diesen Abend getan werden muß. Ziehe deinen Gürtel fester, mein Sohn, und haue mich durch dieses Geäst hindurch, das über dem Wege liegt, denn unser Lagerplatz ist noch nicht hier."

Der Iüngling gehorchte. Zwei der Holzhauer sprangen herzu, ihm zu helfen. Und während das weiße Fichtenholz unter den Streichen der Arte brach und der auf den Zweigen lagernde Schnee herunterflog, wandte sich Winfried zu seinem Gefolge und sprach mit freundlicher Stimme zu ihnen, daß er sie wie ein Trunk Wein erfrischte.

„Mut, Brüder, und noch ein wenig vorwärts! Gleich wird der Mond uns den Weg erleuchten, und der Pfad ist nicht schwierig. Wohl weiß ich, wie mühevoll die Reise ist, und mein eigenes Herz sehnt sich nach der englischen Heimat, wo die, die ich liebe, jetzt den Weihnachtsabend feiern. Wir aber haben noch Arbeit vor, ehe wir an Feiern denken können. Denn dies ist Iulzeit und die Heiden des Waldes sind unter der Donnerseiche in Geismar versammelt, um ihrem Gott Thor zu huldigen. Sonderbare Dinge wird man da zu sehen bekommen und Taten, wie sie die Seele schaudern machen. Wir aber sind gesandt, ihre Dunkelheit zu erleuchten, und wir werden unsere Brüder lehren, ein Weihnachtsfest mit uns zu feiern und zwar eins, wie es diese Wälder noch nicht gesehen haben. Vorwärts also, strafft die müden Kniee!"

Ein Murmeln der Zustimmung folgte. Selbst die Pferde schienen frischen Mut zu fassen. Sie streckten die Glieder, zogen mit energischem Ruck ihre schwere Last und bliesen den Frost von ihren Nüstern, als sie vorwärts strebten.

Mehr und mehr brach die Nacht herein, aber sie wirkte nicht länger bedrückend. Es schien, als ob am Himmel in geheimnisvoller Weise ein Tor geöffnet worden sei, aus dem ein heller Glanz auf die Erde niederströmte. Höher und höher stieg der Mond, bis er schließlich sein klares Licht über die östliche Waldmauer auf den Pfad ergoß. Aus der Ferne ertönte das Geheul von Wölfen, die offenbar eine andere Spur verfolgten, denn bald starb der Ton hinweg. Die Sterne funkelten heiter durch die kalte Nacht, der Mond erstrahlte in Silberglanz und träumend zog der Wind mit leisem Hauch durch die Kronen der Fichten, als die Pilger tapfer vorwärts kämpften, dem Lichte folgend, das sie durch ein Labyrinth von Dunkelheit führte.

Nach kurzer Zeit lichtete sich der Weg. Es kamen Wiesenplätze, die mit Erlen umstanden waren, hinter denen ein Fluß polternd und lärmend über Eismassen floß.

Rohe Häuser aus behauenen Holzblöcken wurden in der Lichtung sichtbar, jedes von ihnen warf einen blauschwarzen Schatten auf den weißen Schnee. Die Reisenden zogen an einer größern Gruppe von stillen, dunkel daliegendenWohnungen vorüber, hinter diesen sahen sie ein großes wohl ausgebautes Haus, das von Höfen eingeschlossen war. Hunde bellten fürchterlich und ein Geräusch von stampfenden Pferden wurde hörbar. Sonst aber kein anderer Ton, der von lebenden Wesen zeugte. Die Felder ringsherum lagen friedlich da im Mondenschein. Unsere Reisenden sahen keinen Menschen, ausgenommen einmal auf einem Pfade, der am Rande einer Wiese entlang lief, drei schwarze Gestalten, die in großer Eile vorwärts strebten.

Jetzt führte der Weg wieder durch dichtes Gestrüpp, wendete sich dann, leicht aufwärts gehend, nach der linken Seite und endete plötzlich in einer Lichtung, einem runden ebenen Platze, der nur an der nördlichen Seite eine kleine Erhöhung hatte, die durch einen riesigen Eichbaum gekrönt war, der die Heide und das Heer der unzähligen kleineren Bäume mit seinen knorrigen gewundenen Zweigen weithin überragte.

„Hier", rief Winfried, seinen Stab hochhebend und seine blitzenden Augen auf den Baum richtend, „hier ist die Donnareiche, und hier soll das Kreuz Christi den Hammer des falschen Gottes Thor zerbrechen."

(Schluß folgt.)

» .„»»»» ^»

Fritz fllfreö Zimmer:
Hölöerlin.

Wenn im obstroten Hain ferneher weicher Wind
Durch das Blätterlaub streift und von den Hügeln sanft
Durch den bläulichen Abend
Heimliche Herdenglocken geh'n

Au des Neckars Gefild und in das schwäbische Tal,
(Rebenglück-umkränzt, ewig verklärt vom Glanz

Einer einzigen Iugend) —
Fühlt der Wanderer seltsamen Sang.

Wie aus sternender Nacht. Wie aus dem Lichtgewölk
Über fernem Berg. Reine, süße Kraft
Aus den Blütenglocken
Einsam klingender Natur.

Funkel-dunklen Pfads, nur von der Liebe so
Mildem Mondlicht betreut und traum-zweisam stets
Singt ein deutscher Fremdling
Griechenselig sein hohes Lied.

Singt zum Saitenspiel himmlischer Harfenkunst,
Seeliseb köstlichverzückt, schwärmendes Weltgefühl,
Erdenfeier und Menschenschöne,
Lachender Lebensliebe voll

Reifste Sehnsucht verklingt. . . Sehnsucht weint und klagt:
Ruhlos leidet und kämpft, schicksalgestoßen der Mensch —
Doch aus nächtigem Dunkel
Strahlt uns ewig ein göttlicher Stern?

Paul Knötel:

Hp^tt. Aus öer Geschichte einer Samille.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir hier unsere Geschäfte ausgeführet, denke ich morgen in der Frühe wieder aufzubrechen und bei Erfurt wieder zu meiner Truppe zu stoßen. Wie es jetzt mit dem Kriege gegen den bösen Erbfeind steht, wissen wir nicht, hoffen aber, daß er nicht lange mehr in teutschen Landen hausen wird. Min erzählt sich, daß er seine Armee bei Leipzig zusammenziehe. Möge es uns vergönnt sein ihn dort, wo schon so viel Heldenblut geflossen ist, zu schlagen und den Tod des edlen Scharnhorst zu rächen, der bei Lützen seine schwere Wunde empfing, an der er, allzu frühe für uns alle, gestorben ist. Wenn Gott es will und wir den Korsen über den Rhein jagen, dann kann ich wohl das Weihnachtsfest bei meinem lieben Vater und meiner Karoline wieder verleben. Dann will ich Ihnen auch alles erzählen, wie es mir ergangen ist und was ich alles erlebt habe. Sollte es mir aber vom Himmel bestimmt sein, für das Vaterland auf der blutigen Wahlstatt mein Leben zu lassen, dann darf ich hoffen, daß mein bester Vater mir alles verziehen hat, womit ich ihn im Leben etwan gekränket habe, und daß seine Gebete mir ins Ienseits vor Gottes Thron folgen. Mein liebes Weib aber empfehle ich Ihrer väterlichen Sorge; Sie werden ihr ein ebenso guter Vater sein, wie Sie es mir immer gewesen sind, und werden sie lieben, als ob es Ihre eigene Tochter wäre. Verzeihen Sie, mein Vater, wenn ich durch diese Worte Sie betrüben sollte, aber der Krieger muß immer den Tod vor Augen haben und sein Haus bestellt halten. Glauben Sie aber nicht, daß Kleinmuth meine Seele umst'ickt hat. Woher sollte er kommen, da ich für eine so heilige Sache kämpfe? Sobald sich Muße und eine Gelegenheit findet, schreibe ich wieder. Meinem lieben Weibe lege ich ein paar besondere Zeilen bei. Die Babette grüße ich vielmals.

In kindlicher Liebe

Ihr treuer Sohn

Christian.

— Für einen Augenblick wurde es still in der Stube zwischen den beiden Menschen so ungleichen Alters und doch gleicher Gefühle, und die Großmutter sprach leise für sich: „Sein letzter Brief."

Dann fuhr der Enkel zu lesen fort:

Man sagt, daß in den kurzen Augenblicken, wo ein Mensch aus der Höhe hernieder stürzt, sein ganzes Leben noch einmal vor seinem Geiste vorüberziehe. So war mir zumute, als ich meines Sohnes Brief durchlesen hatte. Auch an mir zog alles das, was ich in meinen langen Lebensjahren erfahren und gesehen hatte, vorüber, von dem Augenblicke an, wo mir mein liebes Weib nach ihrer schweren Stunde die schwache Hand reichte und mit der anderen auf das Kindlein wies, daß die Hebeamme eben sorglich bettete, hindurch durch die Kinder« und Jünglingsjahre Christians und blieben endlich haften an einem Grab am grasbewachsenen Wegesrand, das ich mit meinen alten Augen so klar schaute, als ob es vor mir läge. Und mein Gefühl sagte mir, du siehst ihn niemals wieder, wie sehr auch der Verstand dagegen stritt. Wie schwer auch mein Gemüt belastet war, so durfte ich doch mein liebes Kind nichts davon merken lassen und mußte ihr den Brief verheimlichen, damit nicht auch ihr Herz betrübt werde. Ich merkte gar wohl, wie sie mich an diesem und den folgenden Tagen fragend anblickte, obwohl ich ihr erzählt hatte, was sonsten in dem Schreiben stand. In ihrer Wohlgezogenheit wagte sie nur die Bitte nicht, ihr es zu zeigen, so beredt auch ihre Augen sprachen.

So gingen die Tage trübe dahin, und es war, als ob' ein wolkenschwerer Himmel über uns hinge, obwohl draußen der Himmel blaute und die Riesenberge in strahlender Pracht dalagen. Es kamen die Sieges lachrichten von Dennewitz, von Wartenburg, endlich die Kunde von der vieltägigen Schlacht um Leipzig, und daß der geschlagene Kaiser mit seinem Heere gen Westen dem Rheine zu ziehe, und die Leute frohlockten draußen und reichten einander freudig d« Hände. Auch die liebe Karoline suchte zu lächeln und Freude zu zeigen, wenn ich ihr diese Nachrichten brachte, aber ich merkte wohl, wie sie sich zwang und sich zusammenzunehmen versuchte, um nicht ihr Inneres in seiner ganzen Traurigkeit zu zeigen. Auch ihr körperlicher Zustand machte mir steigende Sorgen. Wenn auch ihre Wangen rot waren und röter wurden, so verließ sie doch nur ganz selten meine Wohnung und mußte sich immer öfter voller Erschöpfung nieder» lassen, wenn sie noch versuchte, in ihrer früheren Weise im Hause zu schalten, wenngleich sie es gar nicht nötig hatte, da die gute Bobette für alles aufs eifrigste sorgte.

Von meinen, Sohne kam keine Nachricht mehr, wie wir auch warteten. Von irgendwem h^tte mein Kind erfahren, daß Christians Regiment an der Schlacht bii Leipzig teilgenommen hätte, und obwohl wir gar nicht wissen konntei, ob es wahr sei oder nicht, bekamen ihre Augen seitdem einen so erschreckten Ausdruck, daß ich mir fast nicht mehr zu helfen wußte, obzwar ich sie doch trösten mußte. Immer werde ich des schlimmen Tages, des Id. Novembers, gedenken müssen. Als Karoline an diesem Tage nicht wie gewöhnlich am Kaffee» tisch erschien, schickte ich die Babette zu ihr, und sie ließ mir sagen, daß sie sich etwas schwach fühle und im Bett verbleiben wolle; am nächsten Tage hoffe sie wieder aufstehen zu können. O Gott, sie sollte sich nie mehr von ihrer Lagerstatt erheben. Natürlich besuchte ich sie sofort und suchte nach Worten des Trostes, wenn es mir auch zum Weinen war, als ich das magere Gesichtchen in den weißen Laken sah. Urd doch habe ich es nachher gesegnet, daß sie an diesem Tage nicht aufgestanden war. Denn als ich ihr Zimmer verließ, fand ich auf dem Schreibtisch einen Brief von mir unbekannter Hand. Man sagt, es gäbe Vorahnungen; ich weiß nicht, ob es oer Fall ist. Damals aber öffiete ich den Brief so, als ob er das Gleichgültigste enthalten müßte; denn alle meine Gedanken weilter noch immer bei der armen Karoline im Krankenzimmer. Als ich aber das Schreiben geöffnet und einen Blick hinein getan hatte, da wurde es mir schwarz vor den Augen, und ich mußte mich niederlassen, und erst allmählich kam ich so weit wieder zu Sinnen, daß ich die kurzen Zeilen lesen konnte. Ein Offizier von Christians Truppe schrieb, daß er meinen herzlieben Sohn bei einer Attacke am 18. Oktober an seiner Seite habe fallen sehen, daß er aber dann nichts mehr über ihn gehört habe. Das ganze Regiment b:klage den Verlust des treuen Kame raden, der für seine Tapferkeit erst vor ein paar Tagen zum eisernen Kreuze eingegeben worden sei.

Heut, zu dieser Stunde, kann ich mit dem frommen Hiob sagen: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet. Damals aber — ich darf es dir gestehen, mein lieber Enkelsohn — bäumte sich mein Innerstes auf, und ich haderte mit Gott ob dem Tode meines einzigen Sohnes. Statt eines Gebetes schrie es aus meiner Seele zum Himmel empor: Wie konntest du mir das antun? Und doch war es nicht so meinetwillen, daß ich mich dessen vermaß. Denn ich bin ein alter Mann und darf hoffen, mit meinem Sohne bald wieder auf ewig vereint zu sein. Aber zwei Zimmer von mir entfernt lag deine Mutter, schwerkrank, und ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Durfte ich ihr sagen, daß ihr geliebter Gatte nicht mehr unter den Lebenden weile, daß ihr Herzensglück für immer zerstört sei? Lange dachte ich darüber lach und zermarterte mein Gehirn, was das Rechte wäre. Endlich sagte ich mir, daß sie in ihrem Zustande die Trauernachricht nicht ertragen werde, sagte darum auch der alten Babette nichts, obgleich sie mich fragte, ob der Brief Nachricht über Christian enthalten hätte. So lag eine schwere Last auf mir, und ich wußte nicht, ob ich fie werde ertragen können. Bald nahm mich die Sorge um meine Tochter so in Anspruch, daß ich fast an gar nichts anderes denken konnte. Denn die arme Karoline wurde von Tage zu Tage schwächer, und das Lebenslicht schien langsam verlöschen zu wollen. Voll banger Sorge sah auch der Arzt den Augenblick herankommen, wo sie einem Kinde das Leben geben würde. Anfang Ianuar durften wir dies Ereignis erwarten, zu unserem Schrecken aber zeigten sich die Anzeichen schon in den ersten Tagen des Dezember, und am 3. Dezember des Abends um 9 Uhr wurdest du dann geboren, ein Kindlein, so schwach und elend, daß wir meinten, du müßtest jeden Augenblick sterben. Darum nahm ich eiligst ein Glas Wasser und ließ es über dein Haupt träufeln und taufte dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. In meinen Gedanken gab ich dir die Namen Neidhardt Leberecht. Da kein Pate da war, sollten dir die beiden Helden Blücher und Gneisenau Paten sein. Bald, nachdem ich diese Christenpflicht erfüllt hatte, überließ ich dich der sorgenden Hebeamme und wandte mich wieder zu der armen Kranken, die wie tot dalag, die Augen geschlossen. Auf einmal aber schlug deine arme Mutter sie weit auf und schaute mich mit einer Herzensangst an, daß. es mir durch Mark und Bein ging, und über ihre Lippen kam es leis und würgend: „Er ist tot?" Was sollte ich tun? Leise schüttelte ich den Kopf. Da lispelte es wieder in Todesangst: „Lieber Vater, er ist tot — ich weiß es." Da konnte ich mich nicht mehr halten. Meinen alten Augen entquollen Tränen, und mich über sie neigend, flüsterte ich: „Christian ist im Himmel." Da verschwand die Angst aus ihren Augen und wie ein Strahl überirdischen Glückes ging es Uber ihr bleiches Angesicht. Noch zwei Worte sprach sie in ersterbendem Tone: „Den Priester." Da ließ ich den ehrwürdigen Herrn Pfarrer holen, und er reichte ihr nach dem Brauch ihrer Kirche das Sterbesakrament. Während der heiligen Handlung schien sie einzuschlummern, und ein seliger Friede verklärte schon jetzt ihr Antlitz. Dann ging ein Strecken durch den armen gequälten Körper, und ihre Augen öffneten sich weit und blieben offen stehen. Der Arzt, der sich zurückgehalten hatte, trat heran und sprach: „Sie hat ausgelitten."

Also ist deine Mutter an demselben Tage, da sie dir das Leben gegeben hatte, sanft und selig von dieser Welt in ein besseres Ienseits abgeschieden. Und nun erfüllte ich die letzte Pflicht an ihr und drückte ihr die Augen zu. Da schien weggenommen von ihr jeder Zug des Schmerzes, und wie ein schlummernder Engel lag sie auf ihrer letzten Ruhestätte. Der Herr schenke ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr, Amen.

Mir aber war es, als habe ich zum zweiten Male mein Weib verloren. Wenn etwas mir Trost geben konnte, dann war es, daß mein Christian und meine Karoline jetzt dort oben ihr seliges Wiedersehen feierten und frei und ledig waren von allem irdischen Leid. Und wieder war ich einsam, ganz allein. Da drang ein leises Wimmern an mein Ohr und gemahnte mich, daß ich noch nicht abschließen dürfe mit dem Leben, daß ich ein teures heiliges Vermächtnis von den beiden Lieben hatte, für das ich jetzt sorgen müsse, soweit es die Kräfte de? Greises erlaubten.

Am dritten Tage nach ihrem Hinscheiden von dieser Welt begruben wir deine liebe Mutter. Nur wenige hatten sie in unserer Stadt gekannt, und ich glaubte, daß ich mit der Babette fast allein werde hinter ihrem Sarge herschreiten müssen. Dazu tobte vom Gebirge herab ein eisiger Sturmwind, so daß keiner gern seine sicheren vier Pfähle verließ. Aber das Los des armen Weibes und meines lieben Sohnes war überall bekannt geworden. Drum drängten sich die Leute vor der Tür unseres Hauses und geleiteten in großen Scharen den Sarg zur letzten Ruhestätte. Bei vielen war es wohl Neugier, bei anderen vielen aber doch innige Teilnahme, und gar mancher, von dem ich nicht wußte, wer er war, trat nachher zu mir heran und drückte mir stumm die Hand.

So habe ich dir denn hier alles aufgeschrieber, mein lieber Neidhardt, wae du von deinen Eltern wissen sollst, und ich könnte diese Aufzeichnungen schließen. Da ich ihnen aber noch ein teures Andenken an deinen Vater beilegen will, so muß ich noch einige Zeilen hinzusetzen.

Du wirst an dieser Stelle ein kleines Büchlein finden, einen Kalender des Jahres des Heils und der Trauer 1813. Ganz unscheinbar ist er, und wie dir dünken wird, unwert aufbewahrt zu werden, da er innen und außen voller Flecken ist, aber gerade das wird dir ihn teuer machen; denn er ist getränkt mit dem Blute deines besten Vaters. Es war am Tage vor dem hohen Weihnachts» feste, am 24. Dezember. Wie hatte ich mich noch vor einigen Wochen gefreut, den heiligen Abend mit deiner Mutter unterm grünen Christbaum zu verleben, wie hatte ich darüber nachgedacht, wie ich ihr eine Freude machen könnte, die sie, wenn auch nur auf Minuten, ihrer Sehnsucht vergessen ließe. Und nun war es öde und tot in meinem Hause, nur hin und wieder drang dein Wimmern leise in mein Zimmer. Ienseits der Gasse leuchtete schon hinter den gefrorenen Fenstern der Lichtschein eines Weihnachtsbaumes auf und machte mir armem einsamen Manne das Herz noch schwerer. Da klingelte es, und die Babette meldete mir, daß mich ein verwundeter Soldat zu sprechen wünsche. Es ging mir sofort durch den Sinn: Er bringt dir Nachricht von deinem Sohne. So ließ ich ihn eintreten.

Ein Landwehrmann, mit einem abgezehrten Gesicht, als wäre er erst vor kurzem von schwerer Krankheit genesen, stand verlegen vor mir. Ich hieß ihn sich setzen und befahl der Babette, einen warmen Trunk herbeizubringen. Da wurde der Mann beredter und begann zu erzählen. Er stammte oben vom Gebirge her, aus Kiesewald bei Petersdorf. Dort lebte sein Weib und seine zwei Kinder. Morgen wolle er sich aufmachen und ihnen als Weihnachtsgeschenk sich selbst bringen. Heut erst sei er hierher nach Hirschberg gekommen und habe bei einem Vetter Quartier genommen. Da er morgen frühzeitig aufbrechen wolle, so habe er mich heut noch aufsuchen wollen, um mir ein Andenken an meinen Sohn zu bringen. Mit diesen Worten holte er aus seiner Tasche das Büchlein heraus und reichte es mir hin. Du wirst dir nicht vorstellen können, wie mir war, als ich den blutgetränkten Kalender sah. Für Augenblicke wurde es ganz still im Zimmer, dann winkte ich ihm, fortzufahren. So genau ich mich daran erinnere, mögen hier die eigenen Worte des guten Mannes stehen.

Es war am 18. Oktober nachmittag so gegen drei Uhr. Ich war schon am Vormittage von meinem Bataillon abgekommen und hatte mich einem Infanterie regiment angeschlossen, das links der Pleiße nach Norden zu vorging. Als wir das Dorf Lößnig vor uns sahen, spürte ich plötzlich, als ol> jemand mir einen Schlag auf die Stirn versetzte. Mir vergingen die Sinne. Als ich wieder aufwachte — ich weiß nicht, wie lange ich gelegen habe — sah ich neben mir ein paar Infanteristen tot daliegen, die von derselben Granate niedergerissen worden waren, die mich zu Boden geworfen hatte. Ich selbst war unverletzt. Als ich mich, noch etwas taumelig, erhoben hatte, sah ich ein paar Schritt von mir einen preußischen Offizier in grüner Uniform liegen. Es war ein jurges Blut noch, so an die zwanzig. Erst hielt ich ihn für tot, dann aber bemerkte ich, wie er die eine Hand bewegte, und hörte, wie er leise stöhnte. Ich trat näher, um ihm, wenn ihm noch zu helfen wäre, die Wunde zu verbinden oder einen Schluck aus meiner Feldflasche zu geben. Als ich aber vor dem wunden Herrn kniete, sah ich sofort, daß ihm nicht mehr zu helfen war. Mit ängstlichen Augen schaute er auf mich und wies mit der Rechten auf seine Brust, so gut er es noch vermochte. Da öffnete ich, auch um ihm Linderung zu verschaffen, seine Uniform, und nun tastete seine Hand mit ihrer letzten Kraft nach der Brusttasche. Ich verstand, was er wollte, griff hinein und zog das Büchel hier hervor. Von den Lippen des Sterbenden aber kamen die Worte: dem Vater.... Das letzte Wort vermochte ich nicht mehr zu verstehen. Denn in demselben Augenblicke verschied der Offizier. Da steckte ich denn das Büchel in meine Tasche und deckte über den Toten einen alten, zerrissenen Mantel, der am Wege lag.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Rundschau.

Vom Herausgeber.

Ein außenpolitisches Arbeitsprogramm.

In der „Nationalliberalen Korrespondenz", dem parteiamtlichen Organ der Deutschen Volkspartei, veröffentlicht der Legationsrat a. D. Frhr. von Rheinbaben einen umfangreichen programmatischen Aufsatz über die auswärtige Politik. Man darf wohl annehmen, daß diese Arbeit, die auf alle wichtigen Fragen der auswärtigen Politik und des auswärtigen Dienstes eingeht, als Grundlage für die außenpolitische Stellungnahme und Tätigkeit der Partei dienen soll. Was an diesem Programm vor allem sympathisch berührt, ist sein entschiedenes und energisches Bekenntnis zur Aktiv'tät in der Behandlung außenpolitischer Dinge. Rheinbaben betont zwar immer wieder, daß die Verhältnisse und Entwicklungen überall in vollem Flusse seien und daß es verfrüht wäre, sich beute schon auf eine feste Bindung unserer auswärtigen Politik in be

stimmter politisch-geographischer Richtung festzulegen. Aber ebenso häufig und ebenso eindeutig hebt e' hervor, daß wir uns im Flusse der Geschehnisse nicht treiben lassen dürfen, sondern stets und aller Orten mit wachsamem Auge und entschlußfrohem Willen die Gelegenheiten ergreifen und selbst herbeiführen müssen, um im Verein mit gleichgerichteten Interessen und Kräften die Fesseln, die uns der Friedensvertrag auferlegt, zu lockern und unsere wirtschaftliche und politische Stellung und Geltung zu stärken. Das ist vollkommen richtig. Nicht durch bloßes Protestieren, nicht durch passives Warten auf die Hilfe des Völkerbundes oder anderer internationaler Instanzen werden wir eine Revision des Friedens und eine Wiedergutmachung unseres Elends erreichen, sondern nur durch kluge Betätigung, durch friedliche, aber zielbewußte Ausnutzung der wirtschaftlichen und schließlich auch politischen Kräfte, die unserem 60 Millionen-Volke immerhin geblieben sind.

Rheinbaben beschäftigt sich zunächst mit den innerpolitischen Voraussetzungen einer aktiven auswärtigen Politik. Er warnt vor lauten militaristischen Demonstrationen, die hohl «inen und das Ausland erschrecken und abstoßen würden, und er warnt' vor der Rückkehr zu einer überwiegend autokratischen Staatsform. Die neue Monarchie, die die Deutsche Volkspartei auf legalem Wege erstrebe, müsse eine völlig verschiedene von der sein, die am 9. November 1918 verschwand. Das entspricht dem Programm der Deutschen Volkspartei, die bekanntlich den monarchischen Einheitsstaat mit entscheidendem parlamentarischem Einfluß erstrebt — also eine Monarchie, die etwa — nicht genau — der englischen gliche. Man muß jedenfalls zugeben, daß sich mit dieser Art Monarchie auch linksgerichtete Politiker noch am ehesten abfinden könnten.

Bon besonderem Interesse sind die Ausführungen Rheinbabens über die Reform des auswärtigen Dienstes, dem er ja selbst lange Zeit angehört hat. Er ist für das Regionalsystem, ohne in ihm den Stein der Weisen zu erblicken; mit Recht betont er, daß es hier, wie überhaupt in der praktischen Durchführung der auswärtigen Politik im wesentlichen auf die Persönlichkeiten ankomme. Bemerkenswert ist seine Forderung, daß der Außenminister wenigstens so lange kein reiner Parteimann sein soll, bis sich unser Parlamentarismus besser eingelebt hat. Man kann in der Tat nicht verkennen, daß gerade außenpolitisch orientierte und fähige Persönlichkeiten in unseren politischen Parteien bislang noch außerordentlich selten sind. Nirgends ist aber geschäftiger Dilettantismus schädlicher und gefährlicher, als in der auswärtigen Politik.

Die Angelpunkte für die künftige Entwicklung der Weltpolitik und damit auch die Hebelpunkte für unsere eigene äußere politische Arbeit sieht Rheinböllen einerseits in der russischen, an

/

dererseits in der amerikanischen Entwicklung. Er nimmt insofern die Kerngedanken der sogenannten Ostorientierung auf, als er unsere weitgehende Verdrängung von den überseeischen Märkten als gegebene Tatsache und eine starke Einstellung unserer wirtschaftlichen Arbeit auf die Zukunftsbedürfnisse und Zukunftsmöglichkeiten Rußlands als Notwendigkeit betrachtet. Er betont aber allerdings auch — und die Richtigkeit dieses Vorbehaltes zeigt uns jn jetzt jeder Tag — daß die Westmächte, insbesondere England, unsere Wiederannäherung an Rußland mit scheelen Augen sehen werden. Er denkt deshalb an gemeinschaftliche Aktionen in Rußland, vor allem mit den Amerikanern, wenn es möglich sein sollte, auch mit den Engländern und Franzosen. Den guten Willen der Engländer zu solchem Zusammengehen beurteilt er freilich skeptisch. Wir tuen das auch — und wir möchten den Satz Rheinbnbens doppelt unterstreichen, daß für uns nm günstigsten eine Entwicklung in Rußland selbst ist, die dahin führt, daß es auch seinerseits die Beteiligung Deutschlands wünscht. Aus der düngenden und tiefwurzelnden Interessengemeinschaft der beiden großen Länder wird ihr Zusammenarbeiten früher oder später hervorgehen und der gute und der böse Wille der anderen wird höchstens das Tempo und die Intensität dieses Prozesses beeinflussen.

Die Entwicklung in den Vereinigten Staaten ist heute noch ziemlich fließend und unübersichtlich. Immerhin glaubt Rheinbaben zu erkennen, daß die amerikanischen Interessen in Europa sich von denen der europäischen Ententemächte mehr und mehr unterscheiden. Amerika scheut die politische Einmischung in europäische Händel, wünscht aber Geschäfte in Europa zu machen. Auf diesem Boden können, darin muß man Rheinbeiben ohne weiteres zustimmen, deutsche und amerikanische Interessen einander zum Nutzen beider, zum Vorteil vor allem unseres Wiederaufbaus, begegnen.

Eine ausgesprochene anti-englische Orientierung unserer Politik lehnt Rheinbaben schon deshalb ab, weil ibr zur Zeit jede positive Machtgrundlage fehlen würde. Er beurteilt die englische Politik uns gegenüber mit skeptischer Nüchternheit, hält es aber doch nicht für ausgeschlossen, daß England aus eigenem Interesse wieder dazu kommen könnte, uns einen gewissen Lebens- und Entwieklungsspielraum zu gönnen. Mit Frankreich will er, allen Haßtraditionen und Gefühlsmomenten zum Trotz, ein möglichst intensives Wirtschaftszusammen wirken erreichen; dagegen erklärt er mit Recht, daß es, die nationale Würde verbiete, weiterzugehen und unsererseits gefühlsmäßig auf eine „Verständigung" hinzuwirken, weil in dieser Hinsicht der Mißerfolg gewiß sei.

Auf die sehr beachtensiverten Ausführungen, die Rheinbaben über unser Verhältnis zu den übrigen europäischen und zu einigen wichtigen überseeischen Staaten macht, kann hier nicht näher eingegangen werden. Hervorgehoben sei nur die kräftige Betonung der Möglichkeit wirtschaftlichen Zusammenarbeitens mit dem tschechischen Staate und das Festhalten an der Vereinigung Deutsch-Österreichs mit dem Reiche, trotz des Friedens von St. Gcrmain. Um dies Bekenntnis zur Vollendung der deutschen Einheit besonders wirksam zu unterstreichen, hat Rheinbaben seinen Aufsatz mit ihm ausgingen lassen.

Die Rheinbabensche Arbeit, deren Tendenzen und Gedanken man im ganzen ohne wesentlichen Vorbehalt zustimmen kann, enthält eine Fülle fruchtbarer Anregungen für alle, die sich berufsmäßig oder aus innerem nationalen Bedürfnis mit außenpoli

tischen Dingen beschäftigen und dio einen Weg zu finden suchen, der uns, > aus tiefster Erniedrigung wieder aufwärts führt.

Wirtschaftliche Rundschau. Von Arthur Neumami, öharlottenburg.

Nachdem im politischen Leben eine gewisse Ernüchterung immer mehr Platz gegriffen hat, zeigt auch das allgemeine Wirtschaftsleben im großen und ganzen nicht mehr allzu gewaltige Schwankungen. Zwar ist die politische und wirtschaftliche Krisis nicht beseitigt — sie hat sich beiderseits vielmehr stark zugespitzt — doch ist vor allem in den Schichten, die nun einmal das Fundament der Volkswirtschaft bilden, die Erkenntnis wach geworden, daß eine überradikale Umsturztheorie, die auf das Wirtschaftsleben Anwendung finden soll, einen Schnitt ins eigne Fleiselv bedeutet. In der Tat läßt sich allenthalben feststellen, daß die Intensität der Arbeit erfreuliche Zunahmen erfährt. Das ist eine ganz natürliche Erscheinung; sie mußte sich mit der Zeit ganz von selbst bemerkbar machen. Daß in den ersten Monaten des Iahres die Produktionsergebnisse geringfügige sein mußten, lag auf der Hand und war als unabänderliche Kriegsfolge bereits in der Kriegszeit schon vielfaeh in Betraeht gezogen worden. Diese sogenannte Arbeitsunlust auf das Konto der Revolution, die ja doch nur ein Zusammenbruch war, zu setzen, ist eine Geschichtsfälschung, die sich ein objektiver Beobaehter nicht zu eigen machen darf.

Über die Ernte sind bisher die Ergebnisse der Vorschätzung für Preußen bekannt geworden. Danach ergibt si«l>

folgendes Bild:

An Brotgetreide einschließlich der zu Nährmitteln dienenden Getreidearten, wie Gerste, Hafer, Buchweizen und Gemenge, sind somit im ganzen 10,54 Millionen Tonnen gegen 10,27 Millionen Tonnen im Iahre 1918 in Aussicht gestellt worden, so daß ein kleiner Überschuß von 2 v. H. gegen das Vorjahr vorhanden sein wird. Bei ren Hülsenfrüchten und den zugehörigen Gemengen überwiegen die diesjährigen Erträge jedoch oft sehr bedeutend die von 1918. Nach Ansicht der meisten Vertrauensmänner wäre die Ernte an Körnerfrüchten in diesem Iahre sehr ^ünsiig, in vielen Gegenden sogar vorzüglich ausgefallen, wenn überall brauchbares Saatgut und der benötigte Dünger ;ur Verfügung gestanden hätte. Für Kartoffeln und die übrigen Hackfrüchte lind die geschätzten Mengen sämtlich geringer als im Vorjahr. Der im ganzen zu kühle Sommer ist der Entwicklung dieser Fruchtarten nicht förderlich gewesen; die Gesamternte hierin muß unter mittel bezeichnet werden. Der Ausfall ist bei Kartoffeln und Zuckerrüben mit Rücksicht auf die Volksernährung um so mehr zu bedauern, ols auch die Ernte 1918 an diesen beiden Zruchtarten nur mittelmäßig ausfiel. Ein bemerkenswerter Grund tür den Rückgang der Erntemengen an .^artvsfeln und Zuckerrüben ist die dies

jährige geringe Anbaufläche infolge des Mangels an Landarbeitern, die Verminderung beträgt gegen das Vorjahr 19 v. H. bei Kartoffeln und 1tt,9 v. H. bei Zuckerrüben. Auch bei den andern Hauptfruchtarten, wie Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, sind kleinere Ernteflächen festgestellt worden.

Der Arbeits markt weist infolge der Verschärfung der Kohlennot und der allgemeinen Krisis abermale eine erneute Zunahme der Arbeitslosigkeit auf. Die durchschnittliche Zahl der Arbeitslosen betrug am Ende des Monats:

April 160000

Mai 284000

Juni 467000

Juli 404000

August 390 000

Sepiember . . . 32000«

Oktober L53 000

In vcn ersten Wochen des Monats Oktober ivar die Zahl der Arbeitslosen unter eine Viertelmillion gesunken. In diesen Ziffern kommt aber noch nicht die Zahl der Notsiandsarbeiter zum Ausdruck. Die Lage des Arbeitsmarkts spitzt sich immer mehr zu einer Krisis, eines Teils für die Arbeiterschaft selbst, zum andern Teil auch für das gesamte Wirtschaftsleben ans. Hält die Entwicklung in dem jetzigen Grade weiter

an, dann muß mit einer Unterbietung der Arbeitskräfte am Arbeitsmarkt gerechnet werden, was hinwiederum aber auch nicht die Krise beseitigt, da die Reproduktionskosten der Arbeitskraft deshalb noch nicht sinken brauchen. Den Nachteil wird dabei nur die Arbeiterschaft verspüren.

Betrachtet man die G e l d m a r k t und Börsenlage nur oberflächlich, und ist man gewohnt, zwischen Vergangenheit und Gegenwart nur primitive Vergleiche zu ziehen, so erscheinen einem die Verhältnisse am Kapitalmarkt recht günstig. In letzter Zeit und noch gegenwärtig treten die gewerblichen Unternehmungen an die Finanzwelt mit Anträgen auf Kapitalserhöhungen heran. Einige führende Gesellschaften und Industriegruppen haben den Reigen begonnen, worauf das Gros der Unternehmungen nun folgt, und es ist nicht abzusehen, wie lange die Kapitalsbegehr noch anhalten wird. In früheren Zeiten galt eine Zunahme der Kapitalserhöhungen mit für ein Zeichen gesteigerter Unternehmungslust. Dieser Trieb liegt aber den gegenwärtigen Kapitalanforderungen nicht zu Grunde; die Verhältnisse liegen vielmehr so, daß infolge der Preissteigerungen und der Geldentwertung die Betriebskapitalien nicht mehr völlig ausreichen. Verschiedentlich haben allerdings diese Vermehrungen der Betriebsmittel an der Börse eine Erhöhung der Kurse ausgelöst, die, wie bekannt, ja recht nennenswerte Zunahmen zu verzeichnen baben. In Frage kommen aber bei der Kurssteigerung der Aktien auch noch andere Momente, die letzten Endes wieder mit der allgemeinen Geldentwertung im Zusammenhang stehen. Man glaubt, sich vor den Folgen der weiteren Verschlechterung des Markstandes zu schützen, wenn man zu realen Werten greift, da man annimmt, daß dahinter noeh guke Sachwerte

Bemerkt sei hierbei noch, daß diesen Berechnungen nur die Höchstpreisnotierungen zu Grunde liegen, die insbesondere in den letzten Wochen wieder verschiedentlich heraufgesetzt worden sind. Die besonders auffallende Steigerung von August auf September ist durch die Berücksichtigung der Auslandsfleischpreise hervorgerufen. Die außerordentliche Steigerung der Lebensmittelpreise verbunden mit den enormen Gestehungskosten für Kleidungsstücke, dazu die Mietpreise, die hohen Steuern usw. geben immer wieder erneuten Anlaß zu Lohnkämpfen, die, wenn sie in Streiks ausarten, der allgemeinen Volkswirtschaft immer wieder schwere Schädigungen bringen müssen. Wo bleibt da ein aussichtsreicher Ausweg offen?

Geschichtliche RundschauXI.

Von Dr. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Ullstein 6 Co. (Berlin) sind nunmehr auch die Erinnerungen des österreichischen Staats

manns Graf Ottokar Czernin unter dem Titel „Im Weltkriege" erschienen. Wie der Verfasser in seinem Vorworte erklärte, bezweckte er mit der Herausgabe dieses Buches nicht, eine Geschichte des Weltkrieges zu schreiben, vielmehr will er nur einzelne Ereignisse und einzelne Persönlichkeiten ... schildern, die er selbst aus größerer Nähe und daher deutlicher zu sehen Gelegenkeit hatte als die Allgemeinheit. Selbstverständlich sieht auch Czernin diese unter seinem persönlichen Gesichtswinkel; aber es muß ihm zugegeben werden: er hat sich großer Objektivität befleißigt, hat versucht, sine irs et stuck« Begebenheiten und Personen zu zeichnen, und auf diese Weise einen wertvollen Beitrag geliefert für die spätere Geschichteschreibung. Natürlicherweise ist ihm dies in dem einen Falle mehr und besser gelungen als bei dem anderen; das tut aber dem Buche als Ganzem keinen Abbruch, das auch in stilistischer Hinsicht die Feder eines geübten und begabten Iournalisten verrät. Nach einigen einleitenden Bemerkungen allgemeiner Natur über die Politik vor dem Weltkriege gibt der Verfasser ein ausgezeichnetes Charakterbild des ermordeten österreichischen Thronfolgers und der von ihm verfolgten Politik. Es folgt dann eine Schilderung Kaiser Wilhelms II., die um so sympathischer berührt, als Czerni" gerade hierbei sich offensichtlich bemüht hat, dem Kaiser, nach dem jetzt so viel Steine geworfen werden, volle Gerechtigkeit werden zu lassen. Treffend führt er bei dieser Gelegenheit aus, daß es „ebenso wenig ein allgemein dynastisches als ein allgemein republikanisches Gefühl der Völker gibt..., sondern nur ein Gefühl der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, welche sich je nachdem für oder gegen die Dynastie und die Staatsform äußert". „Die Monarchisten, die sich aus ihrer angestammte» Treue' für das Herrscherhaus ein Verdienst vindizieren, tauschen sich selbst über ihre Gefühle; sie sind Monarchisten, weil sie diese Staatsform für die befriedigendste halten. Und die Republikaner, welche angeblich die „Majestät des Volkes" verherrlichen, meinen 6e kaetei sich selbst dabei. Ein Volk aber wird sich auf die Dauer immer zu jener Staatsform bekennen, welche ihm am ehesten Ordnung, Arbeit, Wohlstand und Zufriedenheit bringt". Die Liebe des Volkes geht eben stets durch den Magen; wer ihm zu essen gibt, dem läuft es zu. Dies gilt natürlich nur von der Masse; Ausnahmen bestätigen die Regel. — Nicht minder interessant sind die Schilderungen des Verfassers über seine Tätigkeit als Gesandter Österreichs in Rumänien in den ersten Kriegsjahren sowie über seine Teilnahme an den Friedensverhandlungen in Brest Litowsk und Bukarest. Ein Anhang gibt einige wichtige dokumentarische Belege zur Zeitgeschichte, die ebenfalls von Interesse sein dürften. Wenn auch der Verfasser — wie er selbst sagt — nicht alles in diesem Buche erzählt hat, was er wußte, so bleibt doch der Wert dieser Erinnerungen der gleiche; mit Recht weist er darauf hin, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, den Schleier von allen Vorgängen zu lüften, die Zeit, die uns von ibnen trennt, ist noch zu kurz.

Gleichsam als Ergänzung zu seinem im Erscheinen begriffenen Werke über den Weltkrieg hat der ehemalige Reichskanzler v. B e t h m a n n - H o l l weg im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin seine Aussage über „Friedensangebot und U-Boot-Krieg" veröffentlicht, die er vor dem Untersuchungsausschusse getan hat, jener „herrlichen man kann ebensogut das konträre Adjektiv von „Dame" gebrauchen! — Institution, über die alle wahren Patrioten im Inlande die Köpfe schüt

teln, das neutrale Ausland verächtlieh die Achseln zuckt und das feindliche Ausland sich ins Fäustchen lacht: Die Weltgeschichte ist um einen — für uns leider recht schlechten — Treppenwitz reicher. — Im Anschluß hieran sei schon jetzt kurz darauf hingewiesen, daß die „Stenographischen Berichte" dieses Untersuchungsausschusses bei der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt in Berlin im Druck erscheinen und dadurch die weitere Öffentlichkeit in die Lage versetzt wird, sich ein klares Bild von den dortigen Verhandlungen zu machen, ein Bild, das allerdings kaum geeignet ist, deutsche Würde und Achtung vor dem deutschen Volke in die Welt hinauszuposaunen.

Von den „Erinnerungen" des ehemaligen Reichskanzlers Grafen Georg von Hertling, die im Verlage der Ios. Kösel'schen Buchhandlung (Kempten-München) erscheinen, liegt bisher nur der 1. Band vor. Er enthält die ersten Iahrzehnte aus Hertling'e Leben, seine Iugend- und Wanderjahre, sowie seine Dozentenzeit an der Universitätin Bonn. Von seiner politischen Laufbahn erfahren wir hier nur wenig; aber trotzdem ist es interessant, einen Einblick zu gewinnen in die Gedankenwelt, in der dieser Mann, der später berufen war, wenn auch nur für kurze Zeit, die Geschicke des Deutschen Reiches zu leiten, aufgewachsen ist und gelebt hat. Gewiß, In vielen Punkten tritt uns eine rein einseitige katholische Auffassung entgegen, eine vielleicht allzu einseitige; aber das ist von dem ehemaligen Führer des bayrischen Zentrums und Professor der katholischen Philosophie nicht anders zu erwarten und kann ihm nicht — wie dies verschiedentlich geschehen ist — zum Vorwurf gemacht werden. Ieder weiß, daß Hertling diesen katholischen Standpunkt Zeit seines Lebens vertreten hat, er wird dies zwar bei der Beurteilung der einzelnen von ihm besprochenen Begebenheiten stets in Rechnung stellen müssen, aber er wird seine „Erinnerungen" darum nicht mit weniger Interesse lesen. Zweifellos werden allerdings etwaige weitere Bände, die sich mehr mit der politischen Laufbahn und Tätigkeit des Verfassers beschäftigen werden, allgemeineres Interesse haben.

„Wie Diplomaten Kriege machen", zeigt das Buch des englischen Politikers Franeis Neils on, das, von M. Gr. v. H. ins Deutsche übertragen, bei S. Hirzel in Leipzig erschienen ist. Es ist wohl das erste englische Buch, das die politische» Zusammenhänge der Zeit vor dem Weltkriege behandelnd in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist. Es leuchtet mit starker Flamme in die Werkstatt der Diplomaten deckt die geheimen Fäden auf, die — meist für das Publikum unsichtbar — von den Staatsmännern gesponnen werden, die ihr Volk dann vor ein faib aocovapli stellen, an dem es nichts mehr zu ändern vermag. Sicherlich wird dieses Buch bei uns sich viele Freunde erwerben; zeigt es doch zum ersten Male, wie die Politik, die zum Weltkriege führte, auf der anderen Seite des Kanals von unabhängigen Politikern beurteilt wird, und alle, die in den letzten Monaten so viel von unseren Staatsmännern über diese Zeit gelesen haben, werden gewiß mit Freuden zu diesem Buche greifen, um auch einmal das Urteil unserer Gegner kennen zu lernen.

Ein ganz eigenartiges Buch sind die im Verlage von Paul List (Leipzig) erscheinenden „Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten" des ehemaligen Botschaftsrats Frhr. Hermann v. Eckardstein. Wir batten bereits in der letzten Rundschau Gelegenheit genommen, auf eine kleine Broschüre desselben Verfassers zu verweisen, die einen Ausschnitt aus seinem

diplomatischen Wirken wiedergibt. In dern großen Werke, von dem bisher nur der I. Band uns vorliegt, schildert Eckardstein nun zunächst sein äußeres Leben und Wirken, seine Tätigkeit bei den verschiedenen diplomatischen Vertretungen im Auslande und beim Auswärtigen Amte in Berlin, vor dem er keine allzu große Hochachtung zu baben scheint, seine vielen Reisen, die ihn durch fast alle Länder Europas und Nordamerikas führten, seine Bekanntschaften in aller Herren Länder mit Hinz und Kunz, seine Trinkfestigkeit und -freudigkeit, die wie die gastrischen Genüsse überhaupt vielfach eine allzu große Betonung erfahren. Recht unsympathisch berühren seine Äußerungen über den Kaiser, auf den er scheinbar nicht gut zu sprechen ist. Im Vorwort sagt der Verfasser einmal (S. 15): „auch bei politischen Memoiren von Staatsmännern und Diplomaten müssen die Herren Geschichtsforscher auf der Hut sein, nicht ohne weiteres alles als bare Münze zu nehmen; denn persönliche Eitelkeit und die der menschlichen Natur innewohnende Neigung zu tendenziöser Färbung spielen auch hier in den meisten Fällen eine nicht geringe Rolle". Treffende Worte, die wir in ähnlicher Formulierung schon wiederholt hier zum Ausdruck gebracht haben, Worte, die wir auch jetzt vollkommen unterschreiben können. Auch die Eckardstein'schen Memoiren bilden keine Ausnahme von dieser goldenen Regel; auch sie sind mit Vorsicht zu genießen. Der II. Teil verspricht nach dem, was der Verfasser darüber durchblicken läßt, bedeutend interessanter zu werden, zumal er einen streng vertraulichen Briefwechsel zwischen dem Verfasser und Herrn v. Holstein enthält, der vielleicht interessante Aufschlüsse über das Wirken dieses Mannes hinter den KrUissen unserer auswärtigen Politik geben wird; wir sehen dem Erscheinen dieses Bandes mit Interesse entgegen und werden nicht verfehlen, auch ihn an dieser Stelle zu besprechen. —

Kurz vor dem Weltkriege erschien im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin ein Monumentalwerk ersten Ranges: Die Werke Friedrichs des Großen in 10 Bänden, die nicht nur allen Geschichtsfreunden eine willkommene Gabe waren, sondern auch dem Bibliophilen, der mehr auf Schönheit der äußeren Form gibt, eine große Freude bereiteten. Nunmehr hat der Verlag diesem Werke zwei weitere Bände friederizianischer Literatur folgen lassen, die sich in würdiger Weise den bisher erschienenen Bänden an die Seite stellen. Zunächst: „Die Iugend Friedrichs des Großen" von Ernest La visse. Das Werk ist bereits 1891 entstanden und war in Fachkreisen längst bekannt; aber erst jetzt findet es durch die von dem bekannten Übersetzer friederizianischer Werke, Friedrich von Oppeln Bronikowski, besorgte deutsche Ausgabe den Weg in die weitere Öffentlichkeit. Die Arbeit Lavisse's ist neben dem ausführlichen Werke des Engländers Carlyle der wertvollste Beitrag, den die ausländische Literatur zur Geschichte des großen Preußenkönigs geliefert hat. Obwohl sich der Verfasser als hervorragender Historiker geschichtlicher Objektivität befleißigt, so kann er doch dabei niemals ganz vergessen, daß gerade dieser König und sein Vater es waren, die Preußen zu einer Macht in Europa emporgehoben haben, daß sie es waren, die ihr Land dazu befähigten, auf den Schlachtfeldern von Roßbach, Leipzig, Belle-Allianee und Sedan den französischen Waffen den Sieg zu entwinden. Immer wieder zeigt sich der hierdurch verletzte französische Nationalstolz, was sich tn manchen Spitzen und Bosheiten gegen die beiden Herrscher äußert. Allzu sehr stützt sich Lavisse leider

auf die Gesandtschaftsberichte und auf die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, beides Quellen, deren Zuverlässigkeit sehr viel zu wünschen übrig läßt. Aber abgesehen von diesen, wenn auch stets beim Lesen zu berücksichtigenden Mängeln gibt Lavisse ein packendes Bild vom Aufstieg deb preußischen Staates, der mit der Iugendzeit Friedrichs des Großen so eng verknüpft ist, sowie von der leidvollen Entwicklungsgeschichte einer großen Herrscherpersönlichkeit, des Ringens zwischen Vater und Sohn, und des tragischen Kampfes zweier starker Persönlichkeiten. — Der andere Band enthält „Gespräche Friedriche des Großen"; auch er ist von demselben Übersetzer besorgt und mit einer Anzahl ausgezeichneter wissenschaftlicher Anmerkungen versehen. Zahlreiche Illustrationen von Adolf v. Menzels Meisterhand verschönern dieses Prachtwerk, das die bisher meist nur in französischer Sprache erschienenen, an den verschiedensten Stellen verstreuten Gespräche des großen Königs gesammelt wiedergibt und die weltumspannende Vielseitigkeit seines Geistes widerspiegelt. Daß diese schöne Bereicherung unserer friederizianischen Literatur viele Freunde finden wird, ist wohl selbstverständlich, und ist es daher wohl unnötig, sie unseren Lesern noch besonders ans Herz zu legen. —

Eine Geschichte von „Elsaß-Lotbringen" veröffentlicht Martin Spahn im Ullstein-Verlage, eine begrüßenswerte Neuerscheinung, die in aller Kürze und doch auf wissenschaftlicher Grundlage die geschichtliche Entwicklung dieses deutschen Landes durch die Iahrhunderte gibt, das uns durch den Frieden von Versailles nun wieder entrissen ist, wenn auch hoffentlich nicht für immer.

Ein wissenschaftliches Werk ersten Ranges ist das Buch von Dr. Alfred Fischel: „Der Panslawismus bis zunt Weltkrieg", das bei der I. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart verlegt ist. An der Hand außerordentlich gründlicher Studien auf dem weiten Gebiete slawischer Geschichte und Kultur gibt der Verfasser einen geschichtlichen Überblick über diese Bestrebung, die vor dem Kriege bei uns viel zu wenig Beachtung fand, vielleicht, weil es bisher an einem Werke fehlte, wie es uns jetzt von Fischel beschert worden ist. Der Panslawismus ist kein leeres Schlagwort, für das er leider allzu oft gehalten worden ist', er hat sich langsam, aber ständig entwickelt, zunächst in der Literatur der verschiedenen slawischen Volksteile, von hier aus weitergreifend in der Politik der selbständigen und unselbständigen s'e,wi ete, Staaten. Allmählich erst hat man in der slawischen Welt die Augen auf den großen slawischen Staat im Osten Europas, Rußland, als Beschützer des Slawentums gerichtet, der in kluger Weise diese Geistesrichtung aufnahm und für seine politischen Ziele auszunutzen verstanden hat, sich mit der Zeit als Vorkämpfer der panslawistischen Ideale aufwerfend. Auf die Einzelheiten dieses Werkes hier näher einzugehen, verbietet der Raum. Das mit großer Sachkenntnis streng wissenschaftliche Werk wird sich selbst seinen Weg bahnen; es ist wohl das Beste, was bis jetzt in deutscher Sprache über dieses hochwichtige Problem geschrieben worden ist, dessen Bedeutung für die europäische Politik durch den Ausgang des Weltkrieges eher gesteigert als vermindert worden ist, jetzt, wo die politischen Träume der Westslawen mit Hilfe der Entente wenigstens zum größten Teile verwirklicht worden sind.

Kurz erwähnt sei hier auch eine kleine Studie, die der bekannte baltische Schriftsteller Hermann von Rösen im Verlage von Theodor Lißner (Berlin) über „Russische Zu

kunft" geschrieben hat. Es sind kurze, meist treffende Bemerkungen über die voraussichtliche Entwicklung der vorläufig noch unter bolschewistischem Terror stehenden russischen Gebiete, wie sie nach Ablösung der Randstaaten übrig geblieben sind. Es ist eine lesenswerte Abhandlung, die allgemeines Interesse verdient und sicherlich auch finden wird. —

„Napoleons letzte Freundin" betitelt sich die neueste Bereicherung der Napoleons-Literatur, die bei Georg Müller in München verlegt ist. KurtPaul Aretz gibt hier in dankenswerter Weise uns ein Bild von dem Leben des großen Franzosenkaisers während der ersten Iahre seiner Verbannung nach St. Helena, wie es sich in den Erinnerungen widerspiegelt, die uns Betsy Baleombe hinterlassen hat, in deren Haus Napoleon in den ersten Monaten seiner Gefangenschaft auf der Insel gewohnt hat. Das mit 17 Abbildungen geschmückte Buch wird von jedem Freunde und Bewunderer des französischen Kaisers warm begrüßt werden.

Unter dem Titel „Frankreichs Geistesführer" erscheint bei der Heinricb Diekmann Verlagsbuchhandlung in Halle a. S. eine völlig neubearbeitete fünfte Auflage des bekannten Werkes von Eduard Engel: „Psychologie der französischen Literatur". Es gibt ein lebensvolles Bild des Wesens des französischen Geistes in fesselnder Darstellungsform, das einem jeden gestattet, in den Geist der französischen Literatur einzudringen.

Literarische Rundschau.

Von Pros. Dr. Heinrich Brömse.

Die Fülle der Neuerscheinungen, die aller Schwierigkeiten und Nöte der Zeit spottet, läßt auf einem Rundgang

durch die Monatsausstellung der Literatur nur kurzes Verweilen bei den einzelnen Werken zu, auch wenn manches ausführlichere Würdigung verdiente.

In der neuen Lyrik mag die «lte Mode, die darum noch nicht die schlechtere ist, den Vortritt haben. Franz Hildebrand veröffentlicht ein Gedichtbuch „Vom Auf und Ab des Lebens. Offenes und Verblümtes. Lindes und Herbes" (Berlin, Mayer Sc Müller). Es leidet an einer übergroßen Menge geringwertiger Stücke. Besonders streng hätte der Verfasser in der Abteilung „Lyrisches" siehten müssen. Auch in dem wertvolleren Teil, der „Spruchdichtung", ist vieles nicht zur nötigen Klarheit und Schärfe des Ausdrucks , gediehen, aber es finden sich hier doch auch so lebenskluge, gehaltvolle und formgewandte Verse, daß es um ihretwillen unbillig wäre, das Werk nur nach seinen Mängeln zu beurteilen. Ein mannhafter, etwas knorriger Mensch und ein Dichter, der schlicht, und ohne durch Gesuchtheit in der Form auffallen zu wollen, sein Sprüchlein sagt, das will in unserer Zeit doch etwas beißen.

Mehr zur alten als zur neuen Kunst gehören auch die Gedichte vm I. Ehrat „Ienseits der Alpen" (Zürich, Art. Institut Orell Füßli, 1919). Ohne im Inhalt bedeutend zu wirken oder höheren Ansprüchen in der Form zu genügen, erfreuen sie — namentlich in den Reisestimmungen — doch oft durch Anmut und feines Gefühl.

Alte gute Balladenkunst erneuert in klangvollen Gedichten Lulu von Strauß und Tornen („Reif stehtdie Saat. Neue Balladen". Jena, Eugen Diederichs, 1919). Sie ist an befen Vorbildern geschult und bat doch ihren persönlichen Ton. Sie gibt Stimmungsbilder in kräftigen Farben. Sie arbeitet die Endwirkung

wirkungsvoll und zum Teil meisterhaft heraus. Sie ist geistvoll und gelegentlich voll mystischer Versunkenheit. Nur irgendwie spielt häufig ein opernhafter Zug hinein, der nicht recht warm werden läßt.

Auf den Spuren Stefan Georges, aber doch mit eigener Kraft schreiterd, geht Paul S ch m i d , ein neuer schwäbischer Dichter. Sein Sonettenkranz „Brüder. Eine Dichtung wider den Tod" (Stuttgart Strecker 6: Schröder 1919) wirkt bedeutend, ist stark im Bezwingen der Form, stärker in der Innigkeit oder Leidenschaftlichkeit des Gefühls. In kunstvoller Anordnung erhebt sich zwischen kräftigen, oft grellen Gemälden des allgemeinen Schicksals, zwischen wortgewaltigen Bußpredigten als Hauptinhalt eine Reihe von Erinnerungsbildern, in denen der Dichter seines Bruders Leben und Sterben, den Tod fürs Vaterland, ergreifend darstellt am ergreifendsten da, wo er ganz schlicht ven Heimat und Kindheit spricht. Es kann nicht ausbleiben, daß unter all den Sonetten auch schwächere Leistungen stehen, auch solche, in denen mehr Wortklang als Gestaltung ist, in denen es an Abrundung und Bestimmtbeit mangelt, aber das Werk als Ganzes verdient Anerkennung und erweckt Hoffnungen.

Dichter von eigenem Gepräge sind auch Rudolf von Delius und Franz Nitsche. Iener ist in seinem Gedichtbuch „Die Feier" (Iena, Eugen Diederichs 1919) spröde in der Form, stolz im Selbstgefühl, erfüllt von inbrünstigem Glauben an den Reichtum und die Wunder des Lebens. Er überschätzt wohl manchmal die Tragfähigkeit eines Leitgedankens und vergreift sich auch zuweilen im Ausdruck, aber viele dieser Prosaverse sind voll gedrängter Kraft und lassen ihre Stimmung nc'ch lange in uns nachklingen. ^ ' -"

Kunstloser und doch kunstlerisch bedeutender als die bisher Genannten erscheint Franz Nitsche, dessen „Zeichnungen und Aufzeichnungen" unter der gesuchten Überschrift „Zwischen Morgen und A dermo rgen" von Freunden herausgegeben werden (Iena, Eugen Diederichs, 1919). Die Zeichnungen geben in kurz andeutenden Linien von großer Kühnheit Bilder aus dem Leben im Felde, die gewiß manchem zunächst als Zerrbilder erscheinen, aber in der zusammengeballten Betonung des Wesentlichen, in der eigenartigen Verbindung voa Wirklichkeit und Traumgesicht Künstlerkraft offenbaren. Wichtiger noch dünken mich die Aufzeichnungen. Es sind Briefe aus dem Kriege, die, nach den Mitteilungen eines seiner Freunde, ohne jede Absicht der Veröffentlichung geschrieben wurden, Briefe in denen der Verfasser, über das Wort einfacher Mitteilung hinausgreisend, in dichterisch gesteigerter Rede von seiner Qual und Sehnsucht kündet. Und immer mehr wird im Laufe der Zeit der Stil zu prachtvollem Prosarhythmus, der an die Hymnen des jungen Goethe erinnern kann. Immer mehr schwindet das Unwesentliche, immer kräftiger verdichtet sich alles in großen, starken Zügen. Auch hier macht das ganz von einer Empfindung volle Herz den Dichter. Fast kann man sagen, daß er sich zu sehr der Empfindung hingibt, bald in Tränen schwimmend, bald von innerer Marter durchschüttelt, bald vor Freude trunken. Meg man such den Geist des Ganzen nicht dilligen, der nur die entsetzlichen Seiten des Krieges kennt und nennt, so muß man doch anerkennen, daß diese Herzenoergießunoen nicht in Verse gebrachte Leitartikel sind, sondern Erlebnisse von ursprünglicher Wahrhaftigkeit und begnadeter Gestaltungskraft.

Albert Sergel hat aus seinen bisher erschienenen Gedichtlüchern eine

ansprechende Auswahl zusammengestellt und einige neue Verse hinzugefügt („S o m m e r s e g e n. Ausgewählte Gedichte." Berlin-Charlottenburg, C. I. E. Volckmann Na folger). Die frische Anmut, die vor allem auch in den Kinderliedern hervortritt, ist ein besonderes Kennzeichen des Dichters, der, ohne in die Tiefe zu gehen, doch immer durch Innigkeit und Wärme, durch den volksliedartigen Ton und manche Schönheit der Form das Herz, des Lesers gewinnt.

In einem starken Bande „Die deutsche Revslutionslyrik" gibt Iulius Bab eine gute „geschichtliche Auswahl mit Einführung uad Anmerkungen" (Wien und Leipzig, Ed. Strache, 1919). Er führt uns in wohlgewählten Probea vom sechzehnten Iah-hundert bis in die Gegenwart und rundet das zeitgeschichtlich Bestimmte durch Gedichte „aus dem Zeitlosen" ab. Die Einleitung ist tr«tz ihrer Knappheit sehr aufschlußreich. Warum die deutsche Revolution bisher so wenig belangvolle Lyrik geweckt hat, wird feinsinnig zuw. Teil darauf zurückgeführt, daß sich nicht wie einst in Frankreich die beiden politischen Grundkräfte ergänzten, nationaler Aufschwung und sozialer Kampf, sondern „daß die Stunde unserer sozialen Revolution zugleich eine Stunde tiefster nationaler Depressien" war.

* 5
5

Es findet sich, wenn auch nicht eben häufig, daß ausgezeichnete Stoffe der Erzählungskunst Stümpern in die Hände geratea und darum keine Gestalt gewinnen. Häufiger ist der umgekehrte Fall, daß dichterische Begabung mit unzureichendem Stoff ringt. Zu diesen Fällea scheint mir auch die Erzählung „Die Erleuchteten" von Mar Hochdorf (Zürich, Mar Rascher, 1919) zu gehören. Die Abenteuer, Meinungen und Albernheiten des kleinen Schulmeisters, seiner großen Braut und anderer verschrobener Menschen gehen im ganzen nur Zerrbilder ohne Zneck und Ziel, wenn auch im einzelnen der Gegensatz zwischen zarter Innerlichkeit und der harten Außenwelt Teilnahme «weckt

Henning Berger beginnt seine Novelle „Die andre Seite" < Übersetzung von Iulia Koppel. Berlin, S. Fischer) wie ein skandinavischer Meyrink mit gruseliger Mystik, enthüllt sich aber bald als Possenreißer. Er weiß zu spannen, aber nicht dauernd zu fesseln.

Ein ernstes Werk von zeitgeschichtlicher Bedeutung und seelischer Vertiefung ist der Roman von Karl Bröge r„D erHeldimSchatten" <Iena, Eugen Diederichs, 1919). Ein reichbegabter Taugenichts wird, nachdem er tief gesunken ist, zum Dichter und sozialistischen Volkserzieher. Lebensvolle Bilder entrollen sich vor uns aus dem dumpfen Elternhaus, aus der leichtsinnigen Lehrzeit des jungen Kaufmanns, aus dem Gefängnis, dem Heim der Obdachlosen, der Kaserne, der Aeitungswelt, dem öffentlichen Leben, dem jungen Ehestand bis zum Auszug in den Krieg. Mehrfach wird die Erinnerung an das Wesen und den Aufstieg Hebbels geweckt. Wenn das lesenswerte Buch nicht ein ganz befriedigender Erziehungs- und Entwicklungsroman geworden ist, so liegt das wobl daran, daß zwar die einzelnen Stufen, nieht aber die Übergänge von der einen zur andern klar und anschaulich dargestellt sind. Besonders bleibt die Wendung vom Verbrecherleben zu geistig-sittlicher Höhe recht sprunghaft.

Ein schönes, trauriges Buch ist der Roman vo,i Vicki Baum „Frühe Schatten" (Berlin, Erich Reiß). Die Geschichte eines Kindes und zugleich und vor allem die Geschichte der Umgebung des Kindes, von seinem Standpunkt aus gesehen und dargestellt. Wie

dieser Standpunkt durchs ganze Werk festgehalten wird, verdient hohe Anerkennung. Die Leute sagen: «Wie altklug das Kind ist!" und die kleine Martha spürt selbst, dsß sie innerlich viel älter als ihre Altersgenossinnen ist. Wie sollte sie es nicht, da sie unter allen Beschäftigungen und Spielen immer auf die Heimkehr der Mutter aus dem Irrenhause wartet! Das schärft ihre Sinne und ihre Seele und läßt sie mehr beobachten, denken und erleben als die Erwachsenen. Mit wie feiner Menschenkunde ist das alles wiedergegeben, ihr Schmerz, ihre kleinen Freuden, ihre Sehnsucht, ihre Freundschaft und das erste Aufdämmern der Liebe! Die Klippe der Rübrsamkeit ist meistens vermieden

Von der „Geschichte der deutschen Literatur" Von Adolf Bartels erscheint eine kleine (aber doch sehr umfangreiche) Ausgabe in einem Bande (Brounschweig, Georg Westermann, 1919). Ein Riesenstoff ist darin verspeichert und im ganzen übersichtlich geordnet. Auch sonstige Vorzüge sollen nicht verkannt werden; sie kommen besonders der Mitte des neunzehnten Iahrhunderts zugute, einer Zeit, die Bartels mit großer Kennerschaft beherrscht. Im ganzen aber überwiegt der Eindruck, daß zwar einerseits ein Reichtum von allgemeinen Betrachtungen vorhanden ist, andererseits eine Überfülle von einzelnen Namen und Titeln gegeben wird, daß aber die Würdigung der Werke vielfach zu kurz gekommen ist. Wie wenig erfährt der Leser etwa über Lessings „Hamburgische Dramaturgie"! In der Darstellung bildet wie sonst bei Bartels die Rassenfrage einen der wichtigsten Gesichtspunkte. Das ganze Werk erhält dadurch das Gepräge großer Einseitigkeit, besonders in den Abschnitten über die neueste Zeit. Dieser Hindruck wird verstärkt durch die sicherlich nicht wissenschaftlich zu nennende Art, in der so oft bloße Vermutung über die Rassenzugehörigkeit an die Stelle sicherer Kenntnis tritt.

Zwei Schriften über Gottfried Keller, die beide Beacht ng verdienen: die eine ‚weit ausgreifend, von Mar öochdorf betrachtet „G o t t f r i e d' K e ller im europäischen Gedaaken" (Zürich, Rascher 6c Co., 1919) und zeigt die Persönlichkeit und das Lebenswerk des Dichters im Lichte seiner Weltanschauung und in dieser besonders den weltbürgerlichen Zug; sie bedarf immerhin vorsichtiger Ergänzung, Die andere behandelt ein sehr reizvolles und zum Verständnis des Dichters wichtiges Kapitel aus seinem Leben: „G o t t f r i e d K e l l e r und die Frauen" von Wal tberöuber (Bern, Ferdinand Wyß, 1919). " Die lebensgeschichtlichen Tatsachen werden treffend und liebevoll berichtet, ihre Beziehungen zu Kellers Werken feinsinnig gedeutet

Ein umfassendes Werk „Theodo r Fontane" von Conrad Wandrey (München, C. H. Beck) kann hier nur gestreift, soll aber zugleich worm empfohlen werden Sein Schwerpunkt liegt nicht in der Lebensgeschichte, sondern in der Würdigung des Dichters. Diese gilt sowohl seiner gesamten Persönlichkeit, wie seinen Hauptwerken. Mit prüfendem Blick wird die Wanderschriftstellerei und die Verskunst Fontanes betrachtet uad wohl mit Recht niedriger als sonst üblich eingeschätzt. Desto nachdrücklicher wird die Bedeutung der großen Romane betont, «ls deren Gipfelpunkte „Irrungen, Wirrungen" und „Effi Briest" erscheinen. Dies alles in glücklicher Verbindung gründlichster Kenntnis und anregender Darstellungsgabe.

Der neue „A lmana ch", der von der Schriftleitung von Velhagen

und Klasings Monatsheften für das Iahr 19M herausgegeben wird (Bielefeld, Velhogen K Klasing), ist ein mit guten Schrift- und Kunstbeiträgen ausgestattetes Buch. Rosner, Bulcke, Auernheimer haben Novellen, Ernst Heilborn, Paul Weiglin, Ludwig Sternaur literatur- und kul urgeschichtliche Aufsätze, unterhaltend und gehaltvoll zugleich, beigesteuert. Ausgezeichnet sind die Kunstblätter, unter ihnen schöne Bilder von der Hand der Malerin Hela Peters.

Der reich ausgestattete „Auewahlkatalog der Herderschon Verlagsbuchhandlung, Freiburg im BreiSgau, 1919" ist zur Kenntnis der neueren katholischen Literatur wertvoll. Unter den zahlreichen Neuerscheinungen des Verlages mögen hier einige von allaemeinerer Bedeutung wenigstens genannt sein. Alfons Heil mann veröffentlicht ein Buch frommer Lebenskunst, „Stunden der Stille. Sonntagsgedanken". Was er in dichterisch belebter Sprache sagt, um zur Innerlichkeit zu erziehen, ist durchweg ohne Aufdringlichkeit erbaulich und oft voll guter Lebensbeobachtung. Der katholische Standpunkt kommt besonders im letzten Abschnitt „Das Iahr der Seele" zum Ausdruck. Im allgemeinen herrscht ein Geist abgeklärter Lebensfreude. — In einer zweibändigen Ausgabe von Otto Hellinghaus elscheinen „A u s gewählte Novellen von Theodor Storm. Mit einer Einführung, Einleitungen und Anmerkungen". Beklagt wird in der Einführung, daß im Loben und Schaffen dos Dichters „die allerleuchtende, allerwärmende Sonne des Glaubens" fehlte. Die Auswahl aus den Novellen ist reich bemessen. Gelegentlich wurden für den Tert frühere Fassungen gewählt, nur selten kleinere Stellen weggelassen. — Simon Weber gibt „D a r Alte Testament" in Auswahl heraus, „nach Allioli aus der Vulgar« mit Berücksichtigung des hebräischen und griechischen Wortlautes übersetzt, mit Einführungen und Anmerkungen". Zwanzig Bilder nach Schnorr von Carolsfeld schmücken die handliche Taschenausgabe. — Vielfach anregend, wenn auch oft seltsam in den Beispielen, ist die „Einführung in die Redekunst" von Willibrord Beßler „Der junge Redne r", ein Buch, das nicht nu" lehrreiche Blicke in den Betrieb der Klosterschulen werfe?' läßt, sondern auch in weiteren Kreisen nützliche Kenntnisse über die heute doppelt, wichtige Kunst der öffentlichen Rede verbreiten kann. — Aus dem großen Reisewerk des bekannten Literaturforschers Alerander Baumgarten „Nordische Fahrten" wird ein Auszug ven Ii^sef Kreitmaier geboten: „Im hohen Norden, Reiseskizzen aus Schottland, Island, Skandinavien und St. Petersburg". Besonders die Schilderungen von der Natur und Kultur Islands sind voll anschaulicher Kraft. Vor allem als Volks- und Iugendbuch kann das Werk Freude und Belehrung geben.

Reelams U n i v e r s a t - B i bliothek (Leipzig) bringt viele gute Neuerscheinungen, darunter die auch für das Verständnis Goethes wichtige „Einführung in die Farbenlehr e" von Wilhelm Ostwald, drei neue Stor m hefte, herausgegeben von Walther Herrman, („Auf der Universität", „Carsten Curator" und

„Schweigen^), ein' Znapp UnO klar:geschriebenes Büchlein von Ernst Ziegeler, „Kants Sittenlehre in gemeinverstandlicher Darstellung", und zwei Bände einer neuen zeitgemäßen Reihe „glichet für staatsbürgerliche Bildung": dauernd wertvolle Aufsätze von L e o p o l d R a n k e, „Ub e r die Restau rationin Frankreich. FrankreichundDeutfchland. Der bayrische Landtag von 1,83 1", herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von' Richard Schmidt, ferner Ferdinsnc Lafsalles „Arbeiterprog r amm über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes". Diese IM zehaltene Rede, die von grundlegender Bedeutung für die sozialpolitische Entwicklung geworden ist, wnd von Hermann Heller eingeleitet.

Das zweite Heft der'neuen Monatsschrift „Der Schwäbische Bund" (Stuttgart, Strecker K Schröder, 1919) enthält unter andern trefflichen Beiträgen zum erstenmal veröffentlichte Stücke aus dem Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Hermann Kurz, herausgegeben von Hugo Falkenheim. Sie sind von vielseitiger Bedeutung und beleuchten eigenartig Persönliches und Allgemeines. In wissenschaftlichen und dichterischen Beiträgen erfüllt die Zeitschrift hohe Erwartungen.

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Geh, Regierungsrates Dr. ing. Wilhelm von Siemens 1'.

Sregattenkapitön a. O. ^rapp:
Offener Brief an öen Herausgeber.

Berlin, Weihnachten 1919.
Sehr geehrter Herr Robertson!

Herr Professor Stein hat den ehrenvollen Auftrag an mich gerichtet, Ihren offenen Brief an ihn (Januarheft „Nord und Süd") zu beantworten. Wenn ich es wage, dies zu übernehmen, so geschieht es aus dem Grunde, weil ich s. Zt. in England geboren wurde und dort die glücklichste Kindheit verbrachte. Ich gehöre daher zu den Menschen, die trotz allem, was wir seit dem Waffenstillstand erlebt haben, in diesem Augenblick ihren Glauben an England noch nicht verloren haben. Ihr menschenfreundlicher, warmherziger Brief bestärkt mich in der Richtung, daß es noch aufrechte Männer gibt, die nach dem Wahlspruch „Tue recht und scheue niemand" freimütig ihre Ansichten bekennen. Auf diesem Boden der Wahrheit werden unsere Länder sich hoffentlich allmählich wieder näher kommen. So wird auch in Ihrem Lande die Stimmung wiedererstehen, die der Revision des Friedens von Versailles günstig ist; wenn ich nicht diese feste Zuversicht hätte, könnte ich heute die Feder nicht ergreifen.

Sie raten uns, künftig dem Imperialismus zu entsagen. Augenscheinlich ist dies das ernste Ziel unserer gegenwärtigen Regierung, die die große Mehrheit unseres Volkes vertritt, in der auswärtigen Politik. Aber es war auch das Ziel unserer Regierung, als sie nach Versailles ging. Die von uns dargebotene Hand ist aber dort zurückgestoßen worden, und auf Ihrer Seite haben die imperilistischen Tendenzen über die demokratischen vollkommen gesiegt. Dadurch hat die Entente u. a. auch der gegenwärtigen deutschen Regierung ihre Aufgabe im Innern ungeheuer erschwert.

llber die englische auswärtige Politik uns gegenüber sich ein zutreffendes Bild zu machen, ist schwierig. Es gibt hier noch viele Menschen, die glauben, Sie wollten uns wirtschaftlich vernichten; ich persönlich glaube das nicht, sondern bin überzeugt, daß Sie uns gegenüber kühler denken als die Franzosen. Ich habe den Eindruck, als ob Ihre Minister sich bemühen, den Haßgesang gegen Deutschland allmählich wieder zu dämpfen, aber als ob ihnen dieses andererseits aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung vorläufig noch sehr schwer falle. Mit Genugtuung stelle ich fest, wie Sie der Ansicht Ausdruck geben, daß es uns mit Hülfe der besten englischen und amerikanischen Denker gelingen werde, die Grenzen des alten Reichs allmählich wieder herzustellen, und daß wir auch für die Möglichkeit einer künftigen kolonialen Neu-Entwickelung nichts zu besorgen hätten.

Ibre Äußerung entspricht im allgemeinen meinem eigenen Empfinden, denn auf Grund der Erfahrungen, die ich in meiner Kindheit in Ihrem Lance gemacht habe, lasse ich mir den Glauben nicht nehmen, daß es unter den Angelsachsen genügend aufrechte und kluge Männer gibt, die schließlich für Gerechtigkeit gegen Deutschland noch sorgen werden.

Vorerst haben wir aber noch andere Sorgen, und dn ist es im Interesse meines Landes meine Pflicht, Sie vor allem auf das Damokles-Schwert hinzuweisen, das noch in den Auslieferungsfragen über uns schwebt. Die heikle Frage zwingt mich zu einem offenen Bekenntnis. Wenn England von seinem formalen Recht Gebrauch macht, wird es, fürchte ich, für uns schwer sein, jemals wieder zu Ihnen hinzufinden. Auf der englischen Schule hatte ich einmal einen royalistisch gesinnten Lehrer, der uns sagte: „Lmruwöll wa» » n,reteli; I« nugdr never t« Kave ^Ilovved, OKarles I. to de dekeseled". So wird es auch England i,i unserem Lande gehen, wenn Sie den früheren Kaiser vor Gericht stellen. Denn trotz der Revolution haben in Deutschland doch im Grunde die meisten Menschen eine monarchische Gesinnung, und spätere deutsche Geschlechter würden es niemals begreifen können, daß Sie Ihrem Haß gegen uns so die Zügel schießen ließen. WirDeutscheri wissen sehr genau, daß der Kaiser große Fehler gemacht bat; andererseits sind wir aber auch überzeugt, daß er nur darnach strebte, Deutschland gros? zu machen und dabei ein Friedenskaiser zu sein.

Mit der Frage der Auslieferung unserer militärischen Führer und andere, Offiziere verhält es sich ähnlich; sie gehorchten nur dem System, das bei uns bisher herrschte, und die meisten taten daher sicherlich nur ihre Pflicht. Das System, dem sie gehorchten, haben Sie, bezw. das deutsche Volk selbst durch die Revoln tion, zerbrochen, und Ihr Hauptkriegsziel wurde dadurch erreicht. Ietzt wollen Sie diese Offiziere — zum Teil fünf Iahre, nachdem das ibnen zur Last gelegte Vergehen erfolgt ist, und das in der leidenschaftlichen Stimmung des Krieges verübt wurde — mit kaltem Verstande, und nachdem wir wieder offiziell endlich Frieden haben, vor Gericht stellen! Mag sein, daß dieser oder jener nichl immer das tat, was Sie „pIa;'in^ rlre Fsnie" nennen; aber, wenn Sie jetzt se' bart verfallen wollen, ist das „plaviriA tke garne?"

Zwei kurze Beispiele! Ich fuhr vor einiger Zeit in der Untergrundbahn etwa eine Viertelstunde mit einem unserer bekanntesten Führer aus dem Kriege. Über 4 Iahre hat er auf bedrohtestem Posten seine Stellung glänzend ausgefüllt, er war ein Löwe an Energie, an feurigem Mut, der Abgott seiner Leute. Auf Ihrer Liste steht er wahrscheinlich sehr hoch oben. Seit er im Sommer 1914 ausgezogen war, hatte ich ihn nicht wiedergesehen. Wie hatte er sich jetzt verändert! Die Furien verfolgten ihn , sein Blick irrte unstet hin und her, seine Gesichtsmuskeln zuckten nervös. Als er auf einer Station ausstieg, lief er hin und her und wußte nicht mehr, wohin er wollte.

Der zweite Fall: ein früherer Major, beliebtes Mitglied der Gesellschaft Berlins. In einem Augenblick höchster militärischer Not hat er im September 1914 auf höheren Befebl ein französisches Dorf, in dem deutsche Soldaten ermordet worden waren, einäschern lassen. Seitdem er weiß, daß er auf der französischen Liste steht, siecht er dahin, ist schwer krank und jetzt ein Greis. — Beide Zerren werden sich sicherlich stellen, wenn es ihnen befohlen wird.

Ich darf Sie fragen: Hat das deutsche Volk, das außenpolitisch in den Jahren dezw. letzten Iahrzehnten vor dem Kriege nicht hinreichend unterrichtet wurde, für seine Tugenden der Treue, des Gehorsams und des Glaubens an das frühere obrigkeitliche Regime nicht schon schwer genug gebüßt? Wahrlich, es hätte, meine ich, nachdem es sich zur Demokratie bekannt hatte, größere Sympathie seitens seiner bisherigen Feinde verdient. Wenn Sie uns aber auch dieses Unrecht antun, dann werden die Deutschen, deren gegenwärtiger Wunsch, soweit ich aus Berührung mit Kreisen der Masse des Volkes beurteilen kann, vor allem auf eine Wiederverständigung mit England gerichtet ist, gegen ihren eigentlichen Willen später einmal in die Arme Rußlands getrieben, denn Sie können uns Provinzen zurückgeben, auch eine Kriegsentschädigung erlassen, während unsere verletzte Ehre nur durch neuen Kampf wiederhergestellt werden kann. Das ist keine Drohung von mir, denn ich wünsche es durchaus nicht; aber leider eine schwere Befürchtung. England aber, meine ich, hätte ein ganz besonderes Interesse daran, diesen Fall nicht eintreten zu lassen.

Und damit komme ich eigentlich zur Hauptsache. Ich appellierte bis hierher an Ihr Gefühl, weil mich Ihr Appell an die edlen und religiösen Seiten des menschlichen Charakters ansprach. Ich möchte mich aber jetzt noch einmal an Ihren politischen Instinkt wenden. Ich meine, es müßte doch der Mehrzahl Ihrer Landeleute einleuchten, daß infolge Ihrer und unserer geographischen Lage in Europa und in bezw. zu Asien die Interessen keiner zwei Völker der ganzen Erde so identiseh sind wie die Ihrigen und die unserigen. England und Deutschland sind von der Natur zur Freundschaft miteinander bestimmt. Bewahren Sie ruhig Ihre Freundschaft mit Frankreich; nur so werden auch wir vielleicht nocb einmal in ein erträgliches Verhältnis zu Frankreich gelangen. Aber es läßt sich doch nicht bestreiten, daß außer in dem Fall des hinter uns liegenden Krieges Deutschland und England in den großen europäischen Entscheidungen stets Schulter an Schulter gestanden haben, und das ist kein Zufall, sondern ergibt sich einfach aus unserer gegenseitigen geographischen Lage. Unsere Flottenpolitik hat uns dann leider in einen Gegensatz 5U Ihnen gebracht; das und die Tatsache, daß wir zu Anfang des Iahrhunderts auf Ihre Bündnisangebote nicht eingingen, war unser großer Fehler Ihnen gegenüber. Das trieb England im Laufe der Zeit immer mehr an Frankreichs und Nußlands Seite. Aber diesen beiden Ländern gegenüber sind wir vollständig unschuldig am Zustandekommen des Weltbrandes. Ludwig XIV. raubte uns erst Elsaß-Lothringen, ehe wir es uns wieder holten. Französische Revanchesuch! und skrupelloser russischer Machthunger waren uns gegenüber der angreifende Teil. Diesen fundamentalen Kriegsursachen gegenüber traten die Fehler, die beim Kriegsausbruch 1914 von unserer Seite gemacht worden sind, vollständig in den Hintergrund. Deutschland wollte den Krieg nicht, aber durch die von uns und unserem Bundesgenossen Österreich begangenen Ungeschicklichkeiten wurde England schließlich mißtrauisch. Als man dann die Kriegslawine heranrollen sah, rang man die Hände und versuchte mit allen Mitteln das drohende Unheil abzuwenden. Die russische Mobilmachung, die der russische Kriegsminister hinter dem Rücken des Zaren anordnete, vernichtete dann die letzten Aussichten zur Erhaltung des Friedens. Weder der Kaiser, noch der Kanzler, noch ein General — aber auch kein Admiral — wollte bei uns den Krieg, und die Zeit wird ganz bestimmt kommen, wo auch Sie in England objektiv genug urteilen werden, um das zu glauben. —

Ich gehe jetzt noch kurz auf Ihre Befürchtungen wegen des Militarismus ein. Diese sind durch Mangel an Kenntnis dessen, was bei uns geschieht, und daraus hervorgehenden Mangel an Vertrauen zu erklären. Der Militarismus ist bei uns tot, absolut tot. Er könnte nur wieder erstehen, wenn wir den früheren Obrigkeitsstaat zurückerhielten; dies ist aber ein Ding der Unmöglichkeit. Selbst unsere am weitesten rechts stehenden Kreise propagieren, wie einer ihrer Führer nocb dieser Tage geäußert hat, nur ein soziales Volks königstum; im großen ganzen also ein Königtum nach englischem Vorbilde, eine Forderung, die daher wohl auch in England Zustimmung finden würde. Mit dieser Forderung ist aber ein Militarismus, d. h. das Übergewicht der Militärgewalt über die Zivilgewalt, nicht vereinbar.

Im übrigen vermindern wir unseren Heeresbestand genau nach den Friedensbedingungen. In letzter Zeit haben wir besondere Sicherheitspolizeien in den großen Städten sowie Einwohnerwehren gegründet. Diese tragen aber keinen militärischen Charakter. Wir brauchen sie, um innere Unruhen zu unterdrücken, sowie zur sonstigen Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit. Sie in England wissen nichts davon, daß Frauen mitten in der Nacht mißhandelt werden und Verbrecherbanden mit Handgranaten durch die Straßen ziehen; Sie ahnen nicht, wie Fälle von Mord allein täglich hier in Berlin vorkommen. Hiergegen muß sich der Staat schützen und Sie dürfen meinem Wort glauben, daß aus diesem Grunde die Entente von uns nicht das Allergeringste zu besorgen hat.

Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn diese kurzen Darlegungen bei Ihnen und Ihren Landsleuten Verständnis fänden und dadurch dazu beitrügen, die wichtigste Angelegenheit, die es für die Menschheit zurzeit gibt, die Aussöhnung von England und Deutschland, um ein Kleines zu fördern.

Mit vorzüglicher Hochachtung

habe ich die Ehre zu sein

Ihr ganz ergebener

Trapp, Fregattenkapitän a. D.

Hlexanöer Prinz zu Hohenlohe, Zürich: Baron Seröinanö von Wrangel f.

Durch die Schweizer Zeitungen ging vor einigen Tagen die Nachricht von dem in Aseona bei Loearno nach kurzer Krankheit plötzlich erfolgten Tode des Barons Ferdinand von Wrangel, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, der Geographischen Gesellschaft, der Marineakademie, Ehrenmitglied der Loaete ^stronorillque 6e ?rsnee usw. Ich möchte das Bild dieses in mehr wie einer Hinsicht ausgezeichneten Mannes, mit dem im Verlaufe des Krieges im gemeinsamen Erike näher bekannt geworden zu sein ich als eine wertvolle und unvergeßliche Erinnerung bewahre, mit einigen Strichen festhalten. A

Baron Ferdinand von Wrangel wurde als jüngster Sohn des Polarforschers und Admirals Ferdinand von Wrangel in St. Petersburg im Iahre 1844 geboren. Dem Berufe des Vaters folgend, trat auch er in den Dienst der kaiserlich russischen Marine. Dann aber unterbrach er diesen, um während dreier Iahre seinen wissenschaftlichen Studien an der Universität seiner engeren Heimat Dorpat zu obliegen. Er beendigte seine Studien in der Marine-Akademie in St. Petersburg, und zwar als Elster, so daß, dem Herkommen gemäß, sein Name dort auf der Marmortafel eingetragen wurde. Bald darauf wurde er von der Krone auf eine einjährige Studienreise ins Ausland geschickt, welche ihn nach England und in die Vereinigten Staaten von Amerika führte. Dabei hatte er Gelegenheit, seine Kenntnisse über Tiefseeforschung, Temperatmschwankungen und in der Meteorologie zu vervollkommnen. Seine Kenntnisse in diesen Fächern waren so geschätzt, daß er als 27 jähriger Offizier, von der englischen Regierung aufgefordert, an der „Challenger-Expedition" zur Elforschung der Tiefsee sich beteiligen konnte. Nach Petersburg zurückgekehrt, wählte er von den drei ihm durch die Regierung angebotenen Posten denjenigen eines Direktors der meteorologischen Stationen am Schwarzen Meere. Nach 6 jährigem Dienste wurde er von der Großfürstin Katharina von Rußland aufgefordert, die Erziehung eines ihrer beiden Söhne, des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, zu übernehmen. Während 15 Iahren war Baron Wrangel dann, zuerst Inspektor, später Direktor des kaiserlichen Alexander-Lyzeums, der damals vornehmsten Internenanstalt Rußlands, in der nur Söhne aus den ersten aristokratischen Familien ausgebildet wurden. Aus dieser Schule gingen die höchsten Beamten, Minister, Diplomaten Rußlands usw. hervor. Krankheit zwang ihn, diesen Posten aufzugeben. Der Ausbruch des Weltkrieges traf ihn in der Schweiz, wohin er sich zurückgezogen hatte. Die furchtbaren Gefahren rechtzeitig erkennend, mit denen dieser Krieg die ganze europäische Zivilisation, ja die ganze Welt bedrohte, widmete er seine ganze Tätigkeit von da ab dem Zustandekommen einer internationalen Verständigung durch eine Liga der Nationen oder Völkerbund.

Ein Pazifist war Baron Wrangel nicht; weder einer von den sogenannten „Pazifisten" oder „Friedensfreunden" noch ein Vertreter des wissenschaftlichen Pazifismus. Er hat sich darüber selbst in einer seiner Schriften („Rußlands Zukunft. Politische Betrachtungen." Verlag Orell Füßli, Zürich 1918) deutlich ausgesprochen. „Ich gehöre zu keiner politischen Partei. Man hat mich aber auf Grund meiner während des Krieges erschienenen Schriften einen Pazifisten genannt. Ich habe kein Anrecht auf diesen Ehrentitel. Nur derjenige darf sich füglich einen Pazifisten nennen, der den Krieg unter allen Umständen grundsätzlich verwirft, wie es der Buddhist tut oder der wahrhafte Christ, der es vorzieht, eher Unrecht zu dulden, als es anderen zuzufügen; oder der Anhänger eines Tolstoi, der die Anwendung der Gewalt überhaupt für ein Unrecht hält . . . Ich anerkenne die Erhabenheit solcher Lehren, ... ich selbst stehe aber nicht auf ihrem Boden. Ich bin grundsätzlicher Gegner des Antimilitarismus und bewundere kriegerische Heldentaten, denn ich sehe in ihnen nicht den Wunsch zu töten, sondern die Bereitschaft, sein Leben einzusetzen für das, was man höber schätzt als sein eigenes Leben. Vielleicht ist das eine Verirrung, aber sie ist entschuldbar bei einem Sprößling eines Kriegergeschlechts." Diesen Worten, welche so charakteristisch seinen Standpunkt darlegen, fügt er aber hinzu: „Ich bekämpfe jetzt den Krieg als völkerrechtlich anerkannte Institution, weil ich ihn für zweckwidrig halte. Er schlichtet in jetziger Zeit keine Streitigkeiten, sondern bereitet sie vor." Daß Baron Wrangel einen solchen Standpunkt einnahm, ist leicht verständlich. Er war, wie so viele seiner Vorfahren, als junger Mann Offizier gewesen, dazu noch zu einer Zeit, da das Kriegshandwerk noch einen Zauber von Ritterlichkeit hatte, der auf einen jungen Edelmann wirken konnte. Damals war der Krieg noch nicht zu einer größtenteils mit technischen Mitteln ausgeführten systematischen Vernichtungs-, Vergiftungs- und Zerstörungearbeit herabgesunken. Damals bätte der Kaiser Franz Joses das Wort nicht gesprochen, mit dem er den letzten Weltkrieg so bezeichnend charakterisiert hat: „Dieser Krieg ist gar nicht mehr elegant."

Wenn Baron Wrangel aber kein „Pazifist" war, so war er für die Her stellung eines Völkerbundes. Eine solche internationale Organisation herbeizuführen, das war das Ziel seiner Arbeit fast vom ersten Tage des Krieges an, und zwar war sein Plan, die kriegführenden Mächte sollten sich, noch während der Krieg im Gange war, über die Herstellung eines Staatenverbandes, eines I^eague ok Kations oder einer soeiete des nations verständigen, die Verhandlungen könnten geführt werden, selbst ohne die kriegerischen Operationen einzustellen, denn er war der Meinung — und wie recht er mit dieser Ansicht gehabt hat, haben die Ereignisse dieses

Iahres bewiesen — nur auf diese Weise könne der Krieg zu einem befriedigenden Abschluß kommen und nur dann sei Hoffnung vorhanden, daß dieser Krieg wirklich der letzte sein werde. Es bedarf nur eines Augenblicks des Nachdenkens, um sich klar zu machen, wie ganz anders die Liga der Nationen aussehen würde als die jetzt errichtete, wenn sie schon während des Krieges zu Stande gekommen wäre. Und nicht nur das, sondern wie ganz anders hätten die Waffe nstillstandsnnd Friedensbedingungen gelautet, wenn bei Beendigung des Krieges ein Völkerbund schon bestanden hätte, wenn man sich zuerst über die Normen einer internationalen Verfassung geeinigt hätte und erst, nachdem Oas geschehen war, in die Besprechung der Einzelfragen eingetreten wäre. Wie außerordentlich vereinfacht hätte ein solches Vorgehen die Lösung der meisten Differenzen über Grenzregulierungen und sonstige lokale Einzelfragen, über welche die Häupter der Pariser Konferenz Monate lang geschwitzt haben, obne bis heute zu einer Einigung zu gelangen. Wie sehr wären alle diese Fragen vereinfacht worden, wenn die kontrahierenden Parteien, als sie sich an den Konferenztisch setzten, bereits die Gewißheit gehabt hätten, daß alle Großmächte sich verpflichten, dem Staatenverband zur Verhütung von Kriegen beizutreten. Dann hätten die sogenannten „realen Sicherheiten", „strategischen Grenzen" und dergleichen, die im Frieden von Versailles eine so große Rolle gespielt s'aben,ihre Berechtigung verloren, gerade so wie es zwischen den einzelnen deutschen Bundesstaaten oder zwischen den Staaten der nordamerikanischen Union keiner strategi chen Grenzen mehr bedarf. Der Vorschlag des Baron Wrangel war vernünftig, praktisch und ausführbar, aber wie es meistens den vernünftigen Gedanken einzelner geht, welche weiter sehen wie die Masse, für die aber die öffentliche Meinung noch nicht reif ist, blieb er unbeachtet von den „maßgebenden" Kreisen. Baron Wrangel ließ sich jedeeh dadurch nicht irre machen, sondern er fuhr fort, für seine Idee der Schaffung eines Staaten-Verbandes als die zur Zeit wichtigste Aufgabe der Menschheit mit unermüdlichem Eifer einzutreten, selbst auf die Gefahr hin, sich Unannehmlichkeiten von feiten der kaiserlich russischen Regierung zuzuzielien, welche seine „pazifistische" Tätigkeit mit mißtrauischen Blicken verfolgte. Wie er sich die Ausführung seiner Idee gedacht hat, das hat er in emer 1916 (in der akademischen Buchhandlung von Max Drechsel) erschienenen Schrift „Internationale Organisation während des Krieges. Keine Utopie, sondern ernste Vorschläge" dargelegt. Man kann diese Schrift heute nicht ohne Wehmut lesen, wenn man darin sieht, wie klug und weitblickend der auegezeichnete Mann den Schwierigkeiten der Errichtung einer solchen internationalen Organisation zu begegnen dachte und wie ganz anders heute Europa aussehen könnte, wenn seine Idee zur Wirklichkeit geworden wäre.

Baron Wrangel hat im Laufe der Iahre zahlreiche Schriften philosophischen und politischen Inhalts veröffentlicht. Er hatte einen vorzugsweise philosophischen Geist, der ihn befähigte, die Ereignisse objektiv zu erfassen und zu beurteilen, frei von allen Vorurteilen oder parteipolitischen oder sonstigen Einflüssen. Auf wiederholtes D.'ängen seiner Freunde hatte er kürzlich mit dem Entwurf einer Autobiographie begonnen, die unzweifelhaft von hohem Interesse gewesen wäre, denn im Laufe seines tätigen Lebens hatte er Gelegenheit gehabt, vieles zu sehen, manche denkwürdige Ereignisse mitzuerleben, sowie viele merkwürdige und hervorragende Persönlichkeiten aller Länder kennen zu lernen. Wer ihn jemals aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und Erlebnisse hat erzählen hören, der wird es tief bedauern, daß der Tod ihm zu früh die Feder aus der Hand genommen hat und es ihm nicht vergönnt gewesen ist, das begonnene Memoirenwerk zu Ende zu führen. Baron Wrangel war von einer glühenden Liebe zu seiner engeren Heimat erfüllt und, wie es von einem Schüler der Universität Dorpat selbstverständlich war, sich des wertvollen Anteils wohl bewußt, den deutsche Wissenschaft, Literatur und Philosophie an seiner Geistesbildung hatten, aber er war trotzdem, wie so viele seiner Standesgenossen und Landsleute, ein Beispiel dafür, daß ein baltischer Edelmann auch ein treuer Sohn seines größeren Vaterlandes Rußland sein konnte. Nur oberflächliche Beobachter, welche keine wahre Kenntnis der Verhältnisse haben, können den falschen Beschuldigungen Glauben schenken, welche während des Krieges den baltischen Adel gewissermaßen eri dloe zu Landesverrätern gestempelt haben. Hatte doch melr wie ein Zar, den letzten so tragisch verschwundenen Nikolaus den Zweiten nicht ausgenommen, gerade in den Gliedern des baltischen Adels seine treuesten, fähigsten und unbestechlichsten Ratgeber und Mitarbeiter im Zivil- und Militärdienst. Aber nicht nur ein guter Balte und ein guter Russe war Baron Wrangel, sondern weit entfernt von jedem engherzigen Standpunkt war er im wahren Sinne des Worte ein Weltbürger, der weit übee die Grenzen seines engeren und weiteren Vaterlandes hinausblickte und, was gerade in seiner Klasse sonst so selten zu finden ist, sich von jeglichem Kastengeist vollständig zu befreien gewußt und mit einer für sein Alter erstaunlichen, manchen Iüngeren beschämenden Begeisterungsfähigkeit und Unersch^ockenheit selbst sehr weitgehenden Forderungen des Zeitgeists Verständnis entgegenbrachte. So entsinne ich mich eines Vorschlags zur Lösung der Frage der Abschaffung des Großgrundbesitzes in Livland, den er ausgearbeitet hatte und der so radikal, modern und praktisch zugleich war, daß ihn ein sozialistisches Mitglied der dortigen Regierung, wenn ich nicht irre, sofort akzeptiert hat. Überhaupt war er trotz seiner Iahre von einer Geistesfrische und einer Energie, um die ihn mancher Iüngere hätte beneiden können, unermüdlich und selbstlos in der Arbeit für das, was er im Interesse der Menschheit für erstrebenswert und notwendig hielt.

Einen tiefen Schatten mußte auf seine letzten Lebensjahre das tragische Schicksal seiner engeren Heimat und so vieler lieben Freunde und Verwandten werfen. Um so bewunderungswürdiger war es, daß er trotz allem den Glauben an die Menschheit und ihre Zukunft nicht verloren hatte. Äußerlich schon war der alte .Herr mit seinen eleganten Manieren der Typus des vollendeten Hof- und Weltmanns, wie er bei der fortschreitenden Demokratisierung der Welt bald ganz verschwunden sein wird. Wem es aber vergönnt war, diesem klugen, feingebildeten, liebenswürdigen und wmmfühlenden Menschen näher zu kommen, der wird ihm ein treues und dankbares Andenken bewahren.

Alexander Prinz zu Hohenlohe.

Zürich, im Dezember 1919.

Srieörich Siemens: ?m Zeitalter öer Kohle.

Für uns Erdenbewohner war am Anfang nicht das Wort, am Anfang war auch nicht die Tat, sondern am Anfang war die Sonne. Die Energie, welche die Sonne zur Erde sendet,ist für die Menschen die einzige unumgängliche Vorbedingung zur Tat, die Tat ist Arbeit und Arbeit bedingt das Leben. A, beit kann nur enlstehen und bestehen unter Verbrauch von Sonnenenergie, Aibeit ist Abbau von Energie zur Entropie, zum Wärmetod. Die Sonnenenergie ist das Piimäre, Arbeit und Leben das Sekundäre. Ist dies für den heutigen Stand der Wissenschaft und der landläufigen Auffassung nicht selbstveiständlich? Scheinbar nicht, denn sonst könnte man in den neusten, wissenschaftlichen, volkewinschaftlichen Büchein nicht Sätze lesen wie den folgenden: „Im Sozialstaat kemmt nur die notwendige menschliche Arbeitskraft und der Kraftbedarf, zu dessen Erzeugung Kohle, also wiederum Arbeit erforderlich ist, in Frage." Der Verfasser meint also, man könne aus Arbeit Kohle machen. Kohle aber ist Sonnenenergie, daher ist Kohle nötig, um arbeiten zu können. Wer sagt, daß Arbeit nötig ist, um Kohle zu haben, trifft nicht ins Schwarze, sondern er verkennt das Wesen der Kohle. Der Irrtum ist zu verbreitet und die Folgen dieses Irrtums sind gerade augenblicklich zu fatal, als daß man seine Richtigstellung mit der Bezeichnung Wortklauberei abtun könnte.

Man muß zwei Arten von Sonnenenergie unterscheiden, nämlich die jährlich, tagtäglich und stundlich auf die Erde niederströmende, und die auf der Erde aufgespeicherte. Auf jeder dieser Energien baut sich eine besonderere Wirtschaft auf, mit eigenen Grenzen, Bedingungen und Maßen. Die erstere äußert sich im Wachstum der Pflanzen, die zweite in der Benützung der Kohle. Einige Übergänge, wie Benutzung des Holzes, der Wasserkräfte und des Erdöls sollen als zu unbedeutend, oder als für Deutschland leider noch zu selten, außerhalb der Betrachtung bleiben, wenn aber im Folgenden von „Kohle" die Rede ist, so ist darin stets auch ein kleiner Bruchteil von Holz, Erdöl und Wasserkraft inbegriffen. Mit der jährlich niederströmenden Energie kann ein Land mit Hilfe der Arbeit seiner Bewohner bloß eine Bevölkerung von einer gewissen Größe ernähren, kleiden und erhalten. Ist die Grenze erreicht, und dies ist der Fall, sobald die ertensive Landwirtschaft sich nicht mehr ausdehnen läßt, so beginnt der erbitterte Kampf um den Boden mit gegenseitiger Vernichtung. Die vermittels ertensiver Landwirtschaft unterbaltbare Bevölkerung wollen wir die Grundbevölkerung nennen.

Sobald aber der Mensch die aufgespeicherte Sonnenenergie, die Kohle angreift, wächst die Ergiebigkeit des Bodens und seine Fähigkeit, Menschen zu Unterbalten, ins Ungemessene. Gleichzeitig wechseln aber die Grundbedingungen des Lebens. Entsprachen bisher bei der ertensiven Landwirtschaft die Lebensbedingungen der Menschen, oder kurz gesagt ihr Lohn, der Arbeit, welche sie aufwandten, um die strahlende Sonnenenergie aufzufangen und zu verwerten, so entspricht bei der intensiven Landwirtschaft und beim Industrialismus ihr Lohn der Arbeit welche sie aufwenden, um aus Kohle Lebensbedingungen zu schaffen. Früher war Lohn der auf einen Menschen fallende Teil der Ergebnisse von soundsoviel Quadratmeter Boden, beute ist Lobn das Ergebnis von soundsoviel Kilogramm Kohle.

Die durch intensive Landwirtschaft und durch Jndustrialismus unterhaltbare Bevölkerung wollen wir im Gegensatz zur Grundbevölkerung Übervölkerung nennen. In den europäischen Kulturstaaten gibt es heute bei der großen Anzohl der Menschen und bei ihren ins Ungemessene gestiegenen Bedürfnissen eigentlieh bloß noch Übervölkerung, mithin ist die Kohle das Maß aller Dinge geworden, und man kann die zur Zeit der ertensiven Wirtschaft entstandenen Werte der Einfachheit halber vernachlässigen.

Sobald die Landwirtschaft Kohle braucht und das tut sie, sobald sie intensiv wird, wenn sie auf Eisenbahnen angewiesen ist, Maschinen und künstlichen Dünger braucht, Tiefkultur treibt u. s. w., steckt in den Nahrungsmitteln Kohle. In Bekleidung und Wohnung steckt, dank dem Industrialismus, sowieso schon Kohle, nunmehr auch noch in dem Teil des Lohnes, der für Nahrungsmittel gebraucht wird, folglich läßt sich alles in Kohle ausdrücken und dasjenige Volk ist das sort

geschrittenste, welches aus einem Kilogramm Kohle die meisten Lebensbedingungen für sich erarbeitet. Staatsweisheit muß Kohleweisheit werden.

Kohle heißt Arbeit, Arbeit heißt Lebensmöglichkeit. Sinkt die Förderung oder verschlechtert sich der Wirkungsgrad der Kohle durch rückschreitende Technik, d. h. werden aus einem Kilogramm Kohle weniger Lebensbedingungen erzeugt, so muß ein Teil der Bevölkerung absterben oder auswandern. Steigt die Förderung oder verbessert sich die Technik, so kann sich die Bevölkerung vermehren, oder die Lebenshaltung kann steigen. Da es scheinbar das unentwegte Ziel eines jeden strebsamen Volkes ist, sich zu vermehren und die Lebenshaltung zu erhöhen, so ist dies unter den heutigen Verhältnissen bloß zu erreichen, wenn die Kohlenförderung erhöht oder die Technik verbessert d. h. geistige Arbeit geleistet wird.

Man mache sich klar, wie verwachsen wir mit der Kohle sind. Der Preis eines jeden Produktes stellt den Wert der in ihr steckenden Kohle dar, denn der Arbeitslohn ist jetzt nur der Wert der Kohle, die zum Leben des betreffenden Lohnempfängers nötig ist. Nicht nur in den Herstellungskosten selber stecken Kohlen, nein auch im Transport des Produktes, im Transport seiner Rohmaterialien, in der Gewinnung der Rohmaterialien, in der Herstellung der für das Produkt nötigen Maschinen, in ihrem Transport, im Fabrikgebäude, in den Förderungskosten der Kohle selber, in den Fördermaschinen und schließlich in den Löhnen und Gehältern, die für irgend einen dieser Arbeitsvorgänge aufgewendet werden. Dies setzt sich fort in die zurückliegendsten Zweige, z. B. bis in die Löhne, die nötig waren zum Fördern der Kohle, mit der die Fördermaschinen hergestellt wurden. Der Schnittpunkt dieser asymptotischen Kurve liegt erst in der fernen Zeit der ertensiven, kohlelosen Wirtschaft.

Da alle Werte in Ländern mit Übervölkerung durch Arbeit entstanden sind, Arbeit aber Kohle vorbedingt, so ergibt sich, daß Kapital gleichbedeutend ist mit Kohle. Der Wert eines jeden Objektes ist die Zusammenfassung der Kohle, die aufgewandt werden mußte, um das betreffende Objekt entstehen zu lassen, aber nicht nur der Kohle, die für Fabrikation und Löhne verbraucht wurde, sondern auch der Kohle, die seit dem Verlassen der kohlelosen Wirtschaft im Hinblick auf dieses Objekt geopfert werden mußte. Das Kapital eines Unternehmens ist die Ausammenfassung aller Kohle, die, rückgreifend bis zur kohlelosen Wirtschaft, verschwinden mußte, bis das Unternehmen soweit war, daß es mehr Lebensbedingungen produziert, als mit der verbrauchten Kohle verschwinden. Gewinnemachen heißt mehr Lebensmöglichkeit schaffen, als durch den dafür aufgewandten Kohlenverbrauch verschwindet. Ieder andere Gewinn ist nur Scheingewinn, ist letzten Endes Raub, der die Gesnmtheit, also auch den Spekulanten selber trifft.

Kapitalrente ist der Gegenwert für diejenige Kohle, welche mit dem betr. Kapital bezw. mit der betr. kapitalisierten Kohle jahrein und jahraus erspart werden kann. Kapital, wozu natürlich auch akkumulierte technische und wissenschaftliche Arbeit zu rechnen ist, spart also Kohle und schafft folglich Lebensmöglichkeit. In dem Maße, wie die Fähigkeit Kohlen-Ersparnisse zu machen abnimmt, muß auch die Kapitalrente aufhören.

Da Geld gleich Kohle ist, so ist richtige Geldwirtschaft gleichzeitig richtige Kohlewirtschaft und unsere Währung ist letzten Endes eine Kohle-Währung, Gold als Geld ist jetzt Kohle-Konzentrat.'

Der Krieg bedeutet, daß die Kohleförderung von 5 Iahren ins Meer geworfen wurde, und man wußte scheinbar nicht, daß man ebensoviel Lebensmöglichkeit ins Meer warf. In jeder Granate lag schon vor ihrem Abschuß eine lebenstötende Wirkung, allein durch die Tatsache ihrer Fabrikation. Milliarden von Tonnen wurden unproduktiv verbraucht. Die Kohle schuf nur scheinbar Arbeit. Der Krieg batte dieselbe Wirkung wie eine gewaltige Verschlechterung der Technik oder wie ein Rückgang der Förderung. Dies mußte eine VerMinderung der Bevölkerung und eine Herabsetzung der Lebenshaltung zur Folge haben, beides ist eingetreten. Das Geldverdienen, das Arbeiten und die Vermehrung der Umlaufmittel konnten dieser Entwicklung nicht den geringsten Einhalt gebieten. Im übervölkerten Staat ist Lohn der Wert der für das Leben des betreffenden Lohnempfängers nötigen Kohle. Fehlt es an Kohle, so verliert der Lohn an Wert, gibt es gar keine Kohle, so hat der Lohn überhaupt keinen Wert mehr und drückte er sich auch in noch so viel Papiergeld aus. Im Krieg ist überall Kohle verschwunden, daher die gesunkene Kaufkraft des Geldes in der ganzen Welt. Wirtschaftsgebiete ohne Kohle werden, sofern sie übervölkert sind, in Zukunft die geringste Kaufkraft des Gel des aufweisen.

In einem geschlossenen, übervölkerten Staate kann' man aus Kohle Getreide machen, nämlich auf dem Wege intensiver Landwirtschaft. Man kann aber nicht aus Getreide Kohle machen, d. h. Albeitemöglichkeit schaffen. Man kann für weitverarbeitete Kohle, und das ist Deutschlands einziges Zahlungemittel, vem Nachbarn alles kaufen, nur keine Kohle, denn Kohle heißt Lebenemöglichkeit und Bevölkerung, und diese wird in Z„kunft kein selbstbewußter Staat mehr exportieren wellen. England wird seine Bunkerkohle steht und Länder ohne Koble werden sich an Länder mit Kohle anschließen müssen, sofern sie nicht auf Übervölkerung verzichten wollen, oder zufällig starke andere Hilst mittel besitzen. Slaatkvertläge, die Kohleexport betreffen, werden flüher oder später nicht zu halten sein, ebensowenig wie Getreidelieferungsvertiäge, wenn die eigene Bevölkerung hungert. Da Kohle Arbeit und Arbeitemöglichkeit bedeutet, so werden auch diejenigen Rohmaterialien, die Länder mit mehr oder weniger extensiver Wirtschaft erzeugen, nach Ländern strömen, die Kohle besitzen. Hat Deutschland Kohle und eine arbeitsame Bevölkerung, so braucht es um Rohprodukte für seine Industrie nicht besorgt zu sein. Ebensowenig um seine Valuta, denn wenn ein kohlereiches Deutschland ausländische Rohmaterialien nicht bezahlen kann, so liegt es im Interesse der die Rohmaterialien erzeugenden Länder, ihm hierfür Kredite zu geben. Die Rohprodukte drängen nach Verarbeitung, nach Arbeit, Arbeit ist das Produkt der Kohle, die ganze Welt wird für diejenigen Länder Rohprodukte erzeugen, welche über Kohle verfügen.

Die erhöhte Kaufkraft des deutschen Geldes im Inlande ist nur so lange aufrecht zu halten, wie durch Zwangsbewirtschnftung die nötigsten Lebensbedingungen billig, Eristenz- und Lohn-Minimum also niedrig, gehalten werden können. Bewirtschaften lassen sich aber nur solche Produkte, die in ausreichendem Maße erzeugt werden können, was wiederum bloß durch genügend Kohle zu erreichen ist. Fiele die Inlandskaufkraft auf den internationalen Tiefstand, so wären die Folgen verheerend, aber nicht nur in dieser Beziehung steht und fällt der Staat mit der Kohlenförderung, sondern auch in Beziehung zu seiner Steuer-Politik. Er pflegt, etwas anderes bleibt ihm nicht übrig, seine Steuern in Papiergeld einzuziehen. Dieses hat im übervölkerten Staat nur den Wert desjenigen Gewichtes an Kohle, welches jederzeit dafür erhältlich ist; will der Staat also den ihm zufallenden Steuerbeträgen Wert verleihen, so muß er dafür sorgen, daß viel Kohle vorhanden ist, daß das Papiergeld eine möglichst große Kohledeckung besitzt.

Es handelt sich also darum, Kohle zu sparen und die Förderung zu erhöhen, aber so einfach diese Aufgabestellung lautet, so schwer ist die Lösung, wenn man berücksichtigt, daß Kohle nicht Ware schlechthin ist, sondern Lebensvorbedingung. Die Förderung kann nur erhöht und die Technik nur verbessert werden durch Arbeit und Kapital. Arbeit und Kapital aber ist Kohle. Um also die Förderung zu erhöhen und um kohlensparende

Einrichtungen zu treffen, muß erst mal der Wirtschaft Kohle entzogen werden, der Kohlenmangel steigt, die Lebensmöglichkeit sinkt. Der Fortschritt macht sich erst nach Iahr und Tag geltend. Aus der Außerachtlassung dieses Widerspruchs in sich, und aus der Verkennung der Sonderstellung, welche die Kohle einnimmt, kommt es, daß die Bewirtschaftung der Kohle durch unsere Reichsämter mehr oder weniger versagt hat. Vorschriften, die sich bei der Rationierung von Lebensmitteln und Rohstoffen bestens bewährt haben, versagten bei der Kohle, weil diese eben kein Rohstoff ist, sondern Arbeitsvorbedingung. Auf einen Rohstoff kann man ganz oder teilweise verzichten, bei Kohle bedeutet aber ein Verzicht oder Verlust sofort ein Verschirinden von Lebensmöglichkeit. Die Bewirtschaftung der Kohle hat aber nicht bloß während des Krieges und seit dem Kriege versagt, sondern sie ist überhaupt noch nie ihrer Bedeutung für die Volkswirtschaft entsprechend betrieben worden.

Es ist unmöglich, ein sofort wirkendes Mittel zu finden, das (in Land aus Kohlennot befreien kann. Ganz besonders jetzt, wo die Förderung von 5 Iahren fehlt und große Zechen in Frankreich zerstört sind, ist nur ein ganz langsames Gesunden unter großen Entbehrungen zu erwarten. Dagegen sind Anstalten zu treffen, welche bewirken, daß dieser Gesundungsprozeß schnell und zweckmäßig verläuft, und welche verhindern, daß unsere sich aufbauende Wirtschaft durch

^ falsche Kohlewirtschast früher oder später einer Krisis zugeführt wird. Denn die früheren Wirtschaftskrisen waren Kohlenkrisen, zur Zeit der Höchstproduktion wurden der Wirtschaft für Erweiterungen Kohle entzogen. Es ist also in erster Linie eine Reichs-Kohlenstatistik erforderlich, welche zum Zweck hat, den Wirkungsgrad jeder verbrauchten Tonne Kohle zu erfassen und zu verfolgen, und welche die Wirkungen der volkswirtschaftlichen Vorgänge auf die Kohlewirtschaft und umgekehrt zu regeln hat. Wo gute Feldwirtschaft herrscht, wird auch richtig mit Kohle gewirtschaftet, dies würde beweisen, daß die freie Privatwirtschaft am Platze ist. Richtige Geldwirtschaft ist aber nicht gleiebbedeutend mit unbeschränkter Privatwirtschaft. Große Betriebe, welche über eine Werksstatistik verfügen, werden meist auch richtig mit Kohle wirtschaften, nicht aber kleine Fabrikations-Werkstätten, wo oft noch veraltete Musterwirtschaft herrscht. Ein hoher Kohlepreis wird im allgemeinen ein guter Regulator sein. England ist ein warnendes Beispiel, der wahre, volkswirtschaftliche Wert der Kohle wurde in diesem mit Kohle so begünstigten Lande nicht erkannt, daber entstand in freier Wirtschaft eine kohlefressende Industrie und eine ebensolche Raumheizung. Ein Zwang auf die Wirtschaft ist nötig, dieser wird sich aber, auf Grund einer objektiven Statistik, nur auf die Kohlenvergeuder erstrecken.

Kohle ist der seidene Faden, an dem das Wohl und Wehe der übervolkerten Staaten Europas hängt. Verschwindet Kohle, so müßten die wirtschaftlich Schwächsten im Lande absterben. Kohlewirtschaft ist also gleichzeitig gesunder Sozialismus. Kohle vergeuden stebt im übervölkerten Staat auf derselben Stufe wie Kornfelder anstecken im Staat mit extensiver Wirtschaft. Iedes volkswirtschaftliche Geschehen läßt sich in Kohle ausdrücken, nur diejenige Maßnahme, welche Kohle erspart oder vermehrt, ist gute Politik, sowohl im Äußeren als auch im Inneren. Ist es nicht klar, daß die Entscheidung im Weltkriege mit dem Moment, wo der Ansangserfolg nicht entscheidend war, immer mebr zu Gunsten derjenigen Partei ausfallen mußte, welche das Übergewicht an Sonne und Kohle besaß? Das Kriegsglück kann günstig oder ungünstig ausfallen, Aufgabe der Politik wäre es aber gewesen, die Grundgesetze, die das Geschehen auf der Erde bestimmen, im Kriegstaumel nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, und eines dieser Grundgesetze ist die Erkenntnis, daß der Erfolg von der Arbeit, die Arbeit aber von der Kohle abhängt, nicht umgekehrt, daß letztere also auf die Dauer den Ausschlag geben mußte.

Dr. Rich. Hetlinger:
Wilhelm von Siemens f.

Unter den markanten Gestalten, deren Lebenswerk unsere Zeit mit der des Aufstiegs der deutschen Technik verbindet, ragt die des vor wenigen Wochen zu Grabe getragenen Gebeimen Regierungsrats Dr. irïß. e. K. und Dr. pkil. K. e. Wilhelm von Siemens bervor durch die feine Geistigkeit und den seelischen Adel, die persönliche Schlichtheit und geniale Großzügigkeit, die diesen seltenen Mann ,auszeichneten.

Mit ihm ist der letzte der drei verdienstvollen Männer aus dem Leben geschieden, auf deren Schultern vor nunmebr dreißig Iahren sein Vater Werner Siemens, damals vierundsiebzigjährig, die Last und Verantwortung der Leitung dee von ihm geschaffenen Werkes gelegt hat.

Der älteste von ibnen, Werners Bruder Karl, bat bis zu seinem im Iabre UM erfolgten Ableben die Geschicke des Hauses mitgeleitet, seit der 1897 erfolgten Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft als Vorsitzender in deren Aufsichtsrat, der zweite, Werners ältester Sohn Arnold, übernahm von ibm dieses Amt, während sein jüngerer Bruder Wilbelm seit der Gründung der Siemens-Schuckertwerke den Vorsitz im Aufsichtsrat dieser Gesellschaft führte. Als Arnold im Iahre 1918 starb, wurde auch der Vorsitz im Aufsichtsrat der Siemens ä' Halske Aktiengesellschaft auf Wilbelm von Siemens übertragen.

Er hatte das große Glück, selbst hochbegabt und von Schaffenslust erfüllt, Kindbeit und Iugend, ja auch das erste Mannesalter unter den Augen und der Führung seines genialen Vaters verbringen zu dürfen, der, wie er einst neben seiner Erfinder- und Forschertätigkeit noch Zeit gefunden hatte, die Erziehung seiner jüngeren Brüder zu leiten, nun als eine seiner vornehmsten Pflichten betrachtete, seine Söhne zu tüchtigen und glücklichen Erben und Mehrern des von ibm Geschaffenen heranzubilden.

Schon früb hatte Werner Siemens große Hoffnungen auf ihn gesetzt, wovon in den zahlreichen Briefen an seine Brüder Karl und Wilbelm manches reizvolle Zeugnis zu finden ist.

So schreibt er schon über den Achtzehnjährigen: „Der Iunge macht mir durch seine Tüchtigkeit und ernstes Streben viel Freude." Später lobt er ihn: „Willy wird sehr tüchtig und nützlich für das Geschäft werden. Er ist sehr arbeitslustig und gewissenhaft in all seinem Tun und dabei intelligent und auch unabhängiger Denker." Und bei anderer Gelegenbeit: „Willy ist jetzt außerordentlich tätig und wirksam im Geschäft. Es entwickelt sich bei ihm ein wirklich bemerkenswertes Erfindungstalent bei großer Energie in der Durchführung und eisernem Fleiß." Drastisch drückt er seine Zufriedenheit nochmals später aus: „Es ist auch sonst viel Neues im Werke und meist ist Willy das Karnickel."

Mit der ihm eigenen genialen Sicherheit hat hier der Vater die entscheidenden Eigenschaften seines Sohnes erkannt und gekennzeichnet. Nicht besser könnten jetzt nach seinem Ableben die Gaben gewürdigt werden, die Wilhelm von Siemens sein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet und seinem Wirken ihr Zeichen aufgeprägt haben.

In der Tat besaß und bewies er starkes Talent zu wissenschaftlicher Forschung und technischer Erfindung. Die Verbesserungen der Kohlenfadenglühlampe, seine Erfindung des Dreileitersystems, seine Mitwirkung an der Erfindung der Tantallampe, des Siemens-Schnelltelegraphen, an der Entwicklung der Gleichstrommaschine und vieler anderer Errungenschaften der Elektrotechnik geben davon Zeugnis.

Niemand im ganzen Umkreis der Siemenshäuser konnte ferner fleißiger und gewissenhafter in seiner Arbeit sein, als er es war, der keine Frage, die irgend eine Aufgabe in sich zu bergen schien, von sich ließ, ohne sie bis in ihre letzten Gründe erforscht und zu einer fruchtbaren Lösung geführt zu haben.

Und mit dem Scherzwort „Karnickel" deutet Werner Siemens auf seines Sohnes ganz besondere Gabe, auf allen möglichen Gebieten als Anreger zu wirken, wovon alle künden können, die ihm auf ihrem Arbeitsfeld begegnen durften.

So freudevoll der Vater die glückliche Entwicklung seines Sohnes sah, s» ernst war andererseits die Sorge, mit der ihn gleichzeitig immer aufs neue eine gewisse Kränklichkeit bei diesem erfüllte, die immer wieder sich bemerkbar mochte, und wie sie das Streben und Studium schon des Iünglings gestört hatte, auch später noch den Mann bis in die ersten dreißiger Iahre verfolgte und zeitweise für mehrere Monate arbeitsunfähig machte, so daß der Vater noch im Iabre 1886 schrieb: „Willy wird wohl dauernd flügellahm bleiben", und für wahrscheinlieb hielt, daß nun wohl dessen künftiges Arbeitsfeld eingeengt werden müsse. Glücklicherweise haben diese Befürchtungen sich als unbegründet erwiesen. Nach 1887 sind diese Erkrankungen nicht mehr aufgetreten, und in späteren Iahren hat mir selten eine Unpäßlichkeit den Unermüdlichen seinen Arbeitsstätten fernzuhalten vermocht.

Wahrscheinlich aber ist, daß der Kampf, den er in jungen Iahren mit der Empfindlichkeit seines Körpers hatte führen müssen, die ibm manche Enttäuschung eingetragen, ihn aueh mitten aus den Vorbereitungen zum Doktorexamen herausgerissen hat, um ihn Monate lang zu völligem Nichtstun zu zwingen, mit dazu beigetragen hat, seine Lebensanschauung zu vertiefen und das strenge Pflichtgefühl, die unermüdliche Ausdauer in ihm zu vollenden, die ihn zu unausgesetztem Schaffen antrieben, als fürchte er, die ihm geschenkte Zeit würde nicht zur Ausführung alles dessen reichen, das er sich vorgenommen.

Der Zeitpunkt seines Eintritts in die geschäftliche Tätigkeit fällt mit einem bedeutenden Wendepunkt in der Entwicklung der Elektrotechnik zusammen.

Die im Iahre 1867 von Werner Siemens erfundene Dynamomaschine war zu einer Vollendung gebracht worden, die sie zum praktischen Gebrauch befähigte und einen Ausblick in unerhörte Weiten für ihre künftige Anwendung eröffnete.

Mitte der 70er Jahre hatte das Reich sich zum nachdrücklichen Weiterausbau des elektrischen Telegraphennetzes entschlossen.

Die Erfindung der Differentiallampe wurde epochemachend für die Schaffung <ines brauchbaren Bogenlichtes.

Auf der Gewerbeausstellung im Iahre 1879 erregte neben der Differentiallampe als eine weitere Erfindung von Siemens K Halske die erste elektrisch betriebene Bahn Aufsehen.

Im Iahre 1882 schufen Siemens 6 Halske die erste elektrische Straßenbeleuchtung in Europa mit Glühlampen.

In diese neue Welt der beginnenden Anwendung der Elektrizität auf allen (Gebieten trat Wilhelm von Siemens mit dem vollen Schaffensdrang der Iugend.

Im Iahre 1883 wurde sein Bruder Arnold, im Iahre 1884 er selbst von Werner als Teilhaber aufgenommen.

Die Zeit von seinem Eintritt in die Firma bis zu seinem Tode, zugleich die Zeit der ungeheuren Entwicklung der Elektrotechnik, wurde für ihn zu einem Aenschenalter rastloser persönlicher Arbeit.

Dabei unterstützte ihn die Vielseitigkeit seiner Begabung, die ihn befähigte, l'ich gleichzeitig mit Problemen der verschiedensten Art so gründlich zu befassen, daß er stets alle aktuellen Fragen bis in ihre letzten Gründe, bis in ihre äußersten Verzweigungen zu überschauen, an vielen Stellen zugleich selbsterfindend, mitforschend und anregend tätig zu sein vermochte.

Besonders war ihm die Gabe zu eigen, den rechten Augenblick zu erkennen, in dem irgend ein Gebiet mit Rücksicht auf den Stand der Wissenschaft und Technik besonderer Pflege zu seiner Weiterentwicklung bedurfte, und er vermochte dann mit wenigen, gleich Schlaglichtern den Fall aufhellenden Worten die erforderliche Anregung zu geben.

Das Bedeutendste seiner Anregung ist so in Gesprächen mit seinen Mitarbeitern und im Laboratorium zu Tage getreten. Die Früchte davon sind in den Ergebnissen einer großen Zahl von Erfindungen, Verbesserungen und Konstruktionen enthalten, die während seiner Wirkenszeit in den Siemenswerken zustande gekommen sind.

Und es ist ferner .liedergelegt in der Organisation des Welthauses der Liemensgesellschaften, in den Ergebnissen seiner Finanz- und Wirtschaftspolitik und der Gestaltung seiner Angestellten- und Arbeiterverhältnisse, an denen er felbst mit dem gleichen gewissenhaften Eifer schaffend und anregend mitgearbeitet lbat wie an den Problemen technischen und wissenschaftlichen Fortschritts.

Er war der Führer, der um diese Zeit dem immer größer werdenden Werke notwendig war. Hatte Werner Siemens als Schöpfer des ganzen Unternehmens bis zuletzt die Faden der Leitung allein in der Hand gehabt, so wurde es nunmehr immer notwendiger, sie zu dezentralisieren, einer wachsenden Zahl hervorragend befähigter Männer mit großer Selbständigkeit zu übertragen und die gemeinsamen Fragen des Gesamtunternehmens durch ein mehrgliedriges Kollegium zu erledigen.

Iedoch ein Hüter tat not, der die Überlieferung des Geistes, aus dem die Werke geschaffen waren, hochhielt und dafür Sorge trug, daß das nährende Blni den lebendigen Körper ungestört überall durchpulste, daß jedes Glied sein Reckt, jedes Organ seine Ernährung und Weiterentwicklung fand.

Hier hat Wilhelm von Siemens Großes geleistet, lind er hat es geleistet in edler Selbstbeschränkung unter Verzicht auf die Erfüllung von Wünschen, die ihn sein Leben lang begleiteten und denen nachzugeben mancher sich ein Reel« genommen hätte, dem die Iugend schon so schöne Erfolge beschert hatte wie ihm.

Er hat von sich selbst bekannt, daß seiner persönlichsten Neigung die Beschäftigung m!t wissenschaftlichen Problemen, die Tätigkeit des Forschers, des Erfinders viel näher am Herzen gelegen wäre, als die ibm obliegende des obersten Leiters der Siemens-Weltbetriebe.

Iedoch getreu dem Feuerbach'schen Worte: „Wenn es die Bestimmnn^ unseres Lebens gilt, darf man nicht seine Lust befragen", hat er seine Pflicht vor seine Wünsche gestellt und ist in dieser stolzen Selbstbeschränkung zum Meister und Vorbild geworden für viele.

Wenn es nach seinen eigenen Worten „die Aufgabe der Oberleitung einer Firma ist, darüber zu wachen und die nötigen Direktiven dafür zu geben, daß eine gesunde und fruchtbare Weiterentwicklung der Technik in ihrem Hause stattfindet, daß neue Vorstöße unternommen werden und daß etwa zurückgebliebene Gebiete neue Impulse erhalten", so kann von ihm gesagt werden, daß er selbst diese Aufgabe in bewundernswerter Weise erfüllt hat.

Niemand hätte diesen Platz so auszufüllen vermoeht wie er, der eine Persönlichkeit war von weitschauendem Blick, von umfassender Übersicht über alle Interessen des weiten Bezirkes seines Hauses, waren sie nun technischer, kaufmännischer oder organisatorischer Art, und erfüllt von einem Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortung nicht nur für das technische und geschäftliche Gedeihen der Werke, sondern fast noch mehr für die Erfüllung der höheren Aufgaben, die er gleich seinem Vater jeder menschlichen Tätigkeit vorgeschrieben sah.

Wenn er in der zur Feier des 100. Geburtstages von Werner Siemens herausgegebenen Festschrift der Zeitschrift Naturwissenschaft von seinem Vater sagt: „Er war kein Unternehmer im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Die Gewinn- und Verlustrechnung war es nicht lediglich, die ihn zur Ergreifung einer Unternehmung führte", so gilt dies in gleichem Maße von ihm selbst. Wie seinem Vater galt auch ihm die Förderung der Technik und

der Volkswirtschaft höhe r als das reine Geschäftemachen, und als letztes Ziel aller Tätigkeit das Wohl der Allgemeinheit, aus dessen Berücksichtigung ein gerechtes Gleichgewicht egoistischer und solidarischer Interessen erwachsen mußte.

Die gleiche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, das gleiche Mitveraniwor!lichkeitsgefühl, die seiner Natur entsprachen, setzte er aber auch bei andern voraus. Darum war seine scharfe, durchdringende Kritik, die er allerdings genau so streng gegen sieh selbst, wie gegen andere richtete, bei vielen gefürchtet, und es war manchem unbequem, dem Kreuzfeuer seiner erbarmungslos den letzten Grund jeder Angelegenheit, jedes Problems erforschenden Fragen ausgesetzt zu werden. Man mußte gerüstet sein, wenn man ihm gegenüber trat. Mancher, dem die Geistesgegenwart, die jederzeitige Bereitschaft seines gesamten Wissens weniger zu Gebote stand, scheute sieh daher, ihm häufig zu begegnen. Denn wie er selbst sich eben über alles bis ins Letzte Rechenschaft gab und dabei ein gewaltiges Gedächtnis sein eigen nannte, so setzte er dies bei andern als ebenso selbstveiständlich '.'oraus. Dabei fehlte seinen Fragen durchaus jede Absicht des Bloßstellen?, wie überhaupt seiner Kritik jede persönliche Spitze fremd war und er immer geneigt war, auch die Gründe des andern zu hören und die Berechtigung gegnerischer Meinung anzuerkennen.

Mit dieser Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Verfolgung jedes Gedankens ging aber Hand in Hand, daß er, so stark der Einfluß seiner anregenden Kritik war, es doch stets vermied, persönlich eine endgültige Entscheidung einer Angelegenheit zu geben. Weniger Selbständige mochten hieran Anstoß nehmen. Der Verantwortungsfreudige aber mußte gerade darin, daß er von höchster Stelle zwar bedeutende Anregung, nicht aber präzise Befehle erhielt, den größten Reiz empfinden, unter so geistvoller Führung doch mit voller persönlieher Freiheit handeln zu dürfen.

Wilhelm von Siemens war eben nicht Generaldirektor und wollte es nicht sein. Man mag ihn auffassen als den getreuen Eckart, das schlagende Herz, das Gewissen, das Lebenszentrum des Unternehmens.

Doch dieses selbst war nie die Grenze seines Forschens und seiner Betätigung.

In dem Maße, wie die Elektrizität und ihre Anwendung immer mehr das Wirtschaftsleben durchdrang und umbildete, drängten sich an den g<wissenhaften Beobachter aller Zeichen der Zeit auch Fragen aus dem Gebiet der Volkswirtschaft und des gesamten öffentlichen Lebens heran, die außerhalb des Kreises der eigentlichen Interessen des Konzerns und der Technik gelegen waren.

Es ist bezeichnend für die Entwicklung, die mit der deutschen Volkswirtschaft auch sein eigener Geist genommen hat, daß von den Schriften, die er veröffentlicht hat, nur die früheren sich mit technischen, die späteren aber durchweg mit volkewirtschaftlichen, sozialpolitischen und anderen allgemeinen Fragen befassen.

Von seinen Gedanken ist nur ein ganz geringer Teil unmittelbar der Offent» lichkeit bekannt geworden.

Bücher hat er nicht veröffentlicht. Nur etwa anderthalb Dutzend kleinere und größere Aufsätze aus seiner Feder sind in verschiedenen Zeitschriften erschienen, die ersten als Wiedergabe von ihm gehaltener Vorträge, die letzten schriftliche Bekenntnisse seiner Anschauungen und Anregungen zu schwebenden Fragen.

So gering der Umfang dieser Schriften, so reich sind sie inhaltlich an anregenden Gedanken und scharfer, durchdringender Kritik, und ein besonderer Reiz ist die geistvolle, oft witzige Daistellungsweise. Sie sind eine Fundgrube geistreicher und treffender Äußerungen zu den wichtigsten Fragen, die unsere Zeit bewogen.

In zahlreichen hinterlassenen handschriftlichen Notizen werden sich zweifellos noch manche Niederschläge seines geistigen Schaffens finden, die wert sind, der Mit- und Nachwelt überliefert zu werden.

Der Widerstand, den die Elektrotechnik beim Durchdringen des ganzen Umkreises des Wirtschaftslebens an den Stellen finden mußte, die es in seinen bisherigen, inzwischen aber veralteten Formen beherrscht hatten und weiter zu beherrschen strebten, rief ihn naturgemäß zum Kampf auf, jedoch nicht zu einem lediglich ablehnenden, sondern zu einem fruchtbaren Kampf, der immer das Ziel hatte, zunächst das ungeeignet Scheinende zu widerlegen, dann aber ein Besseres an seine Stelle zu setzen.

So trat er dafür ein, daß in den Verwaltungsbehörden nicht ausschließlich die juristische Gedankenwelt herrschen, sondern allen an der Volkswirtschaft be: teiligten Kreisen der ihrer Wichtigkeit entsprechende Einfluß gewährt werden müsse.

Er hat seine hierauf bezüglichen Gedanken in der Diskussion über einen von Professor Franz im Iahre 1917 im Elektrotechnischen Verein gehaltenen Vortrag niedergelegt. Er führte aus, der Grund des Verschlusses der höheren Staatslaufbnhn für die naturwissenschaftlich-technische Geistesrichtung liege in dem alten Monopol der juristisch begrifflichen Geistesrichtung aus einer Zeit, in welcher der Staat noch wesentlich beschränktere Aufgaben hatte. Das Fortbestehen des jetzigen Monopols sei aber nicht mehr zu begründen. Der Staat sei jetzt so nahe verbunden mit allen wichtigen Angelegenheiten des Volkes und mit seiner gesamten Lebensführung, daß, wenn er hier bestimmend eingreifen wolle, er das nicht mehr in der Hauptsache von einer einseitigen Geistesrichtung aus tun dürfe. Die naturwissenschaftlich-technische Richtung habe die große Entwicklung der Volkswirtschaft herbeigeführt. Bei dieser könne daher auch ein besonderes Verständnis für die staatliche Einwirkung auf das volkswirtschaftliche Leben vorausgesetzt werden. Die naturwissenschaftlich-technische Methode stelle den Geist auf den Boden der Wirklichkeit und lehre das Handeln von dieser Grundlage aus. Die naturwissenschaftlich-technische Praris gebe dem Geist insofern nech eine besondere Schulung, als sie ihn befähigt vor neue Aufgaben stelle, die neuer schöpferischer Mittel zur Lösung bedürfen, die zu verantwortlichem, selbständigem Handeln nötigen, die den Geist entschlossen machen zur Aufnahme von Risiko, wobei das Urteil über die Richtigkeit der Handlungen nicht gesprochen werde von den Vorgesetzten, sondern von der Wirklichkeit des Lebens selbst.

Mit eifrigem Bemühen war er auf die Herbeiführung gegenseitigen Verständnisses aller Faktoren des öffentlichen Lebens bedacht. Wissenschaft und praktisches Leben durften sich nicht weiterhin in getrennten Lagern gegeneinander abschließen. Dieser Auffassung verdankt das vor etwa einem Iahrzehnt von ihm mitbegründete Institut für exakte Wirtschaftsforschung sein Interesse und seine Förderung.

Als der Gedanke an eine Elektrizitätssteuer aufkam, beteiligte er sich auch hieran mit regem Eifer und nahm Stellung gegen das wirtschaftlich Schädliche, das er in einer solchen Steuer erblickte. Er wies darauf hin, daß bei allen Eingriffen des Staates in den Organismus der Volkswirtschaft erwogen werden müsse, inwieweit ihre Lebensfähigkeit, ihr Ertrag, das Quantum und das Ovale des erzeugten Arbeitsproduktes dadurch berührt werde. In äußerst lehrreicher Weise geht er dabei auf allgemeine Grundsätze des Steuerwesens ein und bekämpft vor allem die Überspannung des Grundsatzes, die gerade in unsern Tagen wieder so stark hervortritt, daß in allererster Linie der Besitz besteuert werden müsse. In seiner Abhandlung über Elektrizitäts- und Arbeitgebersteuer von 1908 sagt er darüber: „Es wird dabei übersehen, daß diese Einkommen nicht im wesentlichen in Speise, Trank und andere Artikel des Wohllebens umgesetzt werden; ihre volkswirtschaftliche Bedeutung liegt vielmehr darin, daß sie in erster Linie die liquiden Mittel darstellen, über welche die Volkswirtschaft verfügt, und daß aus denselben die Neuinvestitionen bestritten werden müssen, welche für den weiteren Ausbau des gesamten Wirtschaftskörpers, namentlich in einem so aufstrebenden und sich schnell vermehrenden Lande wie Deutsebland, in sehr großem Umfang erforderlich sind. Der persönliche Besitztitel dieser Mittel verleiht dieser Entwicklung außerdem das unentbehrliche Moment der persönlichen Initiative, des Wagemuts und der Verantwortlichkeit." Er wendet sich gegen die Einführung einer Elektrizitätssteuer, weil die Messung der Größe des konsumierten Stromes niemals die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Bedeutung der Verwendung des Stromes erkennen lasse. Andererseits würde durch eine solche Steuer ein für den Weiterausbau der Volkswirtschaft höchst bedeutungsvoller Konsumartikel in seiner Verwendung beschränkt werden, und endlich liege bei der Besteuerung des elektrischen Stromes eine Sonderbesteuerung vor, namentlich derjenigen Volksteile, die elektrischen Strom verwenden, was eine Ungerechtigkeit sei.

Seinem schöpferischen Drang getreu gibt er sich aber mit dieser Ablehnung nicht zufrieden, sondern bringt sofort einen Gegenvorschlag. Es ist die Arbeitgebersteuer, nämlich eine Besteuerung nach der Summe der Lohn- und Gehaltsahlungen eines Unternehmens, ein Gedanke, den er in mehreren Broschüren um Ausdruck gebracht bat und mit dessen Ausgestaltung er sich „oeh in der letzten Zeit seines Lebens befaßt hat.

Vor ganz neue Aufgaben sah er die deutsche Volkswirtschaft uud damit aueh sich selbst gestellt, als der Weltkrieg ausbrach, und auch an dem Durchdenken und der Lösung der hier auftauehenden Probleme hat er sich mit großem Eifer und vielfach in entscheidender Weise beteiligt. Im Iahre 1914 erschien in dieser Zeitschrift sein Aufsatz „Die deutsche Industrie und der Weltkrieg".

Diese sowie seine weiteren Arbeiten über „Freiheit der Meere", „Seereehr und Sicherung der Volkswirtsehaft", über „Belgien und die Abrüstungsfrage"^ sowie seine kriegstechnischen Betrachtungen in der Zeitschrift „Technik und Wirtschaft" von 1915 geben beredte Kenntnis von dem tiefgehenden Anteil, den sein Verantwortungsgefühl an diesem Wendepunkt der deutschen Gesehichte genommen hat.

Wer diese Bekenntnisse zu dem, was Deutschlands Lebensnotwendigkeiteri sind, liest, der kann ermessen, mit welcher Erschütterung das unglückliche Endo des Krieges, das Zusammenbrechen zuerst in der Heimat und infolgedessen an der Front, auf einen Geist wie den seinen einwirken mußte.

Obgleich seine Gesundbeit während der letzten Kriegsjahre und vielfaeh durch Entbehrungen infolge der Lebensmittelknappheit, von deren Folgen er sich für seine Person nicht verschont wissen wollte, gelitten hatte, war doch, wie die in den letzten Iahren veröffentlichten Aufsätze zeigen und diejenigen wissen, die bis zuletzt seine Mitarbeiter waren, seine Arbeitskraft wunderbar frisch geblieben.

Dem ungeheuren Schicksal, das über das deutsche Volk hereinbrach, dessen Ruhm und Größe er durch seine eigene Mitarbeit mit beraufführen geholfen hatte, waren seine Kräfte nicht mebr gewaehsen.

Es ist zu bedauern, daß er nicht, wie sein Vater, die Siebzig überschreiten durfte, um in der Muße des Feierabends seine Lebenserinnerungen selbst zu schreiben; denn ein Lebensbild, wie er es selbst aus der Fülle seiner Erfahrungen betrachtet und geschildert haben würde, hätte uns unschätzbare Erkenntnisse nieht nur über die Entwicklung der Elektrotechnik und Volkswirtschaft in den letzten 40 Iahren, sondern auch Früchte tiefer Lebensweisheit, das Testament eines hochbedeutenden und grundgütigen Menschen beschert. Während seines Lebens ist ex. zu der beschaulichen Rube nie gekommen, die eine solche Arbeit voraussetzt. Viel zu stark war er mit den schaffenden Kräften der Gegenwart und Zukunft verbunden, als daß er schon hätte Zeit finden können, seiner eigenen Vergangenheit zu gedenken.

Prof. Georg Wiöenbauer, Regensburg:

öie Zersplitterung öes Vagernstamms ein nationales Unglück für Oeutschland

Neben der Gründung des geistlichen Fürstentums war eine der verhängnisvollsten Maßnahmen Kaiser Ottos I. in seinem Kampfe gegen die trotzigen Vasallen die von ihm begonnene Zertrümmerung der alten Ctammesherzogtümer. zerschlug er das umfangreiche Lothringen in zwei einzeln« Herrsehaftsgebiete. Wohl hatte er damit ein neues Mittel zur Sehwächung der herzoglichen Gewalt gefunden, von dem seine Nachfolger bis auf Friedrich Rotbart ausgiebig Gebrauch machten. Allein er bat mit der Zersplitterung der alten StammeSgebiete in kleinere Fürstentümer zugleich den Keim gelegt zu dem inneren Zerfall des Reiches in eine Unzahl von Herrschaften, die schließlich weit schwieriger zu beherrschen waren als die früher so machtvollen, aber weniger zahlreichen großen Vasallen. Damit schwächte er aber zugleich die Macht des Reiches nach außen und erleichterte ländergierigen feindlichen Nachbarn ihre Übergriffe auf das Reichsgebiet. Wie ganz anders hätte sich wobl die Geschichte der deutsehen Westgrenze gestaltet, wenn ein mit umfassender Machtvollkommenheit ausgerüsteter deutscher Herzog in dem blühenden Lande zwischen Seheide und Rhein geboten und die übermütigen Angriffsgelüste der westfränkischen Könige (siehe noch den Anschlag Lothars 978 auf Nachen!) und ihrer Nachfolger, namentlich Heinrichs II. und Ludwigs XIV., kraftvoll in die Schranke gewiesen hätte! Wahrlich, der verderbliche Streit um Vie Rbeingrenze, um Belgien wäre dadurch vermieden worden, vor allem aber wäre das Mündungsgebiet des deutschen Hauptstroms, des ehrwürdigen Rheins, fest in deutschen Händen geblieben und damit hätte Deutschland eine ganz andere Machtstellung zur See besessen, als es heute verfügt.

So unglückselig und folgenschwer diese Maßregel Ottos I. mit der» Zeit für den Westen des Reichs geworden ist, ebenso verhängnisvoll war die spätere Nachahmung dieser Verlegenheitspolitik für den Südosten des Reichs.

Zwar Otto der Große erkannte mit politischem Scharfblick die eigenartige Stellung und Bedeutung Bayerns als des Wächters am südöstlichen Eckpfeiler des Reiches gar wohl. Er wußte, daß nur ein starkes Bayern die strategisch so wichtigen Wege ins Donautal und über die Alpenpässe zur Adria und nach Italien zu schirmen imstande wäre, und verfuhr deshalb auch mit Bayern gerade entgegengesetzt wie mit Lothringen. Der Schwerpunkt des Reiches ruhte eben damals noch im Süden, wohin ihn die Angliederung Italiens riech mehr verschob. Deshalb, stattete Otto auch den Bayernherzog, seinen Bruder Heinrich, mächtig mit Gebiet «us und überließ ihm 952 einen großen Teil der Früchte seiner ersten italischen Heerfahrt, das Friauler Markherzogtum, bestehend aus den Markgrafschasten Isteien, Friaul und Verona. Damit hatte das bayerische Herzogtum eine ungewöhnliche Machtstellung erlangt und erstreckte sich zumal nach der wenige Iahre darauf (955 Schlacht auf dem Lechfeld) erfolgten Wiederaufrichtung der 907 an die Ungarn verlorengegangenen Ostmark vi m Thüringer Wald bis zur Adria, vom Lech bis über den Wienerwald.

Allein diese Macht erschien dem Nachfolger Ottos I., seinem Sohn Otto II., zu gefährlich für das eigene Königtum und so schied er 976 das Herzogtum Kärnten samt den von Italien gewonnenen südlichen Marken wieder aus dem Verbande des Herzogtums aus. Wohl ward es 989 wieder zurückerworben, aber schon 1602 ging es für immer verloren. Die Losreißung Kärntens war der erste Schritt zur allmählichen Auflösung Bayerns gewesen. Damit hatte Bayern nicht bloß sein völkisch wichtigstes Marken gebiet eingebüßt, sondern war wirtschaftlich und politisch zum Binnenlande geworden. Denn mit der Lostrennung Kärntens hatte es den unmittelbaren Zugang zur Adria verloren. Man bedenke, was es bedeutet, daß Venedig und Aquileja einmal unter der Hoheit eines bayerischen Herzogs gestanden hatten. Am schlimmsten wirkte nach, daß von nun an Bayern jeder Möglichkeit beraubt war, sich weiterhin kolonisatorisch in den Südostalpen auszudehnen und das Vordringen der Winden (Slowenen) zu hindern. Das Deutschtum aber war in jenen Gebirgstälern noch zu wenig erstarkt, um mit überlegener Kraft dem Andringen der Slawen Halt zu gebieten, und mußte sich schließlich mit diesen in den Besitz des Landes teilen. Die Folgen davon treten gerade jetzt recht auffällig zutage. Das Slowenentum hat das Deutschtum Südkärntens völkisch stark überwuchert und somit leider auch politisch überflügelt. Wenn heute die Slowenen innerhalb des neuen jugoslawischen Staats einen uns höchst unbequemen völkischen Querriegel vor der Adria bilden, so reichen die Keime zu dieser so bitter empfundenen schweren politischen Schädigung des Deutschtums in jene Zeit der Absplitterung Kärntens vom bayerischen Mutterlande zurück.

Nicht minder verhängnisvoll erwiesen sich die Gebietsverluste Bayerns während der Welfenzeit. Die Absetzung Heinrichs des Stolzen 1139 brachte, indirekt wenigstens, den Verlust des nördlichen Nordgaus, des Egerlandes, und die Auflösung der Markgrafschaft auf dem Nordgau, die Wiedereinsetzung der Welfen mit Heinrich dem Löwen, 1156, führte zur Abtrennung der Markgrafschaft Österreich, die zu einem selbständigen Herzogturn mit besonderen Vorrechten erhoben wurde. Das neue Herzogtum wurde die Keimzelle des habsburgischen Donaustaates. Die Maßregelung Heinrichs des Löwen 1180 hatte abermals eine Schmälerung Bayerns um Steiermark mit dem Traungau und dem mittleren Teil Oberösterreichs mit Linz zur Folge. So war das einst so mächtige Stamm es herzogtum völlig zertrümmert worden. Damit hatte Kaiser Barbarossa in seiner Besorgnis vor der Übermacht eines trotzigen Vasallen einen augenblicklichen Vorteil erreicht, dieser verwandelte sich jedoch später, wie die gleichzeitige Zerstücklung Sachsens, in den größten Schaden des Reiches.

Das ehemals so umfangreiche bayerische Stammesherzogtum war so kläglich zusammengeschrumpft. Aus dem ehemaligen „r^rnun LQl«ariorum", wie es in alten Urkunden gerühmt wird, war ein „Torso" geworden. Bald darauf machten sich auch die Grafen von Tirol selbständig (1250). Damit verlor Bayern die Gewalt über wichtige Alpenpässe (Brenner!)

Die rücksichtslose Zerschlagung des bayerischen Herzogtums beraubte diese Vorhut des Deutschtums gegen das von Süden und Osten her unaufhaltsam vordringende Slawentum ihrer Hauptwiderstandskraft und lähmte mit der allmählichen Lockerung des Stammesgefühls zwischen dem Mutterland und den Kolonialgebieten die so verheißungsvoll begonnene Germanisierung nicht bloß in den alpinen Slawenländern, sondern auch im Nordwesten gegen die Tschechen. Es hätte der steten Belebung durch, einen zielbewußten, starken bayerischen Herzog bedurft, um die für die Ausbreitung des Deutschtums so unendlich wichtige Kolonisationsarbeit des bayerischen Stamms in stetem Fluß zu erhalten und so dem deutschen Volk den zu seiner friedlichen Entwicklung unbedingt notwendigen Lebensraum zu gewinnen, insbesondere ihm im Süden den Zugang zum Meere für alle Zeiten sicherzustellen^ Wenn heute Deutschland gerade im Süden am engsten eingeschnürt ist und die frankoslawische (Tschechenstaat!) Pression, um mit Bismarck zu reden, sich gerade an der schmalsten Stelle des Reichsgebiets so gefahrvoll für den Bestand des Reiches geltend macht, so dankt das das Reich der kurzsichtigen Politik seiner damaligen Machthaber, die ihre beste Kraft in auswärtigen Unternehmungen (Italien) vergeudeten, statt sie viel zweckmäßiger auf den inneren Ausbau des Reichs zu verwenden.

Viel schuld an dem Aufhören der Germanisierungsbestrebungen trug naturgemäß auch die Lostrennung der 'Kolonialgebiete von der bayerischen Mutterkirche. So schied schon 973 Prag aus dem Verbande des Regensburger Bistums, so vernichtete die Erhebung Grans zum Erzbistum unter Otto II. die hoffnungevollen Aussichten Passaus, Metropole der ungarisehen Kirche zu werden.

Wie ganz anders hätte sich wohl die deutsche Geschichte des Mittelalters gestaltet, wenn des kernigen Bayernstamms urwüchsige Volkskraft, die eben damals, da der Stammesstaat auseinanderging, ihr Bestes auf dem Gebiete der geistigen Kultur leistete, in ihrer Gesamtheit erhalten geblieben und zur Wohlfahrt des Reiches auf ein hohes Ziel gelenkt worden wäre! Wohl nahmen die von Bayern abgetrennten Gebiete Österreichs, denen der Weg zu immer größerer Ausdehnung nach Osten freistand, später unter den Habsburgern einen bedeutenden Aufschwung und überflügelten politisch das alte in enge Grenzen gezwängte Mutterland, allein deren politische Abschrankung vom Mutterlande zu einer Zeit, da ihr eigenes Deutschtum innerbalb ihres Staatsgebiets noch nicht den völligen Sieg über die anderen Völkersehaften davongetragen hatte, brachte es mit sich, daß der anfänglich überwiegend deutsehe Cbarakter der Habsburgischen ^ausmaeht allmählich verloren ging und schließlich der Habsburgerstaat selbst eine Beute deutschfeindlicher Volkskräfte wurde. Es fehlte eben zur steten germanischen Mutauffrischung der dringend notwendige, vom altbayerischen Mutterlande ausgehende völkische Nachschub, zumal späterbin öfters auch heftige dynastische Gegensätze zwischen Wittelsbe.chern und Habsburgern die verwandtschaftlichen Bande zwischen Bayern und seinen österreichischen Ablegern lockerten.

Wohl bot sich den ersten Wittelsbachern durch eine günstige Heiratspolitik und durch Kauf Gelegenbeit zum Wiederaufbau einer ansehnlichen Territorialmacht, allein ihre unselige T e i l u n g s p o l i t i k brachte sie selbst wieder um die Früchte, die sie dabei geerntet hatten. Am verhängnisvollsten war es aber für Bayern, daß sie 1246 die beste Gelegenheit versäumten, nach dem A u s si e r b e n des ersten österreichischen Herzogsgeschlechts der Babenberger, deren Besitz wieder mit dem bayerischen Mutterland zu vereinigen. Dadurch wurde die Zersplitterung des Bayernstamms erst zu einer heute noch andauernden.

Für kurze Zeit gelang es zwar der Hausmachtpolitik Kaiser Ludwigs des Bayern Tirol wieder zurückzuerwerben 1342, allein schon 1369 fiel es im Vertrage von Schärding den Habsburgern zur Beute, die dieses schöne Land als Bindeglied zwischen ihren schweizerischen Stammlanden und ihrer neuen Machistellung dringend benötigten. Den Rest Nordtirols mit Kufstein erwarben sie später noch 1505 im Landshuter Erbfolgekrieg. Der endgültige Verlust Tirols war für Bayern besonders schmerzlich: „Mit Tirol wäre Banern der herrschende Staat im deutschen Süden geblieben". (Kronseder.) Mit der Abtrennung Tirols von Bayern aber begann die allmähliche Verwelschung Südtirols. Die Kolonisation südlich des Brenner erlahmte, da Österreich dieses so ersprießliche Feld kolonisatorischer Tätigkeit zugunsten seiner Aufgaben im Osten vernachlässigte, ja durch die spätere Eingliederung italienischer Gebiete in seinen Machtbereich der Verwelschung Südtirols Vorschub leistete und damit die begehrliche italienische Irredenta auf dieses gottbegnadete Ländchen lenkte. Heute liegt das Deutschtum Südtirols in den Todeszuckungen. Man kann dies ruhig als eine unselige Folge der Trennung Tirols von Bayern hinstellen. Dadurch ward dem Süden Tirols die völkische Lebensader unterbunden.

Fast noch traurigere Folgen hatte die Abschneidung eines anderen lebenswiehtigen Gliedes vom Mutterkörper, nämlich dee wertvollen Egerlandes. 1179 von Barbarossa zur Freien Reichsstadt erboben, ward das stattliche Eger, ein starkes deutsches Bollwerk an der wichtigen Senke zwischen Böhmerwald und Fichtelgebirge, im Iahre 13Z2 (Mühldorfer Schlacht!) von Kaiser Ludwig dem Bayern an König Iohann von Böbmen für seine bundesgenössische Hilfe verpfändet. Damit war sein Schicksal besiegelt. Gar bald fiel die mächtige Feste mit dem Gebiete ringsum dauernd den Böhmen anheim. Co ward die so bedeutsame d e n t s eh e Eingangspforte nach Böhmen gar bald zu einem böhmischen Ausfallstor nach Deutschland. Das zeigte sich nicht bloß schon bald darauf in der Errichtung eines oberpfälzischen Nordböhmens mit der Hauptstadt Salzbach durch Karl IV., gleichsam als dem westlichen Glaeio der starken natürlichen Ringfeste Böhmen, welche Gründung gottlob nur vorübergebend Bestand hatte. Das machte sich sebr unangenehm füblbar in der angstvollen Zeit der Hussitenkriege, das empfinden wir höchst lästig gerade in unseren Tagen, da durch die Errichtung des Tschechensiaatee in unserer südöstlichen Flanke ein tiefer Keil i n den deutschen Volkskörper eingetrieben worden ist. Man vergegenwärtige sich ferner die große politische und militärische Gefahr, der Deutschland gerade an dieser verwundbarsten, schmalsten Stelle ausgesetzt ist, wenn man erwägt, daß die Entfernung Egers vom besetzten Gebiet bei Mainz knapp 300 Knr beträgt!

So war die Zertrümmerung d e e> bayerischen StammesHerzogtums von den unseligsten Folgen für die Entwicklung des Reiches begleitet. Sie besiegelte erst den Auflösungsprozeß des Reichs und führte es vollends in die klägliche Kleinstaaterei ein, die schließlich zum Totengräber des deutschen E i n h e i t s g e d a n k e n s wurde, sie tat dem deutschen Volkstum so v e r b ä n g n i s v o l l e n Abbruch durch Unterbindung der bayerischen Kolonisation. Sie führte schließlich so gar zu blutigen Bruderkriegen zwischen den bayerischen Stammesbrüdern, die in erbitterter Fehde oft genug grausam sich selbst zerfleischten und so wiederum die deutsche Kraft schwächten.

Wiederholt machten nämlich die Habsburger Versuche, durch die Einverleibung Bayerns ihren deutschen Besitz zu vergrößern und so zugleich den Bayernstamm wieder politisch zu einen. Diese dauerten vom Vertrag von Ilbesheim, 1704, an das ganze 18. Iahrhundert hindurch über die Versuche der Wittelsbacher binweg, 1740 nach dem Aussterben der Habsburger deren Erbe anzutreten, führten zu den bekannten Tauschprojekten Iosephs II. mit Karl Theodor, die von Friedrich dem Großen vereitelt wurden, und gipfeln in den Anschlägen Österreichs in den Friedensschlüssen von Campo Formio und Luneville, durch die Bayern in die Arme Frankreichs getrieben wurde. So erfolgte letzten Endes der Abfall Bayerns von der deutschen Sache zum Rheinbund aus der Absicht der besseren Bewahrung feiner Selbständigkeit durch den Anschluß an Napoleon. Das gab aber dem Reiche selbst den Todesstoß. Es führte ganz Deutschland und Österreich in die drückendste französische Sklaverei und kostete Bayern selbst die schwersten Opfer an Gut und Blut.

So entstand ein ganzer Rattenkönig von Unheil aus dieser Zerstückelung der bayerischen Stammlande. Wie ganz anders stände heute Deutschland da, wenn sie vereinigt geblieben oder wenigstens nicht bis heute auseinander gehalten wären! Wie leicht hätte sich auf friedlichem Wege eine Wiedervereinigung erzielen lassen, wenn z. B. eine Heirat zwischen Maria Theresia und Karl Albert von Bayern zustande gekommen wäre! Wie viel deutsches Blut wäre durch diesen Ehebund erspart geblieben! Eine Einverleibung Bayerns in Osterreich hätte eine wesentliche Stärkung des dortigen deutschen Elements bedeutet und hätte die Stellung der Habsburger im Reich bedeutend gefestigt. Sie wäre für sie ebenso vorteilhaft gewesen, wie die Angliederung der rheinischen Gebiete an Preußen diesen Staat erst voll und ganz seinem deutschen Berufe zuführte. Durch Bayern wäre Österreich mit dem deutschen Reiche aufs festeste verknotet geblieben und es hätte vielleicht wohl einen Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zwischen Hohen zollern und Habsburgern, niemals aber eine Frage, ob großdeutsch oder kleindeutsch, gegeben und Mitteleuropa böte heute wohl ein ganz anderes Bild dar. Leider haben damals vorwiegend dynastische Gründe die, Wiedervereinigung des Bayernstamms hintmigehalten.

Diese sind nunmehr weggefallen. Heute bietet sich endlich den österreichischen Brüdern, die ein hartes Geschick so lange aus der politischen Gemeinschaft ausgeschlossen hielt, Gelegenheit zur Heimkehr ins Reich. Heute ist der großdeutsche Gedanke wieder auferstanden. Er ist diesmal in den Herzen der Völker lebendig geworden und wird von den Massen des Volkes selbst getragen. Nachdem die dynastische Scheidewand gefallen — eine volkliche Grenzlinie im eigentlichen Sinne hat es nie gegeben — wird es dem einmütigen Willen des ganzen deutschen Volkes wohl gelingen, die nur noch künstlich, ja gewaltsam aufrecht erhaltenen politischen Schranken einzureißen. Setzen wir doch alles daran, daß Mutter Bavaria endlich ihre so früh verlorenen Kinder wieder umarmen und, mit ihnen vereint, bauen kann an der inneren und äußeren Wohlfahrt des neuen deutschen Einheitsstaates!

Professor Dr. Münch, Oarmstaöt:
Sie Entwicklung unserer Westgrenze.

Seit den ersten Anfängen des Deutschen Reiches bestehen im Westen und Osten, in geringerem Maße auch im Norden, politisch-nationale Reibungsflächen, um die der Kampf mit den Nachbarvölkern stets von neuem entbrannte, in bunter Reihenfolge Vorstöße und Rückschläge aufweisend. Im Westen war und ist Frankreich der Nebenbuhler, im Osten sind es die slavischen Vormächte Polen und Rußland, nordlich der Elbe Dänemark. Während hier und im Osten im allgemeinen, trotz gelegentlicher Rückschläge, ein siegreiches Vordringen deutscher Kultur und deutscher Macht zu verzeichnen ist, schwankt im Westen der Wettkampf um das Rheinland dauernd hin und her und ist jetzt durch den Zusammenbruch Deutschlands in ein neues, schmerzliches Stadium getreten, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Suchen wir aus der Geschichte zu veistehen.

Der Rhein tritt erst zur Zeit Casars in die Geschichte. Durch die Feldzüge des genialen Römers wurde der Rhenus die Grenze des römischen Reiches und zugleich die Völkerscheide zwischen Kelten und Germanen. Unsere Vorfahren waren damals in einer langsamen, aber stetigen Vorwärtsbewegung über den Rhein gegen Gallien begriffen, einzelne Stämme hatten schon die trennende Wasserstraße überschritten und sich auf dem linken Ufer angesiedelt. Das heutige Elsaß und Burgund waren unter der Führung Ariovists von Germanen besetzt oder unterjocht. Cäsar erkannte die durch die kriegerischen, wanderlustigen Völker dem römischen Reiche drohende Gefahr und setzte ihrem weiteren Vordringen einen festen Damm entgegen. Die auf das linke Rheinufer übergetretenen Germanen wurden entweder vernichtet oder völlig unterworfen, der Rhein selbst wird der Wall, an dem sich die von Osten nachdrängenden Massen stauen. Auf dieser durch Cäsar geschaffenen Lage fußen die späteren französischen Forderungen nach der Rheingrenze.

Doch der starke Arm Roms begann zu erlahmen. Nachdem schon seit dem Ende des 2. Iahrhunderts n. Chr. germanische Völker in steigendem Maße in den römischen Grenzlanden und gerade auch auf dem linken Rheinufer als Ansiedler aufgenommen waren, gelang es den Franken und Alemannen, sich am Unterund Oberrhein fester zusammenzuschließen und die Provinzen Oervrarüa superior und interior in der eisten Hälfte des 4. Iahrhunderts zu erobern. Durch den Sieg bei Straßburg 357 stellte zwar der Kaiser Iulian die Rheingrenze wieder her, ober schon ein halbes Iahrhundert später, in der großen Völkerwanderung, finden wir die ostgermanischen Burgunder zu beiden Seiten des Mittelrheins in dem heutigen Rheinhessen und Starkenburg um Worms als Mittelpunkt. Südlich von ihnen drangen die Alemannen im heutigen Elsaß ein, und nördlich überschritten die Franken den Strom und erreichten in raschem Venstoß etwa die südliche Grenze des heutigen Belgiens. Ihr mächtiges Reich, das dann unter Karl dem Großen seine Blüte erlebte und noch einmal den Gedanken des Universalreiches zur Verwirklichung brachte, löste sich im 9. Iahrbundert auf. Die Rheinlande waren in dieser Zeit geradezu der Kern des Frankenreiches gewesen, und Aachen hatte die Residenz Karls des Großen abgegeben. Bei der Teilung im Vertrag von Verdun (843) erhält deswegen auch der älteste der drei Söhne, Ludwigs des Frommen, Lothar, dieses Mittelstück zwischen Ost- und Westfranken, das nach seinem Sohne, Lothar II., Lothnringien genannt wurde. Durch neue Teilungsverträge wird dieses Lothringen zwischen dem Westen und Osten geteilt und so die Grenze zwischen dem späteren Frankreich und Deutschland zum ersten Mal festgelegt.

Der neue, aufstrebende christlich-germanische Staat greift unter den sächsischen, fränkischen und staufischen Kaisern nach Westen und Osten kraftvoll um sich. Mein und Elbe werden deutsche Ströme. Aber es fehlt doch die Kraft, diese Grenzgebiete wirklich restlos einzuverleiben. Lothringen bildet auch als deutsches Herzogtum immer den Zankapfel zwischen Frankreich und Deutschland, und es zeigt sich schon bier die bedauerliehe Tatsache, daß der Deutsche es nicht versteht, fremde Volksteile wirklich anzugliedern und ihre Sympatbie für seine Rasse, Denkart, politische Einrichtungen und Kultur zu gewinnen. Es fehlt das feste, hobe Ziel, der große politische Schwung. Allemal ist das Volkstum der Randgebiete nur ein lockeres Anhängsel, ohne tatkräftige Hilfe vom Zentralstaat her, während für die nationalfremde Kaiserpolitik die besten deutschen Kräfte geopfert werden.

Die Zeit des germanischen Uebergewichts dauert nicht lange. Schon im 14. und 15. Iahrhundert dringt die keltisch-römische Kultur im Westen, wie die slavisch-polnische im Osten, im Gegenstoß vor. Das von dem fränkiseben Kaiser Konrad II. erworbene Burgund geht wieder fast ganz verloren, und an Scheide und Maas beginnt die Abbröckelung des alten Herzogtums Lothringen. Wie im Osten schon im 15. Iahrbundert die deutschen Ordenslande großenteils an Polen fallen, so gehen im 16. Iahrbundert trotz der persönlichen Erfolge des Habsburgers Karl V. Metz, Toul und Verdun tatsächlich verloren, wenn sie auch dem Namen nach noch beim Römischen Reich deutscher Nation verbleiben. Es war der bekannte Vertrag des Herzogs Moritz von Sachsen, der diese drei Bistümer dem französischen König gegen eine Geldhilfe überließ. DerAbbröckelungsprozeß setzt sich im 17.IabrImndert, im 30jährigen Krieg und in den Raubkriegen Ludwigs XIV., fort, das Deutsche Reich liegt machtlos am Boden, jede starke Reichsgewalt feblt. Im Lsten kommt freilich der slavische Vorstoß mit dem Aufstieg Preußens zum Stillstand, aber weder Oesterreich, noch Preußen haben Interesse an der Westgrenze. Beide Staaten verfolgen ihre politischen Ziele nach Osten, beides sind Randstaaten, Südwestdeutschland ist für Habsburg nur eine Art Kampfvorfeld gegen das übermächtige Frankreich, wäbrend Oesterreich im Kampf gegen die Türken Ungarn erobert. Die tatkräftige Politik sowobl Preußens wie Oesterreichs verfolgt nur eigene, rein egoistische Interessen, und es gelingt den schwachen Bestrebungen nicht, beider Politik in ein gemeinsames Fahrwasser zu lenken. Im siebenjährigen Krieg .zerfleischen sich die Bruderstaaten, und das damals schon recht zermürbte Frankreich gewinnt die noch fehlenden Gebiete Lothringens 1766 endgültig. Im Verlauf der Revolutionskriege gelingt es dann dem Korsen Napoleon nach kurzem Kampf, den Rhein als Grenze Frankreichs gegen das sterbende alte deutsche Reich aufzurichten, ja auf das rechte Ufer überzugreifen.

Eist mit den Befreiungskriegen erfolgt wieder ein deutscher Rückstoß, doch verbarrt Frankreich noch in fester Stellung am Oberhein. Wie Elsaß-Lothringen dann durch den glorreichen deutsch-französischen Krieg 1870—71 zurückgewonnen wurde und jetzt wieder verloren ging, ist nur allzufrisch und schmerzlich in jedermanns Bewußtsein.

Trotz der ungleich größeren Anziehungskraft französischen Wesens gelang es Frankreich nur langsam, das Elsaß und Lothringen französisch zu machen. Es ist dabei ein deutlicher Unterschied festzustellen zwischen Elsaß und Lothringen. Die Elsässer behaupteten zäh ihr alemannisches Deutschtum und sind erst seit der Gewinnung Lothringens und damit der Abrundung des französischen Besitzes rascher französiert. Ihnen kam die breite Verbindung am Oberrhein mit ibren alemannischen Stammesgenossen bis zur oberen Donau hin zu statten. In Lothringen dagegen wohnen bewegliche Franken, für französische Kultur empfänglicher und außerdem nicht so fest mit dem deutschen Volkskörper verbunden. Besonders stark waren die Rheinlande in der Napoleonischen Herrschaftsperiode 1797 bis 1815 verwelscht Aber noch 1870 traf der kräftige deutsche Vorstoß recht ansehnliche Reste zäh be-. wahrten Deutschtums in Elsaß-Lothringen. Wie wenig auch das neue Deutsche Reich es verstand, sich die alten Reichslande wieder fest anzugliedern, ist nur allzu bekannt. Ietzt sind diese Gebiete wieder Frankreich ausgeliefert, und das ganze Rheingebiet steht dem französischen Einfluß für Iahre hilfloser denn je offen. Frankreich geht energisch zu Werk, kein Mittel bleibt unversucht, seine Vormacht zu

begründen. Schon wird die an und für sich nicht zu leugnende Tatsache bervorgeholt, daß die Rheinlande früher von Kelten bewohnt waren. Die weitere, daraus gezogene Folgerung, daß die linksrheinische Bevölkerung überhaupt von den Kelten abstamme, ist freilich geschichtlich nicht zu belegen. Wenn auch keltische Einflüsse an der Mosel und am Mittelrhein recht stark waren, so sind sie doch längst erloschen und lassen sich fast nur noch aus Gräberfunden oder Namen, wie Main, Taunus usw. nachweisen. Auch die Rolle Aachens im Karolingerreich wird häufig hervorgehoben, wie ja Karl der Große überhaupt als französischer Herrscher beansprucht wird. Iedenfalls fühlt sich der gebildete Franzose als der Erbe Cäsars und hält an dem Rhein als Grenze fest.

Unleugbar kommt den Franzosen in den, neu entbrannten Kampf um die westlichen Grenzlande noch ein wirtschaftliches Moment zustatten. Die Verkehrsrichtung der Rheinlande ist dem Lauf des Stromes entspreehend vorwiegend eine nordsüdliche, und eine gewisse wirtschaftliche Geschlossenheit läßt sich dem rheinischen Grenzgebiet nicht absprechen. Die reichen Kohlen- und Eisenschätze Lothringens, Nordfrankre chs und Belgiens, die hoch entwickelte Tertilindustrie der Schweiz, Mülhausens, der Rheinprovinz und Belgiens, besonder» bei Aachen, sind starke Bande. Zudem hat kein deutsches Land eine gleich alte und hohe Kultur aufzuweisen. Das alte Lotharingien scheint in moderner wirtschaftlich-politischer Einheit wieder erstehen zu sollen. Die von Frankreich geflissentlich geforderten Bestrebungen zur Gründung einer rheinischen Republik zielen in dieser Richtung. Eine Zeitlang stand dieser Plan, von Mangin, dem klerikalen französischen Oberbefehlshaber in Mainz, eifrig unterstützt, unmittelbar vor der Verwirklichung. Seit der Abberufung dieses Generals ist es davon auffallend still geworden. Offenbar sah man auf französischer Seite ein, daß die eingeschlagene Politik falsch war, zumal Engländer und Amerikaner nicht mitmachten und Dorten und Genossen unzweideutig abwiesen. Aber Frankreich wird den Kampf nicht so leicht aufgeben, seine augenblickliche Stellung Deutschland gegenüber ist zu günstig, besonders seit es mit der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens am Oberrhein festen Fuß gefaßt hat. Nur eins kann Trost verleihen: Die alte Anziehungskraft der französischen Kultur ist für immer dahin. Die wenige Sympathie, die der französische Soldat anfangs in der Pfalz und Rheinhessen noch genoß, ist fast überall geschwunden, und bei dem geringen Organisationstalent der Franzosen erscheint der alte Kampf um die Rheinlande für uns doch nicht mehr so hoffnungslos, wie eb noch vor wenigen Monaten den Anschein hatte. Der Deutsche im besetzten Gebiet hat wieder das Bewußtsein seiner Leistungsfähigkeit erlangt, er sieht, daß er bei einem Vergleich nicht ungünstig abschneidet. Gewaltige Werte stehen auf dem Spiel. Wie wird der neue Kampf um das linke Rheinufer ausgehen?

» —" ,» —»

Gustav Mrk:

Zu Sigurö Absens Betrachtungen über

öeut^chlanü. (Nord und Süd Ianuar 1920).

Sigurd Ibsen steht uns wohlwollend gegenüber; das Schicksal, das er uns zudächte, wäre noch nicht das schlimmste. Wohlwollen müssen wir hoch schätzen; viel davon ist für uns auf der Erde nicht zu finden. Wohlwollen in Norwegen ist uns besonders angenehm. Noch lieber als eine wohlwollende wäre uns freilich allenthalben eine gerechte Beurteilung und ein entsprechendes Verhalten. Ja, gäbe es eine Völkergerechtigkeit! Dann stünden wir obenan. Von dem Wohlwollenden wenigstens sähen wir uns aber gern gerecht beurteilt. Und wer uns wohl will, wird einen Fehler in seinem Urteil, den wir ihm nachzuweisen haben, gern berichtigen.

Wir nehmen an, Sigurd Ibsen wird sich freuen, wenn er hier und da uns nicht mit Bedauern etwas vorzuhalten, sondern nur unser gutes Recht anzuerkennen braucht. Und er wird es nicht verwunderlich finden, wenn einem Deutschen, der sein Volk von schwerem Schicksal getroffen weiß und es selbst mit tragen muß, jeder solche Irrtum nicht bloß ein ungewichtiges Wort, sondern eine schwer drückende Last ist, von der er sich zu befreien sucht.

Ein etwas leichthin gesprochenes Wort ist das von der Gewalt, die sich mit 5em Mantel des Rechtes bekleidet. Das heißt nicht etwa, die Gewalt nimmt Rücksicht auf das Recht und sucht mit ihm in Einklang zu kommen, sondern sie nimmt nur einen Schein des Rechtes als Hülle um sich. Oder anders gesagt, ein Volk, das Gewalt übt, spricht doch nur von seinem Recht in bewußter Heuchelei, durch die sich auf beiden Seiten viele täuschen lassen, da klare Kenntnis der Mlkererlebnisse und Völkerverhältnisse doch immer nur wenigen eigen ist. Dieser Rechtsmantel, diese Heuchelei soll eine Wirkung der fortschreitenden Bildung und Verfeinerung sein. Das wird freilich stimmen. Nur wird man über diesen geistigen Fortschritt der Menschheit eine bittere Bemerkung nicht unterdrücken können. Weiter sind wir also über den Urzustand nicht hinausgekommen, als daß wir zu der rohen Gewalt noch die Heuchelei hinzufügen. Ist das eine Veredlung? Der eigentliche Fortschritt müßte doch darin liegen, daß die Gewalt zugunsten des Rechtes und zwar des wirklichen Rechtes zurückwiche und andererseits nur dem Rechte diente. Milderung der Gewalt, nicht Bemäntelung, darauf käme es an. Vielleicht hat unter allen Völkern der Erde keines so sehr das Bestreben gehabt, Recht vor Gewalt gehen zu lassen, als das deutsche. Steht freilich ein Volk mit dem ehrlichen Bewußtsein des Rechtes einem anderen gegenüber^ welches vom Rechte nur heuchlerisch spricht, so werden sich die beiden kaum ver' ständigen können, und der Heuchler kann unter Umständen die allgemeine Meinung für sich gewinnen, da Schein und Lüge beliebig veistärkt werden können, während 5er Gegner auf dem schlichten Boden der Tatsachen stehen bleibt. Das soll nun ein Mangel an. uns sein, daß wir zu wenig heuchelten oder, wie es gelegentlich beißt, die staatsmännische Schamhaftigkeit verletzten, auch Bismarck. Eigentlich müßte man hier anstatt von Schamhaftigkeit eher von Schamlosigkeit sprechen. Ich glaube, diesen Vorwurf können wir uns mit Gleichmut anhören. Unser wirklicher Fehler lag darin, daß wir oft nicht wußten, ob und wofür wir unsere Kraft einsetzen sollten; ob ein erreichter Zweck dann noch bemäntelt wird, ist unerheblich.

Unsere Unbeliebtheit wird auch bei Sigurd Ibsen auf eine zu geringe Fortschrittlichkeit in unseren inneren Zuständen zurückgeführt. Damit eignet er sich leider eine heuchlerische Redensart unserer Feinde allen Ernstes an, die doch nicht auf unseren Fortschritt und Nutzen, sondern auf unsere Zerrüttung bedacht waren und sie gerade mit Hilfe des Fortschrittgeschreis auch erreicht haben, ös ist im Laufe der letzten Iahre oft genug darauf hingewiesen worden, daß die tatsächliche Freiheitlichkeit unter unserem Königtume größer war als in den sogenannten Freistaaten Frankreich und Amerika und in dem angeblich von der Volksvertretung gelenkten englischen Königreiche. Daß unsere Einrichtungen das Gedeihen des Volkes förderten, erkennt Ibsen an, besonders auch in ElsaßLothringen, aber, sagt er, das merkte man nur im Lande selbst, dem Auslande blieb es verborgen. Dann, sollte man meinen, muß eben derjenige, der ein richtiges Urteil baben will, näher zusehen. Aber es kam ja den Gegnern nur auf ein gehässiges, nicht ein richtiges Urteil an.

Sehr befremden muß der Ausspruch über unsere Rüstung zur See. Wir in Deutschland wissen, daß es nicht sinnlos war, eine gewaltige Streitmacht zur See zu schaffen; dem Ausländer kann es am besten das Buch von Tirpitz beweisen. Daß es nur noch von unserer gewesenen Seemacht und nur von den möglichen, aber nicht erreichten Erfolgen, nicht von den siegreihen Seestreitkräften und dem dadurch geretteten Deutschland sprechen kann, liegt weder an dem Meister noeb an dem Meisterwerke, sondern an dem versäumten Gebrauche. Der oberste Kriegsberr bat leider den Rat des besten Kenners verschmäbt, zu seinem und des Volkes Unheil. Erschütternd ist, das bei Tirpitz zu lesen.

Auch war leider nicht davon die Rede, daß die Heeresleitung die kriegerischen Maßnahmen überwiegend bestimmte, sondern die Reichsleitung mit ihren schwächlichen und unzutreffenden Erwägungen hat die Kriegführung gelähmt; ein Sachverhalt, dem von Ibsen angenommenen gerade entgegengesetzt. Die Beweise im einzelnen enthalten die Bücher von Ludendorff und Tirpitz. Daß eine Erklärung über Belgien Friedensverhandlungen ermöglicht bätte, ist mehr als fraglich. Daß der Unterseebootkrieg Amerika auf die Seite der Feinde gebracht hat und es sonst uns nichts getan hätte, ist geschichtlich unwahr.

Endlich sei noch auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich hingewiesen. Die unmenschliche Härte der Friedensbedingungen führt Ibsen sicherlich mit Recht auf Frankreich zurück und meint, von diesem Lande könne billigerweise eine vorurteilsfreie Betrachtung der Dinge nicht verlangt werden. Er fährt fort: „Dazu hat Frankreich von Deutschlands Seite zu viele und, wie jedermann einräumen muß, ganz unverdiente Leiden zu ertragen gebabt." Wer so urteilt, kann die Geschichte Frankreichs und Deutschlands etwa seit 1500 nicht in einer wahrheitsgemäßen Darstellung kennen gelernt haben. Wenn Ibsen beispielsweise die im treuesten wissenschaftlichen Sinne abgefaßte Darstellung von Dietrich Schäfer (Deutsche Geschichte, 7. Auflage 1919) läse, könnte er sehen, wie seine Behauptung die Dinge auf den Kopf stellt.

„Daß Deutschland zu büßen habe, war selbstveiständlich." Das ist der am wenigsten wohlwollende und am wenigsten gerechte Satz in den Ibsenschen Ausführungen. Vielmebr: das plötzlich den Kampf aufgebende und sich der Gnade des Feindes überlassende Deutschland sieht sich nun ^ wie es hätte voraussehen müssen und ein Teil vorausgesehen hat — mit Füßen getreten.

Daß die unerträgliche Vergewaltigung Deutschlands für Europa höchst schädlich und gefährlich werden kann, davon werden wir mit Ibsen überzeugt sein. Wenn er aber hofft, daß die außerdeutsche Arbeiterschaft die deutschen Arbeiter mcht sinken lassen werde, auch, um nicht unterboten zu werden) so ist vor der Hand ?on solchen Regungen noch nichts zu merken.

Leben und Weiterbestehen gönnt uns Ibsen. Einheitlicher Wille zur Arbeit mid zur Selbstbehauptung ist da wohl eine unerläßliche Bedingung. Möchten wir ibn aufbringen!

fllbert Vach, Neustaöt a. ö. Haaröt: km gangbarer Weg.

(Ergänzung der Volkserziehung).

Fast alle sozialen Übel wurzeln in der zu niedrigen Bemessung der seelischen Werte einerseits und in der zu hohen Bemessung der materiellen Werte andererseits.

Soll nicht schon in absehbarer Zeit ein vollkommener sozialer Zusammenbruch eintreten, so muß ein Weg eingeschlagen werden, der, umgekehrt, zu einer höheren Bemessung der seelischen und zu einer niedrigeren Bemessung der materiellen Werte führt.

Die Bibel zeigt einen gangbaren Weg. 5 B. 30, 15 und 19: „Siehe, ich lege dir heute vor das Leben und das Gute, auch den Tod und das Böse; aber du sollst das Leben erwählen."

In Verbindung mit diesem biblischen Hinweis habe ich die Formel geprägt: „Lebensdienst oder Todesdienst bezw. Lebensdiener oder Todesdiener". Der Lebensdienst dient also dem Guten, der Todesdienst dem Bösen.

Der Wert des Lebensdienstes besteht vor allem darin, daß er einigt im Gegensatz zu den Parteien, die trennen. Das Parteileben hat in seinen ethisch-sozialen Wirkungen versagt. Das Versagen ist erklärlich. Theoretisch betrachtet, will jede Partei einigen; praktisch aber wirkt die Partei trennend. Zur Propagandierung ibrer Anschauung steht sie im Kampf, der gewöhnlich Haß erzeugt. Der Lebensdienst kennt weder Partei noch Haß. An der Erhaltung des Lebens haben alle Menschen Interesse ohne Unterschied der Weltanschauung. Der Lebensdienst bat mithin die Wesenheit, die größte Interessengemeinschaft der Welt zu werden.

Eine Ergänzung des Lehrplanes der Schule im Geiste des Lebensdienstes würde aus folgenden Leitsätzen bestehen:

1. Der Lebensdienst bedeutet keine Weltanschauung. Er gründet sich auf die Tatsache des Lebens. Er ist eine Übung im Guten.

2. Eine Lebensführung in dieser Richtung dient dem Leben und ist als „L e b e n s d i e n st" zu bezeichnen.

3. Der Lebensdienst umfaßt alles, was dem Leben dient, und besteht vorwiegend in Arbeit, Mäßigkeit und Menschenfreundlichkeit.

4. Der den Lebensdienst ausübt, ist „Leben sd i en er."

5. Die göttliche Natur hat den Menschen mit Geist ausgestattet. Und nur, wenn der Geist dem Leben dient, erfüllt er seinen Zweck.

6. Das Leben wird erhalten durch den Einklang im Organismus bezw. im Lebensbetriebe.

7. Der Einklang wird, soweit es die Anlage ermöglicht, aufrecht erhalten, indem man dem Leben dient.

8. Am Wesen des Lebensdienstes haften naturgesetzliche Wirkungen guter Art: der dem Leben dient, nützt sich und der Gesamtheit.

9. Der Lebensdienst wirkt belohnend. Der Lebensbetrieb arbeitet exakt. Er belohnt unfehlbar jede gutartige Handlung.

10. Der Gegensatz von Lebensdienst ist „Todesdienst". Er umfaßt alles, was dem Tode dient, und besteht vorwiegend in Trägheit, Unmäßigkeit, Unredlichkeit, Haß und Neid.

11. Der den Todesdienst ausübt, ist „Tod esdi en er".

12. Am Wesen des Todesdienstes haften naturgesetzliche Wirkungen böser Art. Der dem Tode dient, schadet sich und der Gesamtheit.

13. Der Todesdienst wirkt bestrafend. Er erinnert an die Bibelworte: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn". Der Lebensbetrieb arbeitet erakt. Er nimmt unfehlbar Rache für jede bösartige Handlung.

14. Am menschlichen Lebensbetriebe haftet göttliche Vollkommenheit. Er bestraft das Böse und belohnt das Gute. Und keine Seele kann sich der Bestrafung und Belohnung entziehen.

15. Die Menschenfreundlichkeit fördert ein befriedigendes Ausleben. Folglich bedeutet Nächstenliebe zugleich Selbstliebe. Die göttliche Anlage des Lebensbetriebes unterstützt also die Verwirklichung der Nächstenliebe.

16. Der Lebensdiener ist sich klar darüber, daß, wenn der Mensch durch die Wirkung einer konfessionellen Erziehung im Gotteshaus eine seelische Er bauung findet, er dem Leben dient. Er ist sich ebenso klar darüber, daß der Mensch auch in Gottes freier Natur eine seelische Erbauung finden kann, die dem Leben dient. Der Lebensdiener überbrückt die religiösen Gegensätze.

17. Die Lebensführung des Lebensdienstes wird geregelt durch die Rücksicht auf die Gesundheit. Diese Rücksicht führt zur einfachen, mäßigen Lebensweise. Einfache Lebensweise aber beansprucht auch nur eine einfache Wirtschaftslage. Sprüche K. 20, V. 8: „Armut und Reichtum gib mir nicht, lasse mich essen mein beschieden Brot."

18. Die Vererbung guter Eigenschaften entwickelt das soziale Empfinden von Geschlecht zu Geschlecht. Darin liegt eine Befriedigung für die Eltern, da sie in ihren Nachkommen fortleben. An dem Streben nach der

Wohlfahrt ferner Nachkommen haftet der weitere Nutzen, daß die Befangenheit der Eltern gegenüber ihren Kindern zurückgeht und dementsprechend die Erziehung zum Guten erleichtert wird. .

19. Das soziale Empfinden wird auch gefördert durch die Erkenntnis vom Einklang im gesunden Organismus bezw. Lebensbetrieb. Das beglückende Gefühl der Gesundheit, die Wirkung des Einklangs hilft dem Menschen, den sozialen Vorteil zu begreifen, der am freien Willen I'aftet, sich dem Ganzen unterzuordnen.

20. Die Kenntnis vom Lebensbetrieb leitet zu einer hohen Lebensbewertung Dae Kind wird durch Anschauungsunterricht überzeugt, daß es der Träger eines bohen Wertes ist: Der Träger des Lebens!

21. Abschreckende Krankheitsformen, die durch Unmäßigkeit und Ausschweifung entstehen, müssen vor Augen geführt werden, ebenso die anmutenden Formen der Gesundheit, bei deren Entwicklung die Mäßigkeit von Nutzen ist.

22. Die göttliche Unfehlbarkeit der naturgesetzlichen Wirkungen bildet auf Erden das zuverlässigste für den Menschen.

23. Naturgesetzliche Wirkungen schädlicher Art sind nur durch naturgesetzliche Gegenwirkungen erfolgreich zu bekämpfen. Der Blitzableiter schützt vor den schädlichen Wirkungen des Blitzes.

Auf der göttlichen Unfehlbarkeit der naturgesetzlichen Wirkungen beruht die wissenschaftliche Technik. Und ihr gewaltiger, geistiger und seelischer Einfluß auf die Lebensführung erfordert, wie die tatsächlichen Verhältnisse beweisen, eine Verstärkung der ethis ch - sozialen Entwicklung.

Ein schnell wirkendes Mittel zur Beseitigung der sozialen Gefahr ist naturgesetzlich nicht denkbar. Der gesteigerte materielle Genuß macht meistens nur begehrlicher. Gesetze und Rationierungen werden bäufig umgangen. Und Gewalt erzeugt wieder Gewalt.

Wohl vermögen wir aber durch eine Gegenströmung, im Geiste des Lebensdienstes, die Gefahr zu vermindern. Zwar ist am gegenwärtigen Menschen, der von Gewohnheiten beherrscht ist, nicht viel zu ändern. Gleichwohl ist er vernünftig genug, um einzusehen, daß es für spätere Geschlechter von großem Nutzen sein wird, wenn durch eine Ergänzung in der Erziehung die Menschen williger werden zu einer höheren Lebensführung als das jetzige Geschlecht.

Es müßte eine Volksbewegung hervorgerufen werden, um die Reichsregierung zu veranlassen, eine Kommission aus Ärzten und Pädagogen zu bilden. Die Kommission hätte die Aufgabe, die Leitsätze des Lebensdienstes derart auszubauen, daß sie in den Lehrplan der Volkserziehung eingefügt werden können.

Überdies gab es niemals eine Zeit, die so günstig war zur Einleitung einer solchen Bewegung wie gerade jetzt, ist doch das soziale Leben der ganzen Welt in Gefahr.

Die langsame Wirkung des Lebensdienstes darf nicht abschrecken. Die Hauptsache bei der ethisch-sozialen Entwicklung ist nicht die Sehnelligkeit, die vielfach mit Störungen verknüpft ist, sondern die ununterbrochene Stetigkeit. Der Lebensdienst bewegt sich auf einem Wege, bei dem nur ein langsames Fortschreiten möglich ist, der jedoch immer schöner wird, je weiter man ihn verfolgt. Er führt zur Versöhnung und Einigkeit, zum Frieden auf Erden und ist sonach ein gangbarer Weg.

» »»»»: ≙-»

Dr. Karl flrns, Bochum:
Em englischer Barbusse.

Sieghaft erhebt heute der pazifistische Gedanke sein Haupt in der Literatur. In fast allen Kulturländern sind Männer aufgestanden, die mit religiöser Inbrunst dem Schrei der Erlösung erstrebenden, nach Frieden jammernden Menschenseele dichterischen Ausdruck verleiben. Nieht Federhelden und Heimkrieger sinc es, die am friedliehen Schreibtisch bedächtig ihre Verse schmiedeten, fondern Frontsoldaten, die in einem Winkel des Schützengrabens ihre unmittelbaren Eindrücke ;u Papier brachten. Sie haben selbst im Kampfgetümmel gestanden, die ganze Gemeinheit des modernen Krieges kennen gelernt, der durch den Mißbrauch der Errungenschaften der Technik zu Vernichtungszwecken charakterisiert ist, der die Menschen zu Höhlentieren erniedrigte. Der Mord ist ihnen keine Mannestugend; als Wahrheitskünder berichten sie von einer brutalen Zeit, die Literaten, Bauern, Handwerkern, Stubenhockern die Waffen in die Hand zwang mit dem Befehl, das fünfte Gebot zu verletzen. Sie schreien die Sinnlosigkeit des Krieges in die Welt hinaus, welcher Menschen, die einander nie gekannt, nie gesehen haben, ;u Gegnern bestimmt. Sie sprechen den Staatsmännern das Recht ab, die Mitbürger in die Schlacht zu schicken, um Mitmenschen zu morden oder sich von ihnen morden zu lassen. Die Gestalter der Feldzugimpressionen und Schützengrabenvisionen sind die Propheten und Wegbereiter eines neuen, besseren Zeitalters. Ihr ungeheures Erleben bringen sie in Einklang mit ihrem tragischen Weltgefühl, das sie über die nationale Parteinahme stellt. Getragen von menschlichen und menschheitlichen Gefühlen verdammen sie den Krieg als ein Unglück, als ein Verbrechen. Ihre Losung heißt: Kampf dem Kampfe!

Der Franzose Henri Barbusse marschiert an der Spitze dieser Apostel der Menschenpflichten und Menschenrechte. Seine Gesinnungsgenossen haben sich zusammengefunden in dem nach seinem Werke I<a Olarte benannten Bunde, der sich den Kampf gegen die alten Mächte der Finsternis und die Versöhnung der Völker zur Aufgabe macht. Wie er, so wurden in fast allen Ländern Europas menschlich und dichterisch belangvolle Sprecher von ihrem erkennenden Sozialgewissen zu ergreifenden Kriegsanklagen getrieben. In Ungarn ist es Andreas ^atzko, in Österreich Rudolf Ieremias Kreutz, in Irland Patrick Mae Gill, in Deutschland Fritz von Unruh, Leonhard Frank, Reinhard Goering.

Selbst in England, wo so viele imperialistische Barden wie Rudyard Kipling, William Watson, Theodore Maynard in poetischen Hassesorgien gegen die Heimat ikres Geistes und ihres Blutes eiferten und in traditioneller puritanischer Selbstgerechtigkeit die Sache Britanniens mit der Sache der Menschheit identifizierten*), erhoben sich Männer von der Schule Barbusse. Auch hier sind es Mitkämpfer, die sich zu Anwälten der pazifistischen Iugend gegen den Chauvinismus der Alten machen. Der erbittertste poetische Parteigänger der Kriegsgegner im gegenwärtigen Britannien ist Siegfried Sassoon. Das Töten und Würgen hat er 'ius nächster Näbe geschaut, und das gewaltige Erlebnis hat ihn dichterische Gebilde schaffen lassen, die von dem Feuer seiner starken Persönlichkeit durchglüht sind. Schon in den ersten Kriegsjahren, wo so manche Wesensverwandte bei uns schweigen mußten, ließ er seine revolutionäre Stimme ertönen. Seine gesammelten „Kriegegedichte" (War?«erris), die er jüngst im Heinemannschen Verlage in London erscheinen ließ, sind ein machtvolles Pamphlet gegen den Krieg. Sein Buch ist cestruktiver Natur, als Zeitdokument hat es dauernden literarischen Wert. Seine Gedichte sind ebenso originell in der poetischen Daistellung wie zwingend in der Handhabung der Sprache. Als Augenzeuge von rücksichtsloser Wahrheitsliebe berichtet er mit überzeugender, selbstquälender Realistik. Den Kampf entkleidet er jeglichen romantischen Gewandes. Seine ätzende Satire ist dmchtränkt von achter Menschenliebe, die ihn in jedem „Feinde" den Menschen erblicken läßt. Nichts Menschliches ist ihm fremd.

Sein Ideal ist nicht die spartanische Mutter, von der es heißt, daß sie dem Baterlande acht Sobne opferte, sie alle unter einem Grabstein bestatten ließ, ohne eine Träne zu vergießen, und nur die Worte sprach: „Schau, Sparta, diese Kinder gebar ich für Dich!" Die Mutter des Kriegers ist ihm eher ein Gegenstand des Mitleides als des Lobes. Sein Sonett „Frauenruhm" (Olorv «k ^Vornen) bringt Gefühle zum Ausdruck, die wahrer und menschlicher sind als jene der Griechin:

') Man vergleiche meine Broschüre: „Ter religiöse britische Imperialismus", Oschmann und Lau, Bochum I9l9.

Ihr liebt uns, wenn als Urlaubehelden wir
An Orten hochberühmt verwundet worden.
Die Kriegsschmach sei verhüllt, so glaubet ihr,
Durch „Heldentum", und ihr verehrt die Orden.
Ihr macht Granaten uns. Ihr lauscht verzückt,
Wenn ihr vernehmt von Schmutz und Kampfesnot.
Ihr krönt die Kämpfer, die ihr nicht erblickt.
Beklagt der Krieger Glorie, wenn wir tot.

Nie glaubt ihr, daß ein Brite „retirieret",
Wenn sie auf Leichen trampelnd blutgeblendet
Von Höllenschreck erfaßt sich flüchtend retten.
O deutsche Mutter, die am Herd sinnieret,
Die Strümpfe strickend, die dem Sohn sie sendet,
Sein Antlitz wird derweil im Schmutz zertreten.

Die ganze Energie seines Hasses schleudert Sassoon gegen die Daheimgebliebenen, welche die anderen ins Feld schicken, um zu töten oder sich töte„ zu lassen. Die „Heimkrieger" sind ihm jämmerliche Toren oder perverse Verbrecher. Vor den stärksten Ausdrücken schreckt er nicht zurück. Mit bitterer Freude träumt er von dem Tage, da er die „scheelsüchtigen Iournalisten grunzen und winseln" (t,Ke ^eUow press-rneri Anmr, anel, s^ueal) hört und die heimgekehrten Soldaten die Iunker aus dem Parlament jagen sieht. Ihm ist die Begeisterung der zu Hause Gebliebenen unerträglich, besonders wenn diese begeisterungsfähigen Kreaturen behaupten, die Soldaten benähmen sich nicht nur wie die Harlekine der musioK-M, sondern seien auch furchtbaren seelischen Erschütterungen unzugänglich. Den, scherzenden Zivilisten verbietet er sogar, Späße zu machen in Kriegszeiten. Sein grimmer Zivilistenhaß bricht sich leidenschaftlich Bahn in einem Gedicht

Die Schädlinge VliFkter«).
Das Haus ist brechend voll: sie grinsen Reih' an Reih',
Der Huren Chor begackernd in dem Schaugepränge.
Der Sang: „>Ve're sure tke Xaiser loves tke 6ear olö ^anks"
Durchdringt mit schriller Melodie die trunkne Menge.

Ich wünschte nur, ein Tank saust' nieder aufs Parkett
Das blöde Lied erstickend oder „Home, sweet Home",
Und in den music-KaUs gäb's keine Späße mehr,
Die ob der Leichenberge spotten bei Bapaume.

Bei Gelegenheit lacht Sassoon, aber es ist das Lachen eines Menschen, der irre geworden ist an einer irrsinnigen Welt. Die volle Schale seiner galligen Satire gießt er aus über die Unfähigkeit der Staatsmänner und Generale, die Taufende von Menschenleben auf dem Gewissen haben, und findet Befreiung und Erleichterung, indem er geradezu in ein hysterisches Frohlocken ausbricht, wie in

Der General (Me Qeneral).

„Schön guten Morgen!" sprach der General,

Als letzte Woche noch es ging nach vorn;

Die er begrüßte, sind nun tot fast all'.

„Stabsschweine! Dummes Pack!" knurrn wir voll Aorn.

Heinz grunzt zu Iack: „Ist doch ein Biedermann!"

Sie schleppen sich bepackt bis Arras dann,

Und beide falln Dank seineni Angriffsplan.

Nichts ist ihm heilig, nicht einmal die altehi würdige religiös fundierte Tradition, daß Britanniens Kampf stets ein Kampf des Guten gegen das Böse in direkt theologischem Sinne sei. Die beamteten Künder dieser Heilslehre fertigt er mit blutigem Hobne ab, wie in dem Gedichte

„Sie" (1-Ke;').
Der Bischof sagt uns: „Kehren sie nach Haus,

Sind's andre Burschen; denn sie kämpften gut
Für unser Recht; sie machten den Garaus
Dem Antichrist; erkauft ist durch ihr Blut
Die Hoffnung auf ein besseres Geschlecht;
Sie boten Trotz dem Tode im Gefecht.

„Nicht einer ist derselbe!" sprechen sie.

Georg ist Krüppel jetzt, und Bill ist blind.

Vom Lungenschuß gesundet Iakob nie.

Und Berthold ist geschlechtskrank, ja man find't

Nicht einen, der noch ist, wie einst er war.

„Die Wege Gottes", sprach er, „sind doch wunderbar!"

Sassoons Verse sind oft inspiriert von einer kühnen, grauenvollen Phantastik. Seine Einbildungskraft läßt ihn Bilder schauen, die das Blut in den Adern gerinnen machen. Meisterhaftes leistet er in der Schilderung der Schrecken des Todes:

Das Todesbett CNie OeatK'Seä).
Er schüttelt seinen Leib; der Schmerz erhebt
Sich wie ein knirschend Raubtier und zerfetzt
Mit wilden Klauen^seines Traumes Bild.
Ein Etwas fühlt er neben sich; entsetzt
Sinkt er zurück, er sieht ein Schreckbild nahn,
Und vor ihm steht der Tod und starrt ihn an.
Jünd' Lampen an um seine Lagerstatt,
Leih' Lebenskraft und Wärme ihm und Licht,
So weck' ihn doch, du magst ihn retten noch.
Der Iüngling haßt den Krieg, er sterbe nicht,
Da manchen Veteran kein Tod besiegt.

„Ich nehm' ihn doch", so spricht der Tod nnd geht,

Und stille wird's in sommerlicher Nacht.

Der Schlaf hat alles schützend eingehüllt.

Und in der Ferne tobt und brüllt die Schlacht.

Unübertroffen aber ist Sassoon als Wirklichkeiteschilderer; das Leben in den Schützengräben malt er mit einem Realismus, wie er sonst nicht zu finden ist in der englischen Literatur. Den Schmutz, den Stumpfsinn, die Qual des Grabendaseins gibt er wieder mit allen ekelerregenden Einzelheiten. Dabei erheben sich seine Gedichte oft zu edlem Mitgefühl, so wenn er nachträglich, da schon lange die Waffen ruhn, in schmerzlicher Erinnerung an das blutige Spiel des Krieges seine warnende Stimme erseballen läßt in seinem Gedichte

Nachernte <Mr,ermatK).
Denkt an den Abschnitt bei Mametz, ihr hieltet ihn in dunkler Nacht,
Denkt, wie ihr vor dem Drahtverhau und hinter Brustwehrn habt gewacht.
O denket daran, wie verwest die Leichen vor der Grabenfront,
Die Luft verpestend, und wie ihr bei all den Ratten habt gewohnt,
Wie schmutzig weiß die Dämmrung sank, wie trostlos kalt der Regen fiel,
Dann zaudert ihr und fragt ihr nech: „Kehrt wieder je ein solches Spiel?"

Gedenket jener Stunde auch, die lärmend euch zum Angriff rief,
Wie blindes Mitgefühl euch faßt' und wie euch dann der Zorn ergriff.
Als eure Männer ihr geschaut, dem Tod geweiht, mit stierem Blick,
Und wie die Krankenträger dann beladen taumelten zurück
Das Auge trüb', das Haupt gesenkt, wie aschgrau war das Angesicht
Der Burschen, welche einst so kühn, so gut und frob, vergeßt es nicht.

Mögt ihr noch daran denken.
Aufwärts die Blicke lenken.
Beim Grün des Frühlings schwören mir,
Daß ihr dran denket für und für! ^

Walter Vöhr:

örei Spartakus-Bruchstücke.

Iene unheilträchtige Bewegung der Gegenwart, die in Mißkennung ihres Wesens den Namen des Helden jenes römischen Sklaven- und Fechterkrieges, «partakus, verunehrt, ruft dem Literaturfreund die bekanntesten Spartakusbnichstücke unserer Sprachgewaltigen ins Gedächtnis. Eine gedrängte geschichl» liche Vorernmerung sei gestaltet.

Der Thraker Spartakus, frei geboren, wurde römischer Sklave und kam in die Fechterschule zu Capua. Er entwich mit einigen Gefährte i 7Z v. Chr. auf den Besuv, besiegte ihn verfolgende römische Heeresabteilungen, gewann Zulauf und versammelte um sich ein Heer von etwa siebzigtausend Schicksalsgenossen, die er nach Gallien und Thrakien führen wollte. Sein Unterfeldherr Crixus, der hiermit nicht einverstanden war, trennte sich mit ei iem Teil der Sklaven von ihm und wurde von den Römern geschlagen. Im Iahre 72 v. Chr. brachte Spar takus diesen große Niederlagen bei, wurde aber im folgenden Iahre von Lieinius Crassus in der Südwestspitze Italiens eingeschlossen. Er schlug sich durch, jedoch sein Heer, das sich abermals gespalten hatte, wurde in Verzweiflungskämpfen aiifgerieben. Er selbst fiel, verraten von seinen Anhängern, tapfer fechtend.

Es gewährt eigenen Reiz zu betrachten, wie dieser geschichtlich fest umrissene Charakter in dichterischer Auffassung sich darstellt. Bruchstücke aus der dramatischen Werkstatt von L e s s i n g, G r i l l p a r z e r und Hebbel geben einigen Anhalt.

Aus Wolfenbüttel schrieb Lessing am 16. Dezember dem Freunde Ramler: „Die Ode (von Ramler) nn die Könige will ich mir dreimal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hilfe derselben aus dem Spartakus einen Helden zu machen, der aus anderen Augen sieht, als der beste römische. Aber wenn! wenn! — Diesen Winter gewiß nicht." Um es vorweg zu sagen, auch die folgenden nicht und keinen überhaupt. Obwohl Lessirig im Februar 1771 den Plan nochmals erwähnt und oeni Bruder Karl Gotthelf (seinem nachmaligen ersten Biographen) noch 1775 Hoffnung darauf macht, sind uns dennoch nur wenige Bruchstücke überkommen, die der erwähnte Bruder mit dem „Theatralischen Nachlaß" 1784—1786 zum Druck beförderte. Krankheit, Reisen, die kurze Ehe mit Eva König, der Zwiespalt mit der Wolfenbütteler Regierung, die übermächtige Inanspruchnahme durch den Nathan, mögen den vorzeitig gealterten Meister an der Ausführung seiner Absicht gehindert haben.

Sein Spartakus-Entwurf umfaßt mäßige drei Oktavseiten, von denen knapp die Hälfte dialogisierte Ausführung sind, zum Teil in jambischen Blankversen, zum Teil in Prosa gehalten. Aus dem Ramler»Brief und dem Bruchstück geht die doppelte Absicht hervor, den Stoff zu einer antityrannischen Tragödie zu gestalten und in ihr einen außerordentlichen Menschen zu schildern. Letzteres findet sich im Bruchstück besonders bekräftigt durch einen Zuruf an Spartakus:

Ein emßer.'rde itlicher Mann! Das bist du. Du bist Spartakus!

Iba selbst läßt er wenig später die Worte sagen, die den ganzen Lessing kennzeichnen: „Sollte sich der Mensch .licht einer Freiheit schäme-„ die es verlangt, daß er Menschen'zu Sklaven habe?"

Es ist zu beklagen, daß der Entwurf nur Plan geblieben ist, es wäre mit Recht d i e Freiheitstragödie zu erwarten gewesen. Man denke sich die Wirkung eines solchen Werkes auf den Feuergeist des jungen Schiller zur Räuberzeit. Der Möglichkeiten sind unendliche.

Der erste.i Erwähnung des Spartakusplanes bei Lessing begegneten wir nach dem einundfünfzigsten Lebensjahr des Dichters. Noch nicht zwanzigjährig, schrieb Grillparzer am ersten Aufzug seines Spartakus, in Anlage und Ausfassung der romantischen Seite zuneigend. Bekränzt, liebend und eifersüchtig führt er ihn ein, läßt aber den — frei erfundenen — Greis zuvor von ihm sagen:

Das Unglück fand ihn starr und ehrnen Busens;
Doch mild die Milde, wie die Strenge hart.

Damit ist die spätere Annäherung an den geschichtlich gegebenen Charakter bereits in Aussicht gestellt. Das rund zwanzig Großoktavseiten umfassende Bruchstück, das den Iahren 1810 bis 1819 entstamm„ ist reich mit Lyrismen durchflochten. Es finden sich in ihm Perlen dichterischer Ausdruckskraft. Zum Belege sei folgende Betrachtung des Spartakus hervorgehoben:

Im Dunkel wird das Würdige geboren,
Und erst vollendet zeigt es sich dem Licht,
So hat mein Tun die Nacht zur Wieg' erkoren,
Es flieht die Sonn', doch fürchtet es sie nicht.

Das Bruchstück schließt mit einer kurzen Szene der Gladiatoren im Zirkus des Crassus, die einen Befreier erhoffen.

Der Spartakus scheint ein Lieblingsplan des Wiener Dichters gewesen zu sein, „an dem einst seine ganze Seele hing", wie eine Tag:bucheintragung vom 16. Iuni 1810 besagt. Im selber Iahre endete er ein Gedicht an den Jugendfreund Altmütter, den er auffordert, nicht der Chemie die Freundschaft zu opfern, mit den Worten:

Fort, Freundschaft beut dir schönere Kronen,
Und Spartakus mag dich belohnen.

Wie wechselnd Grillpnrzers Stellungnahme aber in der Tat war, bezeugt em weiterer Tagebucheintrag von 1812—1813, in dem es heißt: „Wenn ich mir jetzt die Idee, die mich bei der Ausarbeitung des Spartakus begeisterte, bedenke, so schaudere ich, und es ist mir kaum begreiflich, sie je gehabt zu haben". Weit zuversichtlicher stellt er sich aber dem Plan 1819 gegenüber. Cr will ein großes dramatisches Gedicht „Die letzten Römer" schreiben, das aus fünf bis sechs Tragödien bestehen soll. Der zweite Teil soll „Crassus und der Fechterkrieg" heißen. „Ich könnte mir aber nicht versagen, den herrlichen Spartakus darzustellen", bemerkte der

Dichter unter anderem dazu. Der Riesenentrrurf gelangte in seiner Gesamtheit ebensowenig zur Ausführung, wie das einzelne Stück.

Berücksichtigen wir, daß Grillparzer in jener Zeitspanne „Die Ahnfrau" und „Sappho" beendete, die Trilogie „Das goldne Vlies", ferner „König Ottokars Glück und Ende" und „Der Traum ein Leben" begonnen hatte, sowie eine Unsumme weiterer Entwürfe teilweise dem Papiere anvertraute, so finden wir ihn, obgleich sehr zu unserem Bedauern, hinlänglich entschuldigt. Vielleicht sprach jener Umstand auch mit, den er bei anderer Gelegenheit so schilderte: „Roher Stoff im Überfluß, aber Fleiß und Industrie fehlt"; womit er sich aber zu schwarz gemalt haben dürfte.

Wiederum ist es ein Brief, dem wir die grundsätzlichste Kunde über Hebbels Spartakusabsicht verdanken. Im Iahre feines Todes, am 27. Ianuar 1863, schrieb der fünfzigjährige Dichter an S. Engländer: „Das indische Kastenwesen, der römische Sklavenkrieg mit Spartakus, der deutsche Bauernaufruhr u. s. w., . . . können nur aus dem religiösen oder denk kommunistischen Standpunkt Tragödien abgeben, denn der religiöse kennt eine Schuld des ganzen Menschengeschlechts, für welche das Individuum büßt, und der kommunistische glaubt an eine Ausgleichung. Ich kenne die eine nicht und glaube nicht an die andere".

Hiernach wäre mit Wahrscheinlichkeit auf eine dichterische Auseinandersetzung mit dem Gemeinschaftsgedanken zu rechnen gewesen, der bei der packenden Eigenart des tiefschürfenden Dichters auch unsere späte Anteilnahme gesichert sein würde. Hebbel, der, wie er von sich sagte, „auf Iahrhunderte hinaus mit dramatischen Ideen versehen" war, hat vom Spartakus nur einen Splitter hinterlassen, folgende „Szene, unmittelbar vor dem Ausbruch, wo er bei Tafel aufwarten muß.

Er — Spartakus — (zu den Mitsklaven): Löwen und Bären sind dadurch unüberwindlich, daß sie den Tod ‚ncht fürchten; leider fürehtet der Mensch den Tod".

Bildgebend, oder gar wegweisend ist dieser Baustein zu einem unausgeführten Gebäude uns Nachgeborenen nicht. Ob „Die Nibelungen", ob der dem Ende genäherte „Demetrius", ob der Koloß des unbeendeten „Moloch" den Spartakus verdrängt haben, ob er ihn bei längerem Leben wirklich geschrieben haben würde, ist in ein Dunkel gehüllt, das wobl keine Zukunft aufhellen wird.

Über wertvolle beendete Spartakus»Dramen ist wenig bekannt geworden. Ein von Vinzenz Weber 1846 im Druck erschienenes und, wie Heinrich Laube in seiner Geschichte des Burgtheaters berichtet, unter Holbeins Leitung in der Wiener Hofburg mit Beifall aufgefuhrtes Spartakus»Trauerspiel gilt heute «K verschollen.

Nickel-Neuöorff:

Heute iu Norwegen. »«7«««««,

Heute eine Reise ins Ausland und auch nach Norwegen zu machen, ist nicht Oeswegen so schwierig, weil wie etwa in früheren Zeiten die Verkehrsmittel fehlten — im Gegenteil, es gibt eine ununterbrochene Reisemöglichkeit von Berlin über Saßnitz, Trelleborg, Malmö, Göteborg, Kristiania nach Bergen und zurück in je drei Tagen —, sondern deswegen, weil (abgesehen von der schlechten deutschen Valuta, die nämlich für den Reichen auch nur eine relative Schwierigkeit bedeutet) durch den großen Weltkrieg verwirrt, die Menschen einander nicht mehr recht verstehen. Hier sind absolute Grenzen errichtet. Man muß heute schon durchschlagende Gründe haben, wenn man auch in Norwegen als Gast zugelassen sem will, ja, um durch Schweden auch nur durchzureisen, besinnen sich die dortigen Behörden schon zehnmal. Die Schwierigkeiten der Beschaffung eines Paßvisums von den ausländischen Behörden sind heute so umständlich und langwellig, daß manchem dabei bereits die Lust zur Reise ganz vergeht. Die schwedische Gesandtschaft in Berlin verlangt zum Beispiel — allein für die Durchreise — nicht mebr und nicht weniger, nachdem sie einen dringlich schriftlichen Gesuchsteller im Durchschnitt acht Tage hat warten lassen, daß er sich persönlich vorstelle, samt seinen drei Photographien, einem ausgefüllten Fragebogen und einer ausdrücklichen, eidesstattlichen Erklärung, daß man ja nur durchreise, sowie natürlich dem ordnungsgemäßen deutschen Paß. Schreibgelegenbeit liefert sie ferner z. B. im Paßbüro grundsätzlich nicht, wenn dem Ahnungslosen alle diese Anforderungen gestellt werden und er gern sofort das Nötige noch bis 1 Uhr erledigen möchte. Man wird grundsätzlich an das nächste Kaffeehaus verwiesen. Im allgemeinen verzögert sich die Reise dann mindestens um einen Tag.

Inwieweit alle diese Maßnahmen begründet sind, ist nicht leicht zu prüfen. Man sagt, daß in Schweden nicht weniger als 60 MO deutsche Kriegsgewinnler eingewandert seien — den übrigen Deutschen gegenüler soll große Bolschewiftenangst vorherrschen —, dazu kämen die gleichen Einwanderer von Rußland unc Finnland insbesondere, und diese und ähnliche Nichtstuer könnten die Schweden nicht gebrauchen; sie verteuerten nur unnötig das auch in Schweden sowieso schon teure Leben. Der letzte Grund ist wohl sicherlich der, daß die Menschen, auch wirkliche Brüdervölker, heute das Zutrauen zu einander verloren baben und sich gegenseitig scheuen.

In der Tat ist es ja auch auffallend, daß z. B. fast in jeder Zeitungsnummer der bedeutendsten Zeitungen in den nordischen Ländern gewöhnlich mindestens ein Stellungsgesuch einer Deutschen enthalten ist; und an jenem Tage meiner Reise sichren auch nicht weniger als fünf deutsche weibliche Personen „für immer" nach Schweden und Norwegen. Zu diesen gehörte u. a. — um die Art der Auswanderer mit einem Beispiel etwas zu charakterisieren — auch eine Mutter mit ibren zwei Kindern (15 und 9 Iahre), die ihrer sorgenvollen Mienen wegen auffielen. Aue dem Gespräch mit ihr und ihren Kindern erfuhr man, daß sie Verwiesene xws Elsaß-Lothringen und nun Heimatlose seien. Ihr Mann und Vater war Offizier gewesen, im Kriege gefallen. Nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ikre Möbel und überhaupt der Hauptteil ihrer ganzen Habe war ihnen von den Franzosen „beschlagnahmt", d. h. genommen worden. Nun fuhr die vornehme Offiziersfrau in der niedersten Schiffs- und Wagenklasse ins Ausland, „weil ja in Deutschland doch noch größere spartakistische Unruhen kämen", nachdem sie in Wirklichkeit in Deutschland hin- und hergereist war, ohne eine bleibende Stätte finden zu können. Daß die Mutter nach einem solchen Schicksalsschlag nervenleidend und herzkrank war, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Kinder hatten deutlich denselben leidenden Zug in ihrem Gesichtsausdruck; trotz ihrer sonst so aufgerichteten trotzigen Willensstärke, die so recht dem Erbe eines preußischen Offizierscharakters entsprach. Nun reisten die drei, ohne ein Wort der fremden Sprache zu verstehen, wie hilflos zu einer früheren, frühesten Freundin der Mutter in einer norwegischen Stadt — einmal, daß eine Freundschaft wirklich einen wahren Inhalt hatte. Zum Glück für sie konnten sie ihr übriges Geld und ihre Kriegsanleihe mit über die Grenze schmuggeln. Was wird die Mutter nun dort tun? — Die tapferen Kinder werden gewiß bald ihren vlatz unter den fremden Menschen sich erobert haben, ^ dann wird es auch der kranken Mutter wieder gut gehen.

Leider kann man die Erwachsenen, die sich als willige Werkzeuge der nicht gerechtfertigten preußischen Politik in Elsaß-Lothringen hingaben, ven einer gewissen Mitschuld nicht freisprechen. Das fühlte die Mutter auch selber. Aber die Kinder sind wirklich mitleidwürdig. Sie haben das nicht verdient. —

Zum ersten Male merkt man — auch physisch — die Grenzen, die Mauern, welche die „Nationen" zwischeneinander errichtet haben, wenn man in Saßnitz, um auf das schwedische Schiff zu gelangen, durch die Bretterbuden und ihre Zellen hindurch muß, in denen Soldaten — überall in Deutschland noch die Soldaten, nur etwas unsauberer als 1915, sagte ein schwedischer Reisender — die Pässe begutachten, in denen Zollbeamte das Gepäck durchmustern und in den Zellen

„Leibesvisitation" halten. Nur 50 Mark in deutschem Gelde sind mitzunehmen erlaubt; die Reichsbank gestattet ausnahmsweise mehr. Wenn aber das deutsche Volk glaubt, mit dieser Bestimmung die Abwanderung seines kostbaren Geldes in das Ausland zu verhindern, so irrt es sich sehr. Die Revision auf diesen Jollstationen ist so ungenügend, daß nach Belieben geschmuggelt werden kann und wird, das betonte auch jeder Auslandreisende.

Am Ausgange des Zellenlabyrinths liegt bereits das Landungsbrett de5 schwedischen Schiffes, auf dem man zum ersten Male schwedisches Hoheitsgebiet betritt. Darüber weiter in einem zweiten Aufsatz.

Dr. N. Hansen, Berlin:

Oie Entwickelung öes Hanöelsluftverkehrs

in Srankreich.

Die französische Luftschiffahrt steht heute, wie es im Iuni d. I. der Ministerpräsident Clemeneeau in einem Schreiben an den Präsidenten Poinearö zum Ausdruck brachte, vor neuen wichtigen Friedensaufgaben. Als der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, bestanden die französischen Luftstreitkräfte aus 258 Geschwadern mit insgesamt 3375 Flugapparaten im Dienst und 2850 Maschinen in Reserve. Bei Ausbruch des Krieges dagegen zählte die französische Armee nur 25 Geschwader mit insgesamt 150 Maschinen. Der stattliche Aufschwung der Luftschiffahrt, der aus diesen Ziffern spricht, drohte im ersten halben Iahre nach Abschluß des Waffenstillstandes mit der Beseitigung des Unterstaatssekretariates für Flugwesen wieder zu zerfallen. Es bestand bis vor kurzem tatsächlich die Gefahr, daß ein Ressortpartikularismus der einzelnen Ministerien die freie Entfaltung des Handelsluftverkehrs, der sich naturgemäß auf den vorhandenen militärischen Grundlagen und Hilfsmitteln aufbauen muß, behinderte. Diese Gefahr ist durch Schaffung eines Luftamtes, das nach Verhandlungen mit den Ministerien für Inneres, Außeres, Finanzen, Marine, Transport, Handel, Post und Telegraphie und Kolonien, die unter dem Vorsitz von Clemeneeau geführt wurden, beseitigt worden. Ein Dekret, welches von sämtlichen beteiligten Ministern unterzeichnet ist, besagt über die künftige Organisation und die Tätigkeit des neuen selbständigen Luftamtes zu Gunsten einer lebhafteren Entwickelung des Handelsluftverkebr? 7

Artikel I.

Es ist eine Dienststelle geschaffen worden, welche vorläufig dem Kriegsniinisterium angegliedert wird. Ihr ausgesprochener Zweck ist es, ein Zusammenwirken aller an der Entfaltung des Luftverkehrs interessierten Stellen und Interessenkreise herbeizuführen. Ihre Hauptaufgaben sind:

a) Das Studium, die Prüfung und Überwachung der Fabrikation, Abnahme, Lieferungen sowie die Reparaturen des gesamten flugtechnischen Materials des Landes zu zentralisieren.

b) Die allgemeine Organisation von Luftverkehrslinien in Frankreich, in den Kolonien und Protektoraten nach großen Gesichtspunkten durchzuführen und nötigenfalls den privaten Interessenten mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

c) Die Zentralisation und das Studium aller gesetzlichen, verwaltungstechnischen und technischen Fragen, die sich auf Luftschiffahrt und ihre Entwickelung beziehen, durchzuführen.

6) Die Kontrolle über die Luftschiffahrt überhaupt auszuüben.

e) Die Verbindung unter den beteiligten Dienststellen in Frankreich herzustellen und die Öffentlichkeit über alle Vorgänge der französischen und ausländischen Luftschiffahrt zu unterrichten.

t) Vorbereitungen zu treffen für die Umstellung der französischen Flugzeugindustrie auf die Friedensaufgaben der Luftschiffahrt im Sinne der Richtlinien, wie sie von dem Kriegeminister und Marineminister bereits im Einvernehmen mit den einzelnen Dienststellen und privaten Konzernen gegeben sind.

8) Alle Luftschiffahrtsfragen allgemeiner Natur, deren Lösung die Beteiligung der Regierungsstellen erfordert, zu bearbeiten.

Artikel II.

Der technische Dienst, sämtliche Fragen der Konstruktion und Verkehrsangelegenheiten, ferner die Luft-Attachös, die entweder zeitweilig oder dauernd einzelnen Missionen im Auslande zugeteilt sind, unterstehen sämtlich dem Luftamt direkt.

Artikel III.

In allen Luftverkehrs-Angelegenheiten, welche einzelne Ministerien allein betreffen, behalten diese freie Verwaltungsbefugnisse und Verfügungsfreiheit über die budgetmäßig zustehenden Gelder. Sie können demnach eigene Bauprogramme aufstellen und Versuche ausführen lassen. Der Kriegsminister, der Marineminister und der Kolonialminister haften jeder für sich für die Bildung, Organisation und Verwendung ihrer Luftdienstzweige.

Artikel IV.

Das zur Verwendung gelangende Material ist einer Konstruktionsbehörde zur Prüfung vorzulegen. Alsdann wird es, nachdem es einem Komitee, dessen Mitglieder aus allen interessierten Ministerien und Dienststellen delegiert sind, zur weiteren Prüfung vorgelegen hat, genehmigt.

Artikel V.

Der Präsident, der Kriegsminister, der Minister für Äußeres, der Minister des Innern, der Finanzminister, der Marineminister, der Minister für öffentliche Arbeiten, der Handels- und Industrieminister, der Minister für Post und Telegrapbie sowie der Kolonialminister sind gebunden, die Bestimmungen dieses Dekrets, soweit sie ihre Ressorts betreffen, innezuhalten. —

Der Chef des Luftamtes ist einstweilen der General Duval, der zugleich den Posten eines Departementsdirektors für Militärflugwesen bekleidet. Man ersieh aus der Wiedergabe dieser organisatorischen Einzelheiten über die staatliche Kontrolle des französischen Zivil- und Handelsluftverkehrs, daß es nur rein äußerlich den Anschein hat, als unterstände es dem Kriegsminister. Tatsächlich ist beabsichtig!, und Clemeneeau hat dies wiederholt offiziell zum Ausdruck gebracht, das Handelsflugwesen sich möglichst frei entfalten zu lassen. Über die Arbeiten, die bis jetzt im Interesse der Förderung des Handelsluftverkehrs ausgeführt sind, macht die soeben erschienene Frankreich-Sondernummer der Londoner „Times" in einem ausführlichen Bericht nähere Angaben. Darnach soll zur Hebung der Luftschiffahrt ein ganzes Netz von Lufthäfen eingerichtet werden, um den Luftschiffern dns Auffinden von Landungsplätzen und Reparaturwerkstätten zu ermöglichen. Iedem Luftschiffunternehmen, das öffentlichen Zwecken dient, wird von feiten des Staates eine finanzielle Unterstützung gewährt, die für Fahrten von längerer Dauer besonders wichtig werden. Es wird bezweckt, die Frachtkosten zu vermindern, um die Luftschiffahrt auch dem Volke zugänglich zu machen. Die Ausnutzung bleibt völlig der privaten Industrie vorbehalten. Der Selbstkostenpreis kann durch Berechnung der zurückgelegten Kilometer festgesetzt werden. Er beträgt gegenwärtig 5—6 Franks pro Kilometer für ein Flugzeug von 500 Kß. 10—12 Franks für ein Flugzeug bis zu 2 t Ladungsfähigkeit. Diese Preise sind hervorgerufen durck die hohen Versicherungsprämien, ferner dadurch, daß bisher nur eine einzige Linie in Benutzung genommen worden ist. Die Handelsluftschiffahrt wird als eine Reserve für die Luftschiffahrt im Kriege behandelt. Daher muß der Staat dafür sorgen, daß sie gefördert wird. Die Friedensindustrie muß in der Handelslustschiffahrt Absatz finden. Die Luftschiffgesellschaften, die seitens des Staates unterstützt werden, müssen eine bestimmte Anzahl Flugzeuge zur Verfügung haben, welche einer genauen Prüfung unterzogen werden. Ebenso müssen die Führer von Zeit zu Zeit Fahrproben ablegen. Die Höchstpreise der Tarife werden vom Staate festgesetzt. Es sollen zuerst Verbindungen zwischen Frankreich, Nordafrika, Dakar und Südamerika durch lenkbare Luftschiffe und Flugzeuge hergestellt werden. Lenkbare Luftschiffe vom starren System sind bereits bestellt, ebenso Hallen und Werften in Aussicht genommen. Vom Osten nach dem Westen sind bereits Luftlinien vorhanden, zwischen Bordeaux-Nizza, Naney-Bordeaux; viele andere sind in der Entstehung begriffen. Sie sollen den französischen Handel von der Grenze nach dem Atlantischen Ozean ableiten. Man hofft, daß in einem balben Jahre ein Teil des Lufthafennetzes, und gegen Ende des nächsten Frühjahres ras ganze fertiggestellt sein wird.

Wenn man nun die neuerwachte französische Initiative auf dem Gebiete res Iivilluftverkehrs näher studiert, so erkennt man bald, daß die Franzosen in erster Linie kontinental-europäische Luftverkehrspolitik treiben, wobei sie sich bemüht zeigen, gleichzeitig für ihr afrikanisches koloniales Luftverkehrsnetz einen Anschluß zu finden. Im transozeanischen Luftverkehr und mit Rundumdieweltreiseplänen, wie sie jetzt in den Vereinigten Staaten und England vorbereitet werden, befassen sie sich einstweilen jedoch noch recht wenig.

Die Zentrale des künftigen europäischen Luftverkehrsnetzes der Franzosen soll Paris bilden. Die bereits vorhandenen Grundlagen sind die Routen:

1. London—Calais—Paris—Lyon—Marseille.

2. Brüssel—Paris—Bareelona.

3. Brest—Paris—Straßburg.

Im Inlande selbst verbinden Küstenlinien die Hafenstädte und Grenzlinien rie größten Grenzstädte untereinander. In allen größeren französischen Städten sind Flugplätze eingerichtet bezw. im Bau.

Die Gründung einer Anzahl neuer Luftverkehrsgesellschaften zur wirtschaftlichen Ausnutzung der durch den Staat geschaffenen Linien schreitet fort. Damit erwächst aber auch die Notwendigkeit, mit einer ganzen Anzahl Nachbarstaaten und befreundeten Ländern des europäischen Kontinents, soweit dies nicht schon jetzt (wie z. B. mit England und Italien) geschieht, zu kooperieren. Daß an diesbezüglichen Plänen heute eifrig gearbeitet wird, hat kürzlich der General Duvaz zum Ausdruck gebracht. Nach seiner Äußerung werden in Kürze militärische Erpeditionen nach den einzelnen Ländern entsandt, um die vorteilhaftesten LuftVerkehrslinien der Zukunft zu erforschen, bezw. dafür die finanziellen Grundlagen zu sichern. In erster Reihe kommen zurzeit folgende Routen in Frage«

1. Paris—Madrid.

2. Paris—Prag—Warschau—Wien.

3. Paris—Brüssel—Amsterdam.

4. Paris 'Kairo via Konstantinopel.

5. Paris—Tunis.

6. Paris—Dakar.

Als Mitglieder dieser Erpedition werden folgende Piloten genannt, die nach ihrer Vergangenheit und ihren Erfolgen hervorragende Qualitäten mitbringen: Major Vuillemin und die Leutnants Fonck, Marinoritsch Flachaire, de Romanet und Lemaitre. Für die Versuchsflüge sind vorgesehen ein Nieuport-Einsitzer von 300 ?L. ein S. E. A. Zweisitzer-Kampf-Flugzeug von 400 ?L, ein SpadEinsitzer-Kampfflugzeua von 300 ?8, ein zweimotoriger Farman, sowie ein Breguet-Flugzeug von 40(1 auf dern Roget seinen Paris—Kabat-Flug ausführte.

Auf der Strecke Paris-Dakar (Senegal) hat der Leutnant Lemaitre bereits vor wenig Wochen einen erfolgreichen Dauerflug ausgeführt. Ter Streckenflug mit einem Goliathflugzeug auf dieser Strecke verunglückte vor wenig Wochen. Ein französischer Militärflieger, der Konstantinopel im Dauerfluge erreichen wollte, verunglückte ebenfalls und zwar erhielt er schon über französischem Boden einen Motordefekt, der ihn zum Niedergehen zwang. Die übrigen europäischen Routen sind bisher wiederholt durchflogen.

Wie die Franzosen insbesondere in Polen und der Tschechoslowakei den Boden für ihre neuen Luftverkehrspläne vorbereiten, ist erst kürzlich näher bekannt geworden. Die angewandten Methoden sind überhaupt bezeichnend für ihre Art, luftverkehrspolitische Eroberungen zu machen. An sich war es natürlich nicht schwer, gerade in diesen „Rußlandersatzländern", die vielleicht noch einmal Frankreichs politischer und wirtschaftlicher Ruin werden, mit ihrem Flugwesen festeren Fuß zu fassen. In dein „Warschauer Kurier" schreibt ein französischer Fliegeroffizier über die Rolle, die seine Kameraden augenblicklich im polnischen Heer spielen: In drei Tagen fahre ich als Flieger nach Polen. Das ist heute das Modernste im französischen Heer. Alle wollen zur polnischen Armee. Es haben sich zehnmal mehr Flieger gemeldet, als benötigt werden. Man hat die besten ausgesucht, darunter solche, die einige Dutzend deutscher Flugzeuge abgeschossen hatten. Die polnische Armee wird in Kürze die besten Fachleute der Welt im Flugwesen besitzen.

Den Tschechen hat Frankreich nach einer Meldung der Prager Zeitung 115 Flugzeuge als Geschenk zugesagt und zwar 50 Spad-, 50 Salmton- und 15 FarmanApparate.

Wieweit Frankreich mit solchen Geschenken, die es übrigens auch vor kurzem in Chile gemacht hat, beabsichtigt, sich von alten Ladenhütern zu befreien und neue Aufträge für Friedenstypen selbst geben zu können, um seine Flugzeugindustrie leistungsfähig zu erhalten, entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis. Frankreick' ist übrigens neben England derjenige Staat, der mit großer Rüstigkeit durch besondere Militärmissionen bemüht ist, den Absatz seiner Flugzeugprodukte möglichst zu fördern und Konzessionen auf neue Luftrouten zu erwerben. In China bearbeitet es den Markt bereits seit dem Iahre 1913. Damals wurde bereits von dem französischen Instrukteur Oberst Brisfaud im Auftrage Puan Shih Kaie eine Fliegerschule in Peking gegründet mit einem Flugzeugpnrk von 12 französischen Aeroplanen. Hierzu sind später noch einige japanische Maschinen gekommen; ferner sind eine Anzahl Flugzeuge unter Leitung der französischen Instrukteure von den Chinesen selbst hergestellt worden, sodaß die Zahl der Flugzeuge zurzeit 31 betragen soll. ^ Für die in China hergestellten Flugzeuge sind die Motore allerdings jetzt in Amerika bestellt. In Argentinien, das neuerdings so recht zum Tummelplatz für alliierte Fliegermissionen geworden ist, deren Endzweck natürlich darin zu erblicken ist, ein neues

Absatzgebiet für ihre Industrie zu gewinnen, arbeitet jetzt die erste Etappe der großen französischen Fliegermission, die soeben eingetroffen. Sie untersteht dem Befehle des Kommandanten Guichard und besteht aus zwei weiteren Offizieren und 30 Mann, die einen Flug« zeugpark von 28 Maschinen begleiten. Die zweite Etappe, die anscheinend binnen kurzer Zeit nachfolgen wird, setzt sich aus dem Oberst Pröearlins, Hauptmann Almonaeid, 9 weiteren Offizieren, 70 Mann und dem Vertreter der Flugzeugfabrik zusammen.

In Peru wirkt jetzt der französische General Clement als Förderer der Flugzeuggesellschaft, indem er mit einer besonderen Mission die peruanisch-französische Verbrüderung betreibt.

Über bisher erfolgte gemischtnationale Gründungen von Flugverkehrsgesellschaften ist jedoch noch wenig bekannt geworden. Den Reigen in dieser Beziehung eröffnete am 1. September d. I. eine französische Luftreederei, welche durch die spanische Regierung ermächtigt wurde, auf spanischem Boden einen Flugzeugdienst mit einer beliebigen Zahl von Flugapparaten einzurichten. Der Flugzeugverkehr darf zwischen Port-Bou und Cadir über einem Geländestreifen, der, von der Küste aus gerechnet, einerseits bis zu 100 Kin in das Landinnere und anderseits bis zu 100 Km in das Meer hinausgeht, ausgeübt werden. Außerdem sind noch einige besondere Zonen vorgesehen. Die Gesellschaft verpflichtet sich, Flugzeughallen in Bareelona und Malaga zu bauen, und sie wird nach Wahl andere Hallen an Zwischenpunkten errichten. Für den Transport von Reisenden und Briefsachen nach Marokko wurden besondere Tarife festgesetzt.

Was schließlich die Luftverkehrsbeziehungen Frankreichs zu Deutschland betrifft, so scheint einstweilen in Frankreich das grundsätzliche Bestreben vorzuberrschen, Deutschland luftverkehrspolitisch in ähnlicher Weise zu umgehen, wie es dies feit vielen Jahren mit seinen Kabelverbindungen nach Skandinavien und Rußland schon vorher getan hatte. Die Routen über Amsterdam und Warschau sollen in erster Linie den Anschluß an das dänische, schwedische, norwegische und russische Verkehrsnetz herstellen. Was Rußland betrifft, so ist ein solches heute noch vollständig unentwickelt. Die dänischen und schwedischen Luftverkehrsgesellschaften dagegen arbeiten sehr eifrig an der Ausführung großzügiger nordeuropäischer Verkehrs- und Anschlußrouten. Allerdings begegnen die französischen Ausschaltungsbestrebungen gegenüber Deutschland zurzeit noch erheblichen Schwierigkeiten, denn die deutsche Regierung hat es, wie verlautet, abgelehnt, den von den Franzo,en verlangten direkten Flugverkehr nach Prag und Warschau über Süddeutschland zuzulassen. Inwieweit die Franzosen in Znkunft sich der im Entstehen begriffenen schweizerischen nationalen und internationalen Luftverkehrslinien bedienen werden, um ihre Fangarme nach Serbien, Rumänien, Bulgarien und Griechenland auszubreiten, darüber ist zur Zeit Pesitives noch nichts bekannt.

Auf jeden Fall ist heute die französische Luftverkehrspolitik in erster Linie kontinental-europäisch orientiert. Aber sie ist dabei eifrig bemüht, gleichzeitig den Anschluß an das großzügig ausgesponnene englische Weltluftverkehrsnet?, das seine Zentren in London und Kairo hat, zu suchen. Auf dem Gebiete der überseeischen Luftverkehrspolitik, namentlich soweit Anschluß an Nord- und Südamerika versucht wird, haben die Franzosen bisher keinen besonderen Eifer entwickelt. Wohl baben sie in den Vereinigten Staaten eine Auestellung ihrer besten Flugzeugtypen veranstaltet und eine Fliegermission, die aus bekannten Piloten der nordfranzösischen Front bestand, herumreisen lassen. In Südamerika beschränken sie sich auf Entsendung von Militärmissionen. Transozeanflüge haben französische Flieger bisher nicht ausgeführt. Das ist um so verwunderlicher, als gerade die Franzosen mit Bleriot an der Spitze bahnbrechend auf dem Gebiete der Übermeerflüge gearbeitet haben. Die Leistungen, die Bleriot vor zehn Iahren, erzielte, als er den Kanal nach Dover überflog, sind heute weit überholt. Während des Krieges ist es, wie der englische Generalmajor Seely kürzlich ausführte, nicht selten vorgekommen, daß über 100 englische Flugzeuge an einem einzigen Tage den Kanal überflogen. Erfinder, Konstrukteure und kühne Flieger haben heure weit größere Meeresstrecken als das Mittelmeer spielend überwunden, ohne daß die Franzosen dabei irgend eine führende Rolle gespielt hätten. Unter den großen Nationen der Welt nehmen sie heute dennoch auf dem Gebiete der Flugverkehr?Politik neben England und Amerika eine führende Rolle ein.

Und wenn es den Vereinigten Staaten gelingen sollte, in? eifrigen Wettbewerb mit den europäischen Ländern die Führung des Weltflugverkehrs auf der ganzen westlichen Halbkugel an sich zu reißen und in New»Pork zu zentralisieren, so werden sie immerhin dafür ihren französischen Lehrern im Flugzeugbau dankbar sein müssen; denn unbestreitbar baut sich die heutige amerikanische Flugzeugindustrie auf den Lehren und Erfahrungen auf, welche von den 1917 nach Frankreich geschickten 8000 amerikanischen Ingenieuren, Mechanikern und Handwerkern gesammelt wurden.

Srete von Urbanitzkg:

öas Schicksal ües öeutschen Menschen.

Der deutsche Mensch hat keinen schlimmeren Feind als sich selbst. Alle Kriege und Schlachten seiner Geschichte verblassen vor den Kämpfen, deren Schauplatz der deutsche Mensch selbst war. Während der Ausgang jener Kriege, die er mit fremden Völkern führte, von vorübergehender Bedeutung war, so mächtig oder machtlos er auch aus diesen Kämpfen hervorging: die Kampfe, welche der deutsche Mensch mit den widerstreitenden Kräften seines Innern führte, waren bestimmend für sein Schicksal, wurden sein Schicksal überhaupt.

Es ist schwer, in einer nur von Politik beherrschten Zeit sich wieder darauf zu besinnen, daß der deutsche Mensch, ja Deutschland selbst keine politischen Begriffe für die geistig führenden Menschen aller Zeiten waren. Für die vem Tagetstreit politischer Meinungen noch nicht ganz Verwirrten mag es aber vielleicht Bedürfnis sein, allzu Nahes und Bedrängendes für eine besinnliche Stunde beiseite zu schieben und für diese Stunde wieder in ein Denken zu finden, das uns einst in weniger wirren Tagen das Erkennen deutschen Wesens eimöglichte.

Wir wissen aus der Geschichte, daß dasselbe Welschland, dessen römische Weltträume an deutschen Schilden zerschellten, später deutsches Gottsuchen verriet und mit gleißenden Worten deutsche Hirne und Fäuste dem römischen Machtwillen unterwarf. Luther befreite den deutschen Geist aus seinen Fesseln. Er hatte den wirklichen Sieg über Welschland errungen, größer war sein Werk als Hermanns, des Cheruskers Tat, größer als jeder Waffensieg gegen Welschland. Der deutsche Mensch mußte Rom in sich selbst besiegen, dann erst war er Sieger. Das Schicksal des deutschen Menschen kann nur in ihm selbst entschieden werden. Alles andere ist nur die notwendige, gesetzmäßige Folge der geistigen Tat.

Zurückblickend in die wenigen Iahrzehnte friedlicher Arbeit, die deutschen Menschen vor dem Kriege gegönnt war, müssen wir erkennen, daß diese Spanne Zeit noch anderes enthielt als das äußerlich Wahrnehmbare, mehr als wachsender Wohlstand, Fortschritt der Wissenschaften, Bejahung der amerikanischen, raffenden Gebärde, Übergang vom Handwerk zur Industrie und Mammonismus war. Jene Iahrzehnte brachten auch eine Veränderung im deutschen Menschen selbst, ein Hinneigen zu einer neuen Geistigkeit, welche die Einfallstore für einen fremden Willen öffnete. Ohne bemerkenswerte äußere Anzeichen wurde der deutsche Mensch wieder zum Schauplatz eines unerhörten geistigen Kampfes.

Wieder und immer war der Westen gegen deutsche Art zu Felde gezogen. Die Feinde des deutschen Menschen hatten längst erkannt, daß in seiner innersten Art, in der Richtung seiner Persönlichkeit der Weg zur Führerschaft der Welt loc.

Was in den Iahrzehnten vor dem Kriege das Denken des deutschen Menschen zu verändern suchte, was aus dem Westen und Süden in Büchern und Zeitschriften zu uns drang und sich nur zu rasch widerstandslose Anhänger und Mitläufer unter unseren Volksgenossen errang, war eine noch schlimmere Gefabr als jene, die einst träumende Kaiser nach dem Süden zog. Und noch erstand in dieser geistigen Not kein Luther.

Die Iivilisationspsychose, der Intellektualismus, kam so unbemerkt zu uns, daß wir glauben könnten, diese neue Geistigkeit sei aus deutschen Hirnen erstanden. Alle Führer unseres Geisteslebens stehen im Banne dieser Psychose. Wie weit sind aber diese Führer deutsche Menschen, — und nicht Entartete oder Artfremde?

Der Intellektualismus trägt kein konfessionelles, kein politisches Gewand. Diese scheinbare Farblosigkeit, dieses lächelnde über den Dingen Stehen war immer schon sein stärkstes Lockmittel. Da jede Geistigkeit bestimmten rassischen Anlagen entspricht, wird es aber wohl möglich sein, die Herkunft des Intellektualismus rassenhaft zu bestimmen.

Die Literatur ist das Mittel des Intellektualismus, der Literat ist sein Pfaffe. Schamlos klug ist diese neue Geistigkeit, klug, aber nicht tief, — klug, aber nicht schöpferisch. Ihr Urgrund ist Nihilismus, müder Unglaube, müder Zynismus. Die „Unzucht des Geistes mit sich selbst" ist ihr Inhalt. Sie verkündet: Alles ist wahr, — nichts ist wahr, alles ist relativ! — Und eines ist der Todfeind dieser Geistigkeit: der Charakter, das Gewissen. So richtete sich ihr Kampf vor allem gegen das, was Charakter hatte, im Persönlichen und Geschaffenen.

Die geistigen Taten dieser Bewegung bestanden vorwiegend darin, Grenzen zu verwischen. Die Emanzipationsbestrebungen der Frauen wurden mit Scheingründen, verbogenen wissenschaftlichen Erkenntnissen und wütender Dialektik unterstützt, das vermännlichte Weib und der verweiblichte Mann als Jdealtypen hingestellt. Die arterhaltenden Sittengesetze des deutschen Menschen wurden verspottet, der tiefe Wesensunterschied der Geschlechter geleugnet und daher gleiche Moral für Mann und Weib gefordert. Die Romane der intellektuellen Literaten konnten sich in der Verhöhnung der Ehe nicht genug tun. Die urweisen Zuchtwahlinstinkte wurden mit Phrasen von einer über den Naturgesetzen stehenden Allgleichheit zu verschütten gesucht. Der Unterschied zwischen den Rassen und Völkern wurde geleugnet, das völkische Bewußtsein, das Wissen um die artbestimmte Persönlichkeit eines Volkes als geistiges Rudiment des Mittelalters hingestellt. Diese Grenzenverwischung begann ihre Herrschaft auch über die Kunst auszudehnen. Die Ausartungen der Programmusik, die verzweifelte Artistik der Literaten, denen malerische und musikalische Wirkungen ihrer Werke über deren dichterischen Wert gingen, die literarischen Absichten vieler Maler zeugen davon. Im politischen Leben gewann ein charakterloser Liberalismus immer mehr Anhänger. So wurde die Grenzenverwischung zu einem wirksamen Kampfmittel gegen Alles, was im deutschen Leben umrissene Grenzen, Tiefe und Cbarakter batte.

In ihrem Bestreben, alle Werte zu zerlegen, fand diese undeutsche Geistigkeit einen mächtigen Verbündeten in der literarischen Psychologie. Die psychologische Methode diente dem Hasse gegen alle Steilen, Hellen, Geraden. Sie hing dem literarischen Wunsche, Alles zu zerlegen und Alles zu verneinen, was deutscher Art war, ein wissenschaftliches Mäntelchen um. Es muß wohl nicht erst gesagt werden, daß die literarische Psychologie der Intellektuellen nichts mit der Psychologie als Wissenschaft zu tun hatte. Der Kunst wurde Analyse Selbstzweck, nicht Mittel: Hinter jedem Hochgedanken arterb'altender Wertung, hinter jedem rechtwinkligen Wollen und ethischen Imperativ schienen sich Hintergründe, kleine dumme Gemeinheiten, Bestialität und Krankheit zu verbergen. Der am Intellektualismus Erkrankte konnte ohne Mißtrauen nicht mehr zu sich, die Flucht in eine zynische Selbstverhöhnung und sich wissenschaftlich geberdende Selbstbeobachtung schien die einzige Rettung vor dem Verachten des eigenen Ich. So zerbröckelte die Scham vor der Neugierde, so ersetzte Frechheit die Würde, Maßlosigkeit die Form. Das Bewahren erkämpfter Wesensgüter wich der Gier nach Sensation. Die Überschätzung des Weibes als Lustspenderin gebar jene unmännliche, undeutsche Bewertung der Erotik, die im atemlosen Aufspüren erotischer Triebfedern in jedem menschlichen Wollen und Tun, in den paradoren Auswüchsen der Freudschule, der Psychoanalyse, ihre Apotheosen erlebte.

Nur wenige klar Blickende erkannten in diesem Treiben eine furchtbare Gefahr für den deutschen Menschen. Und kaum Einer fragte sich, ob es denn so zufällig sei, daß diese Gedanken aus Büchern und Zeitschriften des Westens und Südens zu uns strömten und hier von Artfremden und Entarteten jubelnd begrüßt und verbreitet wurden. Eines war ja gewiß: der Intellektualismus führte zur Entdeutschung. Da war er vielleicht ein willkommenes Kampfmittel für olle Feinde deutscher Art? —

Hatte der Kampf, der in dem deutschen Menschen ausgefochten wurde und heute noch nicht beendigt ist, jener Kampf, der mit der Verdrängung deutscher Art zugunsten der Zivilisationspsychose endigte, nicht schließlich jenen Zusammenbruch im Gefolge, der heute noch unabsehbar ist? —

Erkennen wir nun in letzter Stunde, warum der Intellektualismus nichts so sehr bekämpfte, als die arterhaltenden Wertungen und Sittengesetze deutschen Menschentums? Wissen wir nun, warum er nichts so sehr verfolgte als den Charakter und das Gewissen des Geistes? Er erreichte es, daß Tausende deutscher Volksgenossen, von der Zivilisationspsychose umfangen, verleugneten, was ihnen bisher heilig war, daß sie nicht mehr die Stimme ihres Blutes, daß sie nur mehr das Geschrei der Literaten vernahmen. Diese Entarteten beugten sich einem Geiste, der nicht strahlend aus ihrem Blute aufgebrochen, sondern den Fremdlinge als Kuckucksei in ihr Denken gelegt. Sie schämten sich jener Welt, die sich der Deutsche aus seiner tiefsten Wesenheit geschaffen, sie beugten sich urteilslos vor allem Fremden imd ließen nur das nicht gelten, was ihr eigenes Volk hervorgebracht. Sie glaubten, was ihre Literaten predigten, und vergaßen, was ihre Dichter ihnen verkündet. So galt es ihnen als geistiger Hochstand, als „intellektuell" und „zivilisiert", alles zu verhöhnen, was aus deutschem Blute aufglühte, und sie Alle starrten hypnotisiert nach dem welschen Westen und Süden, woher allein die wahre, allein seligmachende Geistigkeit, die Menschlichkeit kam, — die Zivilisation.

Das Seltsame war nur, daß der Intellektualismus so gar nichts mit den großen Denkern des Westens, ja nicht einmal mit dem Volke des Westens zu schaffen hatte. Auch dort war ihm nicht der schöpferische Mensch das Vorbild, sondern allein der Literat, der Literat des Westens, der es verstand, den deutschen Menschen so geistreich zu hassen, der eine so große und führende Rolle im öffentlichen Leben spielte, wie es der deutsche Literat noch nicht erreicht. Von ihm entliehen sich deutsche Intellektuelle die große Geberde und das funkelnde Wort. Es muß gesagt werden: so wie der deutsche Intellektuelle deutsche Art haßte und haßt —^ so verfolgte und baßte sie noch kein Volk. Die Artfremden und Entarteten im eigenen Volkskörper sind des deutschen Menschen erbitterste Feinde.

Und immer wieder geschieht es, daß der deutsche Mensch seinen Feinden außen und innen selbst die Waffen schmiedet. Immer wieder recken sich Mächte in ihm empor, die ihn seiner innersten Art entfremden wollen, die ihn verführen wollen zu einer Flucht vor sich selbst. Viel Starkes und Edles wurde ihm einst in die Wiege gelegt, nur eines nicht: das liebende Bekennen zur eigenen Art. Keiner hält es so schwer mit sich aus als der deutsche Mensch, keiner entläuft sick' so gerne in fremdeste, geistige Abenteuer hinein.

Das wissen Alle, die den deutschen Menschen verderben wollen. Besser als er selbst, haben ihn seine Feinde erkannt. Sie wissen, daß Krieg und Schlacht, ja nicht einmal Wirtschaft über sein Schicksal unbedingt entscheiden. Um den deutschen Menschen zu verderben, muß man ihm den Charakter nehmen und das Gewissen, muß man ihn dahin bringen, seinen Untergang selbst zu wollen, sich selbst und seine innerste Art zu verneinen.

Das ist dem Intellektualismus, der Zivilisationshypnose fast gelungen. Das Erkennen dieser geistigen Niederlage zeigt auch die Wege zur Errettung. Der deutsche Mensch muß sich und seine innerste Art wiederfinden, nachdem er so lange sich selbst entfremdet war. Die Stimme seines Blutes muß er wieder vernehmen, aus seinem Blute bricht sein Geist. Das Blut weiß um Vater- und Mutterland, es weiß im Persönlichen und Völkischen um Verwandtes und Fremdes. Das Blut schuf Vaterrecht und, im weiteren Sinne, das Recht des Führers, des Helden. Das Blut gibt der Treue Sinn und dem Unterordnen. Denn ihm ist Unterordnen nur Ehrfurcht vor der eigenen Art, nicht Knechtessinn. Ein Gott, ein Führer, e i n Weib, das waren die ersten, aus dem Blute, aus dem Artinstinkte geborenen Siege auf dem Menschheitswege. Kein vom Blute verirrter Geist kann Stärkeres schenken, wie funkelnd er auch Vielgötterei, Allgleichheit und freie Liebe mit Worten zu behängen weiß. Der deutsche Mensch muß sich vom Intellektualismus befreien

und wieder in deutsche Geistigkeit finden, in jenes Denken, das Gewissen und Cbarakter besitzt, dem Kultur mehr bedeutet als Zivilisation.

Gegen den militärischen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruch, der nur eine Folge der vorangegangenen geistigen Niederlage war, hilft kein politisches Parteiprogramm, keine weltbeglückende Phrase von Demokratie und Gleichheit. Nur eine geistige Erhebung, nur der Sieg des Deutschtums im deutschen Menschen kann uns retten. Das Schicksal des deutschen Menschen wird nicht auf Schlachtfeldern, sondern nur in ihm selbst bestimmt.

Dr. Heöwig Sischmann:

Durch öen Weltkrieg zum Weltbewußtsein, zur Welteinheit.

Nach der ungeheuern destruktiven Arbeit, die dem Menschengeist mit höchster Anspannung der Kräfte aller Erdteile in einem 4 jährigen gigantischen Morden gelungen ist; nach und neben den sich in gleichermaßen zerstörenden Tendenzen bewegenden Auswüchsen der Revolution, dem Bolschewismus wie dem chronischen Streikfieber — haben wir die Krönung dieses systematischen Zertrümmerungswerkes in dem Schiedsspruch des hochweisen Areopags von Versailles schaudernd miterlebt. Nicht weit vorwärtsschauend in verstehender Voraussicht der Weltnotwendigkeiten, bloß rückblickend von zügelloser Rachgier entflammt, jedes Problem ohne Rücksicht auf seine inneren Zusammenhänge mit andern Fragen aburteilend, hat er sich damit begnügt, alte Formen niederzureißen, ohne neue, lebensfähige Gebilde an ihre Stelle zu setzen. Das alte Europa ist tot, aber kein verjüngtes bat er aus den Trümmern zu neuem Dasein erstehen lassen. Auflösung, Zersplitterung aller Kräfte statt Vereinigung zur Lösung der ungeheuren Aufgaben mif allen Gebieten.

Und es scheint, als habe sich die Literatur verschworen, die gleichen Bahnen wie die hohe Politik zu wandeln: rückblickende, einseitig gefärbte Memoirenwerke, gegenwartsfremde Erörterungen der Frage, wie es ward, in Hülle und Fülle, allerdings auch sie als negative Voraussetzungen für das brennendste Problem rer Stunde, das Problem, wie es werden soll, in gewissem Grade wertvoll, aber nicht die konstruktiven Bausteine einer neuen Ordnung, deren wir bedürfen. Und auch hier wie in der Politik allüberall ein Verkennen der Maßstäbe, ein Losreißen unlösbarer Teilfragen aus ibren naturnotwendigen Zusammenhängen. Fast scheint die große Lebre des Weltkriegs, daß alle Völker Europas, ja, der Welt, zu Segen und Unsegen zu einem gewaltigen Orgoniemus miteinander verbunden sind, diese Lehre, die uns durch das Anschwellen des serbisch-österreichischen Konflikte zum Weltkrieg blutig demonstriert worden ist, spurlos verklungen. Das Weltbewußtsein, durch die territoriale wie geistige Absperrung der Kriegejahre eingeschläfert und halb erloschen, nun wiederzuer wecken und über den Sonderinteressen der Staaten und Staatensplitter eine Welteinheit im höhern Sinn zu schaffen, das ist das Gebot der Stunde für den Sieger wie für den Besiegten.

Von dieser hohen Wnrte aus alle Probleme aufgreifend und erwägend, ertönt der Appell in die Lande hinaus, den Sigmund Münz in seinem neuesten Buch „Weltkongreß und Weltgericht" an die hohen Geister aller Völker richtet.*) Eine Fülle von Gedanken und Anregungen, bisweilen fast den Rahmen des gewählten Themas sprengend, wie sie sich einem warmherzigen und scharfblickenden Zuschauer der großen Welttragödie aufgedrängt, haben hier dauerndes Leben gewonnen, interessant und fesselnd auch dort, wo nach des Verfassers eigenem Worte nur der nicht von Fachkenntnissen belastete gesunde Menschenverstand zu uns spricht, wie bei den Lösungsversuchen weltwirtschaftlicher Fragen. Ein kluger, kühl erwägender Diagnostiker sucht hier die Wurzeln des unsäglichen Leidens aufzudecken, an dem die ganze Menschheit krankt, um dann stets hinter dem mitfühlenden, hilfsbereiten Arzt zurückzutreten, der nach Heilung oder wenigstens Milderung der Qualen ausspäht.

Ein Weltkongreß, der als oberster Gerichtshof die Dinge dieser Welt zu prüfen und zu ordnen hat, ein Kongreß, der in Wahrheit zu jenem hohen Amt befähigt ist, das sich der Rat von Versailles angemaßt hat: das ist die Forderung, die der Autor aufstellt und von deren Erfüllung er eine Genesung der fieberdurchkrampften Welt erhofft. Aus den erlesensten Geistern aller Völker, den Siegern wie den Besiegten wie den Neutralen, soll er sich zusammensetzen, die Vertreter aller Parteien, die himmelstürmende Iugend wie die Träger der alten Weltanschauungen, mögen darin Sitz und Stimme haben, sofern sie nur den Menschheittgedanken über den nationalen zu stellen wissen, sofern sie nicht durch Handlungen oder durel> feiges Gewährenlassen mitschuldig sind an dem Weltenbrand.

Eine unerbittliche Revue müssen vor unsern Augen all jene passieren, die vielleicht berufen wären, aber nicht auserwählt sind, Sitz und Stimme in diesem Weltenrat zu haben. Die Träger des Nobelpreises, die Pazifisten, von denen so manche ihre Heilslehre im entscheidenden Augenblick verleugnet oder allzu lässig gepredigt haben, die Vertreter des Schrifttums von den obskursten Kriegstrompetern bis hinauf zu den 93 deutschen Intellektuellen, die Parlemente, diese „Brutstätten der Streberei", deren Vankerotterklinung der Wellkrieg gleichermaßen wie der Friedensschluß bedeutet: alle, alle ziehen vorüber, entkleidet der aus Phrase und Pose, aus Heuchelei und Konvention gewobenen schützenden

"1 Erschienen bei Ed. Strache, Wien, Prag, Leizig.

Hülle — ein schauerlicher Totentanz lebendig Toter. Die letzten, ach, se' niedrigen Triebfedern ihres Handelns werden rückhaltlos bloßgelegt und die Anklage im Namen der geschändeten Menschlichkeit gegen sie erboben.

Scharfe, sehr scharfe Worte treffen auch die Presse, dieses allzu gefügige, verderbliche Werkzeug der Kriegshetzer und -verlängeren Sie vor allem wird vor das große neutrale Gericht zu fordern und erbarmungslos an den Prcnger zu stellen sein, zur Reinigung der durch ihr skrupelloses Treiben von Haß und Mißtrauen geschwängerten Lebensatmosphäre der Völker. Den unsagbar verderblichen Mißbrauch der Presse in Hinkunft völlig auszuschalten, erscheint dem Autor als eine so wichtige Grundbedingung für die Neuordnung, daß er zu diesem Zweck selbst die, (doch wohl etwas gewagte), Forderung nach einer Weltüberwachung der Presse in allen Auslandsfragen erhebt: „Es wird Aufgabe des Kongresses sein, eine internationale Klärung über das Maß dessen herbeizuführen, was geschrieben werden darf, ohne daß fremde Völker in ihren heiligsten Empfindungen verletzt werden . . . Großzügige Naturen, unter ihnen großzügige Publizisten, wie wir solche im Rat des Völkerkongresses herbeisehnen, werden in feinem Abwägen das Maß festzusetzen versuchen, wo die zulässige Kritik in die friedengefährdende Herausforderung übergeht."

Doch neben der Presse, dieser Hauptschuldigen an der großen Welttragödie, sind auch alle die andern führenden Akteure vor jenen neutralen Weltgerichtshef zu stellen, den einzuberufen eine der ersten Aufgaben des Weltkongresses sein muß. Mit der höchsten moralischen Gewalt ausgestattet, werden sich seinem Einblick die Archive der ganzen Welt, auch die heute noch sorgsam versiegelten der Ententemächte erschließen, die Schuldigen aller Lager seinem Rufe Folge leisten und sich seinem Urteilsspruch unterwerfen müssen. Nur in dieser Gestalt kann und soll die von der Entente zu einem Zerrbild verunstaltete Gewissensforderung nach einem Gerichtsverfahren gegen die Kriegsschuldigen in voller Reinheit und Gerechtigkeit erstehen.

Hat der Weltkongreß als Weltgerichtshof eine nunmehr hoffentlich abgeschlossene Periode der rohen Gewalt durch seinen Urteilsspruch endgültig zu Grabe getragen, so gelten seine andern Aufgaben der Eröffnung einer neuen Zeit durch Vermeidung der Gewaltlösungen künftiger Konflikte und durch Schaffung von Sicherungen gegen solche Konflikte überhaupt. Denn an ihn „den Allerweltsvater mit einem Herzen voll Wärme für alle Bedrückten", nicht mehr an das Votum der Waffen sollen in Hinkunft alle Völker appellieren, bei ihm Richtspruch und Schutz gegen die Willkür stärkerer Nachbarn wie gegen die tatsächliche oder vermeintliche Unbill von Seiten der eigenen Regierung finden. Ihm soll es aueh zunächst obliegen, eine Revision des Versailler Rechts- oder Unrechtsspruches herbeizuführen, indem er den Weg zu einer allgemeinen und freiwilligen Volksabstimmung bahnt, die, etwa zehn Iahre nach dem Versailler Frieden zum erstenmal anberaumt, sich zu einer in jedem Menschenalter zu erneuenden Institution für alle strittigen Fragen zu gestalten hätte. Doch da der Weg, den die gemarterte Menschheit bis zu dem ungetrübten Genuß eines dauernden Völkerfriedens zurück, zumessen hat, voraussichtlich noch ein weiter und hindernisreicher sein wird, so ist es zweifellos eine nicht minder wichtige Aufgabe des Völkerkongresses, inzwischen durch Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht in allen Ländern sowie durck, eine Reihe anderer Schutzmaßnahmen gegen ein systematisches Massenmorden die Erde wenigstens vor einem ähnlich heftigen Mutverlust wie dem eben erlittenen zu bewahren. Das Erreichbare zu vollführen und das heute noch Unerreichbare auf den Weg zum ewigen Weltfrieden langsam anzubahnen — dne sei der Leitsatz alles Handelns.

Es ist keine Utopie, kein traumhaft glückseliges Wolkenreich, dessen Verwirklichung uns hier unter dem Allheilmittel eines Weltkongresses vor» gezaubert wird. Auf dem Boden realer Tatsachen stehend, die gigantischen Schwierigkeiten, die sich jedem Lösungsversuch entgegentürmen, nicht verkennend, wird doch ein Weg aus dem Chaos der sittlichen und materiellen Welt. verelendung durch Sammlung der besten Kräfte in einem Brennpunkt mit tatenfrohem Mut gesucht. Mag er vielleicht auch streckenweise irre gehen — er führt doch empor zum neuen Licht des wiedererwachten Weltbewußtseins.

» »»»» -»

Dr. lv. Schweisheimer, München:

Oie öeutsche Schlaftrankheitsforschung.

Mit dem Verlust der deutschen Kolonieen fällt ein reiches Forschungs- und Arbeitsgebiet für die deutsche Wissenschaft fort. Die tropischen Krankheiten können nur an Ort und Stelle ihrer natürlichen Verbreitung studiert werden; namentlich Deutsch-Ostasrika bildete ein günstiges Studiengebiet für die in erster Linie in Betracht kommenden eretischen Seuchen. Seit langen Iahren war das Studium der in Deutsch-Ostafrika heimischen Schlafkrank beit eine Hauptaufgabe der deutschen Tropenforschung, ihre Bekämpfung gleichzeitig eine vorzügliche Sorge der deutschen Regierung, wie sie auch weiterhin von keiner kolonisierende,, Macht vernachlässigt »erden darf.

Das Charakteristikum dieser Krankheit ist, wie schen ihr Name besagt, eine langsam beginnende, sich unaufhaltsam immer mehr steigernde Schlafsucht. Schon in frühen Stadien der Krankheit ist allgemeine Müdigkeit und Muskelschwächr, vor allem in den Beinen, vorhanden: ein wankender, taumelnder Gang, gleich dem eines Betrunkenen, ist die Folge. Drüsenschwellungen und Hautausschläge, Fieberanfälle begleiten die Hauptsymptome. Die Krankheit verläuft im Zeitraum von einigen Monaten bis zu über zwei Iahren sehr bäufig tödlich; unter langemdauernder tiefer Bewußtlosigkeit tritt der Tod ein.

Die Ursache dieser Krankheitszeichen ist in einer chronischen Entzündung der Gehirnhäute und der Gehirnsubstanz zu suchen. Die Entzündung wird durch gewisse Protozoenarten, Trypanosomen, verursacht, die in den Körper eingedrungen sind und sich mit Vorliebe an der Gehirnbasis und am verlängerten Rückenmark ansiedeln, wo sie zu Reizung und Entzündungen führen. Die Trypanosomen können nicht ohne weiteres in den Körper eines Menschen oder Säugetieres eindringen, sie bedürfen dazu eines Zwischenträgers, in dem sie sich gleichzeitig bis zur Reife entwickeln. Diese ve'mittelnden Zwischenwirte sind gewisse, nur in Afrika vorkommende Stechfliegen, die Tsetsefliegen oder Glossinen. Die Verhältnisse sind ähnlich gelagert wie bei der Malaria; auch hier dienen Insekten, Moskito«, als notwendige Zwischenwirte bis zur endgültigen Ausreifung und Wachstumsbeendigung der eigentlichen Krankheitserreger. Im Blute von Menschen, die an Schlafkrankheit leiden, kreisen die erregenden, mikroskopisch kleinen Trypanosomen, und zwar in ungeschlechtlichen wie geschlechtlichen Formen. Während die ungeschlechtlichen, für die Fortpflanzung belanglosen Formen allmählich zu Grunde geben, können sich die geschlechtlichen, unreifen Formen im Blute des Kranken nicht bis zur Fortpflanzungsfähigkeit weiter entwickeln, sondern sie bedürfen dazu des Aufenthaltes im Magen bestimmter Fliegenarten, eben der Glossine oder Tsetsefliege. Saugt eine solche Stechfliege am Blut eines schlafkrankheitbebafteten Menschen, se nimmt sie die unreifen geschlechtlichen Trypanosomenformen in sich auf. Nach erfolgter Reife werden sie mit dem Stich einer derart infizierten Fliege wieder in das Blut eines bisher gesunden Menschen gebracht, gleichsam eingeimpft, und der Kreislcuf begiant von neuem: der Beginn der neuerworbenen Erkrankung gibt sich in wenigen Tagen durch eintretende Schläfrigkeit und Mattigkeit zu erkennen. Voraussetzung für das Auftreten der Schlafkrankheit ist also beides: das Vorkommen sowohl der eigentlich erregenden Trypanosomen wie das Vorhandensein der Zwischenwirte, der Glossinen. Die Krankheit ist daher an Gegenden gebunden, in denen Trypanosomen und Glossinenarten, namentlich die (ZloLsiria palpalis, gedeihen können, das ist im tropischen Klima afrikanischer Landstriche der Fall. Im Gegensatz zu den Moskitos, die in der Nacht schwärmen, stechen die Tsetsefliegen nur am Tage. In Mittelafrika spielt die Schlafkrankheit eine große Rolle. Die dortigen Negerstämme sind anscheinend besonders gefährdet; sie sind nicht selten samt und sonders erkrankt, und das Aussterben ganzer Dörfer oder Völkerschaften gehört keineswegs zu den Seltenheiten.

Von großer Bedeutung war die Schlafkrankheit von jeher in der deutschen Kolonie D e u t s ch - O s t a f r i k a. Es wurde deshalb von Regierungsseite aus die Bekämpfung dieser Krankheit großzügig organisiert, wie auch in den englischen, belgischen u. s. w. Kolonieen die Schlafkrankheitsbekämpfung stets eine Hauptaufgabe der Gesundheitsfürsorge bildete. Im Iahre 1907 wurde die Leitung der Ählafkrankheitsbekämpfung in Deutsch-Ostafrika an Prof. Kleine übertragen. Seine und der deutschen Kommission Arbeit wird vermutlich so schnell keine Fortsetzung erfahren und ist daher zunächst in gewissem Sinne als abgeschlossen zn betrachten.

Ein wichtiges Ergebnis dieser Arbeiten bildete zunächst die Feststellung, daß jede der bekannten krankheitserregenden Trypanosomenarten, wie l^pariosoms brueei, gamdiense, eonMlense, rdoZesiense u. s. w., sich in jeder Glossinenart entwickeln kann, wenn die geeigneten Bedingungen, vor allem die nötige Wärme, vorhanden sind. Die Schlafkrankheit ist nicht, wie man ursprünglich dachte, an das Auftreten gerade der Olossinu palpalis gebunden, sondern jede andere Glossinenart vermag sie ebenso zu vermitteln. Die Schlafkrankheit wurde vielmehr nur zufällig zuerst an den Wohnsitzen der Olossina pglpslis entdeckt.

Von Bedeutung war die Untersuchung, ob außer dem Menschen noch andere Beherberger des Krankheiterregers in Betracht kommen. In der Tat lassen sich die meisten Säugetiere, namentlich die dem Menschen biologisch am nächsten stehenden Affen, mit Trypanosomen infizieren, doch haben sie, so «ich die Haustiere, infeige ibrer geringeren Empfänglichkeit eine weit kleinere Bedeutung als Reservoir des Schlafkrankheitserregers wie der Mensch. Unter natürlichen Bedingungen werden die Affen fast nie infiziert, da sie sehr aufmerksam sind und die sich ihnen nähernden Glossinen alsbald verscheuchen.

Als besonderer Trypanosemenbeherberger gilt seit längerer Zeit das Wild. So ist es zu erklären, daß die englische Schlafkrankbeitskommission scharfe Maßnahmen zur Vernichtung des Wildes getroffen hat. Kleine*) ist jedoch der Ansicht, daß die Gefahr, die den Eingeborenen vom Wild als Reservoir für Menschen gefährlicher Trypanosomen droht, nicht se bedeutend ist; denn die im Blut des afrikanischen Wildes zwischen der ostafrikanischeu Küste und dem Tanganjita z. B. gefundenen Trypanosomen erregen wohl die Tsetseirankheit der Pferde, Rinder und Hunde, der Mensch ist aber für sie unempfänglich. Es wurden zur Klärung dieser Frage in Deutsch-Ostafrika am Viktorin-See und Tanganjika, in Gebieten, wo die Tsetsekrankheit jede Viehhaltung unmöglich macht, das Blut von 1500 Kindern auf Trypanosomen untersueht, ohne daß indes bei einem Trnpanesomen gefunden wurden.

Bei der praktischen Bekämpfung der Schlafkrankheit spielt die Vernichtung oder Vermeidung der Glossinen die Hauptrolle. Die (Blossins pslpslis hat ihren Aufenthaltsort im Dickicht an Seen und Flüssen; mit seiner Ausrodung verschwindet sie. Bei der afrikanischen Fruchtbarkeit würde das Busckiverk sofort wieder nachwachsen, wenn nicht unmittelbar nach seiner Entfernung Kulturpflanzen (Kartoffeln, Erdnüsse) angepflanzt würden. Dieser Kampf gegen die Stechfliegen ist mit Erfelg daher nur an Orten durchführbar, an denen viele Menschen wohnen und zur Arbeit herangezogen werden können.

Wo die Vernichtung der Glossinen nicht durchführbar ist, müssen die kleineren

') Deutsche med, Wochenschrift 1919.

^ierelungen der Eingeborenen aus der bedrohten Gegend entfernt oder mehrere iusammengelegt werden, bis die Znhl der arbeitsfähigen Bewohner ausreicht, lie Wasserstellen für Mensch und Tier, die Wege, Furten u. s. w. dauernd frei zu erhalten. Am Tanganjika, wo die Glossinen massenhaft im dichten Schilf sitzen und die Bootsinsassen stechen, mußte der Bootsverkehr tagsüber untersagt und eingestellt werden; nachts stechen die Glossinen, wie bereits erwähnt, nicht.

den schlafkrankbeitfreien Gebieten Deutsch-Ostafrikas wurde strenge Untersuchung der zuziehenden Eingeborenen vorgenommen; nur gesunde Träger erhielten die Reiseerlaubnis. Die Arbeiteranwerbung wurde in verseuchten Gebieten für schlafkrankheitfreie verboten und umgekehrt.

Von größter Bedeutung ist die medikamentöse Behandlung der Schlafkrankheit. Robert Koch war es, der auch bier wie auf se vielen Gebieten der Seuchenbekämpfung bahnbrechend vorging und in dem Atornl, einer Arsenverbindung, ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Trypanosomenkrankheiten erkannte. Von Atoxyleinspritzungen wurde in Deutsch-Ostafrika ausgedehnter Gebrauch gemacht und beste Erfolge erzielt. Die Eingeborenen wollten von einer Beschränkung ihrer Freibeit in geschlossenen Schlafkrankenlagern nichts wissen, dagegen l^men sie gern zweimal im Monat zum Arzt, um sich der Einspritzung mit Ätoryl zu unterziehen. Die Aussichten auf Heilung ynd um so besser, je kürzer die Infektion mit den Krankheitserregern zurückliegt. Auch in Kamerun wurden mit Atorylbehandlung günstige Heilerfolge erzielt.

Die angeführten Maßnahmen zur Schlafkrankheitbekämpfung reichten aus, um die Seuche in Deutsch-Ostafrika immer mehr einzudämmen. Am Viktoriasee konnte Anfang 1914 die Schlafkrankheit als nahezu erloschen angesehen werden, die Zahl der Neuansteckungen war ganz gering. Auch am Tanganjika, wo die Verbältnisse schwieriger und ungünstiger lagen, berechtigten die Erfolge zu den besten Hoffnungen. Die besonderen afrikanischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß die einzelnen Bekämpfungsmaßregeln, Buschwerkrodungen, Krankenkontrollen, sperren, medikamentöse Behandlung u. f. w., nicht zuverlässig zur Durchführung gelangten, aber in ihrer Gesamtheit führten sie dennoch zum erstrebten Ziel. —

Diese Arbeiten in den deutschen Kelonieen sind abgebrochen, die deutsche Forschung kann zunächst nicht mehr auf eigener Erde die tropischen Krankheiten studieren und bekämpfen. Die Wissenschaft indes ist international und an nationale Grenzen nicht gebunden. So ist die Hoffnung berechtigt, daß auch beim Fehlen eigener Kolonieen durch Studienfahrten und Expeditionen deutschem Forschergeist und Schaffensdrang Gelegenheit geboten wird, angefangene und zielbewußt geförderte 'Arbeiten weiterzuführen. Daß auch in fremdem Land hier große Erfolge erzielt werden können, das zeigen die für die ganze Erde bedeutungsvollen Forschungen Robert Kochs in Südafrika und Neuguinea.

Paul Sickel:

Entgeistigung unö Materialismus in öer moöernen Malerei.

Von einer materialistischen Strömung kann in der früheren Kunstgesehichte höchstens bei den alten Niederländern gesprochen werden, die in ihren Darstellungen von wüsten Gelagen, von zechenden und schmausenden Bauern, in ihren üppigen Stilleben von Früchten, Gemüsen, Fischen und Pasteten die grobsinnliche, derbe Lebenslust des Volkes in unbefangener Weise wiedergaben. Indessen verstanden es Meister wie Ian Steen, Pieter Claesz, Willem Calf und Abraham van Beneren, das Sinnliche des Gegenstandes durch die Poesie der künstlerischen Farben- und Formgebung zu überwinden, ähnlich wie uns Mozart durch den Zauber seiner Musik die Frivolität seiner Operndichtungen vergessen läßt. Der Materialismus der modernen Malerei ist ganz anders geartet. Hier ist es nicht ein aufs Materielle gerichtetes Leben, das zur Darstellung gelangt, künstlerisch verklärt und dadmch vergeistigt wird. Sondern die Kunst geht absichtlich dem ideellen und geistigen Gehalt aus dem Wege. Sie will alles inhaltlich Bedeutsame und Gegenständliche zurückdrängen, damit das rein Künstlerische, „Malerische" umso unverfälschter bervortrete.

Die ganze Entwicklung begann mit dem Kampfe gegen die „erzäbleneeri" Bilder, die anekdotischen, literarischen oder geschichtlichen Stoffe, die durch ibren Inhalt, zumal bei dem in der Kunst Unerfahrenen, die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und so die künstlerische Auffassung und Gestaltung, die doeh die eigentliche schöpferische Leistung bildet, ganz zurücktreten ließen. Man vergegenwärtige sich nur die Kunst in der ersten Hälfte des vorigen Iahrhunderts. Die Monumentalmalerei eines Cornelius und Wilhelm von Kaulbach hatte weltgeschichtliche Ereignisse in ibrem ganzen ideellen Gehalt dargestellt, Moritz von Schwind den Zauber der Märchenpoesie zu farbigem Leben erweckt. In den Familienbildern betonte man die innige seelische Beziehung der Menschen, oft in übertriebener Weise. Im Einzelbildnis suchte man die geistige Bedeutung der Persönlichkeit zu veranschaulichen; indem man z. B. den Gelehrten inmitten seiner Bücherwelt mit der Gebärde des Lehrens wiedergab. Menzel malte Geschichte mit der Gewissenhaftigkeit des Forschers. Und die Landschaft war entweder alo historische Stätte gekennzeichnet oder durch figürliches Beiwerk in Beziehung zum menschlichen Leben gebracht. Nun aber begann das bewußte Streben, das Gegenständliche, bei dem sich etwas denken ließ, immer mehr zu verdrängen. Die Historienmalerei kommt in Verruf, statt der heroischen und romantischen Landschaft malt man kleine Naturausschnitte, die gar keine bestimmte Gegend darstellen, sondern überall vorkommen können und nur eine allgemeine Stimmung erwecken sollen. Auch die „Staffage" vermeidet man. Vor allem soll auf den Bildern nichts geschehen; nicht Vorgänge oder Handlungen, nur Zuständliches wird gemalt. Schon von Marees stellt zum Zwecke monumentaler Gestaltung die Menschen in ihrem ursprünglichen naturhaften Dasein, vor aller Kultur dar. Mehrere Menschen verschiedenen Alters, sitzend oder stehend, sind miteinander vereinigt, nicht zu einer Gruppe im früheren Sinne; nur das künstlerische Prinzip des architektonischen Aufbaus bestimmt ihre Rolle. Das Psychische ist auf das geringste Maß herabgemindert. Ähnlich behandelt Ludwig von Hofmann die Menschen in seinen Traumlandschaften; sie führen ein rein vegetativ-animalisches Leben. Später malt man auch Zamilienbilder, in denen die einzelnen Figuren ohne jedes geistige Band nebeneinandergestellt sind. Bei größeren Massen von Menschen oder Tieren geht die Individualität des einzelnen ganz unter. Die kollektivistische Gesinnung der Zeit macht sich auch hier geltend. Menschen, Tiere, erst recht Pflanzen und Früchte werden ibrer Eigenart entkleidet; sie werden schließlich zu bloßen Farbflecken, bedeuten keine Gegenstände mehr, sondern sind nur noch ein künstlerisches Element der Farben- und Lichtkomposition. Alles Menschlich-Ethische sucht man zu unterdrücken; und mit Recht ist von einer allgemeinen Herabwürdigung des Menschen in der Malerei der achtziger Iahre gesprochen worden. Man vergleiche nur die Bilder eines Lovis von Corinth in ihrer massiven, derb sinnlichen, fleischliehmateriellen Wiedergabe biblischer und sagenhafter Stoffe mit der doch echt realistischen Kunst eines Menzel, um den ganzen Unterschied zu erfassen. Die Auflösung des Gegenständlichen und die Entgeistigung macht auch nicht halt vor dem Einzelbildnis, obwohl da doch ein bestimmtes seelisches Individuum erscheinen soll. Man meidet das Bedeutsame, wäblt gern einfache Typen oder betont lieber das Animalische, Willensmäßige als geistigen Ausdruck. Hatte Lenbach das Vergeistigen bis zur Virtuosität getrieben, so verfiel man nun in den entgegengesetzte.i Fehler. Eelbst Leibl war nicht eigentlich ein Psychologe. Trübner aber geht absichtlich nicht nur allem im landläufigen Sinne Schönen, sondern auch allem geistig Bedeutenden aus dem Wege. Am liebsten malt er schlichte Persönlichkeiten, oft in der ungünstigen vollen Vorderansicht. Ihr Gesichtsausdruck zeigt allenfalls Willensstärke, ja etwas wie Halsstarrigkeit und leicht einen Zug von Stumpfheit, aber nichts eigentlich Seelenhaftes oder gar Geistreiches. Dieser Trieb zum Naturhaften und Untergeistigen war es auch, der manche Maler dazu führte, an der primitiven Kunstübung ungesitteter Völker anzuknüpfen oder auch ihre Stoffe dem halb animalischen Triebleben niederster Kulturstufen zu entlehnen.

Der letzte Schritt in der Auflösung des Gegenständlichen aber konnte nur da gemacht werden, wo man nicht mehr wie im Bildnis an das individuelle Wesen gebunden war, wo vielmehr die Phantasie mit den Formen frei walten konnte. Und so sehe,, wir denn, daß alles, einschließlich der menschlichen Gestalt, zum bloßen Motiv wird, sich jede willkürliche Umformung oder selbst Verzerrung gefallen lassen muß, und die Bilder zu seltsamen Linien- und Farbenkompositionen werden, die oft den Eindruck von wirren Tapetenmustern erwecken. Die naturalistische ornamentale Farbenphantasie mußte folgerichtig das Ziel dieser Richtung sein.

Die geschilderte Bewegung, die auf die Vernichtung alles Individuellen, Persönlichen und Geistigen ausging, ist aber nur die Kehrseite der technischen Entwicklung und läßt sich als deren Folge erklären: denn nur auf Kosten des Inhaltlichen und Stofflichen war, so glaubte man wenigstens, ein neuer, rein malerischer Stil zu gewinnen. Diese neue Art des „Sehens" und der malerischen Auffassung wird meist in dem vieldeutigen Begriffe des Impressionismus zusammengefaßt. Seiner ursprünglichen Absicht nach will der moderne Impressionismus im Bilde den zufälligen Augenblickseindruck geben, und zwar (der Theorie nach) ganz so, wie er von außen dargeboten wird. Er will ihn vor allem nicht nach irgend welchen künstlerischen Grundsätzen verändern; er will das Bild nicht „komponieren" und erst recht keine Idee hineinlegen. Insofern ist der Impressionismus seinem Ursprung nach Naturalismus; denn er verzichtet auf jede Bearbeitung des objektiven Eindrucks. Mit dieser unreflektierten Darstellung eines Äußeren ist schon die Mißachtung des Seelischen und Geistigen gegeben. Denn nicht eigentlich den Eindruck des aktiven seelischen Erlebens meinte man, sondern den passiven Eindruck des Gesichtssinnes. Für einen solchen Eindruck aber ist ein genaueres, vom Denken unterstütztes Betrachten der Dinge überflüssig, ja schädlich. Für die Impression genügt vielmehr das flüchtige Hinschweifen des Auges oder auch das undeutliche Sehen mit blinzelndem Auge. Dabei aber bleiben notwendig die Umrisse verschwommen; und die bestimmten Formen der Gegenstände treten ganz zurück. Man sieht nur Farben, aber auch diese wiederum nicht als farbige Oberflächen von Dingen, sondern bloß als Farbflecken. Was man malen will, ist letzten Endes Licht und Luft, d. h. die Reflerwirkung der objektiven Farben auf unser Sehorgan. Damit war das Gegenständliche in ein Flimmern von Farben aufgelöst, die Wirkung ganz auf die Sinne beschränkt und grundsätzlich jeder höhere ideelle Gehalt aus der Malerei verbannt. Glücklicherweise sind Kunsttheorien keine bindenden Gesetze; und wo eine geniale Persönlichkeit sich dieser Technik bedient, entstehen immerhin Werke von hohem Wert. Auch bildet zweifellos der Impressionismus eine unverlierbare technische Errungenschaft, die selbst einer zukünftigen Gegenstandsmalerei zu gute kommen wird.

Kaum bedarf es der Beispiele, um unsere Ausführungen zu belegen. Nur aus den unbestrittenen Meister dieser Richtung in Deutschland, auf Mar Liebermann, sei kurz hingewiesen. Seine Kunst verdient, wenn man ihre technische Seite ins Auge faßt, zweifellos das Urteil „geistvoll"; ja auch was den Inhalt anlangt, spürt man in ihr überall die Offenbarung einer überragenden Künstlerpersönlichkeit. Dennoch nimmt auch sie an der allgemeinen Schwäche des Impressionismus teil. Sie enthält keine tieferen seelischen Werte. Anfangs malt Liebermann noch individuelle Gestalten, jede mit eigenartigem Leben, wie etwa die Gänserupferinnen der Berliner Nationalgalerie; viel kollektivistischer ist die Auffassung schon in der Flachsscheuer zu Laren; immer mehr werden dann die Personen zu einer Masse 'vereinigt oder spielen nur noch die Relle von Raum- und Farbelementen, wie etwa in dem Münchener Biergarten und, aufs Äußerste getrieben, in seinen Strandbildern. Der große Kunstwert solcher Bilder beruht nun nicht eigentlich auf der impressionistischen Manier. Denn diese ist streng genommen durchbrochen, wenn die Anordnung der Figuren und Farben im Raume dem künstlerischen Willen entspringt und also gar nichts von der Unwillkürlichkeit des passiven Augenblickseindrucks an sich hat. Was vor allem impressionistisch an diesen Bildern wirkt, ist die Flüchtigkeit des Sehens. Und diese kennzeichnet auch die in ihrer Art meisterhaften Bildnisse Liebermanns. Er erreicht hier den Eindruck des ganz Zufälligen, Vorübergehenden, das aus einem zeitlichen Verlaufe mit raschem Blicke herausgegriffen ist. Die dargestellten Personen sind äußerst lebendig, sei es sprechend oder zuhörend. Trotzdem aber ist die Lebendigkeit weniger der Ausdruck inneren seelischen Lebens als eine mebr durch äußeren Reiz bedingte Körperbewegung. Denkt man an die ausdrucksvolle Gebärdensprache Rembrandtscher Gestalten, in denen trotz ihrem Augenblickscharakter ein reiches Innenleben, ja ein ganzes Menschenschicksal zusammengedrängt ist, so erscheinen Liebermanns Bildnisse als äußerlich, allzu sehr im Zeitlichen befangen gegenüber dem Ewigkeitswerte seelischer Kunst.

Durchaus verschieden vom Impressionismus ist eine Richtung, die von Cezanne ausgeht und in ihrer folgerichtigsten, aber zugleich rohesten Form heute von Pechstein u. a. vertreten wird. Cezanne malt nicht Licht und Reflexe, Indern nur die gesättigte Farbe des Stoffes. „Das Licht existiert nicht für den Maler", erklärt er und fordert, man müsse „in Farben denken". Auch er will keine Gegenstände darstellen. Seine Bilder, vor allem Stilleben, zeigen einen architektonischen Aufbau von Farbflächen. Alle Tiefe und Plastik wird vermieden. Statt der Auflockerung, die der Impressienismus mit den Gegenständen vornahm, finden wir hier eine feste Massigkeit und Zusammenfassung der Farbflächen. Aber wiederum sollen diese nicht Oberflächen von Dingen sein, sondern rein als optische Phänomene auf uns wirken. Hier kann man im eigentlichsten Sinne von Farbenmaterialisnuis sprechen; denn das Stoffliche der Farbe, der fette Glanz, das Pastose dringt sich uns auf; und die Farbe dient nicht etwa dazu, dargestellten Gegenständen poetische Stimmung zu verleihen. Das Verdienst dieser Richtung gegenüber der Haltlosigkeit des späteren Inrpressionismus soll nicht geleugnet werden. Aber eine Seelenkunst bat sie nicht begründen können.

Der Mangel an Geistigkeit ist nun den Künstlern selbst nicht verborgen geblieben; und es fehlt nicht an Bestrebungen sie wiederzugewinnen. Nur hat man dazu seltsame Wege eingeschlagen. So wurde von manchen wie z. B. von Kandinskr, gerade jene Auflösung alles Gegenständlichen als Entmaterialisierung und Vergeistigung der Kunst aufgefaßt. Das Ziel war eine abstrakte Malerei, die nicht Darstellung von Dingen, sondern reine Formen- und Farbendichtung sein sollte. Man glaubte, daß damit der Malerei der ibr allein angemessene und erreichbare geistige Gehalt gewonnen sei, wobei dann das Gegenständliche mit dem Materiellen verwechselt wurde. Sonderbar: während man von der „absoluten" Musik der Klassiker zur Programmusik hinstrebte, die bestimmte Vorgänge der „Wirklichkeit" durch Töne darstellen sollte, schlug die Malerei nun den entgegengesetzten Weg ein; sie wollte absolute, wirklichkeitsfreie Malerei werden. Indessen ging, wie wir sahen, mit der Wirklichkeit auch jeder tiefere seelische Gehalt verloren. Wenn aber Kunst die harmonische Einheit von sinnlicher Erscheinung und Idee ist, so kann nicht ungestraft eines von beiden unterdrückt werden.

Auösichtsvoller ist der gemäßigte Expressionismus, der wie alle große ^unsr der Vergangenheit das innere künstlerische Erlebnis zum Ausdruck bringen irill. Dennoch hat auch er es bisher noch nicht zur Entfaltung von Seelenwerten gebracht. Die starken Ausdrucksbewegungen der menschlichen Gestalten, der Bäume oder Berge mögen durch das Pathos der Liniensprache oder als architektonische MassenVerteilung wirken; aber man fühlt, daß sie mehr das Ergebnis eines sie von außen lenkenden Künstlerwillens sind als die notwendige äußere Symbolisierung eines seelischexn Erlebnisses. Besonders augenfällig wird das bei religiösen Bildern.

Es her scht da gewissermaßen eine Psychologie ohne Seele, wie sie ja eine Zeitlang das offenkundige Programm auch der modernen wissenschaftlichen Seelenlehre war. Die besten unserer jungen Künstler ringen hier um einen neuen malerischen Stil; aber noch geht ihr Streben mehr auf die äußere Formengebung als auf den inneren Gehalt; und die gotische Ekstase wirkt oft gequält und anempfuncen. Doch ist vielleicht dem kommenden Genius die äußere Form schon bereitet, in

der ernun den ganzen Reichtum eines stark persönlichen und doch weltumspannenden Innenlebens aussprechen kann. So mag uns denn beim Anblick so mancher verrenkter Gestalten, wie wir sie jetzt in den Kunstausstellungen antreffen, die Hoffnung trösten, daß hier eine wahrhaft große Seelenkunst emporsteigt.

Bleibt so demjenigen, der von der Kunst mehr als bloße Augenweide und verblüffende Technik erwartet, mancher Wunsch in der heutigen Malerei unerfüllt, so dürfen wir doch nicht den Wert verkennen, den die gewaltige technische Entwicklung auch für eine kommende Ideal- und Monumentalmalerei haben wird. Die Kunst der letzten Iahrzehnte hat die Sinnenkultur unendlich verfeinert; die der Zukunft möge uns wahre künstlerische d. h. geistige Kultur geben. Wonach wir sehnlichst verlangen, das ist die Wiedergeburt der Seele in der Malerei.

Dr. Karl Mumelter, Wien:

öes königlichen Spieles Glück unö Enöe.

<?lus einerGeschichte des Schachspieles, erschienen imIahre2222 nachChristiGeburt.)

In jener Zeit, als die Menschen dem Glauben verfallen waren,

daß der Einzelne nichts leisten könne und die Mehrheit alles, daß drei gescheiter seien als einer, tausend gescheiter als drei und natürlich noch mehr als einer, als überall die Einzelherrscher durch regierende Mehrheiten abgelöst wurden, hatte auch in der „königlichen" Kunst ein großer Umschwung stattgefunden. Die große Zeit der stolzen Einzelkämpfe, Mann gegen Mann, war vorüber. Man hatto gefunden, auch hier, daß der Mensch, der einzelne Mensch Fehler begehe, fehlbar sei. Oft batte ein Schachmeister ein Spiel durch Stunden glänzend geführt: Ein Versehen eines Augenblickes und alle Mühe, aller Geistesaufwand war umsonst gewesen.

So stellte man denn mehrere gegen mehrere zum Kampfe. Ein Übergang war es schon gewesen, als man Schachmeistern, denen man keinen ebenbürtigen Gegner finden konnte, mehrere Spieler entgeger setzte. Ietzt stellte man drei gegen drei, sieben gegen sieben, in dem besonders demokratischen Amerika sogar einmal neunundneunzig gegen neunundneunzig. Und meist, namentlich wenn ganze Schachvereinigungen gegen einander antraten, spielten die Gegner schriftlich oder telegraphisch gegen einander. So kam es wirklich seltener vor, daß Fehler gemacht wurden, sichtbare Febler ....

In einem aber hatte man sich getäuscht, in einer Befürchtung: Schon bei Einzelkämpfen war es immer häufiger geschehen, daß Spiele unentschieden blieben, namentlich bei Zweikämpfen großer Meister. Man hatte dies zu verhüten, durch die sonderbarsten Mittel hintanzuhalten gesucht. Man ließ die jeweils erste RemisPartie nichts gelten, die ersten zwei, man zäblte sogar alle unentschiedenen Spiele nicht mit. Da wären die Wertkämpfe beinahe überhaupt nicht zu Ende gekommen! Je öfter eben zwei Spieler gegen einander fochten, desto besser lernten sie einander kennen und desto leichter blieb ihr Spielen unentschieden.

Ohne Entscheidung endeten nun bei den Mehrkämpfer, nicht mehr Spiele als früher. Man wunderte sich darüber, denn man sagte: Beim Schachspiel stehen sich zwei Gleiche gegenüber; wenn nicht einer der beiden einen Fehler macht, so tann keiner verlieren, also keiner gewinnen. Das von beiden Seiten richtig geführte öpiel muß also unentschieden bleiben. Leute, die nichts anderes zu tun hatten, Statistiker, hatten sogar ausgerechnet, daß jetzt auch nicht mehr Spiele unentschieden blieben als früher, da man noch Mann gegen Mann focht. Sonst aber fanden sie nichts ....

Eines aber wurden alle gewahr: Das Schachspiel war langweilig geworden und, je mehr Menschen an einem Spiele teilnahmen, desto langweiliger war das Spiel. Kein großer Zug in dem Ganzen, lauter „korrekte" Einzelheiten, das genze aber matt, saft- und kraftlos. Und es schien den meisten «in schwaeher Trost, zu sagen, desto richtiger wäre das Spiel, namentlich weil sie dies von diesen ewig langen und langweiligen Spielen selbst nicht glauben konnten.

Da trat ein Mann auf den Plan, der hieß Meneheit Soherr, war Doktor der Philosophie, ex rnatkernatieisi und lebte, wie man staunend hörte, boch oben auf einem Berge Tirols, im „weißen Hofe", allerlei mathematischen und anderen Studien. Dieser Mann forderte von seinem hohen Sitze, der nur durch mehrstündiges anstrengendes Steigen auf schlechten Wegen zu erreichen war, dir Schachvereinigungen der großen Städte der Reihe nach zu schriftlichen Wettkämpfei, gegen hohen Einsatz und — — siegte fast jedesmal. Nur äußerst selten verlor er, der immer zwei Spiele gleichzeitig mit einem Gegner führte, eines der beiden, daß der Kampf ohne Entscheidung blieb; ein Spiel aber gewann er jedesmal. Die Schachvereinigungen von Berlin, London, New Pork, Petersburg, Budapest, Havana mußten im Verlauf weniger Iahre vor dem Einsiedler die Waffen strecken. Der Wiener Schachklub hatte beim ersten Treffen ein Spiel gewonnen und eines verloren, beim zweiten, das er, übermütig geworden, erzwang, verlor auch «' beide Spiele.

Alle staunten den Mann an. Die wenigen Schachmeister, die noch allein spielten und den edlen Zweikampf pflegten, versuchten gegen den Wundermann anzukommen und so ihren Ruhm wieder herzustellen. Dr. Soherr schlug auch sie alle, die ibn schriftlich — der weiße Hof war für den Großstädter, namentlich, wenn die Füße nicht mehr jung waren, schwer zu erreichen — zum Kampfe forderten. Und je mehr Spiele ein Schachmeister gegen Soherr ausfocht, desto größer ward seine Niederlage. Wenn es aber einem wirklich gelang, den geheimnisvollen Helden von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so weigerte dieser kurzweg den Kampf. Es schien ihm wohl schon zu wenig des Ruhmes, einen einzelnen Menschen zu besiegen!

Die sonderbarsten Sagen gingen um über den Einsiedler vom weißen Hofe. Ia, es gab sogar Leute, die behaupteten — und das konnte in der damaligen, vom Mehrheitswabn befangenen Zeit nicht wundernehmen — Soberr sei gar kein einzelner Mensch, sondern eine Gesellschaft von Schachmeistern, die so aus dem.Hinterhalte die ungläubige Welt bezwungen hätten und sie empfindlich für ihre Überhebung büßen.

Das war gerade zur Zeit, als man auch sonst zu zweifeln angefangen hatte, ob zwei Menschen wirklich besser, gescheiter, klüger wären als einer . . .

Manche Iahre später geschah etwas Neues: Der Mann, der von seinem Winkelchen aus die ganze Welt zu seinen Füßen niedergezwungen hatte und der niemals seine Heimat verlassen zu wollen schien, trat plötzlich in die kämpfende Welt und — siegte, wie er wollte. Er spielte etwas langsam und schien oft beim Kampfe weltverloren — es war, als dächte er ganz an was anderes als an das Brett mit den 64 Feldern — aber er siegte totsicher. Seine Spiele waren mit einer Folgerichtigkeit geführt, daß der kundige Zuschauer das Gefühl hatte, Soherr mache immer den besten Zug, und daß selbst die gefürchtetsten Kritiker nicht zu schreiben wagten: Besser gewesen wäre . . . Wie der Feldherr von heute brachte er an jede Stelle immer soviel Truppen, als gerade nötig waren, und an eine ein ganz klein wenig mehr. Und da brach er durch und vernichtete den Gegner! Man sah bei dem gewaltigen Ringen oft lange keinen greifbaren Erfolg, kaum ein schrittweises Zurückweichen des Gegners. Aber plötzlich war dieser verloren, seine Steine von allen Seiten umzingelt oder in ohnmächtige Häufchen zerteilt. Nie gab es eine Rettung gegen solchen Sturm. Es war eine neue Schönheit in Soherrs Spielen, die viel edler und stärker war als die der alten Spiele, eine Schönheit, die nur feine, junge, für diese Schönheit geschulte Augen sehen konnten. Viele Alte, deren Augen gerade noch reichten, tollkühne Angriffe, mutige (mutwillige?) Opfer zu sehen, wandten sich zornig ab. Aber die mit Soherr spielte.i, wuchsen an dem Meister enipor wie die Liane an der Palme. Nicht über ihn hinaus! ‚Sie spielten selbst oft herrlich schön, spiejten weit über ibre Kre,ft, um — dech zu unterliegen.

So mühte sich die ganze Welt gegen den einen Mann: Er sollte erkennen, daß Einer nicht stärker sein könne als alle . . . Aber Soherr erfuhr das nie.^ Die Spiele, die der Meister mit seinen stärksten Gegnern gespielt, waren das Herrlichste, was die Sche chwelt gesehen. Seine Züge, namentlich die der Eröffnung, wurden eifrig nachgespielt und hielten allen Untersuchungen stand. Und nie fand einer einen besseren Zug, als Soherr gemacht.

Das war des königlichen Spieles Glück.

Nur eine Eigenheit fiel an Soherr auf, die aber konnte er sieh als Weltmeister des Schachs schon gestatten: Beim ersten Spiele mußte er die weißen Steine haben, dann wechselte er nach der geltenden Sitte, von Spiel zu Spiel. Aber wenn ihm ein Spieler nicht für das erste Spiel die Führung der Weißen verstatten wollte, stand er ganz vom Spiele ab. Man wußte sich die Schrulle nicht zu deuten. Hätte Soherr imnier die Weißen verlangt, man hätte von übler Gewobnheit, von schlechten Augen vielleicht sprechen können. So aber fand man keinen Grund, sein Verdienst zu schmälern, und mußte ihn rückhaltlos anerkennen.

Einige, die den Meister besonders genau beguckt hatten, machten sich seine Gewohnheit, ohne sie zu verstehen, zu eigen und — fanden, daß sie nun öfter gewännen als vorher. Vielleicht, dachten sie, weil sie auch mit Weiß besser zu spielen verstünden und so böchstens gleich oft die Schwarzen wie die Weißen zu führen hätten

Wieder ein Iahrzehnt später — man hatte gerade gesunden, daß drei Menschen noch schlechter regieren als einer, fünfhundertsechzehn noch schlechter als drei, und neigte zur Erklärung, daß jeder Mensch mehr Fehler habe als Vorzüge und jene sich verstärken, diese aber sich gegenseitig emfbeben — ereignete sich neuerdings etwas, das für das Schicksal des königlichen Spiels bedeutungsvoll, verhängnisvoll wurde: Dr. Soherr, der nun auch von Angesicht zu Angesicht sämtlieh Schachmeister und alle nennenswerten Schachvereinigungen geschlagen und reichen Ruhm und Gewinn eingeheimst hatte, veröffentlichte eine kurze Schrift über das Schachspiel, die nicht weniger feststellte, als daß die Weißen immer siegen müßten, daß man den jeweils besten Zug immer errechnen könne und daß es nur eine mögliche beste Zugfolge gebe, die im neunundneunzigsten Zuge d. i. im fünfzigsten Auge des Weißen zu dessen Sieg führe. Dr. Soherr sagte ungefähr: Beim Schachspiel stehen sich nicht, wie man bisher irrtümlich angenommen, zwei gleich starke Kämpen gegenüber, sondern zwei ungleiche. Der Stärkere muß also siegen, der einen Zug voraus hat, der Führer der weißen Steine. Von allen halbwegs richtig gespielten Partien der letzten Iahre seien 89 v. H. vom Führer der weißen Steine gewonnen worden und selbst bei den restlichen 11 Hundertteilen dieser Spiele lassen sich überall Fehler nachweisen, wenn auch kaum faßbare Fehler finden, dir den Sieg hinderten oder in das Gegenteil verkehrten.

Aum Musterspiel war Dr. Soberr durch Berechnung, mathematische Berechnung gekommen: Es war ihm gelungen, die 32 Gleichungen der einzelnen Schachfiguren aufzustellen. Galten doch für die Erfassung dieser nicht dieselben unüberwindlichen Schwierigkeiten, wie sie Du Bois-Reymond für die Gleichungen der Welt festgestellt hatte, so daß dem Mathematiker von vornherein klar war, diese Welt im kleinen, die noch dazu auf rein mathematischer Grundlage beruht, könnte in dieser Weise erfaßt werden. Durch einen einfachen Schmitt bob Soherr gerade die 64 Felder zweiter Dimension, die er brauchte, aus dem unendlichen Schachbrette der Welt heraus. Diese Gleichungen nun sagten, zu einer Gleichung vereint, daß nicht Gleichgewicht, herrsche auf dem Schachbrette, daß Weiß stärker sei als Schwarz, weil es den Anzug habe. Es war nun zu finden, wie man ziehen müßte, daß Weiß auch stärker bliebe und noch stärker würde, also den Vorteil des Anzuges nicht aus der Hand ließe und zum endlichen Siege verdichtete. Die Rechnungsart, die das ermöglichte, fand Soberr und nannte sie äquieren, gleichen, ob sie nun eine Ungleichung gleich oder eine Gleichung in einem bestimmten Sinne ungleich zu machen diente. Die Methode, welche die bestehende Ungleichung noch zu ver: stärken dienen mußte, gab genau jenen Zug, der die Ungleichbeit am meisten vergrößerte, also den jeweils besten Zug. Tann folgte das Musterspiel, auf rein mathematischem Wege abgeleitet, mit ausführlichen Erläuterungen. Für den Schachfreund bemerkte der Verfasser ganz besonders, daß das Muster- und Meisterspiel sich schon im dritten Zuge vom Spiele des Ruy Lopez unterschied, das man als das angeblich beste und sicherste in der letzten Zeit namentlich bei Wettkämpfen bevorzugt hatte.

Soherr erzählte, er sei zuerst lange selbst nicht im Stande gewesen, diese verwickelte Rechnung ohne ausgiebige Niederschrift auszuführen, deshalb habe er lange Zeit nur schriftlich gespielt. Schließlich aber, nach Iabren emsigster Arbeit und Übung, sei er so weit gekommen die — bedeutend vereinfachte — Entwicklung an der großen Ungleichung des Schachspieles im Kopfe und ohne übermäßig langwierige Berechnung durchzuführen. Und so würde es bald allen Menschen gehen! Er selbst werde von nun an, da ja alle Welt seine Kunst kenne und bald auch können werde, nicht mehr Schach spielen. Er sei auch schon zu alt dazu und ui müde . . . Und es habe keinen Sinn, des Spieles halber ewig Dinge zu tun, leren Ausgang man genau voraus wisse. Auch die andern Menschen würden aufboren, Schach zu spielen, da es keinen Reiz hatte, nur immer die Musterpartie abzuspielen. Zum Schluß sagte Soherr feierlich, voll der Rührung, es tue ihm leid, das königliche Spiel begraben zu müssen: „Es war so herrlich und gab so oft Trost und Vergessen, durch Iahrtausende hindurch und mein ganzes Leben lang". Es sei ibm schon fast unedel erschienen, dies Spiel mit der Welt, in der es noch lebte, zn treiben. Er babc sich aber nicht für berechtigt gehalten, seine Wissenschaft weiterhin der Menschheit vorzuentbalten.

Die Schrift machte ungeheures Aufsehen. Tie einen lobten sie unbeschränkt und erhofften sieh von diesem Fortschritt neue Fortschritte. Die andern bedauerten, daß Soherr so grausam seinen Ruhm zerstört hätte. Andere wieder beklagten, daß man nun mit keinem vernünftigen Menschen würde Schach spielen können, da man nie wüßte, ob der Gegner nicht die Ungleichung des Spieles kenne und so die todbringende Waffe in der Hand habe. Einige machten Soherr zum Verwurfe, daß er seine Kunst nicht gleich preisgegeben, sondern in deren Besitz noch Schach gespielt habe mit Leuten, die von derselben nichts ahnten.

An dem Musterspiele wurde hin und bergedeutet, aber es war und blieb riebtig . . . Und auch die Rechnungsart wurde von den größten lebenden Mathematikern überprüft und für richtig befunden. Sie führte auf einigen Gebieten der Naturwissenschaft zu neuen praktisch wertvollen Erfolgen ....

Dr. Soherr selbst ging in der ganzen Welt herum und klärte die Leute auf, daß es bald wenige ernste Schachspieler gab, die nicht die Ungleichung des Schachspieles zu behandeln verstanden hätten. So hörte das Schachspiel langsam ven selbst auf. Ia, es kam so weit, daß nur Leute noch Schach spielten, denen das Spiel auch früher kaum mehr als ein Glücksspiel gewesen war, so schlecht hatten sie gespielt. Solche Leute setzten sich auch jetzt noch an den Schachtisch, stellten die Figuren und wählten dann in der gebräuchlichen Weise, wer die weißen, wer die schwarzen Steine bekäme. Derjenige, der die Hand erriet, in der die weiße Figur eingeschlossen lag, hatte gewonnen. Natürlich verlor auch dies Spiel bald seinen Reiz, da es doch allzu einfach war.

Einige besonders eifrige Schachspieler machten sich nun, da ihnen für die Zukunft nichts mehr zu tun übrig blieb, daran, alle Spiele, die je gespielt, zu überprüfen, und fanden, daß die berühmte Opferkombination, die N. H. Pilsburn gegen E. Lasker im Nürnberger Turnier 1896 gemacht, nicht richtig gewesen war, daß Anderssen in der „unsterblichen Partie", ganz abgesehen von dem inkorrekten Vorlauf der früheren Züge, die Türme zu unrecht einstehen ließ, daß Kieseritzki auch noch nach Wegnahme des zweiten Turmes das Spiel zumindest hütte unenlschieden halten können. Und anderes mehr.

öS kamen natürlich auch Leute, die „das längst gewußt halten", mindestens, daß Weiß siegen müßte. So sagten die Statistiker, das Ganze sei von Anfang an klar gewesen. Eine Untersuchung aller gespielten und aufgezeichneten Partien — bei Heranziehung aller, nicht bloß der (anscheinend!) „korrekt" gespielten Partie„ würden sich auch die fehlerhaften gleichmäßig auf die Siege des Weißen und ces Schwarzen verteilen, so daß diese Behandlung das richtigere Ergebnis gäbe als die von Dr. Soherr jedenfalls nur unvollkommen und willkürlich gemachte Auswahl — habe gezeigt, daß der Weiße in der Mehrzahl der Fälle (61 v. H.) Sieger geblieben sei. Es müsse also der Grund für diese Erseheinung.in der Stellung des Weißen liegen. Weiß habe eben die stärkere Stellung, den Vorteil des Anzuges. Doch das zu begründen sei schen Aufgabe der Schachwissenschaft, nicht mehr der Statistik. Es ist vielleicht gut, hier für alle Zeiten festzustellen, daß die Statistiker damals das nicht gefunden, zumindest nicht gesagt hatten. Sie hatten vielmehr gesagt, daß der Unterschied zwischen den Zahlen der weißen und der schwarzen Siege zu unbedeutend (61 :39) sei, als daß man daraus Schlüsse zieben könnte. Übrigens ließe sich kein Grund für das Überwiegen der weißen Siege finden, aber das sei Sache der Schachwissenschaft. . . .

Als man Soherr's hundertsten Geburtstag feierte — er war natürlich längst gestorben, wie sich's an einem hundertsten Geburtstage schickt — spielte niemand mehr ernstlich Schach. Auch jene Leute, die die alten Schachpartien an der Hand des neuen Verfahrens überprüften, waren mit ihrer Arbeit längst zu Ende gekommen und batten sich zur Ruhe gesetzt. Viele Partien waren fast von Anfang an gründlich falsch — auch das Maß der Unrichtigkeit hatte man festzulegen vermocht — gespielt gewesen, andere ebenso falsch begutachtet worden. Die Schachmeister, die sich zu Anfang der neuen Zeit damit abgegeben hatten, anderen, schwächeren Spielern den Anzug vorzugeben, d. h. ihnen die Weißen zu überlassen, waren auch damit immer schlechter gefahren. Als die noch Lebenden gestorben waren, widmete sich niemand mehr der unnütz gewordenen Kunst.

D,a s war des königlichen Spieles Ende.

Heute kennt kaum ein Mensch die Regeln des einstmals königlich genannten Spieles, denen sich durch Iahrhunderte Könige und Kaiser gefügt. Deshalb mußten sie eingangs gegeben werden. Auch die Figuren sind unbekannt, wenn man sie nicht etwa in einer Sammlung alten Hausgerätes findet. Nur das Muster des Schachbrettes sieht man noch hie und da als Zier auf einem Teppich, einer Zimmerivand, ohne daß jemand wüßte, was diese Felder einst bedeutet batten. Höchstens wissen die Kunstgewerbler, daß einer ihrer berühmtesten Ahnen bei fast allen seinen Schöpfungen diese abwechselnd schwarzen und weißen Felder verwendet hatte, weshalb

man ihm den Übernamen des „Srbach-in-Schach" gegeben.

Heinrich van Ogke:*)
Ser erste Weihnachtsbaum.**)

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Anna Popitz.
(Schluß.)

III.

Verwitterte Blätter hingen noch an den Zweigen der Eiche: zerrissene und verdorrte Spuren des entschwundenen Sommers. Das glänzende Rot des Herbstes war dahin, gebleicht durch Stürme und Kälte. Aber heute Nacht waren diese zerfetzten Überbleibsel einer vergangenen Pracht wieder rot. Sie hoben sich wie Blutflecken vom nachtblauen Himmel ab. Ein ungeheueres Feuer war vor dem Baume entzündet worden. Rotflammige Zungen, Springquellen von rubinfarbenen Funken f.iegen durch die sich weit ausbreitenden Zweige empor und beleuchteten unheimlich schön die Umgebung.

Das blasse, reine Mondlicht, das die umliegenden Wälder übergoß, wurde hier übertreffen. Nicht ein Strahl davon drang durch die Zweige der alten Eiche. Sie stand wie eine Wolkensäule zwischen dem sanften Himmelslicht und dem krachenden, blitzenden Feuer auf Erden.

Das Feuer selbst aber war unsichtbar für Winfried und seine Gefährten. Eine große Menge Menschen stand im Halbkreise um die brennenden Holzklötze, mit dem Rücken nach der Lichtung und die Gesichter der Eiche zugewandt. Winfried und seine Genossen sahen so gewissermaßen nur die Silhouette der versammelten Menge, die sich in vager, geheimnisvoller, formloser Gestalt von dem glübenden Hintergrunde abhob.

Die Reisenden hielten einen Augenblick am Rande des Dickichts inne und berieten mit einander.

„Die Nacht des großen Rates! Der ganze Stamm ist hier versammelt", sagte einer der Holzhauer. „Ich hörte vor drei Tagen davon, als wir durch eines der Dörfer marschierten. Alle, die zu den alten Göttern beten, sind herbeigerufen worden. Sie werden dem Kriegsgott ein Schlachtroß opfern, Blut trinken und Pferdefleisch essen, das sie stark machen soll. Nur mit Gefahr unseres Lebens können wir uns ihnen nahen. Iedenfalls müssen wir das Kreuz verbergen, wenn wir dem Tode entgehen wollen."

') H. v. Dyke war während des Krieges amerikanischer Gesandter im Haag (Holland). ") Aus: »Die blaue Blume- von H. van Dyke, New-Vork, Charles Seribner's Sons 1902; übersetzt mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers. Nachdruck verdoien.

„Niemand verberge mir das Kreuz", rief Winfried, seinen Stab hochhaltend, „denn ich bin gekommen, ihnen das Kreuz zu zeigen und diesem blinden Volke die Kraft, die davon ausgeht, verständlich zu machen. Hier wird heute Nacht mehr geschehen als nur das Opfern eines Schlachtrosses, eine viel größere Schandtat werden sie vollbringen und nicht nur verächtliches Fleisch, was sie ihren Götten, geopfert haben, essen. Ich habe im Traume alles gesehen. Hier muß das Kreuz errichtet werden, das soll unsere Aufgabe sein!"

Auf seinen Befehl ließ man den Schlitten nm Rande des Waldes mit zweien der Leute, die ihn bewachen sollten, zurück. Die übrigen aber bewegten sich langsam vorwärts über den offenen Platz. Sie näherten sich unbemerkt, denn die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung war auf das Feuer am Fuße der Eiche gerichtet.

Dann drang Winfrieds Stimme durch die Nacht: „Heil Eueh, Ihr Söhne des Waldes! Ein Fremder bittet, sich in dieser Winteniacht an Eurem Feuer wärmen zu dürfen!"

Schnell wie mit einer einzigen Bewegung wandten sich tausend Augen dem Sprecher zu. Der Halbkreis öffnete sich schweigend in der Mitte, Winfried trat mit seinem Gefolge hinein, und der Kreis schloß sich wieder hinter ihnen.

Nun bemerkten sie auch, als sie die sie umgebenden Reihen musterten, daß die Kleiderfarbe der Versammelten nicht schwarz war sondern weiß, blendend, strahlend, feierlich. Weiß waren die Gewänder der Frauen, die dicht gedrängt an den Enden des halbmondförmigen Kreises ihre Plätze hatten; weiß auch die glänzenden Wamse der Krieger, die in engen Reihen beieinander standen; weiß die Pelzmäntel der alten Leute, die die Mitte des Kreises einnahmen; weiß, aue reiner Schafwolle mit dem Schimmer von silbernen Verzierungen darüber, die Kleider einer kleinen Gruppe von Kindern nahe beim Feuer; weiß vor Ehrfurcht und Schrecken die Gesichter, die auf die Kinder gerichtet waren. Und über der ganzen Versammlung die flackernden, tanzenden Strahlen der Flammen, die auf dem Schnee den Widerstrahl von schwachen, dahinschwindenden Blutflecken hervorriefen! Die einzige Gestalt, die durch die Glut unberührt blieb, war die des alten Priesters Hunrad im langen geisterhaften Gewande, mit wallendem Haar und Bart und totenblassem Gesiebte. Er stand mit seinem Rücken nach dem Feuer und schritt langsam vorwärts dem Fremden entgegen.

„Wer bist du? Wober kommst du und was suchst du hier?"

„Dein Bruder bin ieh, ich gehöre der deutschen Bruderschaft an," antwortete Winfried, „und ich komme von England jenseits des Meeres, bringe dir Grüße von dort und eine Botschaft vom allmächtigen Vater, dessen Diener ich bin!"

„Sei willkommen, Bruder", sagte Hunrad, „sei willkommen, aber verhalte dich schweigend, denn was hier geschehen soll, ist zu notwendig, als daß wir es aufschieben könnten, und es muß geschehen, ehe der Mond die Mitte des Him, mels uberschreitet. Oder solltest du irgend welche Zeichen von den Göttern baben? Kannst du Wunder tun?"

Die Frage kam plötzlich, als ob ein Hoffnungsstrahl das verwirrte Gemüt res alten Priesters berührt babe. Winfrieds Stimme aber wurde leiser, und eine Volke der Enttäuschung zog über sein Gesicht, als er erwiderte:

„Nein, Wunder habe ich niemals tun können, obgleich ich von vielen gehört habe, der Allmächtige bat mir keine anderen Kräfte gegeben, als allen andern Menschen."

„Tritt zurück, du untergeordnetes Geschöpf," sagte Hunrad zornig, „und beobachte, wozu die Götter uns heute hierhergerufen haben. Diese Nacht ist die Eterbenncht des Sonnengottes Baldur, des holden, der von Göttern und Menschen geliebt wird. Dies ist die Nacht und die Stunde, in der die Macht des Winters am stärksten ist, eine Opfernacht ist sie, eine Nacht des furchtbaren Schreckens. In dieser Nacht ist der große Tor, der Donner- und Kriegsgott, dem diese Eiche .qeroeibt ist, betrübt über den Tod des Baldur und zornig über die Menschen, die '.'ergessen haben, ihm zu huldigen. Seit langer Zeit ist kein Opfer auf seinen Altar gelegt worden, seit langem sind die Wurzeln seines heiligen Baumes nicht mit Blut genährt worden. Daher sind seine Blätter vor der Zeit verdorrt und seine Zweige fangen an abzusterben. Daher haben uns die Sorben und Wenden in der Schlacht geschlagen, die Ernte ist mißraten, und Rudel von Wölfen haben die Herden verheert, die Kraft ist vom Bogen gewichen, und das Holz des Speeres ist zerbrochen, und der wilde Bär hat den Iägersmann umgebracht. Daher ist die Pest in unsere Wohnungen gedrungen und wir haben mehr Tote als Lebende in unseren Dörfern. Antwortet, Ihr Leute, ist es wahr, was ich sagte?"

Ein heiserer Laut der Zustimmung lief durch die Versammlung. Ein Gesang, in dem sich die Stimmen der Männer und Frauen vereinigten, wie der schrille Ton des Windes, der durch die Fichtenbäume saust, mit dem polternden Donnerhall eines Wasserfalles, hob und senkte sich in rauhem Tonfall:

O! Tor, du Donnerer,
Mächtig und barmherzig,
Verschone uns, triff uns nicht!
Hebe nicht deinen Hammer
Zornig auf über uns!
Suche dein Volk nicht heim.
Nimm von unserem Schatz
Das reichste Lösegeld.
Wir senden dir Silber,
Iuwelen und Wurfspieße.
Unsere besten Gewänder,
All unseren Besitz,

Von unschätzbarem Werte,
Bieten wir dir an.
Wir wollen Schafe schlachten
Und Schlachtrosse dir opfern.
Reines Blut soll dich laben.
O! Baum des Donnergottes,
Lebensströme sollen dich erfrischen,
Du starkes, wunderwirkendes Holz.
Sei barmherzig, du Mächtiger,
Triff uns nicht mebr,
Schone und rette uns!
Schone uns Tor! Tor!

Der Gesang endete in großem Geschrei, und darauf folgte eine so vollständige Stille, daß man das Krachen des Feuers deutlich hören konnte. Der alte Priester stand für einen Augenblick ruhig da. Seine langhaarigen Brauen bedeckte« seine Augen, wie Asche das Feuer unterdrückt. Dann hob er sein Gesicht auf und sprach:

„Nichts von alledem wird dem Gott gefallen. Kostbarer muß das 5^pfer sein, das Eure Sünde wegwaschen wird, kostbarer der rote Tau, der dem beiligen Baume neue Kraft geben soll. Tor verlangt Eure liebste und edelste Gabe."

Hunrad bewegte sich langsam näher zur Gruppe der Kinder, welche das Feuer und die funkelnden nach oben schießenden Feuerschlangen beobachteten. Sie batten nicht auf die Worte des Priesters geachtet und bemerkten auch nieht, daß er sich ihnen näherte, so eifrig bedacht waren sie, zu sehen, welche der feurigen Schlangen am höchsten hinauf in die Eichenzweige steigen würde. Ganz vorn — mit besonderer Aufmerksamkeit das hübsche Spiel beobachtend — stand ein Knabe, wie ein Sonnenstrahl, schlank und elastisch, mit blitzenden Augen und lachenden Lippen. Der Priester legte seine Hand auf des Knaben Schulter, dieser wandte sich um und sah dem alten Manne ins Gesicht.

„Hier", sagte Hunrad mit schwankender Stimme, schwankend wie ein Schisf, wenn es mit einem dicken Tau am Anker befestigt werden soll, „hier ist die auserwählte Gabe, der älteste Sohn des Häuptlings, der Liebling des Volkes. Höre, Bernbard, willst Du nach Walhalla ziehen, wo die Helden mit den Göttern wohnen, und eine Botschaft zu Tor bringen?"

Der Knabe antwortete sehnell und deutlich: „Ia, Priester, ich will gel»,',„ wenn es mein Vater befiehlt. Ist es weit weg? Soll ich schnell laufen? Muß ich meinen Bogen und Pfeil wegen der Wölfe mitnehmen?"

Des Knaben Vater, der Häuptling Gundlar, stand zwischen den bärtigen Kriegern, er atmete schwer und stützte sich auf den Griff seines Speeres, daß

Holz krachte. Und sein Weib, Irma, drang durch die Reihen der Frauen und strich ihr goldenes Haar mit einer Hand aus ihrer Stirn, während sie mit der andern an der groben Silberkette, die sie um den Hals trug, riß, bis die rohen Glieoer ihr ins Fleisch einschnitten und die roten Blutstropfen unbeachtet auf ibre Brust herunterrannen.

Ein Seufzer ging durch die Menge, wie das Murmeln der Bäume, eh^ der Sturm ausbricht. Aber keiner sprach als Hunrad:

„Ja, mein Prinz, beides sollst du mit dir nehmen, Bogen und Speer, denn der Weg ist lang, und du bist ein tapferer Iäger. Aber in Dunkelheit mußt du eine kurze Strecke deiner Reise zurücklegen, mit verbundenen Augen. Fürchtest du dich?"

„Nichts fürchte ieh," sagte der Knabe, „weder Dunkelheit, noeh den großen Bär oder den Werwolf, denn ich bin Gundlars Sobn und der Beschützer meine? Volkes."

Der Priester führte den Knaben, der in seiner weißen weichen Schafwollkleidung den Eindruck der Unschuld maehte, zu einem breiten Steine vor dem ^euer. Er gab ihm seinen kleinen mit Silber ausgelegten Bogen und

seinen Epeer mit glänzendem Stahlkopf. Mit einem weißen Tuche verband er dem Kinde die Augen und gebot ihm, neben dem Steine mit dem Gesicht nach Osten niederzuknien. Unwillkürlich zog sich der weite Kreis der Zuschauer enger zusammen, wie sieh die Enden eines Bogens einander nähern, wenn die Sehne gespannt wird. Winfried bewegte sich lautlos vorwärts, bis er dicht hinter dem Priester stand.

Oer alte Mann bückte sich^ um einen schwarzen Hammer von Stein vom Boden aufzuheben — den heiligen Hammer des Gottes Tor. Alle Kräfte seiner welken Arme zusammennehmend, schwang er ihn boch in die Luft. Einen Augenblick schwebte der Hammer über dem lieblichen Kinderköpfchen und war im Begriff zu fallen —

Ein scharfer Schrei schrillte vom Platze der Frauen her: „Mich nimm! nicht Bernbard!"

Die Mutter flog schnell wie ein Falk zu ihrem Kinde hin, schneller aber noch war die Hand des Befreiers. Winfrieds schwerer Stab prallte mächtig gegen den Griff des Hammers, so daß er der Hand des alten Mannes entfiel. Er flog seitwärts am schwarzen Stein vorbei, traf den Rand des Altars und barst in zwei Stücke. Ein Schrei zugleich des Schreckens und der Freude ertönte aus dem Kreise der Umstehenden. Die Zweige der Eiche bebten, die Flammen des Feuers schlugen höher hinauf. Und als der Schrei verklungen war, sah man Frau Irma, die ibr Kind in den Armen hielt, und über ihnen am Altarstein Winfried, sein Gesicht leuchtete, wie das eines Engels.

IV.

Wie wenn in einen vom Berge herniedersausenden Gebirgsstrom ein großer Felsblock vom Hügel herabstürzt in die Mitte des Wassere, und die dadurch aufgehaltene Flut verwirrt in ihrem Lauf innehält, am Felsen in die Höhe spritzt, schäumend und brausend, gleichsam geteilt in ihren Gefühlen, unentschlossen, ob sie sich nach rechts oder links wenden soll, so fiel Winfrieds kühne Tat in die Gedanken und Vorgänge dieses nächtlichen Rates.

Die Versammelten waren bestürzt: Ärger, Erstaunen, Ehrfurcht, Freude, alle diese Gefühle wogten wirr durch die Menge. Sie wußten nicht, was sie tun seilten: die Einmischung des Fremden als eine Beleidigung ihrer Götter zurückweisen oder ihn als Befreier ihres Prinzen willkommen heißen!

Der alte Priester kauerte sich still am Altar nieder. Alle Arten von Ratschlägen schwirrten durch die Luft: der Opferdienst soll weiter geführt werden, die Götter müssen beruhigt werden, der Knabe solle nicht sterben, man bringe des Häuptlings bestes Pferd und erschlage es an Stelle des Kindes. Das wird genügen, der heilige Baum liebt das Blut der Pferde. Nein, nicht so, da gibt es noch besseren Rat: man ergreife den Fremden, den die Götter offenbar als ein Opfer hierbergeführt haben, er hat sein Leben verwirkt als Strafe für sein ruckloses Tun.

Die verwelkten Blätter der Eiche rauschten und flüsterten. Das Feuer wallte auf und sank wieder in sich zusammen. Zornige Stimmen prallten auf einander und starben hinweg. Da stampfte der Häuptling Gundlar mit seinem Speer auf den Boden und verkündigte seine Ansicht:

„Alle habt Ihr gesprochen, aber keines Rat können wir annehmen. Seid still und laßt den Fremden reden, und nach seinen Worten wollen wir urteilen, ob er leben oder sterben soll."

Winfried, der am Altar stand, reckte sich empor. Er zog eine Rolle ven Pergament aus seiner Brust und begann zu lesen:

„Ein Brief von dem großen Bischof in Rom, der auf goldenem Throne sitzt, an die Velksstämme in den Wäldern von Hessen, Thüringen, Franken und Sachsen: In nomine Ooinini, sanetae et in6ivi6uae ^nnitatis, amen!"

Ein Gemurmel, aus dem deutlich Gefühle der Ebrfurcht und Anerkennung ;u bemerken waren, ging durch die Menge: die heilige lateinische Sprache! Die Sprache, die von den gelehrten Männern aller Länder gesprochen und verstanden wird! Es ist Zauberei in dieser Sprache! Hört zu!

Winfried fuhr fort, den Brief zu lesen, er übersetzte ihn in die Sprache des Volkes.

„Wir haben unseren Bruder Bonifaeius gesandt und ihn zu Eurem Bischof bestimmt, damit er Euch den einzigen wahren Glauben lehre und Euch taufe und Euch von den Wegen des Irrtums zum Pfade des Heils führe. Hört auf ibn in »allen Dingen, wie auf einen Vater. Nehmt seine Lebren in Euren Herzen auf. Er kommt nicht irdischen Gewinns wegen, sondern er will Eure Seelen retten. Laßt ab von den Werken des Teufels. Huldigt nicht den falschen Göttern, renn sie find Teufel. Bringt keine blutigen Opfer mehr, eßt nicht länger Pferdefleisch, sondern folgt in allen Stücken den Lehren unseres Bruders Bonifaeius. Baut ihm ein Haus, damit er unter Euch wohne, und baut eine Kirche, in der Iln beten könnt zum einzig lebendigen Gott, zum allmächtigen König des Himmels."

Eine herrliche Botschaft: stolz, stark, friedevoll und erfüllt von Liebe. Mächtia wirkten die heiligen Worte auf die Herzen der Menge. Alle waren ergriffen wie Menschen, die einer hehren Musik gelauscht haben.

„So künde uns," sagte Gundlar, „welche Botschaft bringst du nns vom Allmächtigen? Welchen Rat gibst du den Stämmen dieser Wälder in dieser heiligen Opfernacht?"

„Diesen Rat und diese Bostchaft," antwortete Winfried, „nicht ein Tropfen Blut soll diese Nacht vergossen werden, ausgenommen das, was Schmerz und Mitleid von der Brust Eurer Fürstin aus Liebe zu ihrem Kinde fließen ließ. Kein Leben soll in dieser Nacht ausgelöscht werden, aber dieser Baumriese, der Euch des Himmels Licht verbirgt, der soll fallen. In dieser Nacht wurde der allgütige Heiland geboren, der Sohn des allmächtigen Vaters, der Retter der Menschheit. Er ist herrlicher als Baldur der Holde, größer als Odin der Weise, freundlicher als Freya die Gute. Seitdem er zur Erde gekommen ist, müssen die blutigen Opfer aufhören. Der finstere Tor, an den Ibr Euch vergeblich gewandt habt, ist tot. Für immer ist er verschwunden. Seine Macht in dieser Welt ist gebrochen. Wollt Ihr einem hilflosen Gott dienen? Seht, meine Brüder, Ihr nennt diesen Baum seine Eiche! Wohnt er hier? Schützt er sie?"

Worte der Zustimmung wogten wirr durcheinander. Erregt bewegten sich die Männer hier und dort hin. Die Frauen bedeckten ihre Augen. Hunrad, der Priester, aber erhob sein Haupt und murmelte heiser: „Tor! räche dich! Tor, räche dich!"

Winfried winkte Gregor herbei. „Bringe die Arte, deine und eine für mich. Jetzt, junger Waldmann, zeige deine Kraft! Der Könïgobaum des Waldes muß fallen, schnell, oder alles ist verloren!"

Die beiden Männer stellten sich einander gegenüber, jeder an eine Seite der Eiche. Ihre Mäntel warfen sie ab, ibre Häupter waren unbedeckt. Sorgfältig prüften sie den Boden mit ihren Füßen, um eine geeignete Stelle zu finden. Fest faßten sie ihre Arte und schwangen die glänzenden Schneiden durch die Luft.

„Baumgott," rief Winfried, „bist du zornig?

So treffen wir dich!"

„Baumgott," stimmte Gregor ein, „bist du mächtig?
So kämpfen wir gegen d'ch!"

Krach! krach! Die wechselseitigen Streiche trafen klingend das harte HDlz. Die Ärte fuhren leuchtend in festemRhythmus durch die Luft, wie grimmigeAdler, die ihre Beute umkreisen. Breite Holzspähne flogen aus den klaffenden Wunden an den Seiten der Eiche. Der große Stamm bebte. In den Zweigen, war ein Zittern und Zagen. Und dann geschah das große Wunder in Winfrieds Leben:

Durch die Stille der Winternacht ertönte ein mächtiges Gebrause hech oben iiber ihren Köpfen.

Waren es die alten Götter auf ihren Schlachtrossen mit ihren schwarzen BlutKunden und ihren Blitzpfeilen, die durch die Luft sausten, um ihre Feinde zu zerschmettern?

Ein starker Wirbelwind fegte durch die Baumspitze:i. Er packte die Eiche bei ibren Zweigen und riß sie los ven den Wurzeln. Sie fiel um wie ein zerstörter Turm, ächzend und krachend barst sie auseinander in vier große Stücke.

Winfried ließ seine Art sinken und beugte sein Haupt für einen Augenblick in Gegenwart der allmächtigen Gewalt.

Dann wandte er sich dem Volke zu: „Hier ist Bauholz," rief er, „schon gefällt und geteilt für Euer neues Haus. An dieser Stelle soll eine Kapelle dem wabren Gott und seinem Diener St. Peter errichtet werden."

„Und hier," sagte er, als seine Augen auf einen jungen Tannenbaum fielen, der gerade und grün, seine Krone den Sternen zugewandt, zwischen den Trümmern der gefallenen Eiche stand, „hier ist der lebendige Baum, der keinen Blutstropfen an sich hat, den nehmt als ein Zeichen Eures neuen Gottesdienstes. Seht, wie er gen Himmel weist. Nennt ihn den Baum des Christkindes. Nehmt und tragt ihn in die Halle des Häuptlings. Ihr sollt von nun an nicht mehr in die Tiefen des Waldes gehen, um da Eure Feste mit geheimnisvollen schändlichen Gebräuchen zu feiern, Ihr sollt sie zu Hause haben in Frohsinn und mit Gesängen und Gebräuchen, die die Liebe Euch lehren wird. Die Donnereiche ist gefallen, und ich glaube, der Tag wird kommen, an dem es in ganz Deutschland kein einziges Haus mehr geben wird, in dem sich die Kinder nicht um den grünen Weihnachtsbaum sammeln und glücklich sein werden in der heiligen Christnacht."

Sie nahmen den kleinen Tannenbaum von seinem Platze und trugen ihn in heiterem Zuge zum Rande der Lichtung und legten ihn auf den Schlitten. Die Pferde warfen die Köpfe auf und zogen mutig ihre Ladung, als ob die neue Last den Schlitten erleichtert habe.

Als sie zu Gundlars Hause kamen, befahl er ihnen, die Tore der Halle weit zu öffnen und den Baum in die Mitte zu stellen. Sie zündeten Lichter unter den Zweigen an, so daß schließlich der Baum vollständig von Leuchtkäfern umschwirrt schien. Die Kinder umgaben voll Staunen den wundersamen Tannenbaum, dessen süßer balsamischer Duft die Halle erfüllte.

Später stellte sich Winfried neben Gundlars Stuhl auf den erhöhten Platz und erzählte die Geschichte von Betblehem, von dem Kinde in der Krippe, von den Hirten auf dem Felde und den himmlischen Heerscharen und ihrem Lobgesang. Alle lauschten und versanken entzückt in Stillschweigen.

Aber der Knabe Bernhard auf Irmas Schoß, zärtlich von ihren Armen umschlossen, wurde ruhelos; als die Geschichte lange dauerte, fing er an, leise in seiner Mutter Obr zu schwatzen.

„Mutter," flüsterte das Kind, „warum schriest du so laut, als der Priester mich nach Walhalla senden wollte?"

„Still, mein Kind!" antwortete die Mutter und preßte den Knaben fester sich.

„Mutter," flüsterte er wieder und legte seine Finger auf die Blutstropfen an ihrem Halse, „sieh, auch dein Kleid ist rot! Was sind das für Flecken, hat dich jemand verletzt?"

Die Mutter schloß ihm den Mund mit einem Kusse.

„Sei still, Lieber, und höre zu!"

Der Knabe gehorchte. Seine Augen wurden schwer von Schlaf. Aber er I'örte die letzten Worte Winfrieds, als er von den Engelsboten sprach, die singend die Hügel von Iuda umflogen. Das Kind lauschte voll Staunen, halb träumend. Plötzlich wurde sein Gesicht strahlend. Es drückte wieder seine Lippen an Irmas Wangen und flüsterte ganz leise:

„O, Mutter, sprich nicht. Hörst du sie? Iene Engel sind wieder gekommen, ^ie singen hinter dem Tannenbaum!"

Und viele behaupten, daß dem wirklich so war. Andere aber sagen, daß Gregor und seine Gefährten am unteren Ende der Halle die Weihnachtshymne sangen:

Ehre sei Gott in der Höhe

Und Friede auf Erden

Und dem Menschen ein Wohlgefallen!

Paul Knötel:
Opfer.

Ms öer Geschichte einer Familie.

l, Fortsetzung.)

Da ich selber nicht lesen kann, habe ich, als ich wieder zu meiner Kompanie stieß, meinen Herrn Hauptmann gebeten, nachzusehen, was darin stände. Der Herr hat mit großer Mühe herausgebracht, daß auf einer Seite Ihr Name und Wohnort steht. Da habe ich mich gefreut, daß ich Ihnen das Vermächtnis Ihres Sohnes werde geben können, da ich ja auch hier aus der Gegend stamme. Aber ich habe es noch lange mit mir herumfragen müssen. Denn bald darauf bin ich in Thüringen schwer an Nervenfieber erkrankt und habe im Lazarett in Erfurt auf den Tod gelegen, bis sie mich dann endlich als untauglich am Anfang dieses Monats entlassen haben. So bin ich hierher gekommen.

Was der freundliche Mann mir sonst noch erzählet hat, kann ich übergehen, mein lieber Enkelsohn. Du zweifelst wohl nicht, daß das letzte Wort Deines Vaters, das der Landwehrmann nicht mehr verstanden hat, der Name Deiner lieben Mutter gewesen ist. So sind sie denn beide, indem jeder des anderen liebend gedachte, in die Ewigkeit eingegangen, und die Liebe hat den Tod überwunden.

Könnte ich doch alles das, was ich hier niederschreibe. Dir selbst erzäblen und wie ein Samenkorn in Dein Herz legen, aber Du bist jetzt noch ein kleines, unmündiges Knäblei.i. Wenn Du diese Zeilen lesen wirst, weiß ich nicht, ob Du sie schon verstehst; das weiß nur der liebe Gott. Aber, so er will, wird die Zeit kommen, da Du es verstehst. Dann denke daran, daß Dein Großvatzr diese Worte über Deine Eltern geschrieben hat und daß es nur die Wahrheit ist, wenn er sein eigen Kind und Schwiegerkind also gelobt hat. Strebe darnach, ihnen gleich zu werden und Deine Pflichten gegen alle Menschen und g"gen das Vaterland so zu erfüllen, wie beide es getan haben in ihrem nur allzu kurzen Leben. Dann wird, wie das ibre, auch Dein Andenken bei d?n Menschen gesegnet sein. Und so will ich diese Nachrichten von Deinen Eltern schließen mit dem Segenswort der heiligen Schrift: Der Herr segne und behüte Dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dich und gebe Dir seinen Frieden. Amen.

Ioachim Werner,
Kgl. Kriegs» und Domänenrath a. D.

2.

Der Iüngling schlug die letzte Seite um; dann wurde es stille im

Zimmer. Denn auch die alte Frau hatte die fleißigen Hä,ide müßig in den Schoß gelegt und schaute mit unsicherem Blicke wie verloren vor sich hin. Hans aber erhob sich plötzlich und eilte in sein daneben liegendes Zimmer, in dem er an der Tür das elektrische Licht andrehte. Dann trat er schnell vor sein Bett und betrachtete die Bilder der beiden lieben Menschen, seiner Urgroßeltern. Lange stand er so da, als ob er im Innern Zwiesprache mit ihnen hiel.e. Zum ersten Mal in seinem Leben war die Vergangenheit lebendig geworden und hatte den Staub und die Verwesung eines Iahrhunderts siegreich überwunden. Und unbewußt wg es durch seii e Seele, daß er Blut war vom Blut derer, die in jugendlicher Schönheit vor ihm im Bilde standen. Endlich riß er sich los und eilte zur Großmutter zurück, nahm neben ihr auf dem Sofa Platz und drückte mit seiner kräftigen Neekten die zittrigen Hände der Greisin.

„Großmutter, ich danke dir, daß ich das lesen durfte, aber," und er schaute sie flehend an, „nun mußt du mir auch vom Großvater, deinem Manne, erzählen; jetzt möchte ich gern alles von meinen Vorfahren wissei. Wie mag es wohl kommen, daß ich an all das niemals gedacht, niemals darnach gefragt habe?" Über das Gesichte der alten Frou huschte es bei der Bitte des Enkels wie ein lrüber Schatten, aber schon im nächsten Augenblicke sprach sie in ihrer liebevollen Weise: „Für heut ist es genug, mein Hans, es ist schon spät, und morgen muß ich wieder zeitig aufstehen. Später werde ich dir vielleicht davon erzählen. Ietzt sieh zu, daß du'mit dem fertig wirst, was du heut gehört hast. Gute Nacht, mein Jung," und sie drückte aufstehend dem noch Sitzenden einen Kuß auf die Stirn. Da mußte auch er sich erheben. „Gute Nacht, Großmutter, nochmals herzlichen Dank."

Fertig werden mit etwas! Hans verstand das Wort zuerst nicht rechl. Dann aber dachte er an seinen Vater, an den, dem. er das Leben verdankte. Und er rachte an die Schulkameraden, mit denen er vertraulich verkehrte. Wie standen doch die zu ihren Vätern, und er? War es nicht, als ob zwischen ihnen eine Scheidewand stände, die sie trennte, ein tiefer Graben, über den er nicht hinüberkönnte zu dem, der ihm nach Naturgesetz der Liebst? und verebrungswürdigste Mensch sein sollte. So wurde es ihm zum ersten Mal aanz klar, daß er an etwas zu tragen bätte, und er verstand das Wort der Großmutter: Fertig werden mit etwas. Würde er je fertig werden mit dieser Last, die ihn auf einmal so schwer bedrückte. Und eor seinen Augen stand das Verhältnis zwischen Ahn und Großvater, das er beut aus den Zeilea des alten Herrn kennen gelerrt batte. Eine heiße Sehnsucht stieg w dem Iüngling auf, daß er ebenso mit seinem Vater stünde! Die lebendige Gegenwart und die lebendig gewordene Vergangenheit zogen durch seine Sinne imd vermischten sich mit einander, und der Iüngling meinte, daß er in dieser Nacht schwer den gewobnten schnellen Schlummer finden werde. Aber die Iugend machte bald ihr Anrecht geltend, und nicht lange dauerte es, da schlief Hans, während die Ahne, noch lange wachend, in die Finsternis starrte. AueK ihr war die Vergangenheit heut wieder auferstanden und machte ihr das Herz schwer. Und dazu gesellte sich die bange Frage, was sollte sie dem geliebten Enkel erzählen, wenn er wieder bittend an sie heranträte. Durfte sie ihm das alles offenbaren, war er nicht noch '^in Kind? So rarg sie mit sich selbst, bis auch ihr nach bangen Stunden der Schlaf als Erlöser kam.

Strahlende Sonne am Morgen läßt manchen das Trübe vergessen, das im Dunkel der Nacht den Schlummer von seinem Lager fernhalten wollte, denen ober, die, durch lange Lebensjahr? geschritten, nicht vergessen können, bringt er doch einen Hauch von Freude und verklärt das Leid. So war es auch bei der «lten Frau, als sie sich am nächsten Tage schon zeitig erhoben hatte und durch das Zimmer ging, in dem der Enkel noch in tiefem Schlummer lag. Wie sie ihn so sah in seiner Kraft und Iugend, da konnte sie nich? anders, sie mußte stehen bleiben und ihn, der schon so lange die Mutter entbehrte, ansehauen mit dem Blick der Mutterliebe. Und ihre Augen gingen hinauf zu dem Gattenpaare über dem Bette in seiner strahlenden Schönheit. Wie glich doch ihr Hans dem Helden aus dem Freiheitskriege, nur das Blond seines Haares unterschied ihn von dem Ahn. Aber noch etwas fiel ihr bei dem Schlafenden besonders auf: der herbe Zug um den Mund, der so gar nicht zu dem sonnigen Antlitz des Jünglings zu passen schien. Ia, sie kannte den Zug wohl. Am Antlitz ihres Gatten hatte sie ihn zuerst gesehen, und dann hatte er sich bei ihrem Sohne, als er zum Manne beranwuchs, immer mehr ausgebildet — und noch erinnerte sich die alte Frau, wie sie es mit Schmerzen wahrgenommen hatte — und nun war auch ihr Enkel damit gezeichnet. Da stiegen wieder graue Wolken in dem Herzen der Greisin auf und verdüsterten den hellen Tag da draußen. Und trüben Sinnes schritt sie ans gewohnte Tageswerk.

Bis dann der Enkel kam, fröhlichen Antlitzes, ohne jenes Erbteil von Vater und Großvater um den Mund, und der Ahne, freundlich lächelnd, gut.n Morgen bot. So zeigte das Frühstückszimmer ein Bild holden Friedens. Hier wurde das leichte Tagewerk des Iünglings besprochen: ein Spaziergang mit seinem besten Freunde nach dem benachbarten Dorfe Kunzenwalde, dann das Mittagbrot, nach Tisch die selige Ruhestunde auf dem Sofa — heut sollte der neue Roman von Walther Bloem begonnen werden ^ und dann r'ach dem Kaffee die gewohnte Tennispartie im Stadtpark. Käte Schmidt würde nach ibrer Rückkehr von der Sommerreise am heutigen Tage zum ersten Male wieder mit beim Spiele sein. Wie sein Gesicht dabei strahlte, und die Großmutter lächelte so innig — sebone Zeit der ersten Liebe — der gute, dumme, liebe Iunge! Und endlich —

„Nicht wahr, Großmutter, heut abend — —?"

Nun trübte sich wieder ihr Blick, und die bange Frage stieg wieder in ihr auf: Durfte sie dem Iüngling das alles sagen; wie würde er es aufnehmei', war er schon reif genug dazu?

So schwieg sie. Erwartungsvoll blickte Hans die Großmutter an. Plötzlich stand er auf, trat zu der Greisin und legte, wie er es früher gewohnt gewesen, seinen rechten Arm um ibren Hals, sein Gesicht an die welke Wange:

„Großmutter, warum willst du nicht? Ich bin doch kein Kind mehr. Und —" er stockte, dann raffte er sich zusammen, „und ich meine, ich würde so manches verstehen, wenn ich m.'ine Vorfahren kannte, auch", und wieder versagte ihm fast das Wort, „Vater."

Plötzlich wandte die Greisin ihr Antlitz und schaute ihm erstaunt in die Augen. Was war mit ihrem Herzensjungen vorgegangen? Gestern erst hatte sie es wieder gehört, wie es ihrem Schwiegervater so schwer gefallen war, sich offen jemandem anzuvertrauen, und wäre es selbst der eigene Vater. Von ihrem eigenen Manne, von ihrem Sohne und auch von dem Enkel wußte sie es nur zu gut, daß sie dieses Erbteil der Werner besaßen. Es mußte gewaltiges im Herzen des Enkels vorgegangen sein, daß er dieses Bekenntnis machen konnte. Doch nun war der Damm gebrochen, und über die Lippen Hansens kamen stoßweise die Worte:

„Ich weiß doch, daß mein Vater so anders ist wie die Väter meiner Kameraden. Es ist mir oft, als müßte ich vor ihn hintreten und ihn bitten: Vater, Hab' mich doch lieb. Ich will ja alles tun, was du von mir willst. Aber, wenn iel> dann sein Gesicht sehe, sein Auge, wie es auf mir ruht, verstummt alles in mir, und ich schleiche zurück, als ob ich bei etwas Bösem ertappt wäre. Wenn er zu mir spricht, immer dieses ewige: Arbeite, sei fleißig, und niemals ein Wort der Zufriedenheit, wenn ich mir wirklich Mühe gegeben habe. Das halte ich nicht mehr lange aus. Und wenn ich das Eramen nicht bestehe! Großmutter, dann weiß ich nicht, was ich machen soll — dann — —"

Und Hans brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Leise, besänftigend strichen zwei welke Hände über das Haar und die Wangen des Jünglings.

„Mein Iunge, sei ruhig. Es wird noch alles, alles gut werden. Und auch die Schatten werden schwinden. Ihr werdet Euch beide finden, dein Vater und du. Er ist gut, ich weiß es. Und damit du ihn verstehen lernst, so will ieh dir l'eut abend von deinem Großvater erzählen, urd — leise setzie sie es hinzu — vielleicht auch von deinem Vater. Dann wirst du ibn verstehen."

Der Abend kam. Blutigrot war die Sonne untergegangen über der schweigenden Heide im Westen der Stadt und hatte nur ein paar schmale Wolkenstreifen mit ihren sterbenden Strahlen vergoldet. Sonst spannte sich der wolkenlose Himmel über das schlummernde Land, und allmählich traten die Sterne aus dem Dunkel semer Wölbung hervor und ließen ihren schwachen Lichtschein erstrahlen. Und wie der Himmel, so war auch des Iünglings Antlitz wolkenlos, als er nach dem Abendessen das Zimmer der Großmutter betrat. Jugendsinn überwindet leicht, was im Augenblick unüberwindbar erscheint. Wie draußen am Abendhimmel ein Stern nach dem anderen aufgegangen war, so war ja auch für Hans heut ein Stern wieder aufgegangen, und sein lichter Glanz strahlte tief in seinem Herzen. Wie sie ihm heut entgegen getreten war, die Käte, so befangen, über und über rot im Gesicht, und wie sie ihm dann die Hand gereicht hatte. Da war alles Leid und Weh in ihm geschwunden. Zuerst die Tennispartien und dann — dann hatte es sich gefügt, daß er sie auf dem Nachhausewege allein begleiten durfte. Was sie da gesprochen, das war Alltägliches gewesen, von der Sommerreise Kätes natürlich; sie war zum ersten Mal in diesem Iahre auf der Schneekoppe gewesen, sie hatte dort einen herrlichen Sonnenaufgang gesehen u. s. w. Und doch, das alles dünkte ihm schönste Musik, die melodisch in seiner Seele nachhallte, als er sich jetzt zu der Greisin setzte, die wieder in ihrer geliebten Sofaecke saß und die Nadeln des Strickzeuges bewegte.

Noch einmal schaute sie in des Iünglings Augen und sah, daß der Frohsinn wieder aus ihnen leuchtete. Da bewegte sie, als ob sie es sich selbst zufrieden bezeugen wollte, ihr Haupt ein wenig und begann:

„Gestern hat dein wohlgelehrter Urgroßvater hier zu dir gesprochen und hat dir von sich und den Seinen erzählt. Wie wird da deine alte dumme Großmutter bestehen wenn sie von deinem Großvater berichten soll. Und wenn ich das soll — ich habe, es dir ja versprochen — dann muß ich zuerst von mir selbst erzählen und von dem Nest, in das mich der liebe Herrgott einst gesetzt hat. Das erzähle ich dir auch am allerliebsten. Denn wenn es auch klein war und wir uns drücken mußten, um einander nicht zu stoßen — Puffe hat 's aber genug gesetzt, — so war es doch lieb und heimlich, und die liebe Sonne schien von oben hell hinein in unsere Augen und in unsere Seele. Da wurden auch diese hell. Du glaubst es gar nicht, Hans, was für eine Heiterkeit in unseren vier Wänden herrschte — und wie die Augen der Eltern und meiner Schwestern strahlten. Und wenn du heut in meine trüben zwei Augen schaust, dann kannst du dir auch gar nicht vorstellen, wie hell auch sie leuchteten. Du lachst vielleicht über die Eitelkeit der alten Frau, mein Iunge. Ach du lieber Gott, was sollt' ich heut noch eitel sein! Aber damals war ich es wirklich und habe mit meinen törichten Augen oft genug in den Spiegel über unserer alten Kommode geschaut. Groß war er ja nicht und teuer such nicht. Aber trotz des Sprunges, der mitten hindurch durch das Glas ging, hat er mich immer wieder zu sich gelockt, und daher weiß ich auch, daß du meine Augen hast und auch ein Teil von dem Sonnenschein, der damals in meiner Seele war.

„Du weißt, daß ich aus Langendorf stamme. Dort war mein Vater Hauptlehrer und Kantor und noch dazu Gemeindeschreiber. Das waren meiner Ansicht nach drei große Würden, aber reich haben sie ihn nicht gemacht. Da mußte tüchtig gerechnet werden, daß das Geld reichte, und es hätte wohl nicht gereicht, wenn nicht die Eltern so sparsam gewesen wären und nicht der große Garten hinter der Schule. Der war ein Paradies für uns; was haben wir darin herum getollt. Wir vier Kantorsmädel, die wilden Hummeln, wie uns der Vater nannte. Die Mutter wollte manchmal schelten, aber Vater sagte immer: „Laß sie nur, das Leben wird ihnen schon die Flügel beschneiden, das kommt früh genug". Ia, ja, er hat recht gehabt; es ist früh genug gekommen. Was ich sagen wollte, bald hätte ich es vergessen, der Garten hat uns mit über Wasser gehalten. Der brachte uns nicht nur selbst so vieles zur Wirtschaft; wir konnten auch noch verkaufen. Wenn die Himbeeren reif waren und die Stachelbeeren, dann nahm die alte Haucken immer eine ganze Anzahl Körbe mit auf ihrem Wagen in die Stadt hinein und auf den Markt. Wenn der Wagen vor unserem Hause stand, davor das alte zottelige Pferd, da waren wir drei Iüngeren — die älteste, die Mine fühlte sich schon zu groß und zu stolz dazu, im Nu oben und wollten mit zur Stadt fahren. Der Vater hätte es wohl erlaubt, aber die Mutter stand schon bald unter der Tür und rief: „Runter, Ihr Gänse, zum Verkauf seid ihr noch nicht fett genug!" und dabei lachte sie über das ganze Gesicht. Aber im Grunde meinte sie, daß es sich für die Kantortöchter nicht passe, auf dem Wochenmarkte zu stehen und zu verkaufen.

„Denn sie war aus der Stadt und hielt gar manches für ihre Mädels nicht für passend. Auch barfuß laufen sollten wir nicht und taten's doch so genr. Wie schön war das doch, wenn es geregnet hatte und die Pfützen im Wege standen. Dann waren im Nu die Schuhe und Strümpfe herunter und patsch patsch ging's ins Wasser hinein. Vater stand dann oft mit der langen Pfeife im Munde unter der Tür und freute sich über sein ganzes Gesicht über seine wilden Hummeln. Tann aber spitzte er wohl auf einmal seine Lippen und pfiff leise — das hieß, die Mutter ist im Anzuge —und hast du nicht gesehen siehste, waren wir um die Ecke berum und zogen uns unter dem offenen Schuppen die Strümpfe und Schuhe wieder an. Wenn es aber Mutter gesehen hatte, dann gab es Schelte, dann regnete es von dummen Gänsen und albernen Fratzen nur so, aber immer lachte sie dabei, und da war es'wohl zu ertragen. Gut im Zuge hatte sie uns ja, und wir gehorchten ibr aufs Wort. Das kam daher, weil wir wußten, wie lieb sie es meinte und wie sie in ihrer Sorge für uns alle fast aufging. Auch für den Vater.

„Ia der Vater! Heut, wo ich so alt bin,viel älter als er bei seinem Tode, darf ich es wohl sagen, und er wird es mir nicht übel nehmen, er war immer ein großes Kind. Mit Kinderaugen hat er Zeit seines Lebens in die Welt geschaut und bat gelacht wie ein Kind, das nichts davon weiß, wie böse es oft auf unserer Welt zugeht und wie viele schlimme Menschen es gibt. Sie haben ihm ja auch genug angetan, die Alten und die Iungen. Da schien

es wohl manchmal, als ob in seinem Herzen eine Saite riß, aber dann schauten bald darauf seine Augen wieder so kindlich heiter in die Luft hinein, als gäbe es keinen Regen und keinen Sturm, sondern nur eitel Sonnenschein. Ein Lehrer war er wohl, aber kein Pädagoge, wie sie heute sagen: Was er von Pestalozzi und den anderen aus seinen Büchern auf dem Seminar gelernt hatte, das hatte er längst wieder vergessen, aber eine Pestalozziseele hat er gehabt. Das haben viele seiner Schüler gemerkt und haben ihn lieb gehabt. Aber viele haben blos die Schwäche des Mannes gesehen und allerlei Unfug mit ihm getrieben. Da bin ich mehr als einmal, wenn die Schule aus war, hinten in die Laube gelaufen und habe geheult wie ein Schloßhund. Er aber hat nur gelackt und hat dann gesagt: „Laßt nur; wenn sie größer werden, werden s'e es schon einsehen lernen. Ietzt sind es noch dumme Kinder und wissen nicht, was sie tun". Aber auch die Großen haben ihn geärgert, besonders im Gemeinderat, und bätten ibm manchmal zu gern beschnitten, was die Gemeinde dem Lehrer damals noch als Deputat geben mußte.

„Wenn die Mutter nicht gewesen wäre, sie hätten es wohl mehr als einmal zurückgehalten, und er hätte nichts gesagt. Und wenn er etwas sagte, dann meinte er nur: „Die Dickschädel, an denen ist doch Hopfen und Malz verloren", und damit war es gut. Mancher ganz junge Mensch, der als Adjuvant ein, zwei Iahre im Giebelstübchen hinter dem dichten Weingezweig wohnte, ist später Rektor geworden, mancher sogar Schulrat, Vater aber ist immer Dorfschulmeister geblieben, und das allgemeine Ehrenzeichen hat er schließlich doch nur wegen seiner grauen Haare bekommen, und weil der alte gute Pfarrer Pätzold wußte, was für ein goldiges Gemüt in unserem Vater steckte. Denn als Schulinspektor hat der Pfarrer gar ma.ichmal hinter dem Rücken des Vaters den Kopf geschüttelt, wenn er dem Untei richt beiwohnte. Das hab' ich mehr als einmal gesehen.

„Und doch haben die Iungen und die Mädels beim Vater viel gelernt, nicht bloß Schreiben und Lesen und die vier Spezies, vielmehr für das Leben, und auch wir vier Mädel, die wir nie in eine andere Schule als die Dorfschule gegangen sind, konnten davon Zeugnis ablege,'. Ich dank'sihm heut noch, und wenn ich so jetzt mit dir dasitze und von meiner Iugend und dem Elternhause erzähle, da ist mir's, als müßte Vater durch ein Guckloch im Himmel auf uns niederschauen, und er hätte seine vielgeliebte Pfeife im Munde und lächelte mich und dich mit seinem Kinderlächeln an. Ia jn, die Iugend, wo ist die hin?

„Aber ich wollte dir doch von deinem Großvater erzählen, und nun rede ich von solchen alten Geschichten. Der alte Kriegs» und Domänenrat, der alles so schön klar und deutlich hintereinander aufgeschrieben hat, wie du es gestern lasest, hätte wohl nicht gelacht und bätte mich auch nicht so angeschaut, wie seine liebe Karoline. Ach hätte sie doch länger gelebt! Wer weiß, ob ich dann deinen Großvater geheiratet hätte und hier mit dir von diesen alten Sachen jetzt sprechen tonnte. Für ihn aber wäre es besser gewesen, sicher viel besser. Aber der liebe .Herrgott hat es einmal so bestimmt, und dn dürfen wir ihm nicht mit unseren. Wenn und Aber in sein Handwerk pfuschen. Deshalb will ich mich auch zusammen nehmen und will dir endlich erzählen, wie dein Großvater in unser Dorf gekommen ist.

„So eine Viertelstunde von Kirche, Pfarrei und Schule entfernt lag der Niecer l'of, dort wo die Straße aus dem Hohlwege herauf auf unser Dorf zuführte. Er lag ganz einsam da. Das Wohnbaus, der Stall und die beiden Scheuern, hinter denen zehn bccke mächtige Pappeln standen. Venn alles auch nur mit Strock ge deckt war, so sah der Hof doch ganz stattlich aus, d. h. von der Ferne. Nahe heran« gekommen bin ich als Kind auch; denn vom Hohlwege aus, durch den wir immer zur Stadt gingen, konnte man ihn nicht sehen. Sonst aber machten wir große Umwege um den Hof. Dort war es nicht geheuer. Nber glaube mir, mein Iunge, daß wir vor bösen Geistern keine Angst hatten. Die konnten in unserem Schulhause nicht aufkommen, denn hier wurde zu viel gelacht, und das vertragen sie nicht. Aber es gibt schlimmere Dinge wie böse Geister. Und solche schlimme Dinge erzählten sich die Leute vom Niederhofe und seinem Besitzer. Aber das Meiste war doch Klatsch und Tratsch. Damals habe ich das alles geglaubt, wenn auch die Eltern nichts davon wissen wollten. Ietzt aber weiß ich es schon lange, daß der Niederhofbaue? und seine Frau und Kinder unglückliche Menschen waren und daß man sie mehr hätte bemitleiden müssen, als sie verdammen. Fünf Kinder haben sie gehabt, alles große und schöne Menschen, aber keines ist über zwanzig Iahre alt geworden, drei sind verunglückt — ich weiß nur noch, daß der eine Sohn, der Karle, eines Tages von den Pferden auf den Hof geschleift wurde; er war tot und sein ganzer Körper zerschlagen. Dann hat sich die älteste Tochter in der Strangawe — das war ein Wasserloch hinter dem Dominium — ertränkt. Kein Mensch weiß warum. Nun war noch die jüngste, die Male, übrig. Die hat schon immer solche überirdische Augen gehabt und hat während der Predigt immer gemurmelt, daß die Leute sich umsahen und verlangten, sie sollte nicht mehr zur Kirche kommen oder sich ganz binten unter das Chor setzen, damit sie niemanden störe. Da ist dann auch eines Tages der Wahnsinn bei ihr ausgebrochen, und sie hat alles zertrümmert und die Eltern erschlagen wollen. Die haben sich keinen Rat gewußt und haben sie gefesselt und in ihrer Herzensnot und Beschränktheit im Gemüsekeller gehalten, daß sie schließlich wie ein Gerippe ausgesehen haben soll. Durch einen Knecht ist es rausgekommen, und sie haben dann die Male ins Irrenhaus gebracht, die Eltern aber sollten vor Gericht, die armen Leute. An dem Tage, wo sie die Vorladung bekommen haben, ist die Frau auch in die Strangawe gegangen, und da war nun der unglückliche Mann allein übrig. Vorm Gerichte ist er freigesprochen worden, weil er nicht zurechnungsfähig wäre. Er gehöre auf eine Anstalt, hat der Kreisphysikus gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Wirtschaftliche Rundschau. Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

„Weitere Zuspitzung der allgemeinen Wirtschaftskrisis", das ist das Signum für den letzten Monat des Iahres 1919. Dabei ist immer noch nicht abzusehen, wann der Höhepunkt dieser Krisis erreicht sein wird. Auf jeden Fall steht aber fest, daß die immer weiter wachsende Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse die schwersten Gefahren für das Volksganze in sich birgt. Diese Gefahren wachsen auf allen Gebieten gewaltig an und es ist bezeichnend für die nach wie vor rückständige Entwicklung eines bedeutenden Volksteiles, der an diesem Zusammenbruch rein nur Parteikapital herausselhagen will, so z. B. die Auseinandersetzungen über Republik und Monarchie. Aus diesem Grunde ist es insbesondere größte Notwendigkeit, daß endlich eine neutrale Wirtschaftswissenschaft das Zepter ergreifen möge, damit doch, wenn auch nur allmählich, der Zukunft bessere Wege bereitet werden konnen.

Die verheerende Wirkung der Zwangswirtschaft zeigt sich insbesondere bei der Landwirtschaft, zwar für den Landwirt weniger, als für die Volkswirtschaft. Die Gewäbrung immer wieder neuer und erhöhter Prämien soll letzten Endes den Anreiz zu schnellen und erhöhten Ablieferungen bieten, ilber den allgemeinen Saatenstand wird berichtet: Der nach dem 20. November eingetretene Wechsel

der Witterung hat dazu beigetragen, daß die schlimmsten Befürchtungen hinsichtlich der Vernichtung der Hackfruchternte in vielen Bezirken nicht eingetroffen sind, doch ist der Osten stellenweise schwer heimgesucht. Die mehrwöchige Dauer des Tauwetters bat die Aufnahme der Feldarbeiten und die Bergung der Reste der Kartoffelernte sowie der Futter- und Zuckerrübenernte zum großen Teile ermöglicht. Auch hat noch in weiten Gebieten die verspätete Aussaat von Wintergetreide, besonders Weizen stattgefunden. Immerhin ist auch heute noch ein erheblicher Teil der normalen Anbaufläche, besonders bei Weizen, unbestellt geblieben. Aus Württemberg meldet ein Berichterstatter, daß die hohen Hafer- und Bohnenpreise manchen Landwirt veranlassen, diese statt Brotkorn zu bauen. Wenn auch die Wintersaaten, besonders die frühbestellten nach dem Schmelzen der Schneedecke vielfach noch ein leidliches Aussehen zeigen, so wird doch häufig, besonders aus dem Osten mitgeteilt, daß ihr Stand zu wünschen übrig lasse und nicht so günstig sei, als zn derselben Zeit des Vorjahres. Die späten Saaten sind oft überhaupt noch nicht aufgelaufen, und die aufgelaufenen sind zum großen Teil schwach bestockt. Doch fehtt es auch nicht an Meldungen, daß die Saat unter der Schneedecke aufgegangen sei.

Im Kohlenbergbau ist erklärlicherweise durch die Verkürzung der Arbeitszeit momentan ein Rückgang der Förderung eingetreten. Im No'vember ist die Förderung der RuhrKohlenzechen nach vorläufiger Feststellung auf annähernd 6,1 Million Tonnen zurückgegangen gegen 6,94 Tonnen im Vormonat. Der Rückgang ist lediglich eine Folge der geringeren Zahl von Arbeitstagen im November, der fast 4 Arbeitstage weniger zählte als der Oktober. Die arbeitstägliche Förderung betrug im November durchschnittlich rund 260 000 Tonnen gegen 247 000 Tonnen im Oktober. In den Monaten Oktober und November des Vorjahres stellte sich die Förderung auf 8,46 bezw. 6,26 Millionen Tonnen Der Eisenbahnversand, der im Oktober Z,86 Millionen Tonnen betragen hatte, stieg im November auf annähernd 4 Millionen Tonnen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Verkürzung der Ärbeitsschichten den Hauptgrund für die Verringerung der Förderung bildet. Die absolute Arbeitszeit unter Tage ist gegen die Zeit vom Herbst 1918 um 20^, verringert. Dieser Ausfall ließe sich nur durch 2 Momente ausgleichen: durch Hebung der psychischen und physischen Arbeitsfähigkeit des Arbeiters, ferner durch Angleichung der technischen Einrichtung an die gehobene Intensität (höhere Förderung in der gleichen Zeiteinteilung). Bisher ivar es nicht möglich, diesen beiden Gesichtspunkten Rechnung zu tragen. Immerhin ist eine erfreuliche Hebung der Gesamtförderung zu konstatieren. Während im ersten halben Iahr 1919 die durchschnittliche monatliche Förderung nur 55^ von der des Iahres 1913 betrug, hat sie im Oktober 72°^„ im November 80°^ betragen. Trotz verringerter körperlicher Leistungsfähigkeit des Arbeiters kommt die Nettoleistungsfähigkeit des Arbeiters unter Tage pro Kopf und Stunde der von 1913 annähernd gleich. Bekanntlich ist abermals auch wieder eine Erhöhung der Kohlenpreise eingetreten. Sie berechnen 'sich jetzt nach einer Zusammenstellung als auch gegen das Vorjahr erheblich verstärkt. Von den größeren Fachverbänden verzeichnete der Bauarbeiterverband infolge teilweiser Aussetzung der Bautätigkeit die größte Zunahme der Arbeitslosigkeit von 1,9 im Vormonat auf 4,7 v. H. im November. Stark zugenommen hat sie auch beim Fabrikarbeiterverband (von 1,8 auf 3,2 v. H.). Eine Abnahme der Arbeitslosigkeit ließ sich beim Tertilarbeiterverband (von 7,4 auf 6,5 v. H.) und beim Transportarbeiterverband (von 2,6 auf 1,1 v. H.) feststellen. Die Zahl der unterstützten Erwerbslosen erhöht sich am 1. Dezember auf 388 300 Personen, darunter 291 501 männliche und 96 799 weibliche Personen. Im Zusammenhange mit der größeren Arbeitslosigkeit und der bedeutenden ZZahl der Erwerbslosen hat sich die Zahl der Arbeitsgesuche stark erhöht, während die Zahl der offenen Stellen vorwiegend in den im Freien ausgeübten Berufen (Baugewerbe, Landwirtschaft, Industrie der Steine und Erden, auch Notstandsarbeiten) stark zurückging. Auf je 100 offene Stellen kamen im November d. I. nach der Statistik der Arbeitsnachweise 173 Arbeitsgesuche männlicher und 129 Arbeitsgesuche weiblicher Personen gegen 150 bezw. 115 im Vormonat und 74 bezw. 101 im November 1918. Den größten Andrang der Arbeitsuchenden wies nach wie vor der Handel, das Nahrungsmittel- und Spinnstoffgewerbe auf, wo die Andrangsziffer der männlichen Personen zwischen 456 und 329 (im Vormonat 430 und 277) und diejenigen der weiblichen Personen zwischen 354 und 169 (im Vormonat 287 und 169) schwankte. Bemerkenswert ist die starke Erhöhung der Andrangsziffer weiblicher Personen im Spinnstoffgewerbe (354 gegen 287 im Vormonat) und der Rückgang derselben im Handelsgewerbe (261 gegen 287 im Vormonat).

der „Köln. Zeitung" wie folgt pro Tonne (ab April 1918 mit Koblensteuer, ab Ianuar 1919 auch mit Umsatzsteuer):

April 19t8 Januar 1919

Fettkohlen 24,30-26.1« 41,30-43.10

Gaskoylen 26,10—28,20 43,10-45,2»

Magerkohlen 23.4«-26,1« 4«,1«-43.1«

KokS 32,40-34,8« S8,9«-e«,1v

Briketts 25,70 -30,50 43.95-43,75

Oktober 1919 Dezember 1919 Fettkohlen 77.90- 79,70 8S,90— 88.70 Gaskohlen 79,70— 81,80 83.70— 90.80 Magerkohlen 77.00— 78,00 86.10- 88.7« Koks 113.15-114.35 126.65-127.35

Briketts 93,95— 98.75 104,95—109,7«

Auch die Eisenindustrie hat im Dezember ansehnliche Preissteigerungen zu verzeichnen, die unter der Devise „Anpassung an die Weltmarktpreise" vor sich gehen. Der Umfang der Preiserhöhungen geht aus einer Tabelle hervor, die die „Deutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht:

Das Spinnstoffgewerbe hat also trotz der etwas besseren Rohstoffversorgung infolge der Kohlennot Arbeitskräfte entlassen müssen. In der Metallverarbeitung, die hauptsächlich männliche Arbeitskräfte beschäftigt, ist der Andrang derselben v^n 265 im Vormonat auf 293 im November gestiegen. Auch in der Landwirtschaft, die die Hackfruchternte infolge der starken Schneefälle zum Teil unterbrechen mußte, glich der Andrang männlicher Personen erstmalig der Zahl der angebotenen Stellen, während weibliebe Arbeitskräfte nach wie vor stark gesucht werden (Andrangsziffer wie im Vormonat 44.)

Am Geldmarkt hat der Reichsfinanzminister mit der Sparprämienanleihe keinen sonderlichen Erfolg erzielen können. Im übrigen ,baden sich hier die Verhältnisse allgemein weiter verschlechtert, was zum Teil wohl auch mit auf die immer brennender werdende Steuerfrage zurückzuführen ist.

Die immer kritischer werdende Preiegestaltung nm allgemeinen Warenmarkt läßt in den weiten Kreisen der Arbeiterschaft den Gedanken hochkommen, eine Reform des Lohnsystems durch eine gewisse Elastizität Zwischen Löhnen und Preisen vorzunehmen. Leider hat man zu dieser Angelegenheit es bisber versäumt, eine objektive und umfassende Preisindexstatistik zu führen, was ja nunmehr von feiten des Reichs nachgeholt werden soll, was aber unmöglich gleich in der Praris brauchbare Unterlagen bieten kann.

Geschichtliche Rundschau XII.

Dr. zur. Kurt Cd. Imberg.

Im Verlage von Mittler 6 Sobir in Berlin ist das Buch des zweiten Chefs des Generalstabes erschienen, dec das deutsche Heer im Weltkriege geführt I'at: Erich v. Falkenhayn: „Die Oberste Heeresleitung 1914—16." Kurz nach der Marneschlacht verschlimmerte sich die Krankheit des ersten Et'efs des Generalstabes v. Moltke derart, daß es ihm unmöglich wurde, ,weiterhin die aufreibende Arbeit zu leisten, die diese oberste Stelle in der Leitung der deutschen Heere erforderte. An seine Stelle ernannte der Kaiser den General v. Falkenhayn zum Chef des Generalstabes, der diesen Posten fast zwei Iahre hindurch bis Ende August 1916 innegehabt hat. Diese beiden Jahre bilden den Stoff dieses Buches. Selbstverständlich will und kann der Verfasser keine umfassende Geschichte dieser beiden Kriegsjahre geben, nur ein Ueberblick über die Gesamtheit der Ereignisse konnte es sein, eine Darlegung des großen Gedankens der Heeresleitung, die auf Einzelheiten, einzelne Schlachten und Gefechte, nicht näher eingeht, sondern nur den großen Leitgedanken wiedergibt, der durch die Operationen der verbündeten deutschen und österreichischen Heere zieht. Aus Falkenbayns Buch ersieht man so recht, wit welchen Schwierigkeiten die Oberste Heeresleitung zu kämpfen hatte, sowohl nach außen wie leider auch nach innen, daß sich lange nicht alles so >ilatt und einfach abspielte, wie es sich der Unbeteiligte nach der Darstellung seines Leib- und Magenblattes vorstellte, oder wie der Bierhausstratege es am Stammtische den aufmerksam lauschenden Kumpanen mit pompöser, siegesgewisser Geste entwickelte. Besonders kraß und unangenehm tritt das schlechte Verhältnis zu dem österreichischen Bundesgenossen zu Tage, eine Tatsache, die dem Eingeweihten schon lange kein Geheimnis war und auch von dem Fernerstehenden wohl geahnt wurde, ohne daß er jedoch chre Schwere und Gefahr in der richtigen Weise hätte übersehen können.

Auf Schritt und Tritt sehen wir beim Lesen des Falkenhaynschen Buches, wie die österreichische Heeresleitung — deren innere Schwierigkeiten keineswegs von uns unterschätzt werden — stets zu Ertratouren geneigt war, überall deutsche Hilfe erforderte und ängstlich nach deutschen Truppen schrie, wenn sie an irgend einer Stelle angegriffen wurde. Daß diese ewige Unterstützung der deutschen Obersten Heeresleitung manche Unannehmlichkeiten bereitete, manche Unternehmung, die im Interesse der Gesamtkriegsführung lag, vereitelte, ist ja bekannt; die Darlegungen des Verfassers bestätigen sie nur leider allzusehr. Wenig sympathisch berührt auch eine andere Sache in Falkenbayns Buch, die rein subjektiver Natur ist: die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Feldmarschall von Hindenburg. Es wäre vielleicht ratsam gewesen, wenn der Verfasser die zwischen ihm und dem Feldmarschall gewechselten Briefe und Telegramme über die Operationen im Osten noch nicht in diesem Buche im Original veröffentlicht hätte; sie geben seinen Ausführungen vielfach den Anstrich einer allzu subjektiven Rechtfertigungsschrift, deren Wert natürlich lange nieht dem einer objektiven Darstellung gleichkommt, die zu geben der Verfasser mit seinem Buche doch beabsichtigt hat. Trotzdem bleibt das Falkenhaynsche Buch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des großen Krieges, ein Beitrag, der für Fachmann und Laien in gleicher Weise von Interesse sein wird. —

Ein anderer wertvoller Beitrag zur Kriegsgeschichte ist der im Verlage von August Scherl (Berlin) erschienene „Bericht zur Marne-Schlacht" des Ge» neralfeldmarschalls v. Bülow. Diese Schlacht, die der entscheidende Wendepunkt des Weltkrieges genannt werden kann, hat bereits eine reiche Literatur bervorgerufen, die sich mit der Frage beschäftigt hat: wer oder was ist für diesen verhängnisvollen Mißerfolg verantwortlich? Mancherlei Gründe sind angeführt worden, um diese Frage zu lösen, die einen schieben diesem oder jenem Heerführer die Verantwortung zu, die anderen sehen die Ursache dieses bedauerlichen Rückschlages in der unglückseligen Verkettung einer Reihe von Umständen und Ereignissen, für die den einzelnen zur Rechenschaft ziehen zu wollen falsch und ungerecht wäre. Der Verfasser, der in diesen verhängnisvollen Tagen der Führer der H. und zeitweise auch der I. deutschen Armee war, die auf dem rechten Flügel des deutschen Heeres aus Belgien den zurückgehenden feindlichen Truppen über die Maas folgte, veröffentlicht in dieser kleinen, mit sieben Karten ausgeschmückten Schrift den Bericht, den er im Dezember 1914 über die Marne-Schlacht und die ihr vorausgehenden Operationen seinem obersten Kriegsherrn, dem Kaiser, eingereicht hat. Es ist eine militärisch knappe, kurz und völlig sachlich gehaltene Darstellung der Ereignisse bei der II. Armee von ihrem Einmarsch in feindliches Gebiet ab bis zum Abschluß der sich aus dem Rückzuge von der Marne ergebenden Operationen, ein klares, rein militärwissenschaftlich gehaltenes Bild, das dem Laien vielleicht durch seine rein sachlichen, kalten, unausgeschmückten Ausführungen nicht allzusehr gefallen mag — denn als „Kaffeelektüre" ist das Buch nicht geeignet und auch wohl nicht geschrieben —, für den Historiker und Militär jedoch von unschätzbarem Werte ist. Vielleicht ließe es sich ermöglichen, daß einer 2. Auflage des Werkchens wenigstens eine Erläuterung der zahlreichen Abkürzungen militärischer Ausdrücke, die für den Nicht-Militär vielfach unverständlich sind, beigegeben wird.

So erwünscht es ist, Klarheit über alles zu erlangen, was mit dem Weltkriege zusammenhängt, der für das deutsche Volk einen so unglücklichen Ausgang genommen hat, auch dieses Streben nach Wahrheit und Klarheil hat Grenzen, die ihm eine weise Politik setzt. Die deutsche Regierung, d. h. diejenige, die nach dem Zusammenbruch, des alten Regimes deren Erbe übernommen hat, tut ihr Möglichstes, um diesem „Wunsche" entgegenzukommen^ der allerdings sehr oft, vielleicht öfter die stillen Wünsche unserer Feinde erfüllt als den des deutschen Volkes^ sie öffnet die Archive in der Ansicht^ aus ihnen die reine Wahrheit zu erfahren, sie setzt Untersuchungsausschüsse ein, die sehr an die alten Inquisitions. gerichte erinnern, kurz, was nur geschehen kann, geschieht, um die Ursachen — man meint sogar: die „wahren" Ursachen zu ermitteln und klarzulegen, die zu diesem unseligen Kriege geführt haben, der die gesamte Welt in Brand gesetzt und Deutschland von seiner einstmaligen Höhe, auf die ein Friedrich der Große, ein Stein und Bismarck es gehoben hatte, jäh herabgeschmettert hat. Bereits kurz nach der Revolution beauftragte die neue Regierung Karl Kautsky, der als sozialdemokratischer Schriftsteller einen guten Ruf genoß, mit der Sammlung und Ordnung sämtlicher Aktenstücke^ die sich über den Ausbruch des Krieges in den Archiven des Auswärtigen Amtes befanden. Sie sollten dem deutschen Volke, das angeblich nach Wahrheit und Klarheit lechzte, dem es in Wirklichkeit aber in seiner Gesamtheit ziemlich gleichgültig war, wer die Schuld an dem Weltbrande hatte, sondern das lieber etwas für den Magen haben wollte als die ewige geistige Nahrung^ die nicht in der Lage ist, die seit Iahren fehlenden, zur Ernährung erforderlichen Wärmekalorien zu ersetzen, diese gesammelten Dokumente sollten dem deutschen Volke Aufschluß geben über den wahren Gang der Ereignisse kurz ?or dem Ausbruche des Krieges, sollte ihm eine „objektive" Darstellung bieten son den Verhandlungen der letzten Tage, die der Kriegserklärung vorausgingen. Kautsky hat die Sammlung nicht fertiggestellt, und die Regierung beauftragte den General Graf Montgelas und den bekannten Bölkerrechtsgelehrten Professor Waller Schücking mit der Herausgabe der Sammlung, die nunmehr bei der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in

Charlottenburg unter dem Titel „Tie deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" erschienen ist. Es sind vier Bände, deren erster die Zeit vom Attentat in Sarajewo bis zum Eintreffen der serbischen Antwortnote, deren zweiter die Tage vom Eintreffen dieser Note in Berlin bis zum Bekanntwerden der russischen allgemeinen Mobilmachung behandelt. Der III. Band beschäftigt sich alsdann mit der Zeit bis zur Kriegserklärung an Frankreich, während der letzte Band bis zur Kriegserklärung OesterreichUngarns an Rußland reicht. Es ist eine Fülle von unschätzbarem Aktenmaterial — ob es vollständig ist, kann natürlich nicht nachgewiesen werden—, das von außerordentlicher Wichtigkeit und von großem Werte für den Historiker ist; der Laie dürfte sich kaum mit seiner Lektüre die Abende vertreiben. Die Absicht der deutschen Regierung bei all diesen Veröffentlichungen ist sicherlich sehr dankenswert und vollauf anzuerkennen, volle Klarheit und die ganze Wahrheit über den Kriegsausbruch werden wir jedoch dadurch noch lange nicht erlangen; sie wird erst kommen, wenn alle Staaten, die am Kriege beteiligt gewesen, ihre Archive öffnen werden, und das — dessen sind wir sicher — wird noch einige Jährchen dauern. Ob es deshalb politisch klug war, schon jetzt das ge

samte Material der Öffentlichkeit zu übergeben, mag dahingestellt bleiben; denn die Gefahr^ daß man in den Ententeländern auch diese Sammlung gegen uns ausschlachtet, liegt allzu nahe. Aber es ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht mehr rückgängig machen. — ,

Als 9. Nummer der „Flugschriften des Tag", die im Verlage von August Scherl erscheinen, gibt Prof. Dr. Martin Spahn eine interessante Daistellung über „Die päpstliche Friedensvermittlung". Nach einem kurzen Rückblick über die ziellose deutsche Politik in und vor dem Kriege bespricht der Verfasser die Friedensmöglichkeiten, die sich der deutschen Reichsleitung wäbrend des Krieges boten. Er beweist an Hand von Tatsachen, feindlichen Pressestimmen und Reden der feindlichen Staatemänner, daß die von den edelsten Absichten geleitete, in erster Linie an England gerichtete päpstliche Friedensvermittlung von Frankreich und Amerika längst abgelehnt und hintertrieben war, ehe Deutschland sich äußern konnte. Damit ei bringt der Verfasser einen neuen Beweis dafür, daß die „Enthüllungen" Erzbergers vom Iuli 1919 wohl nicht so ganz mit der objektiven historischen Walnheit in Einklang stehen, des geschäftigen Zentrumführers, dessen unheilvolle Kriegstätigkeit durch die Darstellung des Verfassers eine scharfe, nicht gerade immer schmeichelhafte Beleuchtung erfährt.

Ebenfalls mit den „Friedensbemühungen im Weltkriege" beschäftigt sich ein Vortrag, den der Staatsminister Dr. Helfferich am 1. September 1919 in der „Deutschen Gesellschaft 1914" gehalten hat, und der jetzt im Zeitfragen-Verlag (Berlin-Zehlendorf) im Druck einem weiteren Kreise von Interessenten zugänglich gemacht wird; auch hier wird gezeigt, daß alle Friedensbemühungen, von welcher Seite sie auch kommen mochten, an dem eisernen Kriegswillen Frankreichs und Englands zerschellten, die alle Versuche, zu einem für beide Parteien annehmbaren Frieden zu gelangen, zu vereiteln wußten. —

Deutschland ist im Weltkriege unterlegen. Es gilt jetzt neu aufzukommen, was Krieg und Revolution zerstört haben; neue Fragen in der äußeren imd inneren Politik tauchen an allen Ecken und Enden auf, die möglichst baldige Beantwortung heischen. Da kommen zwei kleine Bücher den nach Erkenntnis des richtigen Weges Suchenden zu Hilfe, zwei Schriften, die natürlich nicht alle die gewaltigen Probleme lösen können, die unserer Politik gesteckt sind, die aber doch wenigstens zwei Fragen in hervorragend einleuchtender, klarer und anschaulicher Weise behandeln. Beide sind im Verlage von Theodor Lissner in Berlin erschienen. Wie sich unsere zukünftige Auslandspolitik gestalten soll und muß, legt der ehemalige Fregattenkapitän Robert Trapp in seiner Schrift „Die Aussöhnung mit England" dar. Bekanntlich sind es zwei Wege, die unsere Außenpolitik gehen kann, und über die in der öffentlichen Meinung lebhaft diskutiert wird. Die einen befürworten eine Kontinentalpolitik, Anschluß an Rußland und Frankreich oder an einen von beiden, m. a. W. Kampf auch weiterhin gegen England, die andern schlagen Anschluß oder doch wenigstens Annäherung an die beiden großen angelsächsischen Nationen, an England und die Vereinigten Staaten von Amerika vor. Zu letzteren gehört der Verfasser. Selbst in England geboren, hat er während seiner langjährigen Zugehörigkeit zur deutschen

Marine Gelegenheit gehabt, englischen Geist und englisches Leben und Wirken in der Welt, in Eurepa sowohl wie im fernen Osten kennen zu lernen. Aus dieser Kenntnis des Engländerund Angelsachsentums im allgemeinen heraus kommt der Verfasser zur Ueberzeugung, daß der einzige richtige Weg für unsere Politik die Aussöhnung mit England ist. Mit vollem Recht betont Trapp, daß es nicht an der Zeit ist, Gefühlsmomenten nachzuhängen und sich von ihnen in der Politik leiten zu lassen, die vielleicht gegen jede Annäherung an unsere ehemaligen „Vettern" jenseits des Kanals ein entschiedenes Veto einlegen. Nur kaltberechnende Realpolitik frommt uns Deutschen in unserer Not, eine Realpolitik, die sich dort anschließt, wo es im Augenblick am ratsamsten ist, eine Politik, die sich nicht für alle Ewigkeiten bindet, sondern dort Anschluß sucht, wo die Interessen des Reiches es verlangen. So schön die „Nibelungentreue" in der Theorie auch sein mag, wohin sie in der Praris führt, hat uns unsere unglückselige Kettung an das Schicksal der Habsburger Monarchie zur Genüge gezeigt. Von Frankreich haben wir nichts zu hoffen, auch rein gar nichts; Frankreich wird stets Deutschlands Feind sein und bleiben; Rußland ist noch ein Chaos, ein revolutionäres Gebilde, an das Anschluß zu suchen, für die nächsten Iahre wenigstens, Wahnsinn wäre und Deutschland in einen ähnlichen bolschewistischen Zustand stürzen würde wie das ehemalige Zarenreich, es wirtschaftlich und politisch noch mehr zu Grunde richten würde, als es heute schon der Fall ist. Daher ist die Kontinentalpolitik für uns zur Zeit unmöglich. Daß in England augenblicklich noch eine sehr starke Stimmung gegen alles Deutsche ist, verkennt der Verfasser keineswegs; aber auch diese Verstimmung wird besserer Einsicht Platz machen^ und der Verfasser ist überzeugt, „daß sich auch England allmählich wieder mit uns stellt und sich seinerseits dafür einsetzt, daß die gegenwärtigen Härten und Ungerechtigkeiten des Friedens von Versailles beseitigt werden". Mag auch dieser Optimismus Trapps manchem Leser etwas zu stark erscheinen, ganz unbegründet erscheinen uns die .voffnungen des Verfassers nicht. Deutschlands Sache ist es allerdings, die Hand der Versöhnung anzubieten, die England dem Wirtschaft, lich und politisch geschwächten Deutschland gegenüber kaum aus' schlagen dürfte.

Die andere bei Lissner erschienene Schrift ist dem Wiederaufbau im Innern gewidmet; sie beschäftigt sich mit „Deutschlands wirtschaftlicher Lage nach dem Friedensschluß". Ihr Verfasser, der Vortragende Rat im Reichskolonialministerium I. Gerstmeyer vertritt als erfahrener Kolonial- und Verwaltungsbeamter ebenfalls den Standpunkt nüchternster Realpolitik. In klarer, gemeinverständlicher Form klärt er den Leser über wichtige Probleme unseres Wirtschaftslebens auf; er legt dar, wie sich unter den obwaltenden Zuständen die Entwicklung unserer außenwirtschaftlichen Beziehungen in Zukunft gestalten soll, will Deutschland wieder einmal auf einen grünen Zweig kommen. Eine Reihe bedeutsamer Fragen findet der Verfasser Gelegenheit im Rnbmen seiner Ausführungen zu besprechen, so vor allem die Sozialisierungsfrage und den Rätegedanken, Fragen, die wobl jedermann heutzutage interessieren. Auch die Auswanderungsfrage, die von größter Wichtigkeit für uns sein wird, bespricht der Verfasser ausführlicher. So dürfte die Gerstmeyersche Schrift allgemeines Interesse und Freunde finden; wir können sie unseren Lesern jedenfalls aufs wärmste empfehlen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Keine Gattung der Dichtkunst gibt so weitherzig zugleich dem Alten und dem Neuen Raum wie die Lyrik. Die erzählende Dichtung hält sich als Unterhaltungsspenderin für die große Menge im ganzen etwas zurück, die dramatische stürmt voran. In der Lyrik herrscht ein Gleichgewicht der Kräfte; sie ist Widerhall entlegener Vergangenheit und Weckruf der Ankunft. Sie ist die „konservativste und zugleich empfindlichste Kunstform", wie Hermann Missenharter in dem Geleitwort zu einem neuen schönen Sammelwerk sagt. Es ist das gemeinsam von ihm und Hans Heinrich Ehrler herausgegebene „neue schwäbische Liederbuch. Eine Auswahl aus der zeitgenössischen schwäbischen Lyrik" (Stuttgart, Strecker und Schröder). Im ganzen neigt der Inhalt des Buches mehr der alten Art zu, die ja gerade in schwäbischen Dichtern ruhmwürdige und noch heute lebendig wirkende Vertreter gefunden bat. Besonders ein Nachklang der Kunst Mörikes tönt immer wieder aus diesen Blättern. Aber man würde den Sprechern in diesem Werk unrecht tun, wenn man sie nur als Nachfahren und Nachahmer betrachten, nicht auch das Eigene in ihnen erkennen und würdigen wollte. Wieviel gute, selbständige Lyrik von Isolde Kurz bis zu den Iüngsten, deren letzter, Paul Schmid, sogar von außerordentlich scharf ausgeprägter Eigenart ist! Stürmende Leidenschaft ist diesen neuen Schwaben wie auch den meisten älteren selten eigen, dagegen viel Innigkeit, Natur- und Heimatsliebe, Träumerei und gedankenvolle Versunkenheit. Die Ballade liegt ihnen kaum, der Ton des Volksliedes wird oft aufs glücklichste getroffen. Neben bekannten Namen, wie Finckh, Flaischlen, Hesse, Schussen, Auguste Supper, Anna Schieber, wieviel andere, deren Bekanntschaft Gewinn und Ueberraschung bedeutet! Ist nicht alles groß und neu, so zeichnet sich doch das meiste durch „die Redlichkeit des Herzens, des Erlebens" aus, „die auch dem schlichten Vers eine innere Reinheit und Helle und wahre Schönheit geben" kann. Auch Mittelgut muß wohl in einem rund dreihundert Seiten starken Buch mit unterlaufen, aber im ganzen hält sich das Werk auf sehr achtbarer Höhe. Schade, daß nicht genauere lebensgeschichtliche Angaben gemacht sind!

Der eine der beiden Herausgeber, Hans Heinrich Ehrler, der selbst mit zahlreichen Stücken vertreten ist, läßt gleichzeitig sein bisberiges lyrisches Lebenswerk in einem starken Band erscheinen („G edicht e". Stuttgart, Strecker und Schröder, 1919). Liegt auch die Hauptstärke des Dichters, von dem an dieser Stelle schon wiederholt gesprochen wurde, in seinen Prosawerken, die ganz voll lyrischer Stimmung sind, so ist doch auch seine Verslyrik voll feiner Reize. Er ist ein Romantiker geruhsamer Art, mehr smnend als schwärmend, wenn nicht immer stark im Ausdruck, doch immer im Gefühl und künstlerischen Gedanken reif und bedeutungsvoll. Er zeichnet einprägsame Natur- und Seelenbilder, hält die Wesenszüge geliebter und bewunderter Menschen in klaren Linien fest, spricht ernst und tief vom Krieg und Zusammenbruch und entzückt besonders in vielen kurz zusammengedrängten Stimmungen,, in denen er wohl an seinen mit Unrecht vergessenen Landsmann Karl Mayer erinnert. So beispielsweise sieht bei ihm das dichterische Bild einer Landschaft aus:

Sieh, das Tal steigt hin in sanfte Höhen, Und die Gedanken müssen all mitgel'en.

Bis an den Himmelssaum weit, weit

da draus

Und, ach, noch ein Streiflein darüber

hinaus.

Der Bühnendichter RolfLauck ner gibt ein Heft dramatischer Lyrik unter der Überschrift „Wir Sturm und Klage" heraus (Berlin, Erich Reiß). Die Gedichte zeigen oft kantenharte Anschaulichkeit und stark ausgeprägten Rhythmus. Noch einmal ziehen die Stimmungen des Krieges gleich aufschreckenden Gesichten an uns vorüber. Dem überreizten Gefühl entspricht eine überreizte Sprache.

Aus weltweiten politischen Betrachtungen wendet sich Thomas Mann beglückender Enge zu. Er schreibt zwei Idyllen „Herr und Hund. Gesang vom Kindchen" (Berlin, S. Fischer, 1919). Treffliche Tierbeobachtung bekunder lich in den liebevoll eingehenden Aufzeichnungen über den klugen und treuen Bauschan, und eine Reihe so lebensvoller Naturbilder ist eingestreut, daß willige Leser auch die Breite der Daistellung gelten lassen werden, zumal da der Verfasser wieder sprachliche Meisterschaft bewährt. Noch fesselnder ist das zweite Idyll, in dem Thomas Mann zum erstenmal als Versdichter vor die Öffentlichkeit tritt. Im Herameter versucht er sich, dem Verse, der „zwischen Gesang und verständigem Wort" „wohlig die Mitte" hält, der sich gern plauderhaft gibt und Zich bei berühmten Vorbildern einstellte, „wenn es häuslich zuging und herzlich". So geht's auch hier zu, in den Lobgesängen und Plaudereien vom jüngsten Tochterchen, und wir lauschen ibnen gern, wenn die Sechsfüßer auch oft entsetzlick> holpern; wir freuen uns der zugleieh festlichen und nüchternen Darstellung, mehr beinahe noch der nachdenklichen Abschweifungen, so etwa der Rassenbetrachtung in dem Kapitel „Vorn Morgenlande". Zu einer richtigen Idylle nach würdigem Muster, aber mit eigenartiger Neuprägung wird der letzte Abschnitt, in dem „die Taufe" mit köstlichem Humor und tiefem Gedankengehalt dargestellt wird.

Leopold Andrian fand einst mit der Novelle „Der Garten öer Erkenntnis" schnellen Ruhm. Sie erscheint, mit Gedichten vereinigt, neu unter dem Titel „Das Fest der Jugend. Des Gartens der Erkenntnis erster Teil und die Iugendgedichte" (Berlin, S. Fischer, 1919). Jugend voll lächelnder Müdigkeit, Opfer und Sinnbild einer verwöhnten und erschöpften Kultur, sucht mit den Geheimnissen des Lebens fertig zu werden und stirbt, ehe sie das Leben erkennen und beherrschen lernt. Niemals dämmert ihr aus, daß das Leben, so sehr es mit Reichtum und Schönheit gesegnet sein mag, erst Wert erhält, wenn es ein Feld der Tätigkeit ist. Das Werk ist eine kulturgeschichtlich bedeutungsvolle Urkunde sür eine Zeit des Untergangs.

Die Novellen von FranzSchauwecker, die nach der ersten Erzählung den Titel „Der Dolch des Ccndottiere" tragen (Halle, Heinrich Diekmann, 1919), sind von jähen, blutrünstigen, etwas rohen Abenteuern ersüllt,die mit freudloser Lebensanschauung vorgetragen werden. Die Darftellungsart ist gewiß nicht ohne Geschick, aber im ganzen gewaltsam und mehr äußerlich als innerlich fesselnd.

Ter Iagdschriftsteller Ferdinand von Raesfeld ist auch auf dem, Gebiet des Romans mit Erfolg tätig. Seine Erzählungen sind gute Heimats- und Volkskunst, gesund, tüchtig, weiteren Aufstieg verheißend. Leidet der „Iäger- und Kriegsroman aus dem Grenzland" „Im WaagenWald" (Neudamm, I. Neumann) daran, daß sich die Handlung auf zu große Zeiträume und zu viele Einzel

abschnitte verteilt, so bringt der Roman „Der Wiescheryof" eine wohlabgerundete Handlung mit gut beobachteten und dargestellten Menschen aus dem westfälischen Bauerntum. Störend wirkt auch hier eine gar zu große Fülle von Gestalten und Leitgedanken und vor allem der etwas opernhafte Schluß, die Einäscherung des Bauernhofes durch den eigenen Besitzer, der aus Iagdleidenschaft zum Verbrecher wird. Das Leben des Volkes wird ausgezeichnet geschildert, in den Gesprächen die Mundart oft mit Kennerschaft und guter Wirkung angewandt. Es scheint mir ein Vorzug des Buches zu sein, daß es nicht rasch durchflogen werden kann, sondern gemäß der niederdeutschen Art, die es darstellt, mit bedächtigem Sinn gelesen sein will.

Wie dies Buch wertvell ist für die Kulturgeschichte des deutschen Beuernlums, so ein Werk von Wilhelm Lang ewie lebe für di,' des deutschen Bürgertums: „Wolf s. Geschichten um ein Bürgerhaus" (Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt). Die beiden Bände, die es umfaßt („Im Schatten Napoleons" und „Vor Bismarcks Aufgang"), enthalten einen großen Reichtum an Gestalten und Geschichten aus dem engeren Kreise der Familie und ihrer näheren Umgebung sowie fesselnde Ausblicke auf die großen Ereignisse und Persönlichkeiten der deutschen und europäischen Politik. So weit scheint mir die Verbindung von Familien- und Weltgeschichte nicht gelungen zu sein, daß eine geschlossene Erzählung das Ergebnis wäre; dazu sind die einzelnen Fäden, aus denen das Ganze gewirkt ist, zu kurz; abedas war auch wohl nicht die Absichr des Verfassers, und was er erreicht hat, eine Sammlung zugleich untert haltender und kulturgeschichtlich lehrreicher Aufzeichnungen, verdient dankbare Anerkennung und Nachahmung. Wieviel Schätze der Erinnerung könnten aus den Kreisen der deutschen Bürgerfamilien gehoben und allgemein sichtbar gemacht werden! Wer sich solcher Mühe unterzieht, dient der Familie, dem Bürgertum, dem Volke.

Eine neue Romanreihe, die „Bücher des Flemminghauses" (Berlin, Carl Flemming und C. T. Wiskott) sei der Beachtung empfohlen. Ein Roman von Ioseph ine Siebe „Die Helden von Spatzen bühl" stellt kleinstädtische Beschränktheit und Wunderlichkeit dar; die Schilderung der Umwelt ist wertvoller als Art und Bau der Handlung. In dem Roman von Mar Bittrich „Der Sturz ins Glück" sind Anfang und Ende hübsch erdacht und gut erzählt: wie sich Hirtenknabe und Hirtenmädchen von den einsamen Matten nach der unbekannten großen Welt sehnen, und wie sich beide nach langer Erdenwanderung als Alternde wiederfinden. Was dazwischen steht, zerflattert vielfach und findet nicht genug Tiefe und Rundung. Aber oft spaßhaft und besinnlich ist doch diese Geschichte vom Leben auf der Walze, von den Träumen und Taten des ruhelosen Uhrmachers und Feinschlossers, der stets Seifenblasen nachrennt und sie zerplatzen sieht, und nicht minder die Geschichte des früheren Hirtenmädchens, das eine „Tbeaterspielerin" werden will, als fahrende Künstlerin durchs Land zieht, die ehrsame Ehefrau eines «bsonderlichen und betriebsamen Rahmenmachers wird und endlich, Witwe und schon Großmutter geworden, dem ehemaligen Iugendgesährren neuen Lebenshalt gewährt.

Adam Joseph Cüppers bat aus dem Hauptteil des alten Gudrunliedes einen Prosaroman („Gudrun. Ein alter Roman von Frauentreue". Freiburg im Br., Herder, 1919) geformt in der Hoffnung,

„daß er sonderlich allen jungen Mägdlein gefallen" möge. Die äußere Handlung, die in allem Wesentlichen der Überlieferung folgt, ist durch kleine Änderungen und Erfindungen in Nebendingen etwas geglättet und herausgeputzt worden; die innere scheint mir nicht sonderlich vertieft zu sein. Die Vortragsart ist durchweg straff und würdig. Das ganze Werk steht > twa auf der Mitte zwischen Seottschem Roman und besserem Lesestoff „für die reifere Iugend".

Ein in zweiter Auflage von Leopold Klotz herausgegebenes „deutsches Wei bna chtsbüchlein" (Gotha, Fr. Andreas Perthes) bietet neben alten schönen Volksliedern stimmungsvolle Weihnachtsbriefe großer deutscher Männer und Frauen und viele gehaltvolle Gedichte und Erzählungen bekannter Dichter. Das Werk ist ein sehönes Denkmal des deutschen Gemüts.

ch

Sehr willkommen ist eine Spende aus dem Nachlaß des Dichterphilosophen KurdLaßwitz, „Empfundenes und Erkanntes" (Leipzig, B. Elischer Nachfolger), mit einer Lebensgeschichte des Menschen und einer Würdigung seines Wirkens von Hans Lindau. Das Werk enthält eine große Anzahl von Gedichten, von denen besonders die Elegien zugleich durch Gedankengehalt und edle Form ausgezeichnet sind, sowie eine Reihe bedeutender Abhandlungen, unter denen neben den naturphilosophischen die Betrachtungen über das Schaffen des Dichters bervorgehoben sein mögen. Auch Laßwitz gehört zu den guten Geistern, die Deutschland in schwerer Zeit helfen können.

Arthur Stein gibt ein anregendes Lebens- und Wesensbild Gottfried Kellers, der „ein großer Künstler, aber ein noch größerer Mensch war". Besonders klar und aufschlußreich wird des Dichte's Verhältnis zum tätigen Leben, zu Heimat und Volkslum d arg, stell!. („Gottfried Kellers Leben". Schriften der Kasinogesellschaft Burgdorf. Buredoif, Langlois Cie.)

Ter eigene „L e b e n s a b r i ß" des rheinischen Dichters Wilhelm Schäfer (Zweite Auflage. München, Georg Müller) ist lesenswert, weil er klar und knapp sowobl den Entwicklungsgang des Verfassers und zugleich ein Stück allgemeiner Literaturgeschichte darstellt als auch einige grundsätzliche Fragen der Kunst erörtert. Auch hier gilt der Wunsch, daß die Schrift nicht nur Beachtung, sondern auch Nachahmung finden möge.

Das vielseitige Buch von Ernst Wasser zieh er „Leben und Weben der S p r a ch e" (Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auslage. Berlin, Ferd. Dümmler) bietet fesselnde Plaudereien auf Grund gediegener wissenschaftlicher Forschung. Alles Allgemeine wird an einem reichen Stoff von Beispielen veranschaulicht, alles einzelne in große, lichtvolle Zusammenhänge gebracht. Sprachgeschichte wird ein Stück Kulturgeschichte, und wenigstens als solche sollte sie allen am Herzen liegen, die der Entwicklung unserer Kultur nicht gleichgültig gegenüberstehen. Die einzelnen Aufsätze schließen sich zu einem schönen Ganzen zusammen, aus dem nur etwa der letzte herausfällt. Die besondere Lieblingsansicht des Verfassers, „alle einfachen Hauptwörter, vielleicht auch alle Eigenschaftswörter als Partizipien von Tätigkeitswörtern" aufzufassen, läßt sich in dieser Ausschließlichkeit doch wobt nicht halten.

Von Hans Thoma, der schon wiederholt unter die Schriftsteller gegangen ist, liegt nun ein großes Werk vor, in dem er die Erinnerungen seines langen und reichen Menschen

kind Künstlerlebens darstellt („I m Winter des Lebens. Aus acht Iahrzehnten gesammelte Erinnerungen". Mit 12 Abbildungen. Iena, Eugen Diederichs, 1919). Wie schön ist diese Gabe für alle Freunde des Künstlers, wie schlicht in der Erzählung, wie weisheitsvoll in der Betrachtung! Daß Thoma neben seinem Malerberuf nicht nur Schriftsteller, sondern auch Dichter, ein Dichter der Herzensinnigkeit ist, zeigt er auch in diesem Buch. In der Natur und im Volkstum wurzelt er, nach ewigen Sternen richtet er den Blick. Hier kann nur kurz auf das inhaltreiche Werk hingewiesen werden. Nimm und lies!

Zwei liebevolle Bücher sind der Persönlichkeit und dem Schaffen Ferdinand Hodlers gewidmet. S. D. Steinberg („Ferdinand Hodler. Ein Pla toniker der Kunst". Zürich, Rascher 6 Cie., 1919) betont vor allem den philosophischen Zug seines Wesens. Er zeigt, wie seine Bilder immer mehr über das rein Malerische hinauswuchsen. Aus dem Darsteller wurde ein Prophet. Die Welt wurde ihm „Ausstrahlung einer großen göttlichen Idee, eines Gemeinsamen, das hinter der Dinglichkeit liegt". Ausdruck findet dies unter anderm in dem seinen Werken eigentümlichen „Parallelismus". Iohannes Widmer spricht „Von Hodlers letztem Lebensjahr" (Zürich, Rascher 6 Cie., 1919). Hier tritt uns der Künstler als Menseb greifbar nahe. Aber auch das Verständnis seiner Werke wird durch feine Bemerkungen gefördert. Vor allem gilt dies von den Landschaftsbildern der letzten Zeit, „planetarischen Landschaften" nach Hodlers eigenem Ausdruck, in denen das einzelne vor der Gesamtheit zurücktritt und der Blick ins Unendliche, Unersorschliche zu dringen scheint.

Eine wahrhaft reizende Sammlung von Kinderbildern enthält das handliche Werk „Kinderglück. 87 Künstlerbilder aus dem Kinderleben" <Stuttgart, Iulius Hoffmann). Heiterste Anmut ist bier ebenso bewundernswert wie glückliche Naturbeobachtung. Die Verschiedenheit der Künstler bedingt verschiedene Auffassung und künstlerische Bedeutung, und manches Stück mag den rüstig mit der Mode Fortschreitenden als abgetane Kleinlebenmalerei erscheinen. Aber daß diese Blätter mit ihrer entzückenden Frische ein wahrer Iungborn sein können, werden auch die entschiedensten Kunstfortsrbrittler anerkennen müssen.

Hauswirtschaftliche Rundschau.

Von Frau Anna Charlotte Lindemaim.

Das Ökonomiat, hauswirtschaftlicher Großbetrieb als Selbstzweck, von Dr. Claire Richter. Berlin, Georg Reimer, 1919. 128 S.

Einrücken Wirtschaft als soziale Aufgabe von Robert Adolph. Berlin, Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H., 1919. 64 S.

Die Verfasserin des „Ökonomiats" gibt eine kurze historische Darstellung der hauswirtschaftlichen Zentralisierung, die unter dem Namen: Großhaushalt, Einküchenhaus, Einküchen-Wirtschaft, Ökonomist wenigstens einem engeren Kreise bekannt ist, wennschon es bisher nicht gelungen ist, den Gedanken volkstümlich zu machen. Bei Erörterung der verschiedenen Systeme des Großhaushalts gelangt die Verfasserin zu dem Schluß, daß das ideale Okonomiat in einer Verbmdung der Flachsiedelung mit dem Stockwerkhause zu sehen ist. Das letztere soll als Wohnung für die

Ledigen dienen (m. E. wobl auch für ältere Ehepaare, deren Kinder das Elternhaus bereits verlassen haben), während für Familien, um Reibungsmöglichkeiten einzuschränken, Kleinhäuser geschaffen werden sollen. Die theoretischen Erörterungen über Vorteile und Nachteile des Okonomiats sind klar und teilweise mit großer Überzeugungskraft geschrieben, während die Verfasserin es sich mit den praktischen Vorschlägen etwas leicht macht. Z. B. glaubt sie die Umwandlung bestehender Häuserblocks zu Großhaushaltungen mit einigen tausend Mark bestreiten zu können (S. 72). Tatsächlich wird indessen eine solche Umwandlung so teuer werden, daß mit wirtschaftlichen Vorteilen für die Insassen nur zu rechnen ist, wenn ein Teil der Baukosten von Reich, Staat oder Kommune und, da auch diese Verbände keinesfalls in der nötigen Höhe beisteuern können, von Philanthropen übernommen wird. Das gilt auch für Ökonomiate, die für gehobene Volksschichten bestimmt sind. D e ablehnende Haltung der Verfasserin gegenüber charitativer Wirksamkeit werden also wcnigstensfürdienächste Zukunft diejenigen nicht einnehmen dürfen, die zu tatsächlichen Erfolgen bei der Schaffung von Großhaushaltungen kommen wollen. Ist diese schwierige Zeit, in der das Wirtschaftsleben noch von heftigen Schwankungen erschüttert wird, überwunden, so wird man Dr. Richter bezüglich der Gruppierung der für die Errichtung von Ökonomiaten geeigneten Unternehmen dahin beipflichten können, daß Wohlfahrtsvereinigungen nur für hilfsbedürftige Kreise Großhaushalte schaffen und Genossenschaften mit Hilfe öffentlicher Körperschaften sich für sogenannte Normal-Ökonomiate einsetzen sollen, die für die erwerbende Bevölkerung des Arbeiter- und Mittelstandes bestimmt sind, während LuxusÖkonomiate für reiche Kreise kapitalistischen Unternehmern zuzuweisen sind.

Ich würde es für zweckdienlicher halten, wenn die Bestrebungen zur Errichtung zentralisierter Haushaltsbetriebe über die Grenze des gebildeten Bürgertums nicht hinausgingen; wennschon eine gewisse Propagandawirkung nicht verkannt werden soll, die durch die Ausdehnung des Okonomiats auf begüterte Kreise eintreten würde; denn es würde dadurch der Anschein einer nur auf minderwertige Massenversorgung gerichteten Wirtschaftsführung vermieden. Die Gefahr liegt aber nahe, daß irgendwelche Lurusschöpfungen, die sich ebenfalls als Einküchenwirtschaft, Großbaushalt oder Ökonomiat einführen, den sozialen Gedanken verschütten und ihm in der Öffentlichkeit schaden.

Der Verfasser des zweiten Werkes bat mit eingehender Sachkenntnis eine Fülle wertvollen statistischen Materials gesammelt und zur Grundlage von Erörterungen gemacht, die auch den Neuling mitreißen durch die Wärme, mit der sie für ihr Ziel, dem Besitzlosen wieder Heimfreude zu schaffen, werben. Aus den praktischen Vorschlägen spricht die genaue Kenntnis der Leiden und Freuden weiter Volksschichten, so, wenn der Verfasser sich für die Eingliederung genügend großer Hausgärten in die Einküchenwirtschafts-Siedelungen einsetzt, deren Ertrag eine weitere Hebung der Wirtschaftslage für die Teilnehmer an der Einküchenwirtschaft gewährleistet durch Abgabe des Gemüses an die Zentralleitung, falls der Eigenbedarf überschritten wird, während Dr. Claire Richter solche Gemüsegärten als überflüssig verwirft, da ja die Mahlzeiten von der Zentralküche geliefert werden. Beide Verfasser betonen die Notwendigkeit, einen gewissen Spielraum bezüglich der Entnahme der Mahlzeiten aus der Zentralküche den Teilnehmern zu belassen. Man wird auch tatsächlich dem aus volks- und privatwirtschaftlichen Gründen durchaus wünschenswerten Großhaushalt die An

teilnahme weiterer Kreise nur dadurch sichern können, daß man durch Einfügung kleiner Kochräume für die Bereitung von Zwischenmahlzeiten, Krankengerichten und Lieblingsspeisen der Freude der Frauen am Kochen und Pflegen Rechnung trägt und hieraus eine froh geübte Beschäftigung macht, während die Herstellung der Alltagskost den berufstätigen oder durch andere Familienpflichten ohnehin stark beschäftigten ,Frauen abgenommen wird. Beide Verfasser sind bemüht, den kinderreichen Familien in der zentralisierten Hauswirtschaft Erleichterungen, ganz besonders bezüglich der Sorge um ein angemessenes Unterkommen, zu schaffen; Adolph, indem er nicht das Zimmer, sondern den „benötigten Raum" als Einheit für Preisfestsetzungen nimmt und diese Preise nicht als unabänderliche ansieht, sondern sie nach der Zahl der erwerbenden Familienglieder abwandelt. Eine ungünstige Beeinflussung der Rentabilität durch viele kinderreiche Familien in einem Einküchenbetrieb will er durch di« Preisfestsetzung in den Ledigenheimen ausgleichen. Sind es doch gerade die Alleinstehenden, die den größten materiellen und auch ideellen Vorteil durch Zuwachs an häuslichem Behagen von den gemeinnützigen Einküchenwirtschaften zu erwarten haben und deshalb auf einen Teil der Verbilligung ihrer Lebenshaltung zugunsten der meist hart ringenden kinderreichen Paare verzichten sollen. Spielplätze, Anstalten zur Versorgung des Säuglings, des Klein- und Schulkindes sehe.i beide Verfasser als Selbstverständlichkeit an, und Adolph wünscht seiner hauswirtsehaftlich zentralisierten Siedelung auch eine kleine Krankenstation für Leichtkranke nnd Wöchnerinnen einzugliedern. Es wäre damit ein wichtiger Schritt in der Krankenversorgung getan. In einer 2—3 Zimmerwohnung ist es kanm angängig, dem Kranken die nötige Ruhe und Abgeschlossenheit zu schaffen und auch die nächtliche Versorgung des Pflegebedürftigen stößt bei den durch die Tagesarbeit ermüdeten Angehörigen oft auf Schwierigkeiten. Eine kleine freundliche Krankenstation würde deshalb in allen Fällen nicht infektiöser und nicht mit chirurgischen Eingriffen verbundener Krankheiten die seelischen Aufregungen einer Überführung in Krankenanstalten vermeidbar machen. Diese Einrichtungen werden jedoch der Ideal-Siedelung vorbehalten bleiben müssen, zu der der Weg nur im allmählichen Aufstieg zurückgelegt werden kann. Auch Adolph sieht den vollendeten Typus der zentralisierten Wirtschaft in der Flachsiedelung in Verbindung mit dem Stockwerkhause als Randbebauung. Beide Verfasser glauben die bestmögliche Versorgung der Insassen und eine sichere Rentabilität bei einer Zahl von 2000—2500 Siedelungsbewohnern annehmen zu sollen. Der Verfasser der „Einküchenwirtschaft"

ist eifrig bemüht, für die vielen Schwierigkeiten des modernen Lebens Abhilfe durch sein Wirtschaftssystem zu schaffen, so, wenn er z. B. Altersheime an den äußersten Siedelungsgrenzen plant, die ihre Insassen vor dem schmerzlichen Eindruck bewahren sollen, sich im hastigen Getriebe der Großstadt nur noch als Geduldete zu fühlen. Ein ethischer Vorteil der Einküchenwirtschaft ist dadurch zu hoffen, daß falschem Prunken und Vornehmtun der Boden entzogen wird, da man mit dem Wohnen im Einküchenhaus auch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten wirtschaftlichen Schicht zugesteht. Der gebildeten Familie wird das Leben leichter werden, wenn sie den Mut findet, auf Leistung und Persönlichkeitswert stolz zu sein, nicht auf bloßen Besitz. Die idealistische Richtung des Adolphschen Werkes, die sich bei allem Wirklichkeitssinn des Verfassers in diesen Gedankengängen äußert, macht es zu einer sehr erfreulichen Erscheinung.

MeöeuHeMmMsM

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Professor Or. Luöwig Stein:
Kulturphilosophie als Sozialphilosophie.

Der Anfang des neunzehnten Iahrhunderts stand unter dem Zeichen der Naturphilosophie und sein Ende unter dem Sternbilde der Kulturphilosophie. Im Jahre 1799 kam Schellings „Erster Entwurf eines Systemes der Naturphilosophie" und im Iahre 1800 sein „System des transzendentalen Idealismus" heraus. An der Iahrhundertwende war der Satz Schellings: „Die unendliche Welt ist nichts Anderes als unser schaffender Geist selbst in unendlichen Produktionen und Reproduktionen" das philosophische Stichwort des Tages. Die Natur wurde durchgängig vergeistigt. Aus der erkenntnistheoretischen Entdeckung Kants, daß Naturgesetze sich am letzten Ende in nur subjektiv giltige Denkgesetze auflösen lassen, zogen Schelling und mit ihm die Naturphilosophen den unzulässigen Schluß, daß die Denkgesetze in der Natur verwirklicht, vergegenständlicht (objektiviert) seien. Ein dialektischer Wirbelwind erfaßte die deutsche Philosophie und riß in seiner Gewalt selbst die erlesensten Geister mit sich fort. Man taumelte phantasietrunken von Konstruktion zu Konstruktion und man verkündete in selbstvergötterndem Dünkel, man habe das Weltgeheimnis restlos enthüllt.

Die Ernüchterung aus diesem Rausch der Spekulation, aus dieser trunken gemachten Logik, trat erst um die Mitte des vorigen Iahrhunderts mit Ludwig Feuerbach ein. Seine „Umwertung" des Gottesbegriffes, wonach nicht Gott die Menschen nach seinem Ebenbild, sondern die Menschen ihre Götter nach ihrem Bilde gestaltet haben, legte zugleich die Art an die Wurzel aller Naturphilosophie. Denn sprach man mit der Formel Spinozas von Gott oder der Natur (6eus sive natura), wie das die Naturphilosophen mit besonderer Vorliebe taten, so lag die Versuchung nah genug, an die Umwertung des Gottesbegriffes eine solche des Naturbegriffes anzugliedern. Es ist durchaus derselbe Anthropomorphismus, ob man mit Schelling die Natur oder mit Aristoteles etwa Gott vergeistigt. Durch subjektive Verdoppelung wird die Eigenschaft, die der Mensch an sich selbst am höchsten schätzt, hier auf Gott, dort auf die Natur hinüberprojiziert. So lange den Griechen die physische Kraft den höchsten Wertungmaßstab menschlicher Tugenden bildete, stand Herkules im Vordergrund ihres Mythos. Als sie aber — seit dem perikleischen Zeitalter — immer ausgesprochener den Geist als höchsten Schätzungmaßstab des Menschen anzuerkennen sich anschickten, wich allgemach die Verehrung der rohen Kraft der des sublimen Geistes. Herkules und Theseus büßen ihre Vorherrschaft ein, Zeus wird immer abstrakter und geistiger, bis endlieh bei Aristoteles die Begriffe Gott und Geist ganz zusammenfallen.

Dieselbe Entwickelung kann man an der Naturphilosophie der ersten Hälfte des neunzehnten Iahrhunderts beobachten. Schelling sah die Tendenz aller Naturwissenschaft darin, von „der Natur aufs Intelligente zu kommen." Eist wenn es ihr gelänge, die ganze Natur in eine einzige Intelligenz aufzulösen, wäre der letzte Zweck aller Naturwissenschaft erreicht. Der feinste Kopf unter den Naturphilosophen, Lorenz Oken, ließ gar alle Philosophie nur so weit gelten, wie sie Naturphilosophie ist, und definiert sie als die Lehre von der „ewigen Verwandlung Gottes in die Welt". Da nämlich die „Natur" seit den Phnsiokraien und Rousseau — in ihrem gemeinsamen, der zynisch-stoischen Philosophie entlehnten Refrain „Kehren wir zur Natur zurück!" — höchster Wertschätzungsmaßstab geworden war, wird jetzt die Natur eben so vergottet, wie die Griechen einst die Götter vermenschlicht hatten. Und so wie bei den Griechen Gott zuletzt als Geist begriffen wurde, so wird bei den Naturphilosophen des vorigen Jahrhunderts die Natur immer mehr und immer bewußter zum Geist umgestempelr. Eben damit haben die Naturphilosophen Kant auf den Kopf gestellt. Kante „kopernikanische" Entdeckung lautete, daß unsere Erkenntnis sich nicht nach den Gegenständen, sondern daß umgekehrt die Gegenstände sich nach unserer Erkenntnis richten, kürzer gefaßt: Naturgesetze sind bloße Denkgesetze, also nur subjektiv giltige Interpretationen der Mannigfaltigkeit des Naturgeschehen« in einem Einheitakt des Bewußtseins. Die Naturphilosophen behaupteten nun aber genau umgekehrt: Denkgesetze sind Naturgesetze. Einem Kant war das Ding an sich, das heißt: das objektive Wesen der Natur, unerkennbar. Die großen Metaphysiker verkünden uns aber in verzückten Heureka-Rufen, sie hätten das Unerkennbare erkannt, das Unauffindbare gefunden, das Unbegreifliche begriffen. Schade nur, daß Ieder von ihnen etwas Anderes gefunden hat: Fichte das Ich, Schelling die absolute Identität von Subjekt- Objekt, Hegel die Selbstent wickelung des Logos, Herbart das Reale, Schopenhauer den Willen, Hartmann das Unbewußte, Nietzsche den Willen zur Macht, Wundt den Willen zum Geist, Rieb! den Willen zur Persönlichkeit, Lotze die Monade, Fechner und Paulsen die Allseele, Iames sein „power to vvork".

Wären alle diese Denker auf die gleiche Lösung verfallen und hätten sie — unabhängig von einander — die gleiche Formel gefunden, so könnte man einem auffälligen eonsensns begnadeter Geister wissenschaftliches Gewicht beimessen, wenn man freilich einem solchen immer noch nicht genügende Überzeugungskraft zubilligen dürfte. Wäre somit ihr allgemeiner Konsens noch kein entscheidendes Argument für die Richtigkeit ihrer Lösung, so scheint mir dagegen ihr allgemeiner Dissens ein schwer wiegendes Bedenken gegen die Richtigkeit jeder dieser Lösungen zu sein. Da die Wahrheit nur eine sein kann, der metaphysischen Lösungen aber mehrere vorliegen, so scheint mir Kants Ablehnung aller definitiven Antwort auf die Grundfragen der Metaphysik und Naturphilosophie heute noch ganz so berechtigt wie an der Wende des achtzehnten Iahrhunderts. Und so sehe ich denn in der Abkehr von der Naturphilosophie und unserer Zuwendung zur Sozialphilosophie ein heilsames Mittel für die Gesundung unseres philosophischen Denkens.

Geben wir uns keiner Selbsttäuschung hin. Unser hochentwickeltes Kultursystem kann — auch nach der Revolution — auf die Dauer eben so wenig ohne eine herrschende Philosophie auskommen wie ohne Religion oder ohne Kunst. So gut unsere Gefühlsfaktoren ihre Befriedigung in Religionen und unsere Phantasietätigkeit ihre Auslösung im künstlerischen Schaffen oder Genießen findet, bedarf auch unser Denkprozeß einer einheitlichen Regelung und einer dem wissenschaftlichen Gewissen der Zeit adäquaten Ausdruck leihenden philosophischen Einheitformel. Diese Einheitformel schmiegt sich eben eng dem wissenschaftlichen Grundton eines Zeitalters an. So gewann die Philosophie in Deseartes, Newton, Spinoza und Leibniz ein vorwiegend mathematisches Gepräge und ihre Lehrsätze mußten daher rnore geometrieo demonstriert werden, weil die herrschende Wissenschaft des Zeitalters die Mathematik war. Aus demselben Grunde gab die schellingsche Naturphilosophie zu Beginn des neunzehnten Iahrhunderts philosophisch den Ton an, da die Naturlehre (Physik und Astronomie voran) die herrschende Wissenschaft geworden war. Man denke an Lavoisier, Lagrange, Lalande, Laplaee, Dalton, Kant. Von der Mitte des vorigen Iahrhunderts ab gewinnen die biologischen Wissenschaften, denen zu Beginn des Iahrhunderts Lamarck, Cuvier, Bichat, K. E. von Baer, Goethe und Eraemus Darwin die Bahn gebrochen hatten, durch Charles Darwin so sehr das Übergewicht, daß sie im Mittelpunkte des wissenschaftlichen Interesses stehen. Sogleich stellen sich die Philosophen ein, die diesem Frontwechsel Rechnung tragen und die philosophischen Gedanken in biologische Formeln kleiden: Auguste Comte nach der Seite Lamarcks, Herbert Speneer im Anschluß an Charles Darwin, endlich in Deutschland Ernst Laos, Ernst Haeckel und Richard Avenarius. Die zweite Hälfte des vorigen Iahrhunderts endlich ist durch das allmähliche Erstarken des sozialen Gewissens gekennzeichnet. An der We.ide des letzten Iahrhunderts stehen eben die sozialen Probleme im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses, genau so wie vor einem Menschenalter die biologischen und vor zwei Menschenaltern etwa die physikalisch-chemischen (Berzelius, Wöhlert, Liebig, Ioule, Robert Mayer, Helmholtz, Clausius).

Natürlich mußte jetzt die Philosophie diesem neuen Stimmungumschlag der Wissenschaft Rechnung tragen. Wie sie sich früher darum bemühte, die physikalisch-chemischen Errungenschaften in den Einheitbau der Gesamtwissenschaft harmonisch einzugliedern, und wie sie später biologische Foimeln fand, um die neugewonnenen Einsichten in das Wesen der Lebenserscheinungen mit der Gesamtheit alles Wissens in Einklang zu setzen, so sucht sich die Philosophie nunmehr dem „Neuen Herrn", der Sozialwissenschaft, anzupassen. Die Naturphilosophie tritt immer mehr zurück, um der Sozial- und Kulturphilosophie Platz zu machen. Comte und Speneer haben eine Soziologie geschaffen, aber erst Marr und Nietzsche haben das Interesse für diese Probleme aufs höchste gesteigert. Das letzte Iahrzehnt des vorigen Iahrhunderts gehörte wissenschaftlich den von Marr nach der sozialistischen, von Nietzsche nach der individualistischen Seite ins Ertrem ausgebildeten Theorien. Natürlich sind durch das Vorwiegen der sozialen und kulturellen Probleme die übrigen wissenschaftlichen Interessen nicht zum Stillstand gekommen; sie schwingen vielmehr nur etwas leiser als früher mit. Wie es nämlich im Individualbewußtsein ein Phänomen gibt, das wir seit Herbart „Enge das Bewußtseins" nennen — es haben eben nicht mehr als zehn bis zwölf Vorstellungen gleichzeitig in einem Bewußtsein Platz,so daß alle übrigen Voistellungen an der „Schwelle des Bewußtseins" harren —, so hat auch das wissenschaftliche Bewußtsein eines Zeitalters eine gewisse Enge. Iede Generation hat ein vorherrschendes wissenschaftliches Interesse, das ihr jeweiliges Bewußtsein ausfüllt. Während dieser Vorherrschaft verharren die übrigen Wissenschaften an der Schwelle des philosophischen Zeitbewußtseins.

An der letzten Iahrhundertwende war nun das wissenschaftliche Zeitbewußtsein offenkundig von sozialen, weiterhin von Kulturproblemen ausgefüllt. Den Umschlag und allmählichen Übergang von der Naturphilosophie zur Sozial- und Kulturphilosophie kennzeichne ich in meiner „Wende des Iahrhunderts, Versuch einer Kulturphilosophie", Tübingen, Mohr, (S. 229 f.) wie folgt: Unsere Philosophie ist augenblicklich in einer Umformung begriffen. Sie beginnt endlich, sich auf ihre Aufgaben zu besinnen. Das Universum ist heute nicht mehr ihr zentrales Forschungobjekt. Ob der Kosmos sich aus Atomen oder Energien (Kraftzentren) zusammensetzt; ob Ich und Welt, Subjekt und Objekt, logisch vollziehbare Scheidungen darstellen oder im Absoluten identisch sind; ob die Spaltung der Welt in Phänomena und Noumeno, wie sie Kant vornahm, das letzte Gebeimnis alles Seins und Denkens enthüllt oder der ethische Pantheismus Fichtes, der naturalistische und ästhetische Schellings, der logische Hegels das letzte Wort aller Philosophie bedeute: diese Fragen stehen heute nicht mehr im Brennpunkt aller Philosophie. Metaphysik und Erkenntnistheorie — diese nichts weiter als eine nach innen gekehrte Metaphysik — beherrschen heute nicht mehr, wie ehedem, die philosophischen Katheder mit monopolisierender Ausschließlichkeit. Das Sollen, die Ethik, steht vielmehr auf der philosophischen Tagesordnung und nicht mehr, wie vor einem Menschenalter, das Erkennen und, vor zwei Menschenaltern, das Sein.

Das theoretische Interesse weicht auf der ganzen Linie dem praktischen. Die Philosophie vermochte diesem Zug der Zeit nicht zu widerstehen. Der moderne Mensch will von der Philosophie heut nicht blos erfahren, welche Beziehungformen den Kosmos beherrschen (Metaphysik), aber eben so wenig nur, welche Beziehungformen den inneren Kosmos, die Welt des Gedankens, regeln (Erkenntnistbeorie), sondern und vor Allem, welche Beziehungformen das Zusammenwirken von Menschen bestimmen, also gleichsam den sozialen Kosmos konstituieren (Soziologie).

Das Problem der menschlichen Gesellschaft ist in ein akutes Stadium getreten. Es pocht an jede Tür und weckt auch den verschlafensten spekulativen Träumer aus seinen Phantasien. Man harrt ungeduldig auf Antwort. Die Philosophie darf nicht zaudern, will sie nicht Gefahr laufen, in Zukunft überhaupt nicht mehr gefragt zu werden. Und so bildet sie sich offensichtlich um. Die sozialen Probleme rücken in den Vordergrund. Der Mensch ist endlich wieder nach zwei Iahrtausenden bei sich selbst angelangt, zur philosophischen Erforschung, Beleuchtung und streng wissenschaftlichen — nicht religiösen, auch nicht blos ethischen, sondern mathematisch genauen — Formulierung seiner Beziehungen zur sozialen Umwelt, zu seinen Mitmenschen zurückgekehrt. Wir erleben eine Renaissanee des Anthropozentrismus. Nur steht der heutigen Philosophie der Mensch nicht mehr, wie Oer früheren anthropozentrischen Weltanschauung, im Mittelpunkt des Universums, sondern nur im Mittelpunkt des philosophischen Interesses. Nicht die Welt, sondern die menschliche Gesellschaft wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das zentrale Problem der philosophischen Modernen^, der ,Iunger/ der nachrevolutienären Periode worden. Das neue Zeitalter wird unter den Auspizien einer in vollständiger Umwälzung begriffenen Philosophie einsetzen. Für das heranwachsende DenkerGeschlecht ist der Schwerpunkt des dialektischen Fürwitzes verschoben; er heißt nicht mehr Welt, sondern Mensch. Wir stehen mit einem Worte unter dem Zeichen rer werdenden Sozial- und Kulturphilesophie.

In meiner Sozialphilosophie — „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie." Vorlesungen über Sozialphilzsophie und ihre Geschichte, Stuttgart, Enke, 1897, S. 792 der ersten Auflage — gab ich diesem Umbiegungprozeß der Philosophie folgenden Ausdruck: Es gilt vor allem, die sozialen Tendenzen unseres Zeitalters aufzuspüren und solchergestalt unserer suchenden, selbstzweiflerischen, an sich irre gewordenen Zeit ihre stillen, unausgesprochenen Gedanken von den Lippen zu lesen. Wer die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, der weiß, daß der Kampf um einen neuen Lebensinhalt entbrannt ist; es handelt sich um ein Bingen nach einer sozialen Weltanschauung. Diese Weltanschauung möchte mein „Versuch einer Kulturphilosophie" weiter ausgestalten. Es handelt sich um Bausteine zu einer Philosophie unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystemes. Während ich in der „Sozialphilosophie" nur das wichtigste Kulturproblem der Gegenwart, den Sozialismus, mit Hilfe der von mir vertretenen vergleichend - geschichtlichen Methode untersucht habe, gilt es jetzt, auf Grund derselben Methode eine Reihe anderer Proileme unseres Kultursnstemes in Angriff zu nehmen.

Die bisher vielfach gebräuchliche mythologisierende Form der Erklärung sozialer und kulturlicher Erscheinungen wird von wir durchweg aufgegeben und an deren Stelle ist die logisierende Form getreten. AllesIrrationale in Kunst und Leben, i.i Philosophie und Wissenschaft, in Politik und Soziologie wird abgewiesen. Der anarchische Individualismus Nietzsches wird in seiner logischen Unzulänglichkeit aufgedeckt. Meine „Kulturphilosophie" versucht eine schöpferische Synthese zwischen den Antipoden Nietzsche und Marr, zwischen Individualismus und Kommuniemus in der vermittelnden Form: Sozialismus der Institutionen, aber Individualismus der Personen. Ich ziehe — nach dem Vorbilde des Aristoteles — allüberall die Mittellinie l>?<"!'5?) und bekämpfe die Ertreme mit der gleichen Rückhaltlosigkeit, ob sie nun von rechts oder von links herrühren. Ich bekämpfe insbesondere den romantischen Mystizismus aller Schattierungen. Der bereits in der „Sozialphilosophie" gewonnene Standpunkt des sozialen Optimismus wird in der „KulturPhilosophie" weiter ausgebildet. Ich rede einer „Zielstrebigkeit der Geschichte" das Wort. Während ich die teleologische Betrachtungweise für das Naturgeschehen ablehne, fordere ich sie um so nachdrücklicher für die lebendig-organische Natur. Die Natur ist das Reich der Gesetze, die Geschichte das der Zwecke. Die Menschheitgeschichte stellt die „Zielstrebigkeit" in ihrer höchsten Potenz dar. Eben damit nähert sie sich dem Sinn alles Lebens: ein Marimum von Leistungfähigkeit mit einem Minimum von Energieverbrauch zu erreichen. Damit gewinnt der soziale Optimismus ungeachtet des Weltkrieges mit allen seinen Nachzuckungen einen völlig anderen Aspekt, er erscheint nicht mehr „als weichherziges Wunschwesen idyllischen Girrens im Stil des Vaters Gleim, sondern als Postulat der richtig interpretierten Biologie, als natürliches Ergebnis unserer psychogen «tischen Methode."

Aus alledem geht hervor, daß ich dem weitestgehenden Intellektualimuo buldige. Weder vermag ich den Voluntarismus Schopenhauers und Mundts, noch viel weniger natürlich die Gefühlsschwelgereien der Romantiker und Mystiker zu teilen, sondern ich huldige einem durch den Darwinismus umgebildeten Kantianismus. Ich greife die verlassene Position der Aufklärungtendenz, die das Heil der Menschheit von der Vertiefung und Verbreitung menschlichen Wissens ern artete, ohne Scheu wieder auf. Nur setze ich an die Stelle der politischen unr religiösen Aufklärung, dem Zuge unserer Zeit entsprechend, die soziale Aufklärung.

Das geschichtliche Adagio bildet für mich nur die beste Überleitung zu sozialphilosophischem Fortissimo, das ich in meinen Schriften („Der soziale Optimikmus", „Die Philosophie des Friedens" usw.) angeschlagen habe. Ruhig und unpersönlich bleibt man eben nur so lange, wie es sich um geschichtlich weit zurückliegende, unseren eigenen Lebensnerv also nur von fern treffende Begebenheiten handelt. Sobald es aber heißt: tua re^ agitur, das eigene Zeitalter es ist, dessen Wohl und WeK auf dem Spiele steht, da regen sich die Lebensgeister und fordern ein ganz anderes Tempo heraus.

In meinen soziologischen Werken habe ich den Gegensatz von Naturphilosophie und Kulturphilosophie herausgearbeitet und deren Sphären gegen einander abgegrenzt. Die von mir befolgte vergleichend-geschichtliche Methode der GeisieeWissenschaften wird der naturwissenschaftlichen oder sogenannten organischen Methode in aller Schroffheit gegenübergestellt. Die Soziologie erscheint hier als Grenzwissenschaft zwischen den — von Windelband so genannten — Gesetzeswissenschaften und den Ereigniswissenschaften.

Die Gesetzes- oder Naturwissenschaften beruhen auf dem Kausalverhältnis von Ursache und Wirkung, deduzieren also mechanisch und spiegeln sich im Menschengehirn nach dem Kausalverhältnis von Grund und Folge; sie gelten also logisch. Die Ereignis- oder Geschichtwissenschaften hingegen basieren auf dem Kausalverhältnis von Zweck und Mittel. Die Kausalität der Geisteswissenschaft ist daher weder eine starr mechanische, noch eine streng logische, sondern eine in hohem Maß teleologische. Während wir es dort mit einem Sein zu tun haben, gehen diese auf ein Sollen. Die Geisteswissenschaften zeigen uns das Ziel des Menschengeschlechtes und geben uns die teleologisch erprobten Mittel an, um uns diesem obersten Ziel mit den denkbar vollkommensten Mitteln allmählich zu nähern.

Ziehe ich aus meiner „Kulturphilosophie" das Endergebnis, so gelange ich — ungeachtet der Weltkatastrophe — zu einer tieferen Begründung des sozialen Optimismus. Was die mechanisch verlaufende Natur nur

dumpf, vielfach unbewußt, an nützlichen Institutionen geschaffen hat, was die zurückgebliebenen Kultursysteme nur spröde und halb bewußt an wertvollen, die Menschheit fördernden Einrichtungen und Errungenschaften hervorgebracht haben, das wird unser mündig gewordenes Kultursystem, das den Selbstmord der weißen Rasse nicht vollziehen wird, vollbewußt weiterbilden und ausbauen. Im Kampf ums Dasein erzeugt eben unser Gehirn vornehmlich solche Voistellungen, die uns diesen Kampf erleichtern; oder, wie Georg Timmel dies einmal foimuliert bat: Die Nützlichkeit des Erkennens erzeugt für uns zugleich die Gegenstände des Erkennens. Die Geschichte unseres Kultmsystemes belehrt uns daiüber, daß unsere Gehirnfunktionen ihr Organ, den Intellekt, immer vollkrmmner ausgestalten, weniger zwar nach Höhe und Tiefe als nach der Breite. Wir haben keine größeren Intelligenzen als das Altertum, aber unvergleichlich mehr Intelligenzen. Die Intelligenz, die sich als tauglichste Waffe in der Behauptung unserer Eristenz erwies, hat sich allgemach demokratisiert. Sie hat in unserem Kultursystem aufgehört, das Privilegium der Auser wählten, Gottbegnadeten, der oberen Fünfhundert des Menschengeschlechtes zu sein. Seit der Demokratisierung der weißen Rasse hat sich allmählich eine geistige Bewaffnung Aller vollzogen. Wir sind also bezüglich der Ausrüstung mit Intelligenz und Wissen gleichst m von den Werbeheeren abgekommen und haben die allgemeine geistige Dienstpflicht eingefüln'. Or. Sven Heöin:

Weihnachtsgeöanken. (Stockholms Dag »lad, 21.12.19.)

Übersetzt aus dem Schwedischen von Oberstleutnant Äberg, Baden-Baden.

Man hat mich gebeten, einige Erinnerungen an in fremdem Lande '.'erbrachte Weihnachten niederzuschreiben.

Dreizehnmal habe ich Weihnachten gefeiert auf Asiens Erde, von den Ölquellen an der Küste des Kaspischen Meeres, wo das ewige Feuer seinen blassen Schein über das Meer und die Küste verbreitet, bis Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei, wo scheußliche Steindrachen die Gräber der Mandschukaiser bewachen. Ich habe Weihnachten gefeiert in Kaschgar, der westlichsten Stadt Chinas, mii dem Tibetfahrer Oberst Poung Husband und dem alten holländischen Pater Hendriks zusammen; in einer kleinen elenden verlassenen Hütte an der Karawanenstraße nach Iarkent; im Herzen der Takla-Makam-Wüste, wo der Flugsand seim Dünen rings um unsere Zelte auftürmte; in den Gebirgsgegenden von Kwen-Lunk wohin die Chinesen die Wohnungen ihrer Götter und das Urheim ihrer Vorfahren verlegen; in Leh an der Schwelle Himalajas, wo die Weihnachtskerzen in dem dürftigen Versammlungssaal der deutschen Missionare brannten; in Teheran unter entlaubten Platanen; im Innersten Tibets, wo Wölfe die Weihnachtslieder anstimmten, und in den höchsten Gebirgsgegenden Karakorums, wo die Kälte im winterlichen Bahrtuch sang, und die Sterne mit einem Glanz funkelten, welcher die feierliche Stimmung in diesem Haus des Todes noch vermehrte.

Dieser Winter in den Bergen Karakorums übertraf an majestätischem Ernst und hoffnungsloser Einsamkeit alles, was ich in dieser Beziehung erlebt habe. Über den Paß Karakorums, welcher sich 5658 Meter über den Meeresspiegel erhebt und 848 Meter höher ist als die Spitze des Montblane, führt eine der ältesten Karawanenstraßen der Erde. Dort ist der Märchenberg der Inder Meru, das Heim hoher Götter, über dessen Abhänge die Arier vor Iahrtausenden in die warmen Ebenen am Fuße Himalajas herunterwanderten. Dort ziehen noch heute große Handelskarawanen zwischen Kaschmir und Ost-Turkestan, und unzählbar sind die Pferde und Maultiere, welche auf den schwindelnden Höhen gefallen sind — auf dieser Via dolorosa der Tiere. Ich selbst habe verschiedene Last-- unk Reittiere verloren auf den beiden Reisen, die ich über die Felsengebirge Karakorums unternommen habe. Wenn man in der Stille der Weihnachtsnacht lagert, überall von gebleichten Gerippen und verdorrten Kadavern verendeter Tiere umgeben, und aus der Zeltöffnung herausschaut, während die andern schlafen, glaubt man einen, nie endenwollenden Zug von Schatten, welche mit strauchelnden Schritten gegen den Paß hinaufziehen, zu sehen, und man meint ihr stöhnend« Iammern und Klagen zu dem Klang der Todesglocken zu hören. Man denkt an den Rappen, der gestern verendete, und man vergißt nie seinen Blick, worin Bitte um Vergebung, unterwürfige Geduld und grenzenlose Dankbarkeit für die endliche Beendigung der Qualen lagen.

Dieser Zug von Schatten ist ja nur einer von Tieren. Die Toten sind nur Pferde und Maultiere! Und trotzdem hat man ein nur allzu deutliches Gefühl von Gewissensbissen und von Reue darüber, daß man einer jener Menschen gewesen ist, der Schuld an ihren Leiden und Tränen war.

Es ist schon lange her, seitdem die Schellen meiner Karawanen in den Bergen Karakorums widerhallten. Die Erinnerungen an meine in Asien gefeierten Weihnachten fangen an zu verblassen wie die erlöschenden Kerzen eines Weihnachtsbaumes. Und doch liegt immer noch ein Schimmer von Friede und Wohlgefallen über diesen einsamen Feiern in der Wüste. Es ist, als sei seitdem eine unendliche Reihe von Iahren verflossen. Damals sehnte sich der Pilgrim von der Unruhe Asiens fort zu Europas Frieden und Ruhe, aber jetzt sehnt er sich wieder nach der feierlichen vornehmen Stille Asiens zurück, fort von dem Gewimmer auf den noch rauchenden Trümmern Europas. Und schaut er in der jetzt bevorstehenden Weihnachtsnacht wieder aus seinem Zelt heraus, dann wird er einen Zug von Schatten sehen viel trauriger und länger, als jener in den Tälern Karakorums, und einen tausendstimmigen Ruf von Klagen und Iammer wird er hören, viel durchdringender als dort, von Vorwürfen und Verwünschungen und von verzweifelnden Fragen: Warum werden wir zu Tode gepeinigt von jenen, die uns durch ein Machtwort helfen und retten könnten.

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! So lautet seit zwei Iahrtausenden der himmlische Weihncehtsgruß. Friede auf Erden! Wenn ich je meine Weihnachtsfeier in Asien vergessen kann — nie werde ich die Weihnachten vergessen, die jetzt vor der Türe stehen. Friede auf Erden! Überall Kampf bis aufs Messer, Volk gegen Volk, Bürger gegen Bürger, Klasse gegen Klasse. Ietzt, nachdem der gesegnete Friede auf die Erde gekommen und dieser große Krieg, welcher für ewige Zeiten alles, was Krieg heißt, unmöglich machen sollte, zu Ende ist, rüsten die Großmächte der Entente mit fieberhaftem Eifer, und der Telegraph verkündet einmal über das andere die unerhörten Kostenanschläge, für neue, ständig neue und noch furchtbarere Kriegsschiffe, als es je gegeben hat. Ietzt, nachdem der Feind niedergeschlagen ist, bereitet man sich auf neue Kriege vor. Europa hat ja so viele Kriegsschauplätze, daß es unmöglich ist, einigermaßen klar dem Strome von Nachrichten zu folgen, der von ihnen Kerströmt. Friede auf Erden! Der alte Weihnachtsgruß klingt wie ein Hohngelächter aus den weit offenen Toren des gigantischen Irrenhauses. Die Art und Weise, wie der Sieger seine verführerischen Versprechungen einlöst, kommt jetzt wie ein Regen von Gaben unter die deutschen Weihnachtsbäume. Zerschlaget den Militarismus, schleifet den Imperialismus, werfet die Hohenzollern heraus, jaget die unverantwortliche Regierung zum Teufel und schaffet eine neue nach dem Willen des Volkes — dann bekommt ihr Frieden, Verbrüderung und Versöhnung, und dürft euere Äcker pflügen im Schutze des gesegneten Völkerbundes des tausendjährigen Reiches. Und der deutsche Michel gehcrchte den listigen Locktönen und er lauschte erstaunt auf das Geschrei des Herrn Scheiöemann von der Treppe des Reichstagsgebäudes: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Li.iie gesiegt. Das alte verrottete System ist zusammengebrochen. Der Militarismus ist abgeschafft. Die Hohenzollern haben abgedankt. Es lebe die Republik! Der Abgeordnete Ebert ist zum Reichskanzler ausersehen. Damit hat er den Austrag erhalten, die neue Regierung zu bilden. Dieser werden Angehörige aller sozialistischen Richtungen angehören. Ietzt besteht unsere Aufgabe darin, diesen glänzenden Sieg, diesen vollen Sieg des deutschen Volkes nicht beschmutzen zu lassen." Dem Feinde war es gelungen! Es waren nicht die Heeresmassen der Entente, die gesiegt hatten. Der Redner vom 9. November I918 hatte ja selbst verkündet, daß das deutsche Volk gesiegt hatte. Bismarcks Werk, das stärkste und blühendste Reich, das es je auf Erden gegeben, war zerschlagen. Vielleicht ist der Siegesrausch in den Gehirnen, welche vor einem Iahr damit prahlten, Deutschland gerettet zu haben, jetzt verflogen.

In Lügen und Verführungen übertrafen diese einheimischen Wohltäter die feindlichen Brüllaffen — um den Ausdruck Georg Brandes' zu gebrauchen —: „Wir wollen zufrieden sein mit der Beute und der Rache, die darin bestehen, daß der preußische Militarismus unverkennbar zerschlagen und das deutsche Volk aus seiner bösen Bezauberung erlöst ist", sagte am 11. Dezember 1917 Churchill, der Mann von Antwerpen und Gallipoli.

Ende August desselben Iahres erklärte der Diktator Lloyd George den amerikanischen Arbeiterföderationen, die Entente kämpfe für den Nutzen und das Wohl der deutschen Arbeiter: „Wir verwirklichen nicht nur der deutschen Arbeiter und der Welt Ruhe und Sicherheit, sondern wir befreien sie auch aus der Sklaverei, der sie unterworfen waren. Diese Sklaverei wurde ihnen Iahr um Iahr immer unausstehlicher. . . Darum führen wir Krieg". — Der edle Menschenfreund führte Krieg, um die Arbeiter Deutschlands aus der Sklaverei zu befreien, welche in Wirklichkeit Disziplin und Zucht war, unter dem Schutze eines geordneten Staatswesens, dessen Macht so groß war, daß 28 feindliche Staaten sie nicht zu brechen vermochten. Die Arbeiter Deutschlands können ja heute selbs: entscheiden, ob sie durch den Tausch gewonnen haben. Die Sklaverei, welche sie dafür bekommen haben, ist härter und dazu noch beschämend und erniedrigend, denn die Arbeitermassen sind jetzt wirkliche unverfälschte Sklaven unterfremdemJoch,

Wie vornehm und schön klangen nicht im Gegensatz hierzu die Worte des Führers der schwedischen Sozialdemokraten, gesprochen vor 2 Iahren! Er warnte vor einem Separatfrieden im Osten, weil ein solcher uns dem allgemeinen Frieden nicht näher führen würde. „Noch weniger führt uns ein Separatfriede dem gerechten, dauerhaften Frieden näher, welcher, aufgebaut auf dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, ein Verständnisfriede sein müsse im Geiste der Wahrheit, nicht ein vom Sieger diktierter". Er, der, so lange der Krieg dauerte, sowohl Rußland als auch den Westmächten mit Rat und Tat an die Hand ging, ist jetzt auffallend still. Ist es möglich, daß er diesen Frieden für einen wirklichen Verständigungsfrieden ohne Diktatoren hält? Wenn er ihn für ungerecht und für die ganze Menschheit verderbbringend hält, warum brüllt er nicht jetzt so, wie er es damals tat, als der Sieg den deutschen Fahnen folgte?

Höret auf mit Euerem Klagegeheul, ruft vielleicht irgend ein Leser dieser Gedanken. Lieber vergessen und plaudern bei der Weihnachtsbowle. Lieber uns freuen und fröhlich sein bei fettem Weihnachtsschinken, bei dampfenden Schüsseln mit Weihnachtsgrütze und bei strahlenden Weihnachtsbäumen! Ia gern meinetwegen! Aber denkt zuvor genau darüber nach, was vor unserer eigenen Tür geschieht, und antwortet dann, Hand aufs Herz! Können diese Weihnachten in Friede und Freude gefeiert werden wie früher?

Unser eigenes Volk hat dieselbe Prüfung durchgemacht. Vor 200 Iahren verschmachtete ein schwedisches Heer in sibirischer Gefangenschaft. Wir haben die Not der „Karolinen" verziehen, aber wir haben sie nie vergessen können. Und Loch war dieses Heer klein im Vergleich mit den deutschen Scharen, welche jetzt in den eisigen Einöden Sibiriens gegen bolschewistische Horden für ihr Leben kämpfen. Wenn jetzt die Weihnachtsbäume strahlen, können wir jenen wenigstens einen flüchtigen Gedanken des Mitleids spenden. Sie sind Germanen wie wir! Es ist unser Kampf, den sie gekämpft. Die Gefahr, welche uns durch das zaristische Nußland und dessen Landhunger drohte, haben sie abgewehrt — wenigstens für eine Zeit. Ihnen sind wir in hohem Grade dafür Dank schuldig, daß wir jetzt zum drittenmal Weihnachten im Frieden feiern können. Es ist nicht zu viel, wenn wir jener gedenken in ihrer Sorge, Sehnsucht und Not, in ihren elenden Hütten, wohin keine anderen Gäste zu Besuch kommen, als Hunger, Armut und Kälte.

Solche Weihnachten hat die Welt noch nie geschaut. Ein Schrei des Jammers und der Klage schallt zu uns herüber von früher blühenden Ländern im Süden. Man hatte den Deutschen goldene Berge versprochen, wenn sie den Kaiser und den mit der Kaiserkrone gekrönten Adler fortjagten, wenn sie die gewaltige Rüstung auslieferten und das siegreiche Heer auflösten. Die Belohnung kam in der Gestalt organisierter Aushungerung eines Volkes von 80 Millionen, llber ein Iahr hat man von Lebensmittelzufuhr geschwätzt, aber es ist bei dem Geschwätz geblieben und es ist von allzu offenen Leuten im Westen kalt und zynisch gesagt worden, daß der deutsche Volksstamm auf 30 Millionen verringert werden müßte, d. h. genau auf so viele, als das Land mit seiner Landwirtschaft und Viehzucht ernähren kann.

Wenn man die Auslieferung von 140 000 Milchkühen verlangt, so weiß man, daß dieses Verlangen dem Ziele einen Schritt näher führt. Hunderttausende von Kindern hätten mit dieser Milch gesättigt werden können.

Als man die Auslieferung der Handelsflotte verlangte, wußte man, daß sonst Lebensmittel Deutschland über die Meere zugeführt werden könnten.

Wenn man mit einer nie zu sättigenden Raubgier 400 00(1 von den 500 lM Tonnen Hafen Material Deutschlands verlangt, so weiß man, daß, wenn diesen. Verlangen stattgegeben wird, die Mündungen der Elbe, der Weser und der andere» großen Flüsse verschlammt werden, und daß die Versandung der segelbaren Fahrtrinnen jede Schiffahrt unmöglich macht. Dann wird allem Seehandel der Lebensnerv abgeschnitten und die organisierte Aushungerung kann nicht durch deutschen Unternehmungsgeist gestört werden.

Durch die Beschlagnahme der Hauptmenge von Deutschlands Kohlenvrvduktion und durch die ständige Verweigerung von Einfuhr von Rohmaterialien legt man die Industrie und die geordnete Arbeit lahm, verstopft die fließenden Einnahmequellen und verhindert so die Rückkehr von Ruhe und Selbstachtung, welche die Gesundung des deutschen Volkes und den Wiederaufbau des Reick« mit sich bringen würden.

Dadurch, daß man jeder kriegerischen Ritterlichkeit entgegen 430 000 deutsche Soldaten in Gefangenschaft zurückhält, will man anscheinend Deutschland ernen bedeutenden Prozentsatz seiner besten ihm innewohnenden Manneskraft abzapfen Viele dieser Kriegsgefangenen sind über 5 Iahre von Heimweh verzehrt. ist eine Grausamkeit ohne gleichen, sie zu quälen. Sie sind ohne Schuld.'

Alles, was vor unseren Augen geschehen ist und noch geschieht, geht darauf hinaus, die Deutschland innewohnende Kraft zu brechen. Das Ziel ist die Heiabminderung der Bevölkerung auf weniger als die Hälfte. An Irland hat man gezeigt, daß es möglich ist, ein Volk von 8 Millionen auf 4 herunter zu bringen. Auch in Deutschland wird das Ziel erreicht, wenn der Plan ungestört ausgeführt werden darf. Unser Volk hat mit seltener Einigkeit durch die Tat seine Teilnahme für die Hungernden gezeigt. Das Volk, nicht Volksführer oder Volksredner, welche Zorn heuchelnd die Massenmorde an den Aimeniern verurteilten, jetzt aber bei einem Ausrottungskrieg von unendlich viel größerem Umfang schweigen wie die Mauern. Nein, es ist das Volk, welches in Stille handelt und sich wieder einer besseren Führung würdig zeigt, als es hat.

Solcher Art war die Gerechtigkeit, welche während des Krieges in unzähligen Tiraden von den Rednerpulten der Entente blühte. Hätte die Gerechtigkeit gesiegi, dann hätten es Pilatus und Herodes nicht nötig gehabt, sich so oft zu Liebeömählern zu besuchen. Aber der gewonnene Sieg ist kein Sieg. Derselbe wird unter allen Umständen dem Sieger teuer zu stehen kommen. Es ist oft gesagt worden, es sei der Ausgang des Krieges 1870/71 und vor allem Elsaß-Lothringen, was die Entstehung des Weltkrieges veranlaßt habe. Wenn dies wahr ist, dann frage ich: Welche Folgen wird erst der Ausgang des Weltkrieges nach sich ziehen.

Was für ein Weihnachtsfest feiert nicht dieses Iahr die Christenheit! Wie im Tale Karakorums schreitet ein endloser Zug von Todesschatten an uns vorbei. In seinen Spuren strömen Dänen der Sehnsucht, des Leidens und der Trauer, und nie veistummt der eintönige Laut der Hemmerschläge auf den Deckeln immer neuer Särge. Langsam,aber sicher ist man am Werk, das deutsche Volk zu vernichten. Dies war auch das einzige und wirkliche Ziel des Krieges. Und dennoch fragt man, wer die Schuld em Kriege trüge. Um die eigene Schuld zu verdecken, ruft man: Kreuzige! kreuzige! über Kaiser Wilhelm. Um seine eigenen Pläne mit dem deutschen Volk zu bemänteln, wirft man die Schuld an den Armenier morden auf die Deutschea. Berauscht von Haß, Rache und Angst melken die leitenden Propheten nicht, daß sie schon zu weit gegangen sind, und daß der Bogen, so wahr Gott lebt, eines Teges zerspringen wird.

Taeitus sagt von den Germanen: „Von Gewinnsucht eben so weit entfernt wie von Schwäche, leben sie in Ruhe und Frieden, fangen keine Kriege an und belästigen nicht ihre Nechbarn du:ch verheerende Plünderungszüge. Es ist geradezu ein glänzender Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kraft, daß sie nicht durch unrechte Mittel ihre vorherrschende Mechrstellung zu erhalten suchen. Dech sind sie stets bereit zu den Waffen zu greifen und stellen, wenn die Not es verlangen sollte, ein mächtiges Heer von Fußvolk und Reiterei ins Feld. Aber auch wenn sie im Frieden leben, genießen sie dasselbe Ansehen".

Ein solches Volk läßt sich nicht ausrotten! Wenn es unter den Peitschenhieben der Sklavenhändler zur Besinnung erwecht ist von dem, was geschieht, und zum Bewußtsein des Schicksals, das ihm bevoisteht, gekommen ist, dann erhebt es fich stolz und zerbricht seine Fesseln. Dann wird unter neuen Adlern der Gesang erschallen:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,

Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:

Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!

Wer will des Stremes Hüter sein?

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,

Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Sven Hedin.

Offener Brief an Or. Sven Heüin unö öeffen Antwort.

(Veranlaßt durch seinen Artikel: „Weihnachtsgedanken.")

Ubersetzt aus dem Schwedischen von Oberstleutnant Äberg, Baden-Baden.

Dr. Sven Hedins Artikel: „Weihncchtfgedanken" in unserer Weihnachtsnummer veranlaßte Frau Professor Anna Clasell-Andeisson folgenden offenen Brief an den Verfasser durch Stockholms Dcgblad zuzustellen. Wir geben diesen

Brief und Dr. Sven Hedins Antwort im Folgenden wieder. (Aus Stockholms Dagblad, Sonntag, den 4. Ianuar 1920).

Frau Professor Anna Clasell-Andersson schreibt:
Herr Dr. Sven Hedin!

Ich las Ihre „Weihnachtsgedanken" in Stockholms Dagblad. Ich kenne Ihre blinde Anbetung für alles Deutsche, kann es aber nicht unterlassen, Ihnen einige Betrachtungen mitzuteilen, zu denen mich Ihr Artikel veranlaßte.

Bei dem Vergleich von Deutschlands jetzigem Zustand und dem der Ententelander, besonders Frankreichs und Belgiens, übersehen Sie vollständig den Vorteil, der für die Deutschen darin liegt, daß ihr Land unversehrt ist, während jene große, besonders wertvolle Strecken ihres Landes verwüstet sehen. Darin, daß Sie diese Tatsache verschweigen, liegt eine große Ungerechtigkeit. Die Deutschen haben es in den 4 Iahren der Okkupation Belgiens und Nordostfrankreichs trefflich verstanden, über die militärische Notwendigkeit hinaus systematisch und methodisch das Land zu verwüsten mit dem klaren, wohlerwogenen Plan, auf lange Zeit hinaus jede Konkurrenz mit der eigenen Industrie unmöglich zu machen. Das ist nunmehr klipp und klar aus Schriften des „deutschen Generalstabs" bewiesen: „Die Industrie im besetzten Frankreich. Vertraulicher Abdruck Nr. 967, München 1916."

Sie wissen auch, daß die Deutschen sogar nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandvertrages beim Rückzuge industrielle Anlagen, Maschinen, Gruben usw. zerstört haben, so viel wie sie in der kurzen Zeit zerstören konnten.

Welcher Reichtum darin liegt, das eigene Land unberührt zu besitzen, erhell am besten aus der intensiven Arbeit, mit der die Deutschen Feindesland zerstörten. In jenen 4 Iahren stahlen sie nicht nur durch Requisitionen, die heute noch unbezahlt sind, sondern auch, indem sie Privateigentum „in Obhut und Pflege" nahmen: Kleider, Bettzeug, Wäsche, Kunstgegenstände, Möbel, Nahrungsmittel, Vieh usw. und der Notschrei belgischer und französischer Mütter, die dadurch ihren hungernden Kindern keine Nahrung geben konnten, ward bei uns erstickt und als unwahr erklärt. Damals haben Sie geschwiegen, wie die meisten hier oben in Schweden.

Wie man jetzt einen Prozentsatz des Gestohlenen z. B. die Milchkühe wieder verlangt für die verheerten Landesteile, da sehen Sie das als brutal an, und ein Schrei erhebt sich gegen diese „Ungerechtigkeit". Welche Logik! Gestohlenes Gut zurückzugeben: das ist doch das erste, das der Dieb tun muß zur Sühne seines Verbrechens. Sollen auch nach getroffener Übereinkunft die einfachsten Rechtsbegriffe noch immer nicht erfüllt werden?

Sie schwiegen auch, als Deutschland in der brutalsten Weise, die die Geschichte kennt, Zivilpersonen vergewaltigte und von Belgien und Frankreich, besondere von Lille, nach Deutschland in die Sklaverei fortschleppte, und sogar Frauen bei dieser Deportation die schimpflichste Behandlung erdulden mußten. Wissen Sie, wie diese Deportierten behandelt wurden? In welchem Zustande sie zurückkehrten? Gemartert, ausgehungert, körperlicher und seelischer Tortur unterworfen, so daß die meisten ihr Leben lang Invaliden sind und ihr Heim verwüstet fanden.

Als aber Frankreich einen Teil der deutschen Kriegsgefangenen zurückhielt, weil die Deutschen gewisse Bestimmungen des Friedensvertrags noch nicht erfüllt hatten, und jene dazu verwandte, teilzunehmen an den Aufräumungsarbeiten in den von ihren Landsleuten zerstörten Städten, da gebrauchen Sie den stärksten Ausdruck, den die schwedische Sprache kennt, um das als Barbarei zu stempeln. Ich bin vielerorts deutschen Kriegsgefangenen bei solchen Aufräumungsarbeiten begegnet in Äonen, die im Kriege Frontabschnitte waren; ich babe besonders auf sie und ibre französischen Arbeitsleiter Acht gegeben. Es tat mir und meinen Reisegenossen wohl, dabei das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Gefangenen und ihren Vorgesetzten feststellen zu können. Letztere griffen oft helfend in den Gang der Arbeit ein, unterhielten sich mit den Gefangenen und boten ihnen bei einigen Gelegenheiten Zigaretten an. Ich sah auch Zelte und Holzbaracken, in denen die Deutschen wohnten, auch das ihnen gebotene Essen: Alles tadellos und gut. Das frische Aussehen der Gefangenen, ihre warme Ausrüstung und ibr freimütiges Auftreten zeugten davon, daß sie an diesen Stellen es gut hatten.

Wir, die wir den Vorzug haben, einem neutralen, ich möchte lieber sagen, einem Lande anzugehören, das an dem Weltkrieg nicht teilgenommen hat, sollten diese Stellung hüten und die Verpflichtungen kennen, welche sie mit sich bringt: Daß wir wenigstens in unserem äußeren Auftreten, wenn wir es im inneren nicht vermögen, versuchen, gerecht zu sein und die Wahrheit zu suchen, daß wir dadurch beitragen zu dem Frieden, nach dem alle Welt sich innerlich sehnt, zu dem Frieden, welcher niemals dauerhaft wird, ehe nicht der Einzelne wie das Land sich vor der Wahrheit beugt.

Djursholm, 26. 12. 19.

Anna Clasell-Andersson.

Auf obigen offenen Brief sandte uns Dr. Sven Hedin folgende Antwort:
Herr Redakteur!

Mit aufrichtigem Dank für die Gelegenheit, die Sie mir gaben, Kenntnis zu nehmen von obigem offenen Brief, bevor derselbe in Ibrer werten Zeitung Aufnahme gefunden, bitte ich folgende Antwort geben zu dürfen. Sie soll sich nicht in Weitschweifigkeiten verlieren und braucht es auch nicht zu tun, da der Kernpunkt des Problems offen zutage liegt.

Es ist wahr, nur allzuwahr! Die Städte, Dörfer und Felder der Gegenden, über die die Kriegsfurie hin- und hergeschritten ist, sind in Einöden verwandelt, in denen kein Stein auf dem andern geblieben ist. Sind es n u r deutsche Kanonen, deren Spuren diese Verwüstung folgte? Dieses bejahen, das hieße den glänzenden Elan verneinen, welcher von je die französischen Offensivstöße gekennzeichnet hat, das wäre ein viel zu schlechtes Kapazitäts- und Wirkungszeugnis für die französische und englische schwere Artillerie. Das Gelände, über das der moderne Krieg schreitet, ist auf lange Iahre verloren., In gleich hohem Grade tragen die Kämpfenden die Schuld für die Schäden, die aus operativen Gründen als notwendig angesehen werden. Vor einer anrückenden Jnvasioneaimee kann der Verteidiger es mit seinem Vorteil zu vereinbaren finden, sogar sein eigenes Land zu verwüsten. Als ich im Sommer 1915 der Armeegruppe Woyrsch auf ihrem Vormarsch durch Polen auf Brest-Litowsk folgte, sah ich allabendlich eine gigantische Rampe brennender Dörfer im Osten, in Brand gesteckt von den Fackeln der zurückgehenden Russen. Bei dem Rückzug der Rumänen wurde alles zerstört, was den Deutschen von Nutzen sein konnte, selbst die wertvollen Ölquellen und ihre mächtigen maschinellen Einrichtungen. Diese Ver Wüstung wurde von englischen Offizieren geleitet, und vom militärischen Standpunkt aus blieb ihnen nichls anderes übrig. Die Schrift des deutschen Generalstabs: „Die Industrie im besetzten Frankreich" enthält einen Bericht über alle industriellen Unternelmungen sowie über die Zerstörungen, welche ihnen durch den Krieg zugefügt wurden, und die stets aus militärischen Gründen erfolgte.

Nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes wurde auf Veranlassung der deutschen Kriegsleitung nichts in den vorher besetzten Gebieten zerstört. Aber es ist wahr: Vieles wurde von Deutschen verwüstet! Und warum? Ia deshalb, weil die Auflösung begonnen, die Disziplin ihre Mecht verloren und die Kriegsleitung ihre Truppen nicht mehr in der Hand hatte. Schurken gibt es in jeder Armee. Auch in der deutschen Almee gab es solche — das haben die Spartakisten bewiesen! Der Krieg trat in sein brutalstes Stadium und wurde zur Katastrophe, nachdem das Volk und seine elenden Führer sein Schicksal in eigene Hand genenimen und nachdem die oberste Heeresleitung die Macht über die Massen verloren halte.

Requisitionen während des Krieges sind kein Diebstahl! Der Besiegte bezahlt seine Beitreibungen. Daß die Deutschen jetzt schon Zeit zur Vollbezahlung ihrer Requisitionen gehabt haben sollten, ist zu viel verlangt. Die geforderten 4lX) Milliarden Kriegsentschädigung müßten eigentlich zur Deckung der schwersten Schäden hinreichen.

Eine Okkupationsarmee lebt, so weit sie es kann, auf Kosten des besetzten Landes?. Ohne Rücksicht nimmt man Möbel, Bettzeug, Kleider und Vieh. Der Anblick ist traurig, aber das ist der Krieg. In einem disziplinierten Heere geschieht so etwas nicht ohne Not oder als Sport. Es hat gar keinen Zweck dagegen zu protestieren. Ebensogut könnte man von der Obrigkeit verlangen, daß sie den Bazillen der spanischen Krankheit das Wüten im Lande verbietet, oder dem Regen verbieten, daß er im Herbst die Korngarben zur Fäuliiis bringt.

Die geehrte Briefschreiberin hat völlig recht darin, daß es ein großes Glück ist, sein Land unberührt zu besitzen. Kein Volk der Erde ist zu dieser Stunde von diesem Glücke weiter entfernt als das deutsche. In Deutschland gibt es keine Jungfrau, die noch Besitzerin des goldenen Ringes ist, den sie von ihrem Verlobten empfing. Alles ist Eigentum des Siegers. Alles gehört der Entente. Sie treibt mehr ein, als das ganze Nationalvermögen. Sie nimmt einige der besten Provinzen — diese können ja die verwüsteten Teile des eigenen Landes ersetzen. Sie nimmt die Kolonien. Wenn Requisition Diebstahl genannt wird: was ist dann dies? Man legt Beschlag auf Kohlengruben und andere produktive Unternehmungen, diktiert Gesetze für die ganze Industrie, beschlagnahmt die Handelsflotte, nimmt den größten Teil des rollenden Materials. Man erdrosselt alles. Heißt das sein Land unberührt besitzen?

Aber es besteht ein wesentlicher Unterschied! Während der deutschen Verwüstung war Krieg, jetzt ist Friede! Die Entente dehnt die verabscheuungswürdige Brutalität des Krieges in die Zeit des Friedens hinein aus. Wie weit in die Zukunft hinein: das ist noch in Dunkel gehüllt.

Die Verfasserin des offenen Briefes ist der Ansicht, „die einfachsten Rechtsbegriffe" verlangten die Auslieferung der Milchkühe. Ich will für unser Volk bossen, daß ^ie mit dieser ihrer Auffassung allein dasteht. Ieder kann seine eigene Ansicht haben. Ieder hat das Recht, mit seinem Gewissen zu Gericht zu gehen und sich danach Deutschfreund oder Entcntefreund zu nennen. Doch w.r sollen uns nicht, wie der Sozialistenführer in Stockholm, zu Lakaien des Siegers machen und dessen Forderungen und Handlungen grotesker Brutalität unterstützen.

Miß Hood hat seitens der englischen Arbeiterfrauen dagegen Protest erhoben, daß die Deutschland zugedachte Strafe an den kleinen Kindern vollstreckt werde. Eine Deputation von 8 repräsentativen englischen Damen hat an den Vertreter der Wiedergutmachungs-Kommission in Paris Sir Ioh^ Bradbury, eine Adresse gerichtet. Gestützt auf ein offizielles, britisches Weißbuch beweist diese Adresse, daß der Milchmangel in Deutschland schon im Oktober den Kindern schwere Leiden verursachte, und daß diese naturgemäß im kommenden Winter noch schlimmer werden müßten. Professor Starling, der Verfasser des offiziellen Berichts über die Lebensmittelverhältnisse in Deutschland, sagt unter anderem: „Für jedes Liter weniger in den Tagesrationen stirbt ein Kind."

Dieses ist nicht die einzige eingereichte Adresse. Unter den verschiedenen Protesten liest man unter anderen folgende Namen: Lord Robert Ceil, die Erzvischöfe von Canterbury, Westminster und Vork, Cardinal Bourne, die Lords Lansdowne, Morley und Crewe und eine Reihe Arbeiterführer u. a. Henderson, Smillie und Mae Donald, members ok?arli^rnent^ Professoren und Schriftsteller, wie Bernard Shaw, Zangwill, Annie Besant und Ierome K. Ierome usw. Und hinter diesen stehen sicherlich uazählige englische Männer und Frauen, vor ollem Mütter, den Ekel im Herzen vor solch' organisiertem Massenkindermord, wohl wissend, daß die Tat des Herodes in Bethlehem in 2(M Iahren nicht vergessen worden ist. Und da ruft hier eine einsame Stimme nach der Eintreibung der 140 <XX) Milchkühe aus einem hermetisch von der ganzen übrigen Welt abgeschlossenen Lande, und diese Stimme stützt sich hierbei auf die „einfachsten Rechtsbegriffe."

Für die Zivilbevölkerung war der Krieg immer ein Unglück, der Weltkrieg war ihr eine Hölle. Wenn deutsche Soldaten Frauen schimpflich behandelt, die Landbevölkerung gemartert, ausgehungert und körperlicher und seelischer Tortur unterworfen haben, so waren das Ausnahmefälle. Die Individuen, die sich solcher Verbrechen schuldig gemacht haben, sind Tiere, keine Menschen! Nie habe ich gehört, daß jemand solche Handlungen verteidigt hätte. Aber, wenn wir davon sprechen, wie die Neutralen sich nach außen zu benehmen haben, dann sollten wir uns davor hüten, die einzelnen Verbrechen auf ein ganzes Volk von 70 Millionen zu verallgemeinern. Hier im Norden wissen wir aus eigener Erfahrung, daß Grausarnkeil kein germanischer Charakterzug ist. Wir wollen die Bestrafung nicht auf harmlvse Kinder ausgedehnt wissen.

Mit Staunen wendet man sich auch von der schwedischen Mutter ab, die grausame Zurückhaltung „eines Teils der deutschen Kriegsgefangenen" ein Iahr nach Kriegsschluß verteidigt. „Ein Teil!" Es sind 4M «00 Mann! Daß die Briefschreiberin das Essen der Gefangenen tadellos gefunden und gesehen hat, daß ibnen Zigaretten angeboten wurden, dupiert uns nicht und ist kein Beweis. Ich habe Briefe gelesen von einigen dieser Gefangenen,

geschrieben vor 7 Wochen, voller Verzweiflung, Sehnsucht und Qual. „Le Populaire" vom 11. Dezemdev geht in einem Aufruf an die Gefangenen mit der Regierung der Republik zu Gericki, weil sie sich derselben Barbarei schuldig mache, deren sie die Deutschen zeihi. Darin heißt es: ,

„Deutsche Kriegsgefangene! Wie berechtigt auch Euer Zorn sein möge, und wie bitter die Tränen der Euern dort hinten in Euern Städten und Dörfern: Lasset nicht den Haß in Euch aufkommen! Denket daran, wir waren beisammen! — Ja beisammen! — An der Vser, in den Argonnen, vor Verdun, wir litten gemeinsam. In unseren gemeinsamen Erinnerungen wird immer bestehen bleiben die Vision eines großen Sterbens, eines Sterbens, das keine nationalen Abzeichen trug. Uns erwartend zwischen den beiderseitigen Drahtverhauen ward es uns ein bleibendes Symbol unserer gemeinsamen Zukunft. Nähret auch bei Eueren Kindern nicht den Haß, wenn Ihr nach Hause zurückgekehrt sein werdet. Treibt nicht das gleiche Spiel, wie unsere Herren. Ihr werdet von diesen nie schlechter denken können, als wir selbst, wir, die wir wissen, in welchen Abgrund sie unser Land führen, ein Land, das nicht Eueres ist, das wir aber als dessen Söhne lieben. Deutsche Gefangene! Denket daran: Ihr seid Opfer gewesen, so wie wir es waren. In der Zukunft darf es keine Feindschaft zwischen uns geben!"

Liest man solchen Ausfluß französischer Ritterlichkeit, so braucht man an der Weltzukunft nicht zu verzweifeln. Wie ein Engländer über seines Landes Kriegsführung denkt, erfährt man aus Stephen Grahams Buch: ? rivar.e in tke Luargs." Die dort geschilderte Roheit übersteigt jede Phantasie. Doch das ist ja kein Wunder. Sind doch die Fundamentalgrundsätze des Krieges durch einen von Englands Großen, Lord Fisher, in dessen letztem Werk „Ree«r6s" festgelegt (Seite 75):

„Dieser Völkerbund, die Freiheit der Meere und was noch mehr ist nur verfluchter Nonsens! Kommt der Krieg, dann ist Macht Recht! Das Recht des Stärkeren ist immer das bessere und jeder Vertrag ist ein Fetzen Papier. Der Krieg ist seinem Wesen nach — Gewalt! Mäßigung im Kriege ist Blödsinn! (Inbeeillit^!) Führe den ersten Schlag, schlage fest zu und höre nicht auf zu schlagen. Unerbittlich muß man sein, gefühllos und gewissenlos. Es ist Geschwätz, von humaner Kriegführung zu reden! Ebenso gut kann man sprechen von einer himmlischen Hölle!"

Bei solchen Grundprinzipien in militärischer Erziehung ist es verständlich, daß die englische Kriegführung eine solche gewesen ist, daß juristische Untersuchungen und Urteile neutralen Gerichten nicht anvertraut werden können.

In hohem Grade widerwärtig ist es, solchen Proben eines in seinem Haß so glühenden Fanatismus zu begegnen, daß er vor dem schwedischen Volk die Grausamkeit gegen die kleinen Kinder und unglücklichen Gefangenen des Besiegten verteidigt — und das, nachdem der Krieg aufgehört. Derartige Lehren haben keine Aussicht im Norden Anhänger zu gewinnen. Unser Volk will nicht „beitragen zu dem Frieden, nach dem alle Menschen sich im Innersten sehnen", indem es in den während des Krieges begangenen Verbrechen herumscharrt. Es will in dem Krieg, der für alle Kämpfer Unglück, Leiden und Sorge gewesen ist, nicht urteilen noch verurteilen. Niemals wird die Kraft seiner Arme beitragen, einen Geschlagenen zu zerfleischen, niemals dazu beitragen, noch immer blutende Wunden offen zu halten. Seine wahre Gesinnung hat das schwedische Volk gezeigt, indem es seine Teilnahme für die hungernden Kinder in Wien und Deutschland in die Tat umgesetzt hat, Nächstenliebe, die, wie ich gehört habe, bei der nächsten besten Gelegenheit auch auf russische Kinder ausgedehnt werden soll. Gesegnet sei unser Volk, welches im Stillen seine helfenden Hände gegen Leiden und Not ausstreckt.

Die aus obigem Brief sprechende Gesinnung ist ein Evangelium des Hasses, der Rache und der ins Unendliche ausgedehnten Repressalien. Für dessen Apestel hat unser Land keine Verwendung. Ihre Zeit ist hoffnungslos vorbei, ihre Mühe umsonst. Würden die Völker deren Spuren folgen, sie würden Europa in eine Katastrophe treiben, noch schrecklicher als die, die gewesen ist. Wir haben genug gehabt von Krieg und Elend. Wir wollen, begangene Ungerechtigkeiten vergessend. eine neue Welt aufbauen auf dem Grundstein der Versöhnung und Verzeihung. Die Wahrheit, zu deren Sieg jeder an seiner Statt helfen sollte, ist von einem Denker und Dichter in folgenden Worten ausgesprochen:

„In Demut will ich meine Klag' versenken
Im Lethestrom der Welt und daran denken:
Selbst der Geringste darf der Menschheit geben
Kein Dunkel heute, sondern Licht zum leben".

Mit nochmaligem Dank für die Gelegenheit, die Sie Herr Redakteur mir gegeben haben, diese Neujahrsgedanken auszusprechen, verbleibe ich

mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener Sven Hedin.

Geheimrat Eö. König, Bonn:

das Recht üer iöealistischen Weltanschauung.

Es gibt in unseren Tagen ein Buch, das sich vor allen andern als den triumphierenden Herold der Meinung hinstellt, daß das ganze Weltall — vom fremden Stern bis zum Erdball und vom Steingeröll bis zum Menschen — ein P.odukt der bloßen Materie sei. Dies ist E.nst Höckels Buch „Die Welträtsel", zu dessen Ergänzung er das Werk „Die Lebenswunder" erscheinen ließ. Die in beiden Werken vorgetragene Weltanschauung ist von Haeckel ausdrücklich als die vervollkommiete Philosophie Spinozas bezeichnet worden (vgl. „Die Lebenswunder", S. 92), w:nn er auch leider sich nicht konsequent dessen bewußt geblieben ist, sondern sich oft so ausdrückt, als wmn er rein naturwissenschaftliche Ergebnisse vortrüge. Folglich ist von Spinozas System auszugehen, wenn Haeckels Aufstellungen kritisiert werden sollen.

Spinoza nun wollte eine Einheit in das Weltganze mit Einschluß des Göttlichen dadurch bringen, daß er als die Grundlage des Weltganzen eine einheitliche Substanz voraussetzte (Ltliica I, üekiniti« 6). Aber die ganze Summ: der E:sch:inungen schließt ja so verschiedene Dinge in sich, wie einerseits die tastbaren Gegenstände sind und andererseits das menschlich? Bewußtsein ist. Diese Verschiedenheit des Wirklichen zwing Spinoza, so sehr er nach der Einheit des Weltganzen strebte, doch dazu, daß er den Einzelgestaltungen der Substanz teils die Eigenschaft der Ausdehnung und teils die des Denkens zuschrieb. Auch die Einheit also, die von Spinoza vorausgesetzt wurde, ging doch in eine Zweiheit auseinander. Dies meint Haeckel bei einer Erneuerung des SpinozismuS vermeiden zu können. Aber auf welchem Wege? Nun in Haeckels — natur philosophischem — Versuch, die Welt zu erklären, wird entweder solchen Bestandteilen der Welt, die nach der empirischen Forschung nicht geistbegabt sind, doch Geist zugeschrieben, oder dem Geistlosen werden Wirkungen zugemutet, die mit der Natur der geistlosen Materie unverträglich sind. Beides geschieht, um eine mechanisch-einheitliche (sogenannte monistische) Auffassung der Welt zu erzielen.

Betrachten wir die erwähnten beiden Operationen des materialistischen Monismus der Reihe nach:

1. Die nach der empirischen Forschung vorliegende Beziehung der Weltbestandteile zur Geistbegabtheit ist die folgende: Viele Teile und Gebilde der Materie besitzen nach den Beobachtungen der erakten Wissenschaft nicht einmal Empfindung. Denn wer möchte diese, wenn er nicht poetisch werden will, dem Stein oder dem Baum zuschreiben? Viele andere Teile der Materie entbehren mindestens der Erinnerung, also eines Vorstellungsschatzes. Sie vollziehen auch keine Verbindung oder Trennung von Begriffen, d. h. urteilen nicht, geschweige denn daß sie Schlüsse zogen und Abstraktionen bildeten. Am allerwenigsten besitzen alle Teile und Gebilde der Materie ein Bewußtsein von sich selbst. In diesem Punkte wird wzhl Kant für immer Recht behalten. Er sagte nämlich: Ich würde sofort von dem Rücken meines Rosses herabsteigen und mit ihm als einem Freunde verkehren, wenn ich das Urteil gewinnen konnte, daß dieses Tier die Vorstellung des Ich besitze.

Aber der materialistische Monismus erlaubt sich die Gleichsetzung von Kraft und Geist. Denn wieder in dem erwähnten zweiten Werke Haeckels (S. 92) wird verkündet, daß „die Substanz als Stoff oder Materie den Raum erfüllt, als Kraft oder Geist aber Empfindung besitzt". Aber wenn diese Gleichsetzung von „Kraft" mit „Geist" richtig sein sollte, dann wäre der Kolben in einer Dampfmaschine ein höchst geistvolles Wesen. Haeckel freilich wagt es, sogar von einer „Aellular-Psychologie" zu sprechen (Die Welträtsel, S. 259). Er schreibt also sogar der Zelle, der einfachsten Grundlage organischer Gebilde, ein Seelenleben zu. Ia, er läßt den Korallenstock, demnach ein unorganisches Gebilde, aus Personen zusammengesetzt sein (Die Lebenswunder, S. 168). Also ein Teil des Mineralreichs besteht nach dieser Äußerung aus Wesen, die mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung begabt sind und daher Persönlichkeiten genannt werden dürfen!

Ist dies ein Ergebnis von Erforschung der Tatsachen? Oder ist dies ein Gewaltakt gegen die Natur? Es ist eine willkürliche Nivellierung aller der Differenzen, die zwischen dem Mineralreich, dem Pflanzenreich usw. bis zum Menschen herauf sich unbestreitbar dem forschenden Auge darbieten. Denn auch gegenüber dem Ansturm Haeckels wird es bei dem Urteil sein Bewenden haben müssen, das kein Geringerer als F. A. Lange in seiner berühmten Geschichte des Materialismus (4. Aufl., Bd. II, S. 497) gefällt hat: „Die Erscheinungen des Geisteslebens bleiben trotz aller anscheinenden Abhängigkeit von der Materie ihrem Wesen nach ein Fremdes und ein Andere s." Gewiß mit Recht sogt auet, Professor M. Apel in seinen „Kritischen Bemerkungen zu Haeckels Welträtseln" (S. 18): „Bewußtsein, Denken und Philosophieren erklärt Haeckel freilich für Funktionen der Ganglien-Zellen der Großhirn-Rinde. Aber wie sollten die Gehirnzellen z. B. eine Schlußfolgerung vollziehen? Dieses Ineinandergreifen der Gedanken, dieses Hervorbringen des Schlußsatzes, die sichere Wahrheit desselben, die im Schlußfolgern liegt, wie soll das alles aus bewegter Materie siek ergeben?"

Diese Fragen Professor Apels können in der Tat nicht zugunsten des Materialismus beantwortet werden. Was mir selbst aber beim Nachdenken über diese Fragen immer am wichtigsten erschienen ist, war folgendes Dreifache: Die eigenartige Helligkeit, die über unfern unkörperlichen Funktionen wie ein Lichtmeer flammt und unsere Bewußtheit genannt wird, ferner die wierer damit zusammenhängende Konzentration unseres Denkens in der Idee des Ich, endlich die Beteiligung unseres Bewußtseinzentrums an allen Akten unseres Verstandes und Willens. Die Tatsachen forschung kann wohl, wie nunmebr schon Iahrtausende, so auch weiterhin ruhig abwarten, bis dieses Geistesleben auch nur bei den Tieren festgestellt wird, und nun wird im Namen des Monismus (All-Einheits-Lebre) proklamiert, daß dieses Geistesleben sogar bei aller „bewegten Materie" vorhanden sei.

Einer solchen Aufstellung gegenüber muß es leider betont werden, daß diese Gleichsetzung von Bewegung mit Geistestiiligkeit oder Denken nichts weiter als eine unklare Verwechselung des Allgemeinen und des Besonderen ist. Denn wo sonst, außer im menschlichen Kopfe, könnte Bewegung als Denken konstatiert werden? In dieser einzigen Denkwerkstätte muß also eine besondere Vorbedingung existieren, daß eben in ihr es zum Denken kommt, und diese besondere Vorbedingung ist das unsere Vorstellungen konzentrierende und ihre gegenseitigen Wirkungen vermittelnde Seelenreale, das durch diese Tätigkeiten zugleich zum Subjekt oder Vollbringer unseres Denkens wird. Nur indem diese besonderen Vorbedingungen des wirklich konstatierbaren Denkprozesses übersehen werden, kann es zu der Behauptung kommen, daß Denken einfach gleich Bewegung sei. Bei dieser Gleichsetzung des denkenden Menschen mit „bewegter Materie" rühmt man sich, der Existenz des Geistes den Garaus gemacht zu haben, und hat doch nur der Logik einen Fußtritt versetzt.

Und dazu kommt noch dies. Die Anhänger des Materialismus müssen wenigstens dies zugeben, daß die Materie in ihren beim Menschen konstatierbaren Wirkungen als Idee aufstrahlt und ein Reich von Ideen begründet. Sie müssen auch selbst zugeben, daß der Mensch mit seinem Denken auf den Stoff einwirkt. Sie können also selbst nicht leugnen, daß die Materie von den Ideen verarbeitet werden kann, und daß die Ideen als Faktoren in den Weltprozeß eingreifen, die nicht nur mit der Materie zusammenwirken, sondern sie auch beherrschen. Mit diesem unvermeidbaren Zugeständnis muß der Materialismus aber' selbst sein Prinzip, daß die Materie allein existiere und wirke, vom Throne stoßen. Der Materialismus muß anerkennen, daß der Gedanke und der Geist überhaupt ein Faktor des Ursprungs und des Bestehens der Welt sein kann. Infolgedessen muß der Materialismus selbst die Möglichkeit der idealistischen Weltanschauung zugestehen.

2. Aber mag die spinozistisch-monistische Philosophie Haeckels auch noch so sehr das Gebiet der Ideenbildung über die Grenzen hinaus zu erweitern streben, innerhalb deren diese konstatiert werden kann, so will sie doch selbst die bewußtlose Materie als die Grundlage des Universums zur Anerkennung bringen. Und nun begeht sie einen zweiten Fehler. Sie schreibt der ideenlosen Materie Wirkungen zu, die nach der empirischen Forschung von solcher Materie nicht geleistet werden.

Ein erstes solches Phänomen, das man vergeblich aus der bloßen Materie abzuleiten sucht, ist das System der Weltkörper mit seinem Gleichgewicht der Kräfte und seiner Ordnung. Freilich Haeckel sagt, daß „die Bewegung eine immanente und ursprüngliche Eigenschaft der Substanz sei", und beruft sich dabei auf das, was er „Substanzgesetz" nennt, das „zwei höchst allgemeine Gesetze" zusammenfasse: „das ältere chemische Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und das jüngere physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kraft" (Die Welträtsel S. 243 und 279). Ist dies aber mehr, als eine bloße Voraussetzung? Die Erbaltung des Stoffs kann ja bei der Erklärung der Bewegung im System der Weltkörper selbstverständlich nicht in Betraeht kommen, und was hat die Einrichtung dieses Systems mit der Erhaltung der Kraft zu tun? Gehen wir doch einmal auf die Uratome zurück! Die Kraft, die in der positiven Wahlverwandtschaft oder Anziehungskraft zweier Uratome lag, wurde durch ihre Vereinigung latent gemacht, also aufgebraucht. Aber der Materialismus will aus jener tot gewordenen Anziehungskraft noch die Entstehung eines Atomenballes und die Bewegung dieses Balles um sich selbst und dann weiter die Bewegung der Planeten um ihre Sonne und das Kreisen der Sonnen um eine Zentralsonne ableiten.

Auf die von Haeckel angedeutete Art läßt sich die ganz großartig zusammengesetzte Bewegung im Weltall nicht erklären. Vielmehr ist zunächst folgendes zu sagen. Das System der Weltkörper gleicht einer Uhr. Wenn man nun vor dem berühmten Uhrwerk steht, das in einer Seitenhalle des Straßburger Münsters gezeigt wird, so fragt man unwillkürlich: Wer hat dieses Werk erdacht? So drängt sich auch angesichts des Systems der Weltkörper mit seinem Gleichgewicht von Kräften und dem harmonischen Kreisen seiner Kugeln das Urteil auf, daß in diesem System eine staunenswerte Idee verkörpert worden ist. Es hat ja auch ein so vorsichtiger Denker, wie Kant es war, gesagt (am Ende seiner „Kritik der praktischen Vernunft"): Der gestirnte Himmel über mir und der kategorische Imperativ in mir stimmen mich immer und immer wieder zur Ehrfurcht.

Zweitens zeigt sich das Walten der Idee unbestreitbar darin, daß in jeder Abteilung der organischen Natur ein Gedanke verkörpert ist. Oder wie sonst erklärt es sich, daß in jeder solchen Abteilung sich ein besonderer Typus ausprägt und gleichsam über die Erhaltung seiner Eristenz wacht? Man denke doch nur z. B. an die Pyramidenform jeder Tanne und die Kuppelform jeder Linde! Man erwäge ferner, daß aus dem Samen eines Nadelbaums kein Laubbaum und wiederum z. B. aus einem Birnenkern nicht einmal ein Apfelbaum, geschweige denn ein Baum mit Steinobst hervorwächst. Man erinnere sich ferner auch daran, daß jede Art von Pflanzen und Tieren in Bezug auf Bodenart und Nahrungswahl, Größe und Lebensdauer, Geschicklichkeit und andere Eigenschaften von einem Grundgesetz beherrscht wird. Wie staunenerregend ist sodann insbesondere die Unterscheidung der Geschlechter mit ihren Organen und sonstigen Besonderheiten. Wer denkt nicht z. B. an die Farbenpracht des männlichen Pfau? Wenn sein glänzender Schweif etwa auf das Streben, dem anderen Geschlechte zu gefallen, zurückgeführt worden sollte, wie es neuerdings versucht worden ist, dann hätte es wohl auch den weiblichen Pfauen nicht an solchem Streben gefehlt. Womöglich noch auffallender ist aber das

Gleichbleiben der Verhältniszahlen der Vertreter der einzelnen Geschlechter (beim Menschen etwa 106 :100). Die Sachlage ist also diese. Wenn wir unsere Naturauffassung bloß nach dem wirklich beobachteten Tatbestand einrichten wollen, und das verlangt doch die erakte Wissenschaft, dann können wir nur sagen, daß in den einzelnen Abteilungen der Natur sich immanente Gesetze auswirken. Auch sie sind aber ein Zeichen von der Herrschaft der Idee.

Drittens muß aber auch dies betont werden, daß bei der Voraussetzung der bloßen Materie weder das Nebeneinanderbestehen der Hauptabteilungen der Natur noch ihre gegenseitige Beziehung erklärt werden können.

Nämlich vor allem ist der Übergang vom Leblosen zum Lebendigen aus dem Wirken des bloßen Stoffes nicht ableitbar. Denn aller Fortschritt der Chemie und Physik hat es nicht ermöglicht, aus unorganischem Stoff eine Zelle, diese Grundlage aller organischen Gebilde, herzustellen, und wie könnte die Urzelle etwa durch die Entwicklungsfaktoren zuwege gebracht worden sein, die der Darwinismus sonst zur Verfügung hat? Als erst noch lauter unorganischer Stoff existierte, wie hätte da die „Anpassung" die Entstehung des ersten organischen Gebildes begünstigen können? Man könnte wirklich sagen, die erste Lokomotive hätte leichter durch Anpassung entstehen können, als die erste Zelle. Haeckel aber verhält sich zum Ursprung des Lebens folgendermaßen. Meistens registriert er einfach den Übergang vom Unorganischen zu den Organismen als ein tait, aemrirpli. Dann aber soll er nur nicht so tun, als wenn er die Natur in ihrem Zusammenhange erklärt habe. Denn gegeben ist nur das Nebeneinanderstehen der beiden erwähnten Naturabteilungen. Der Übergang ist eben die fragliche Größe. Diesen Übergang einfach vorauszusetzen, ist ein Gewaltakt. An einer Stelle seines neueren Werkes macht Haeckel allerdings den Versuch, den Unterschied vom Leblosen und Lebendigen mit Hilfe einer dichterischen Redensart aufzuhellen. Er beruft sich da (Die Lebenswunder, S. 33) auf die Vergleichung des Lebens mit einem Verbrennungsprozeß. Aber das Reden der Dichter von der „Lebensflamme" zur Erklärung von Naturvorgängen zu verwenden, liegt doch unter dem Niveau der erakten Forschung.

Sodann das Nebeneinanderstehen der Pflanzen, die Kohlensäure als Nahrungsmittel verwenden und Sauerstoff ausatmen, und der Tiere, denen gerade umgedreht Kohlensäure verderblich ist und die den Sauerstoff als Lebenselixir begrüßen, ist wieder eine von den Tatsachen, die bei der Voraussetzung der bloßen Materie als des Ausgangspunktes der Weltbestandteile einfach unerklärt bleiben und als Wunder betrachtet werden müssen. Ein ebensolches ist für den Materialismus darin zu erblicken, daß auch die höchst befähigten Arten von Tieren nach sovieljähriger Beobachtung unentwegt neben den Menschen stehen bleiben. Freilich, Haeckel spricht sehr häufig von ..Menschenaffen". Nach meinem Urteil tut er es, weil er die selbstverständlichen Ähnlichkeiten zweier hochstehender Gruppen von Lebewesen betont und die unterscheidenden Merkmale in den Hintergrund zurücktreten läßt. Nun, diese „Menschenaffen" genießen in den Zoologischen Gärten den vieljährigen Verkehr mit so sorgsamen Wärtern, die manchem armen Kinde zu wünschen wären. Aber hat einer von den „Menschenaffen" jemals den aufrechten Gang oder die Sprache seines Wärters nachgeahmt? Nein, die „Anpassung" hat nichts gewirkt. Also auch die feste Gliederung des Naturreichs und die dadurch begründete Einrichtung, daß die niedrigeren Bestandteile der Natur von den begabteren Wesen verwertet werden können, lassen sich nicht als Wirkungen der blinden Materie ansehen.

Auch kann speziell der Mensch nicht ein Produkt der Entwicklung genannt werden. Denn erstens hat die Veränderung des Wohnortes oder überhaupt der Lebensbedingungen nur die Entstehung von Spielarten oder Varietäten hervorgerufen, und die bei Pflanzen und Tieren durch den Wechsel der Daseinsmeise veranlaßten „erworbenen Eigenschaften" sind nicht vererbbar oder dauernd. Dies hat Prof. Reinke, der Vertreter der Botanik in Kiel, in seinem Werke „Die Welt als Tat", S. 355, z. B. durch folgende Tatsache veranschaulicht: „Die unter sich so abweichenden Varietäte.i, wie Blumenkohl, Rosenkohl, Kopfkohl, Winterkohl usw., schlagen im Laufe einiger Generationen wieder in die wilde Stammform zurü ck." Ferner Karl Ernst v. Bähr sagt in seinen berühmten „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften", S. 429: „Wir kennen keine Neubildung nach dem Auftreten des Menschen, welche sich selbständig fortsetzte: Alle Pflanzen und Tiere, die man aus ihren Verhältnissen herausgerissen und in andere versetzt hat, verlieren el er die Fortpflanzungsfähigkeit, als daß sie in der Nachkommenschaft wesentlich neue Foimen erzeugen." Zweitens war der Mensch schon zu der Zeit, seit welcher wir sein Auftreten beobachten können, auch den höchsten Tierarten an Geisteskraft überlegen. Das beweisen z. B. die Zeichnungen, die in mancher Höhle gefunden worden (vgl. Ad. Spiegelmann, Altamira, ein Kunsttempel der Menschheit, 1910). Denn welche Geschicklichkeit und besonders welche Feinheit des ästhetischen Sinnes bezeugen sie! Der Mensch war auch sogleich und er allein der Denker unter den Lebewesen, was er auch nach seiner indischen Bezeichnung „ruarm" ist. Denn er allein verwendet das Feuer und behaut z. B. Holzstämme zu Baumaterialien usw. (W. Iohnsen, Horri« sapiens,1912, 83 ff.). Welche Summe geistiger Leistung ist auch schon in der Ausgestaltung der Sprache verkörpert! Welche Schärfe tritt in der Unterscheidung zwischen der redenden, angeredeten und besprochenen Person, zwischen den Geschlechtern und Zahlen, den Zeitsphären und Modalitäten der Vorgänge, zwischen den verschiedenen Kasus hervor! Das Sanskrit unterscheidet deren acht, während jetzt manche Leute nicht den Dativ und den Akkusativ auseinanderhalten können.

Die spinozistisch-haeckelsche Weltanschauung pendelt also zwischen einer Seylla und einer Charybdis hin und her. Einerseits gerät sie in die Gefahr, mit den Tatsachen in Konflikt zu kommen, indem sie das Geistige, das bei den Menschen beobachtet wird, in andere Gebiete des Universums hineinträgt, wie wir gesehen haben, daß Persönlichkeit, d. h. Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, von Haeckel dem Korallenstock zugeschrieben wird. Andererseits gerät der materialistisene Monismus in dieselbe Gefahr, indem er der Materie, die der Intelligenz entbehrt, solche Wirkungen beilegt, die nach der Beobachtung tatsächlich geschehender Leistungen nur von der Intelligenz erzielt werden. Diese zweifache Verschiebung der Grenzen, die in der Welt der Wirklichkeit beobachtet werden, diskreditiert sich notwendigerweise selbst.

Alles, was wirklich konstatiert werden kann, empfiehlt vielmehr die Annahme eines Zusammenwirkens von Materie u n d Ideen, und da letztere wenigstens als Blüten des Weltprozesses auch vom Materialismus nicht geleugnet werden können, so sind sie um so leichter auch als Element der Wurzeln des Wellprozesses anzuerkennen. Also viele Phänomene im weiten All tragen ganz den Charakter von Leistungen, die von wirklicher Intelligenz, nämlich der menschlichen, hergestellt sind, und in diese menschsiche Denkkraft ist jedenfalls die Weltgestaltung ausgemündet. Da ist kein Schluß vernünftiger, als dieser, daß auch im Anfange der Weltgestaltung die Idee oder Intelligenz mitgewirkt hat, die nicht ohne den Geist als ihren Träger gedacht werden kann.

Darauf wird man auch noch durch die Tatsache der Weltbewegung selbst geführt. Oder kann diese von Stoffen abgeleitet werden, die wegen ihrer Ausammengesetztheit selbst der Schwerkraft unterworfen sind? Ich meine, daß der Urquell der Weltbewegung nur in einem Element liegen kann, welches selbst über das Gesetz der Gravitation erhaben war und welchem daher die Tendenz der Bewegung zur eigensten Natur gehörte. Ein solches Element ist aber nichts anderes, als was mit dem Ausdruck „Geist" in der realen Bedeutung dieses Wortes gemeint ist. Infolgedessen muß ich in der Anerkennung eines Weltbestandteils, der wegen seiner sublimsten Einfachheit allgewaltige Bewegungstendenz besaß, den Schlußstein der idealistischen Weltanschauung finden, in der also soviele große Denker der vergangenen Iahrtausende mit vollem Recht die wahre Lösung des Welträtsels gesehen haben.

G. Bueh:

Die Arbeiterbewegung in Zapan.

Es ist bekannt, ia welchem Maßstabe Iapan die wirtschaftliche Konjunktur ves Krieges dazu ausgenutzt hat, um sein gesamtes Handels-, Industrie- und Verkehrsleben in einer Weise zu entwickeln, daß Iapan in fünf Iahren eine wirtschaftliche Erweiterung erlebte, wie sie unter normalen Zeitläufen sich innerhalb einer Generation nur ermöglichen läßt. Wenn die wirtschaftliche Entwicklung Japans nach ihren einzelnen Richtlinien verfolgt wird, und derartige Richtlinien treten deutlichst hervor, dann ergeben sich die folgenden Entwicklungslagen. Zunächst suchte Iapan eine gewisse Unabhängigkeit von dem fremden Auslandsfabrikate auf seinem Binnenmarkte zu erlangen. Zu diesem Zwecke stellte die japanische Industrie die bisherigen Einfuhrwaren zu einem guten Teile selbst her. Zu erinnern sei in diesem Zusammenhange nur an die Produktion von chemischen Erzeugnissen, medizinischen Artikeln, Drogen und Farben, an die Herstellung zuvor eingeführter Maschinen, europäischer Möbel und elektrischer Apparate. Nachdem man die Erweiterung der Bedarfdeckung seines Binnenmarktes erreicht hatte, soweit die Herstellung neuer Fabrikate in Frage kam, schickte man sich, als notwendige Folgeerscheinung seiner erweiterten Industrialisierung an, seine eigenen Rohstoffe im verstärkten Maße auszubeuten, um sich auch hier eine entscheidende Unabhängigkeit von dem Auslande sichern zu können. Da die eigenen Rohstoffe, insbesondere die für die Industrie so notwendigen Eisenerze, in Iapan nur höchst unzulänglich vorhanden sind, beschritt man den Weg seines Lehrmeisters, England, und suchte eine koloniale Ausdehnung zum Zwecke eines genügenden Rohstoffbezuges. Dieses Land kolonialer Ausbeute wurde für Iapan China. Auch diese Vorgänge sind ja bekannt. Als Iapan sich so sein Industrierüstzeug besorgt hatte, ging es an die Ausdehnung seines Außenhandels. Iapan war gewillt, die Konkurrenz in Ostasien mit den Fremdmächten aufzunehmen, ja es machte sich daran, in Südamerika, in Indien und in Südafrika von sich aus als Konkurrent aufzutreten. Hierzu mußte Japan eigene Schiffslinien einrichten und das bedingte die Anlage einer großzügigen Schiffsbauindustrie. Da man durch sein Hervortreten naturgemäß feindliche Stimmungen bei seinen nahen und fernen Nachbarn erregen mußte, sorgte Iapan ganz öffentlich für eine Ausweitung seiner Heermacht. Hierzu bedurfte man wiederum einer starken Ausdehnung der Heeresindustrie. — Möglich wurden die wirtschaftlichen Leistungen Iapans dadurch, daß die Heereslieferungen, die zumal Rußland bestellte, die Industrie befruchteten und dem gesamten Handelsleben Geld zuführten. Es gab durch den Krieg für Iapan Arbeit, Verdienst und hohen Gewinn.

Die guten Zeiten, unter denen Iapan nahezu fünf Iahre lebte, nahmen mit der Ausdehnung des Waffenstillstandes ein unerfreuliches Ende. Die lange Zeit des Waffenstillstandes, der händlerisch alle Kriegebeschränkungen aufrecht erhielt, wirkte für Iapan ungemein schädigend. Einerseits waren die Kriegsaufträge eingestellt und bei der Ungunst der unsicheren Verhältnisse, die der lange Waffenstillstand zeitigte, liefen keine neuen Bestellungen ein. Andererseits erhielt man keine Rohstoffe und auch keine Halb- und Fertigfabrikate. Das Ergebnis hiervon war, daß ein Teil der Industrie mit Überproduktion arbeitete, ein Teil gar nicht, ein Teil nur beschränkt arbeitete. Draußen begann die Konkurrenz; dieWeltmärkte öffneten sichlangsam und Iapan konnte seine Beteiligung nur recht unvollkommen bereitstellen. Mit dem Öffnen der Märkte begann auch die Warenkritik. Während man den japanischen Rohstoff und das japanische Fabrikat mit all seinen Mängeln hatte zuvor einkaufen müssen, begann, nun die Konkurrenzware auf dem Weltmarkte hervortrat, die Zurückweisung japanischer teurer und minder guter Fabrikate. Die Industrie mußte erkennen, daß man einer Weltkonkurrenz schwer gewachsen ist. Preissturz, K'isenstimmung, rückgängige Arbeitsgelegenheit, verminderter Verdienst traten für einzelne Industriezweige ein. Iapan ist heute zur passiven Handelsbilanz zurückgekehrt! Das beleuchtet die wirtschaftliche Lage Iapans am bestea. Es zeigt sich eben, daß die schnelle und so ungemein reiche Entwickelung auf keiner natürlichen Grundlage beruhte, sondern sich lediglich auf den abnormen Verhältnissen der langen Krirgejohre ausbaute. Die Ausfuhr Iapans, die für 1918 die Summe von 897 Millionen Pen betrug, ist, berechnet für das eiste Halbjahr, für 1919 auf 827 Millionen Yen gesunken. Die Einfuhr stieg in dem gleichen Zeitraume von 840 Millionen Pen auf 1050 Millionea Pen. Die Preise sanken. Kurzum die wirtschaftlichen Schwierigkeiten erwachten an allen Ecken und Enden, so daß man in eine Kriserst mmurig hineingelangte, die zu beheben man bisher nicht fä'big ist. Wohl lauert aber an allen Stellen in Ostasien die Konkurrenz, bemühen sich die Mächte, England und die Vereinigten Staaten, Iapan seine Erfolge auf wirtschaftlichim wie politischein Gebiete nach Möglichkeit zu entreißen. Hinzu kommt, daß infolge der ShantungFrage sich in China eine Abneigung gegen Iapan herausgebildet hat, die ihre Formen bis zu einem Warenboykotte ausweitete. Der hiermit verbundene Rückgang an Ausfuhrmöglichkeiten und sonstigen Handelemöglichkeiten in Cbina wirkt natürlich auf das japanische Wirtschaftsleben nur noch krisensteigernder. Die Zusammenwirkung all dieser Umstände wird in Iapan als eine ungemein ernste Belastung eines an sich überspannten Wirtschaftsmarktes empfunden.

Diese wirtschaftlichen Zustände mußten in solcher Breite berührt werden, um zu zeigen, in welcher Weise die Arbeiterbewegung heute die Wirtschaftebewegung Iapans neu und ernst belastet. Denn nur von dieser Grundlage aue muß die Arbeiterbewegung Iapans beurteilt werden, nur von diesem Gesichtepunkte aus können die Wirkungen jener Bewegung richtig eingeschätzt werden. — Im allgemeinen lautet die Frage: Herrschen in Japan bolschewistische Ideen? Das muß verneint werden. Gewiß sind Agitatoren in Japan nach dieser Richtung tätig, indessen erlebt Iapan, was alle Staaten mit einer raschen Industrialisierung erlebt haben, eine Emanzipationsbewegung des arbeitenden Standes. Erinnern wir uns an die englischen Arbeiterunruhen im Anfange des neunzehnten Iahrhunderts, welche bis zu dem Verbrennen der Fabriken und dem Zerschlagen von Maschinen und Maschinenteilen ausarteten. In Iapan hat vor dem Kriege eine geringe Industrie bestanden. Das Handwerk beherrschte die Lage. Das Land war infolge seiner dauernden militärischen Unternehmungen gegenüber Iapan weit überlegene Gegner — man erinnere sich an den chinesischen und an den russischen Krieg — arm und in einer bedenklichen Weise überschuldet. Diese allgemeine Armut hat zur Folge gehabt, daß in Iapan ein Klassenunterschied in nur milden Formen herrschte, zum mindesten konnte nur ein Bruchteil der Bevölkerung als bevorzugt angesehen werden. Der Krieg hat Iapan uun zu einem reichen Lande gemacht. Reich aber in dem Sinne, daß dem armen Proletariertume eine wohlhabende Kaufmannswelt und eine reiche Industrie gegenüber stehen. Reichtum und Armut stehen sich heute ohne alle Verbindungslinien gegenüber. Ein Zustand, der verbitternd wirken muß. Nun würde die Masse an sich den Gegensatz nicht so empfinden, wenn es in Iapan nicht zu einer Verschlechterung der Lage des Proletariats gekommen wäre. Man hat von den Lohnsteigerungen gemeldet, welche in Iapan vorgenommen worden sind. Diese Lohnsteigerungen sind auch vorgenommen worden. Mit dem Verdienste, den das Land errang, stieg die allgemeine Lage der Massen. Die Massen begannen eine bessere Lebenshaltung kennen zu lernen. Dieser erfreuliche Zustand hielt indessen nur etwa ein dreiviertel Iahr an. Danach verschob sich die Lage zu völligen Ungunsten der Arbeiter. Infolge der Ausfuhr, die Iapan vornahm, infolge der Teuerung Europas, die nach Asien übergriff, infolge der Verteuerung aller eingeführten Waren steigerte sich die Lebenshaltung in Iapan ganz außerordentlich. Vor allen Dingen ging die Volksnahrung, der Reis, in einer Weise in die Höhe, die in keinem Verhältnisse zu dem Verdienste des Arbeiters stand. Denn die Industrie, die mancherlei Hemmungen erfuhr, beispielsweise die Krise nach dem Ausbruche der russischen Revolution zu überwinden hatte, weigerte sich, zu höheren Lohnzahlungen überzugehen. Im ständigen Zustande der Erweiterung begriffen, bei nur wenig vermehrbarem Produktionskapital, war die Industrie auch tatsächlich in ihren Lohnzahlungen begrenzt. Vor allen Dingen aber sagte der japanische Industrielle sich mit Recht, daß seine billigen Löhne mit dem Eintritt einer Friedensproduktivn nahezu die einzige Waffe darstelle,, würde, eine europäische und eine amerikanische Konkurrenz auszuhalten. Der vorhandene Mangel der Ausführung der Ware mußte durch ihre Billigkeit auf, gewogen werden. Das Proletariat seinerseits erkannte den Gewinn, den der Industrielle machte, und sah sich erneut auf eine Lebensstufe herabgedrückt, die unter jener lag, die man erreicht hatte. Während der Industrielle sich einerseits bemühte, die Löhne seiner Arbeiter herabzudrücken, versuchte er im Interesse der Hebung seiner Produktion, die Entwickelung der geistigen und manuellen Fertigkeiten seines Arbeiterstandes. Diese Herauslösung großer Massen aus einem kulturellen Tiefstande brachte eine naturgemäße Mehrung der Bedürfnisse jener entwickelteren Massen mit sich. Ein Glied wurde so mehr in dem Ringe der Unzufriedenheit geschmiedet. Kurzum, in Iapan vollzog sich der allgemeine industrielle Prozeß mit eben den gleichen Begleiterscheinungen, wie in allen Industrieländern. In Iapan wird diese Bewegung nun noch dadurch verstärk, daß die Ereignisse zeitlich in unerhörter Schnelle vor sich gingen. Und es mußie sich rächen, daß Iapan bei allem Streben nach einer europäischen Ausbildung und aller europäischen Ausgestaltung seines Wirtschaftslebens den modernen sozialen Bestrebungen keinerlei Rechnung trug und vor allen Dingen nicht tragen wollte. Man glaubte übersehen zu können, daß ein Hauptfaktor aller neuzeitlichen Produktion die Stimmung, das heißt, die Arbeitswilligkeit der Arbeitermassen ist Ein Vorbeugungsmittel, diese Stimmung zu erhalten, war in Iapan nicht von Europa aus übernommen worden. Die Industrie hatte die Regierung in dem Glauben zu bestimmen gewußt, daß eine allgemeine Ausnutzung der Arbeitermassen die einzige Grundlage der industriellen Entwickelung bei einer so jungen und bei einer so kapitalarmen Industrie ausmachen mußte, die berufen sei» konnte, die Konkurrenz eines Europas und eines amerikanischen Wirtschaftsmarktes ertragen zu können, deren Ziel sein sollte, jener Konkurrenz begegnen zu sollen. Man dachte genau in den Gedankengängen, in denen sich Europu? Industrie in dem Beginne des neunzehnten Iahrhunderts beweote, als man auch da glaubte, seinen Gewinn aus der Ausnutzung der arbeitenden Menschenband allein schöpfen zu können. Das Verhältnis von Industrielohn und Lebensmittelaufwand mußte in seinem schlechten Zusammenklang um so bedauerlicher wirken, als kaum die Anfänge einer Sozialpolitik in Iapan vorhanden waren Man hatte im Iabre 1911 für gefahrvolle Betriebe einen Kinderschutz und einen Iugendlichenschutz eingeführt. Das Gesetz kam zunächst erst wenig zu seiner Anwendung und wurde auch dann nicht gehandhabt, da Hunderte von zulässigen Ausnahmebestimmungen seine Wirkung durchbrachen. Frauen-, Kinder- imc Männerarbeit sind in Iapan so ziemlich Ausnutzungen unterworfen, die im Beginne des neunzehnten Iahrhunderts in Europa an den arbeitenden Mensche» begangen wurden. Hierbei muß

hervorhebend betont werden, daß Iapan infolge seiner dichten Bevölkerung eine Frauenarbeit kennt, von der Europa damaliger Zeiten nicht einmal Begriffe aufwies. In der Spinnstoffindustrie — allerdings rer Hauptindustrie Iapans — sind rund 400 000 Frauen tätig. Frauen, die in den Fabriken wohnen müssen, die da heranwachsen, gebären und sterben. Vor dem Kriege erbielten Arbeiterinnen für einen dreizehn- bis sechzehnstündigen Arbeitstag etwa 25 Pen, das entsprach einer Entlobnung von etwa 50 Pfennigen. Der Arbeitstag der Männer pflegt kürzer zu sein als jener der Frauen. Vor rem Kriege wurden Männer etwa 10—12 Stunden beschäftigt. Es gab aber aueb Beschäftigungszeiten bis zu 16 Stunden, wenn das betreffende Werk mit reichen Aufträgen bedacht war. Die Löhne stellten sich auf etwa 45—70 Pen. Das entspricht einem Lobne von 90 Pfennigen bis 1,40 Mark am Tage. Hierbei war der niedrigste Lohn eines Arbeiters 30 Pen am Tcge und der höchste Lobn M Pen. Im Kriege baben die Löhne sich nun gehoben. Im allgemeinen sind die Löhne für ungelernte Arbeiter um 20 °„ gestiegen und diejenigen eines gelernten Arbeiters um 70 Diese Lobnsteigerung erscheint an sich für ein im Verhältnis zu Europa noch unentwickeltes Land recht beträchtlich. Es muß nun aber hierbei in Rechnung gestellt werden, daß Iapan eine Teuerung erlebte, welche derjenigen Europas nicht einmal nachstand, sondern teilweise die Teuerung Europas noch überstieg. Es ist festgestellt worden, daß Anfang und Mitte 1918 die Teuerung in Tokio jene in London und Paris überstieg. Im Durchschnitte gerechnet, sind die Nahrungsmittel in den Städten Iapans um rund 125 ^ gestiegen. Verglichen mit den Lohnsteigerungen stellt sich das Mißverhältnis heraus, das zwischen Teuerung und Lohnsteigerung herrscht. Die Volksnahrung, Reis, ist von 1914 zu 1918 im Durchschnitte um 100 gestiegen, in den größeren Städten ist die prozentuale Steigerung noch höher. Für das Iahr 1919 liegen noch keine Berichte vor, es sind aber die Nahrungsmittel und die Kleidung weiter im Preise gestiegen.

An Löhnen wurden am Ende des Iahres 1918 im Durchschnitte euva 60 und 70 Pen am Tage bezahlt. Das sind Löhne, mit welchen selbst die Bedürfnislosigeit eines japanischen Arbeiters nicht zurechtkommen kann, zumal die Fabrikanten und der Handel dafür sorgen, daß die im Sinken begriffenen Preise einiger Bedarfsartikel weiter in die Höbe gebracht werden, damit nur ja eine Senkung des allgemeinen Preisabbaues nicht eintritt. Nun ist die Preisfrage für Iapan ja auch zweifellos mehr eine Existenzfrage als eine Gewinnfrage. Iapan hat seinen Industrieausbau 'im Kriege begonnen, das heißt mit anderen Worten, es bat sich zu der denkbar teuersten Zeit ausgedehnt. Die Produktion, mit den hohen Aufwandkosten belastet, muß natürlich eine ganz erheblich teuere seia. Als die Preise sich im Frühjahr Dieses Iahres senkten, hat Iapan eine schwere Krisenstimmung erlebt. So kann man auf billige Preise in absehbaren Zeiten nicht rechnen, denn es wird eher zu einer Produktionsminderung als zu einer Preissenkung führen. Hierin ist man sieh allgemein einig. Der Arbeiterscbaft ist diese Stimmung auch bekannt und so sucht man denn das einzige Mittel zu erreiel^en, dessen man fnhig ist, um seiin' Lebenshaltung zu steigern, nämlich die Löbne aufzubessern. Da diese Lohnaufbesserung nur mit einer Anwendung von Gewalt möglich war, ist die japaniseh Arbeiterschaft zu dem allgemeinen Druckmittel der Arbeiterschaft, dem Streik übergegangen. Es arbeiten zu viele japanischer Arbeiter in den Vereinigten Staaten, um mit dem Erpressungsmittel der Arbeiterschaft dem nicht freiwillig einsichtigen Arbeitgeber gegenüber bekannt zu sein. Es ist in der japanischen Industrie mit einer für Iapan unerhörten Zunabme der Streikbewegungen ;u rechnen gewesen. Nach den Meldungen des japanischen Ministeriums des Inneren haben sich in den Iahren von 1914 bis 1918 in der japanisehen Industrie folgend Streikbewegungen bemerkbar gemacht. Es wurden gemeldet:

Die Steigerung der Streikbewegung ist eine erkennbar ungemein große. Im Iahre 1918 haben die Streikbewegungen weiter zugenommen. Sie haben rvie im Iahre zuvor die Auswirkungen bis zu den Formen von Unruhen genommen. Am bekanntesten in Europa wurde der Streik der Buchdrucker, durch welchen die großen Zeitungen gezwungen wurden, um Tage ihr Erscheinen einzustellen. Das Anwachsen der Streikbewegung ist kein absoluter Grad der Messung de, Volksunruhe. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Japans Arbeiterschaft schlecht organisiert und ungenügend geführt wird. Die Kapitalwelt steht dem japanischen Arbeiter bisher noch in den Formen einer so unbezwingbaren Macht gegenüber, daß es der Arbeiterschaft nur selten gelingt, mit den Forderungen durchzudringen, zumal ein großer Teil der Streiks nur kurzfristig sein kann, da die Unterstützung«' knssen bisher nicht fähig sind,, den Arbeitern einen erfolgreichen langen Streil zu ermöglichen. So zwingt der Verdienst zumeist nach der Gewinnung von ganz kleinen Vorteilen die Arbeit wieder aufzunebmen. Infolgedessen ist der Anreiz zu einem neuen Streike in kurzer Zeit wieder gegeben. Und man gewinn! sich einen neuen kleinen Vorteil, oder auch gnr keinen. Denn die Streikbewegungen, die ohne jeden Erfolg für den Arbeiter ablaufen, sind nicht wenige. Gibt es doch eine Reihe von Streikbewegungen, die nur einem Streikversuchen gleichkommen, da der Streik in einem Tage schon beigelegt ist. Nach der obigen Quelle waren in dem Iahre 1918 von den 417 Streiks nicht weniger als 330 von einer Dauer von einem bis zu drei Tagen. Diese Ziffern beweisen den Stand und die Leitung der derzeitigen japanischen Arbeiterbewegung. Hervorgehoben möchn indessen werden, daß man zu lernen begonnen bat, daß die Streikbewegungen

anfangen eine tatsächliche Machtbewegung zu werden. Schon im vergangenen ^ahre hatte Iapan 15 Streikbewegungen, die sich immerhin schon über mehr als 10 Tage und bis zu 10 Tagen ausdehnten. Was eine derartige Wirtschaftsuinerbrechung für eine an sich nicht mit Konjunktur arbeitende Industrie ausmacht, braucht nicht erst weiter ausgemalt zu werden. Zweifellos werden gut organisierte Streikbewegungen für die japanische Industrie in ihrem heutigen Zustande zu einer ernsten Gefahr. Man lernt kräftig in den Arbeiterkreisen dazu. Hierbei braucht man nicht Europa und Amerika zum Schulmeister, sondern ^ was für die japanischen Industriellen wenig erbaulich ist — in erster Linie China, ^n China blühen seit langem die Streikbewegungen, die in China schon bekannt waren, als Europa den Begriff Streik nicht kannte. Eine Bewegung, die aus cen ' chinesischen Arbeitergilden hervorgegangen ist. Arbeitergilden kennt China schon seit der Mingdynastie. Von Europa erhielt man nur die modernen Mittel, rie allerdings die gefahrvollen sind! Es ist anzunehmen, daß die Streikbewegungen iich noch vermehren werden und zwar vornehmlich aus dem Grunde, weil die Arbeiter bisber bei ibren Streikversuchen eben noch zu wenig gewinnen. Im ^ahre 1918 sind von den 417 Streikbewegungen nur — 60 für die Arbeiter von einem vollen Erfolge gewesen! Zu Teilerfolgen, da in dem Wege des Übereinkommens die Streiks beendet wurden, führten 205 Streikbewegungen. Es sind cas jene kleinen Erfolge, von denen zuvor gesprochen worden ist. Mithin führten „och 152 Streikbewegungen zu überhaupt keinem Erfolge für die Arbeiter. Daß ciese erfolglosen Streikbewegungen aufbebend und verärgernd wirken müssen, ‚it ja eine natürliche Folge.

Es ist leicht vorauszusagen, daß die Stimmung in Iapan innerhalb der Arbeiterschaft nur dann in friedliche Bahnen zu lenken ist, wenn die Lebenshaltung mit den Löhnen in einem Gleichklange steht. Hierzu ist keine Aussicht vorhanden, im Gegenteil ist anzunehmen, daß auch Iapan weiter von der allgemeinen Teuerungswelle erfaßt bleibt! Die Industriellen werden also die 5!öhne aufbessern müssen und sie werden auch damit beginnen müssen, zu sozialen Maßnabmen zu schreiten. Diese Forderung liegt in der Entwickelung der Dinge. Sie zu umgehen, ist Iapan nicht in der Lage, zumal dann nicht, wenn man sein Programm, dasjenige einer großen wirtschaftlichen Expansion, aufrecht erhalten will. Lohnaufbesserung und Sozialpolitik bedeuten für den Unternehmer aber m jedem Falle eine Verteuerung der Produktion. Und wie wenig man gerade neue Produktionsbelastungen vertragen kann, ist eingangs genugsam dargelegt worden. Für Iapans Welteroberungspläne ist die Arbeiterbewegung ein sebwerer Schlag.

v. Sperber, öresöen: Sie gelbe Gefahr.

Die gelbe Gefahr im amerikanischen Sinne und amerikanischer Auffassung ist viel weniger eine kulturelle als rein wirtschaftliche. Ihr Ursprung und Fortentwickelung zeigt deren rein wirtschaftliehen Charakter. Vielfach spielen auch chauvinistische Gründe mit binein, welche die Veranlassung zur Verschärfung der Frage lieferten. Im Vordergrunde standen und stehen die rein wirtschaftlicher Natur.

Der Ursprung der gelben Gefahr in den Verewigten Staaten reicht bis zum Ausgange der 60 er Iahre des vorigen Iahrhunderts zurück. Als in jenen Iahn,,, nach dem amerikanischen Bürgerkriege der Arbeitermangel ein sehr fühlbarer war, sahen sich die Unternehmer der Paeifiebahn veranlaßt, 3000 Chinesen als Arbeiter einzuführen, denen dann weitere bald folgten. In den 70 er Jahren trat in den Vereinigten Staaten eine wirtschaftliche Krisis ein, welche die Veranlassung m einer großen Arbeitslosigkeit gab. Sofort nahmen die Arbeitslosen in den Weststaaten des Landes gegen die erheblich billigeren Cbinesen eine feindliche Stellung ein. Sie verlangten, daß die asiatische Einwanderung in das Land gesetzlich verbote» werden sollte. Der Staat Californien legte dem Kongreß darauf bezügliche Gesetzentwürfe vor. Ein Entwurf wurde auch vom Kongreß genehmigt, doch versagte Präsident Hnyes dem neuen Gesetze seine Unterschrift. Der Staat Californien gab sich damit jedoch nicht zufrieden, sondern rief ein Referendum ein. Die Abstimmung ergab 154 638 Stimmen für und nur 883 Stimmen gegen eine gesetzliche Ausschließung der asiatischen Einwanderung.

Damit war der Bundesregierung der Beweis erbracht, daß in der Angelegenheit etwas getan werden mußte, um dem Verlangen der Bevölkerung in de,! Weststanten gerecht zu werden. 1882 wurde daher vom Kongreß das erste Gesel erlassen, welches die asiatische Einwanderung zwar nicht verbot, doch erbeblich einschränkte.

Die Bevoltenrng der Weststaaten war mit dem Gesetze aber durchaus nichl zufrieden, da es die asiatische Einwanderung eben nicht verbot. Die Folge davon war ein aufflammender öaß gegen die Asiaten, die in der Hauptsache Chinesen waren. Durch Hetzereien wurde der Haß dann noch geschürt, sodaß er bald hell aufloderte. Nach echter Westernermanier setzte in kurzer Zeit eine regelrecht Chinesenverfolgung ein. Richtige Kesseltreiben wurden auf die Asiaten abgehalten und die Chinesen nach allen Regeln der Kunst gejagt und erschossen. Am schlimmste wurde die Chinesenjagd in dem Orte Rock Springs, im Staate Wyoming betrieben, .hier feierte der blutdürstige amerikanische Mob regelrechte Orgien. Eine erhebliche Anzahl von Asiaten wurden in dem Orte und dessen Umgebung erschossen oder gehenkt. Die Bundesregierung und die Staatsregierungen hatten ibre liebe Not, der Zügellosigkeit der Lynchverbrecher Einhalt zu gebieten.

Die Regierungen hatten aber eingesehen, daß sie mit ihrer Nachgiebigkeit nicht weiter kamen, »nd sahen sich veranlaßt 1892 das sogenannte Geary-Gesey ;u erlassen. Wenn auch das Gesetz nicht direkt die asiatische Einwanderung verbot, so wurden doch solch scharfe Bestimmungen erlassen, daß es einem Verbote gleiehkam. Der Erfolg war, daß von 1891 bis 1900 nur 26 Chinesen in das Land einwanderten.

Auf der Weltausstellung in St. Louis, 1904, wurden die chinesischen Aussteller über alle Maßen schlecht behandelt und regelrecht provoziert. Die Folge davon war, daß die amerikanischen Waren in China boykottiert wurden, wodurch der amerikanische Handel bedeutenden Schaden erlitt. Erst 1908 wurde der Borckott amerikanischer Waren in China wieder aufgehoben.

Bis zum Iahre 1900 wurden die Iapaner von der im Lande vorherrschenden Asiatenfeindlichkeit wenig berührt, sie richtete sich hauptsächlich gegen die Chinesen. 1900 aber erließ der Gouverneur von Californien die erste japanfeindliche Kundgebung, in welcher er von der Bundesregierung verlangte, daß das gegen die Chinesen gerichtete Einwanderungsverbot nun auch auf alle Asiaten, besondere aber auch auf die Iapaner, angewandt werden sollte.

Die Bundesregierung gab aber dem Verlangen nicht nach, sondern ignorierte es. 1902 konnten daher noch 14 264 und 1907 sogar 30 226 Japaner ungehindert in das Land einwandern.

Der Staat Californien gab aber auch diesmal nicht nach, sondern versuchte seine Forderungen durchzusetzen. Am 6. Mai 1905 erließ der Staat Californien die bekannte Schulverfügung, welche verbot, daß Iapaner mit Kindern der weißen Nasse zusammen unterrichtet werden durften. Angeblich wurde das Verbot erlassen, da die Iapaner, welche die Schulen besuchten, zumeist über das schulpflichtige Alter hinaus waren und sie eine moralische Gefahr für die übrigen Kinder wären. Die Darstellung entsprach aber nicht den Tatsachen. Die Zunahme der japanischen Schüler in den öffentlichen Schulen von San Franeiseo war hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die von ihnen bisher besuchte „orientalische Schule" durch Feuer zerstört worden war. In Wirklichkeit wurden bei der eingeleiteten Untersuchung der Beschwerde in San Franeiseo in 23 öffentlichen Schulen 1905 nur 93 Iapaner festgestellt. Davon waren 9, 16; 12, 17; 6, 18 nnd 2, 20 Iabre alt, die übrigen 64 standen alle noch im schulpflichtigen Alter.

Es handelte sich daher in Wirklichkeit um regelrechte japanfeindliche Vorgänge. Genährt und geschürt wird die Iapanfeindlichkeit auch heute noch in der Hauptsache durch die „Asiatie Erelusiv Leage." Immerhin gab die Schulverfügung des Staates Californien abermals Veranlassung, daß sich die Bundesregierung mit der Frage wieder befassen mußte. Iapan selbst erhob auf diplomatischem Wege energischen Einspruch. 1907 und 1909 sah sich daher auch die Bundesregierung unter Roosevelt und Taft gezwungen, in der Frage Stellung zu nehmen. Beiden gelang es auch, die Frage leidlich zu schlichten. Daraufhin wurde dann mit Iap«» das sogenannte Gentlemanabkommen getroffen, welchem nach nur noch Iapaner zu Studienzwecken zur Landung im Lande zugelassen werden brauchten.

Californien versuchte nunmehr den im Lande befindlichen Iapanern den Erwerb von Grund und Boden durch Kauf oder Pacht zu verbieten. 1913 war die Angelegenheit daher wieder akut geworden, besonders da Iapan mit Repressalien drohte. Präsident Wilson sah sich veranlaßt, seinen damaligen Staatssekrerär Bryan zur Schlichtung der Angelegenheit nach Californien zu senden. Der Zweck wurde aber von Brnan nur teilweise erreicht. Die Iapanfeindlickkeii in den Weststaaten Nordamerikas besteht fort und greift immer weiter um sick. Genährt wird sie auch dadurch, daß im Westen des angrenzenden Canadas und Britisch Columbien ein scharfer ausgesprochener Rassenhaß gegen alle Asiaten besteht und förmlich sorgfältig kultiviert wird. In Britisch Columbien dürfen Asiaten und Hindus nur in den Fischkonservenfabriken als Arbeiter beschäftig! werden. Arbeiten, zu denen sich der Weiße weder eignet noch hergibt. Auch in Vaneouver ist es schon mehrfach zu regelrechten Riots gegen die Asiaten gekommen.

Die Hauptgründe, welche in Californien die Iapanerfeindlichkeit hervorgebracht haben und aufrecht erhalten, sind darin zu suchen, daß der Iapaner al? Besitzer oder Pächter auf Obstpflanzungen und im Gemüsebau besser vorwärts kommt, wie diejenigen Pflanzer, welche der weißen Rasse angehören. Die Californier befürchten daher auch nicht mit Unrecht, daß sie durch die Tüchtigkeit der Iapaner und deren Genügsamkeit schließlich nach und nach ganz verdrängt werden. Aus diesem Grunde will man nicht nur die japanische Einwanderung verboten wissen, sondern auch durch Gesetze verhindern, daß Iapaner Landbesitzer oder Pächter werden können. Als billige Arbeiter sind die Iapaner auf großen Besitzungen gar nicht ungern gesehen. Die Hauptgefahr erblickt der Californier darin, daß die Einwanderung von Asiaten auf den Hawai-Inseln nicht verboten ist unr die Kopfzahl der Asiaten dort die der Weißen bereits erheblich übersteigt. Viele Iapaner benutzen ihre Einwanderung in Hawai auch lediglich dazu, um Gelc zu sparen, sich nach Möglichkeit zu amerikanisieren und dann nach den Vereinigten Staaten weiter zu wandern.

Man hätte die asiatische Einwanderung nach Hawai schon gerne verboten, doch läßt sich dies nicht durchführen, da Hawai die billigen Arbeitskräfte der Asiaten nicht entbehren kann.

Die fortwährenden Hetzereien, die Mißachtung und die Sonderoesetze gegen die Iapaner mußten naturgemäß das Nationalgefühl der Iapaner beleidigen. Iapan hat daher auch mehrfach auf diplomatischem Wege in Washington dagegen Protest erhoben. Die Bundesregierung der Vereinigten Staaten hat es ebenfalls nicht an Versuchen fehlen lassen, die offensichtlichen Ungerechtigkeiten gegen die Iapaner in den Weststaaten nach Möglichkeit abzustellen und zu mildern. Die erzielten Erfolge müssen allerdings als ungenügend bezeichnet werden. Nicht unerheblich erschwert wurden der Bundesregierung ihre Absichten durch die Presse und chauvinistische Politiker. Die Japanfeindlichkeit hat daher im amerikanischen Volke in den letzten Iahren auch erheblich zugenommen und muß heute unausrottbar erscheinen. Iapan selbst hätte schon längst gerne energischere Schritte unternommen, wenn es sich stärker gefühlt und vor allen Dingen finanziell besser gestellt gewesen wäre. So beschränkte es sich bisher zumeist auf diplomatische Vorstellungen und versuchte durch Anknüpfung engerer Beziehungen in Mexieo und Lateinamerika ein fühlbares Gegengewicht zu schaffen. Zugleich aber förderte ^apan auch seine Auswanderung nach den Philippinen und Hawai.

Dadurch wurde die schon vorhandene Reibungsfläche immer mehr verbreitert, sodaß heute die gelbe Gefahr auf politischem Gebiete nicht zu unterschätzen ist. Wie groß diese ist, läßt sich am deutlichsten aus den Äußerungen des Abgeordneten von Illinois, Iames R. Mann erkennen, welcher in offener Kongreßsitzung am l. Oktober 1914 folgenden Ausspruch tat: „Ich bin so sicher, daß es in kurzer Zeit ;u einem Kampfe zwischen

uns und dem Osten (Iapan) kommen muß, wie ich sicher bin, daß die Sonne morgen wieder aufgehen wird."

Die Verhältnisse haben sich nun während des Weltkrieges erheblich zugunsten Japans verschoben. Iapan ist durch Englands Unklugheit finanziell, wirtschaftlich und vor allen Dingen auch politisch ungemein erstarkt. Iapans Schiffahrt beherrscht heute den Verkehr im Stillen Ozean. Sein Handel und Industrie ist stark gewachsen und das Selbstbewußtsein der Iapaner hat ganz ungewöhnlich zugenommen. Japan stand abseits des großen Ringens und hält sich an der Eroberung, auf Englands und Amerikas Kosten, der asiatischen und amerikanischen Absatzmärkte möglichst schadlos. Die daraus hervorgegangene Konkurrenz zwischen Iapan und Amerika kann daher sehr leicht zur Katastrophe führen, welche die amerikanischen Politiker selbst für unausbleiblich halten.

In den Vereinigten Staaten hat man sich auch davon überzeugt, daß das Japan von heute anders geartet ist, als das von gestern. Die japanfeindlichen Hetzereien sind aus der Presse verschwunden und andere Publizisten sind an deren stelle getreten. Nicht nur in der Presse, sondern auch in umfangreichen Büchern wird heute in Amerika eine zielbewußte Abwiegelungspolitik Iapan gegenüber betrieben, um die drohende gelbe Gefahr in andere Kanäle abzuleiten. Der Amerikaner Iames Franeis Abbott tritt in seinem Werke: „Japanese Expansion unel Ameriean polieies" dafür ein, daß man eine neue Monroe Doktrin aufstellen sollte, die „Asien den Asiaten" lauten müsse. Zugleich versucht er den Nachweis ;u führen, daß die gelbe Gefahr nicht nur ein amerikanisches, sondern ein internationales Problem bilde. Alle Nationen der weißen Rasse wären daher gleichmäßig daran interessiert (S. 191). Er tritt dafür ein, daß man Iapan Asien überläßt und Iapan dort als die vorherrschende Macht anerkennt. Iapan hingegen soll sich dafür verpflichten, die „offene Türpolitik" zugunsten des Handels zu treiben. Zur Abwendung und Verringerung der gelben Gefahr für Amerika schlägt er ein Zusammengehen mit den Pazifikstaaten Südamerikas vor. Desgleichen soll Australien und Neuseeland in der Frage mit Amerika zusammengehen.

An einen Krieg mit Iapan wollen die neueren amerikanischen Publizisten nicht glauben. Sie stellen die Behauptung auf, daß Iapan einen Krieg schon aus dem Grunde vermeiden wird, um die Vereinigten Staaten nicht als guten Kunden zu verlieren. Daß diese Theorie nicht stichhaltig ist, beweist der Krieq der Vereinigten Staaten mit Deutschland. Deutschland war vor dem .ssrieae mit der beste Kunde Amerikas.

Die japanische Auswanderung möchten die Amerikaner heute nach Asien nnd der Mandschurei ablenken. Die Notwendigkeit einer japanischen Auswanderung bestreiten aber auch die heutigen amerikanischen Schriftsteller und Politiker niebi. Abbott behauptet, daß die Entwicklung Iapans jetzt eine genisse Abnlichkeii mit der Deutschlands in früheren Iahren aufweise. Iapan sei bisher hauptsächlieh Ackerbaustaat gewesen und verwandele sich erst jetzt in einen Industriestaat, genau wie Deutschland in den 80 er Iahren des vorigen Iahrhunderts. Iapan hol» jetzt eine jährliche Bevölkerungszunahme von rund 750 WO Seelen. Seine Einwohnerzahl betrug 1914 53 596 858 Seelen, was einer Zunahme von 3 342 351 seit 1909 entspricht. Die Industrie aber entwickelt sieh zu langsam, um die Zunabnn selbst aufzubrauchen. Es bestanden im Iahre

1896 7 600 Fabriken mit 434 «32 Arbeitern 1905 9 776 .. .. 587 851 1913 15 811 „ ,. 916 252 „ außerdem besitzt das Land noch eine sehr leistungsfähige Hausindustrie.

Japan hat nach Abbott, Millis u. a. m. somit einen jährlichen Überschuß von rund ^4 Millionen Menschen, die es als Auswanderer abgeben kann, unbeschadet seiner vollen Leistungsfähigkeit. Der Bevölkerungeüberschuß wird, nach amerikanischen Behauptungen, heute dahin ausgenutzt, daß er naeh Ländern dirigiert wird, wo er als Handelspionier Iapan in erster Linie dienen kann. Dabei versuche auch Iapan in Südamerika geschlossene Nnsiedelungsgebiete zu schaffen, um dort neue Absatzgebiete für seine Waren zu kultivieren.

Der Krieg bat der gelben Gefahr zur Frübreife verhelfen und die Vereinigten Staaten haben nicht zuletzt dazu beigetragen. Die einseitige Politik Präsiden! Wilsons im Bunde mit England hat kriegsverlängernd gewirkt. Die europäisch,, Auswanderung wurde durch den Krieg verhindert und auch für die Zukunft erbeblich vermindert. Amerikas Eingreifen in den Krieg verminderte dann die vorbandenen Arbeitskräfte im eigenen Lande ebenfalls noch. Der dadurch bereits entstandene Arbeitermangel in den Vereinigten Staaten macht das Land aueb weniger leistungsfähig, wodurch die Produktion auf allen Gebieten nicht unbeträchtlich verteuert wird. Um wettbewerbsfäbig zu bleiben, sind die Vereinigten Staaten deshalb mit Friedensschluß gezwungen, nach billigen Arbeitern als Einwanderer Umschau zu halten.

Die Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten, so wie sie heute sich bemerkbar macht, ist lediglich eine vorübergehende Erscheinung. Sobald der Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft erst vollzogen ist, wird im Gegenteile wieder ein fühlbarer Arbeitermangel eintreten. Damit tritt dann für das Land eine schwer zu losende Frage von wirtschaftlicher und politischer Tragweite auf. Noch ist das Land viel zu dünn besiedelt, um dauernd auf einen nennbaren Iuzug von Einwanderern verzichten zu können. Eine Verzichtleistung auf Einwanderung müßte das Land in seiner weltwirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit erbeblich schwächen. Die Vereinigten Staaten waren bis zumKriegsausbruche in erster Linie nur deshalb auf allen Gebieten so leistungs- und wettbewerbsfähig, weil ibnen alljährlich rund eine Million frischer, billiger Arbeitskräfte durch die europäische Einwanderung zuflossen, welche das Land völlig mühelos aufsog. Durch die starken und schweren Kriegsverluste an Menschen ist Europa aber in der Zukunft gar nicht imstande, eine solche Menschenmenge alljährlich, unbeschadet seiner eigenen Leistungsfähigkeit, an Amerika abzugeben. Auf der anderen Seite kann aber Amerika wieder nicht auf die Einwanderer als billige Arbeiter verzichten, da sonst die Nrbeitslöbne selbst für die roben ungelernten Handarbeiter riesig steigen müßten.

Das einzige Sammelbecken an Menschenüberfluß, welches beute die Welt „och besitzt, ist Asien, besonders China, Indien und Japan. Die Einwanderung dieser Rassen ist aber gesetzlich in den Vereinigten Staaten so gut wie verboten. Die Asiaten hingegen schielen ibrerseits schon längst nach dem amerikanischen Erdteile als begehrtes Einwanderungsland. Iapan besonders arbeitet seit Iabren zähe und zielbewußt daraufhin, auf dem amerikanischen Erdteile mit seinen Auswanderern festen Fuß zu fassen. Mit Brasilien hat Iapan schon 1912 einen Kolonisationsvertrag geschlossen, der während des Weltkrieges noch erweitert wurde. Während des Krieges wanderten, nach amtlichen brasilianischen Angaben, bis Anfang 1918 19500 Iapaner ein. Columbien und Bolivien stehen ebenfalls wegen Einwanderung mit Japan in Unterhandlungen. Eine japanische Kvlonisationsgesellschaft trat mit Peru 1910 in Verhandlungen. Neuere Meldungen besagen, daß Iapaner in Peru für Kolonisationszwecke 800 000 Kg erworben baden und weitere 300 000 na noch zu erwerben beabsichtigen. Desgleichen nunmt die japanische Einwanderung in Meriko ständig zu. In Argentinien wie auch Cbile haben sich die Iapaner während des Krieges in recht beträchtlicheni Umfange als Handels-, Finanz- und Industrieleute eingenistet und auf den Gebieten auch bereits anerkennenswerte Erfolge erzielt. Ohne Prophet spielen zu wollen, läßt sich daher schon heute vorhersehen, daß das gesamte Lateinamerika seinen baupisächlichsten Einwandererbedarf nach und nach aus Asien beziehen und auch erbalten nird.

Anderseits sehen sich die Vereinigten Staaten aber auch selbst gezwungen, um wettbewerbsfähig zu bleiben, wieder auf die Asiaten zurückgreifen zu müssen wie in den 60 er Iahren des vorigen Iahrhunderts. Damit hat aber auch die gelbe Gefahr durch den Krieg eine Verschärfung für Amerika erfahren. Iapan, das die Vorherrschaft der Asiaten während des Krieges an sich gerissen hat, besitzt heute die Macht, alle Einwanderungsländer zu zwingen, den Asiaten volle Gleichberechtigung zuzugestehen.

Ermöglicht es Nordamerika, Kanada eingeschlossen, daher nicht, daß ihnen ein regelmäßiger Zuschuß europäischer Einwanderer zufließt, dann wird die heute dort noch vorherrschende kaukasische Rasse langsam, aber sicher der aufkommenden gelben Gefahr zum Opfer fallen.

Die Geschichte wird Präsident Wilson dann nebst seinen Helfershelfern aus den Finanzkreisen Wall Streets als die Totengräber der amerikanischen Rasse bezeichnen. Sie haben es in erster Linie durch ihren Handel mit Kriegsmaterial und Geld verschuldet, daß sich die lebenskräftigsten Rassen Europas auf den Schlachtfeldern verbluten mußten. Ebenso trifft die gleichen Kreise die Schuld, daß Deutschland den Gewaltfrieden anzunehmen gezwungen war, wodurch die gesamte germanische Rasse — sehr zum Nachteile Nordamerikas selbst — ganz ungewöhnlich stark geschwächt wurde.

Ein „finis V « nkeea e" kann daher sehr leicht die direkte Folge der nordamerikanischen Habsucht und Heuehelei werden.

Srieörich Schraöer:

Oie türkische Kultur.

Seit ungefäbr acht Iahren war in der Türkei eine Strömung aufgetreten, die unter Nichtberücksichtigung der Lehren, die die oemanische Geschichte bietet, die Kultur des osmanisch-türkischen Volkes nach Osten zu drängen suchte. Diese Strömung, die seit dem Ausbruch des Tripoliskrieges an Stärke zunahm, stellte zunächst die Forderung einer von allen arabischen und namentlich persischen Elementen gereinigten Sprache auf. Sie brachte einige Dichter hervor, die in volkstümlicher Metrik einige hübsche Sachen geschrieben baben. Es ließ sich nicht leugnen, daß die neue literarische Schule sich damit auch um die Volksbildung verdient machte, indem sie klarverständlichen, gesunden Unterrichtsstoff schuf. Gleichzeitig aber trat diese Schule in den Dienst des extrem nationalen Gedankens und der Revancheidee. Man braucht nur einmal die Lesebücher Köprülüsadeh Mehmet, Fuads zu durchblättern, um sich davon zu überzeugen, daß diese auf jeder Seite gepredigte Erinnerung an die während des Balkankriegee umgestürzten Minarete und geschändeten Heiligtümer keinesfalls dazu geeignet war, versöbnend mir beruhigend zu wirken. Was aber die Türkei m'ch den schweren Schlägen des Balkankrieges vor allem nötig hatte, war die Sammlung und die ausschließliche Hingabe an die Werke des Friedens. Außerdem wurde in Zusammenhang mit dieser Richtung, versucht, dem in der Türkei noch sehr mangelhaft entwickelten Nationalgefübl eine etlmographische Grundlage zu geben, indem die pantürkischen Zusammenbange betont wurden. Die Leiter der Bewegung, meistens aus den östlichen Türkstammen bervorgegangene Eingewanderte, die innerhalb des jungtürkischen Komitees zumal nach dem Balkankriege keine unbedeutende Rolle spielten, bemühten sich, dem türkischen Volke begreiflich zu machen, daß es lange vor dem Beginn der osmanischen Geschichte eine eigene Rassengeschichte, eine eigene Religion und selbst eine Mythologie besessen babe. Das türkische Volk ließ sich nur widerwillig in diese Richtung drängen und brachte ihr ein nur mäßiges Interesse entgegen, obwohl viele der angesehensten Literaten, von der neuen Strömung erfaßt, versuchten, diesem „turanischen" Gedanken Geltung zu verschaffen. Die nene Richtung trat nicht ohne einen gewissen Fanatismus auf. Sie bekämpfte alles, was man bisher in der Literatur schön gefunden hatte. Sie wagte es sogar, die Hände an das Idol aller türkischen Intellektuellen, den früh verstorbenen Dichter der „Zerbrochenen Leier", Tewfik Fikret, zu legen, weil er dem alten kunstvollen Metrum, dem „Arus", Zugeständnisse gemacht und seinen Wortschatz mit persischen und arabischen Wörtern bereichert hatte. Sie wagte es ferner, das alte, schon längst vergrabene Schlachtbeil zwischen Iran und Turan wieder auszugraben, und verstieg sich bis zu dem kühnen Unternehmen, den altpersischen Zaratbustra als Turanier in Anspruch zu nehmen*). Dieser Ausfall trug eine deutliche politische Spitze gegen Persien. Er war von einem ungemein frechen Chauvinismus getragen und machte in allen Kreisen, die noch an den türkisch-persischen Zusammenbängen festhielten, viel böses Blut. Als Verfechter der persischen Sache traten damals Dr. Risa Tewfik und der in der Türkei erzogene feinsinnige persische Literat Hussein Danisch auf.

Die turanische Richtung, deren ursprünglich gesunder Kern nicht zu leugnen war, vernichtete durch ibren übertriebenen „Annerionismus" das wenige, was sie erreicht hatte. Denn es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die große Mehrheit der türkischen Gebildeten dem antipersischen Fanatismus als etwas der türkischen Kultur im letzten Grunde feindlichen im höchsten Grade abgeneigt war. Erst zwei Iahre vorber hatte Dr. Risa Tewsik in einer Einleitung zu einem persischen Gedichte über die Ruinen von Madain, das Hussein Danisch mit einer linkischen Uebersetzung erscheinen ließ, die tiefe Verschuldung festgestellt, in der sich die türkische Literatur und Kultur gegenüber der persischen befindet. Er hatte seiner Begeisterung für die unvergängliche Schönheit der persischen Literatur und die Größe der persischen Dichter wie Hnfis, Saadi, Chakani und Omer

') ?as geschah in der Zeitung „Ali" vom August und September 1SI8,

Chajam rückhaltslosen Ausdruck verliehen. Er hatte diese geistige Größe Irans verherrlicht, die den politischen Sturz und die Knechtung des Landes überdauern wird. Zum Vergleieh hatte er auf die ästhetische und künstlerische Größe Griechenlands hingewiesen, die dessen politische Unabhängigkeit überlebte. Die politische Existenz ist nach Dr. Risn Tewfik nur ein Teil der Gesamteristenz einer Nation. Ihr Verlust schließt nicht den Verlust dieser ein. Die politische Bedeutung eine? Volkes hat mit der kulturellen nur unter gewissen Bedingungen Berührungspunkte.

Das war im scharfen Gegensatz zu den jungtürkischen Turaniern gesprochen, die als Ergänzung zu der von ihnen zu schaffenden politischen Geltung eine turanische Kultur aus dem Nichts zu schaffen versuchten, die Sprache und Schrifttum zu politischen Zwecken auszugestalten unternahmen und die eigene osmanische Kultur aus dem Kreise des Mittelmeeres und der arabisch-persischen Bildung in die mittelasiatische Steppe zu drängen bemüht waren. Die Stellung der osmanisch-türkischen Kultur, darüber konnte kein Zweifel herrschen, war aber nicht an der Seite der primitiven Hirten- und Nomadenstämme Innerasiene. Sie ist vielmehr dort zu suchen, wo überallhin die arisch-persische Kultur mit ihrem bis zur höchsten Künstlichkeit verfeinerten Schönheitsideale ihre Schatten geworfen hat. Zwischen diesem Ideal und der hellenischen Kunstausübung liegt wenigstens auf rein literarischem Gebiete eine gewisse Wablverwandtschaft. Die Lieder des Hnfie lassen sich wohl mit den Elegien des Theognis und den Liedern der griechischen Lyriker vergleichen. Und selbst der griechischen Tragödie erwuchs auf persischem Boden in den Mysterien, die zur Feier des zehnten Muharrem, des blutigen Tages von Kerbel«, aufgeführt werden, ein ergreifendes Gegenbild. Die osmanische Poesie ließ diese Keime in der Sonne des klassischen Bodens, auf dem sie blühte, weiter treiben. Sie verliert sich bisweilen in das Labyrinth gesuchter Vergleiche und preziöser Wendungen. Aber sehr oft erreicht sie eine der hellenischen ähnliche Plastik der Schilderung und bekennt sich zu einer Verehrung der Schönheit, wie sie gleich rücksichts- und voraussetzungslos nur bei den Hellenen zu finden ist. Man lese nur gewisse Stellen des Divan des Fusuli (Ende des 16. Iahrhunderts) wie z. B. die Verse, die den Besuch des Bades durch den geliebten Iüngling darstellen, und die Wahrheit wird uns einleuchten, daß wir hier weit entfernt sind von der stammelnden primitiven Poesie eines Hirtenvolkes. Aus solchen Versen redei eine uralte, künstlerische Kultur, deren Immoralität selbst für die Höbe der ästhetischen Inspiration spricht. Und man mag die türkische Lyrik, die leider bisher den, europäischen Publikum nnr in unzulänglichen Uebersetzungen vorliegt, bis an dir Grenzen der neuen Zeit verfolgen, wo sie ärmer an Motiven und äußerlich in der Behandlung der Form wird, überall findet man in ihr den Sensualismus, der uns an die Antike und an die Renaissanee erinnert, eine reife Frucht der Sonne des Südens und der Helligkeit des Mttelmeergestades.

Die lyrische Dichtung eines Volkes ist allerdings nur ein kleiner Ausschnitt aus seinem geistigen Gesamtleben, aber sie ist wegen ihres Inhaltes bezeichnenr für die Richtung seiner seelischen Strebungen und kulturellen Bedürfnisse. Die osmanische Lyrik ist aber nicht zuerst auf dem Wege der Nachahmung und sodann Durch innige Wesenseinheit in ein enges Verhältnis zur persischen Dichtung getreten. Sie hat jenseits der blauen Flut des Mittelmeeres in Landern, die durch anscheinend abgrundtiefe religiöse und soziale Verschiedenheiten von der Türkei getrennt waren, aber unter denselben klimatischen Verhältnissen standen, eine eng verwandte Dichtung entstehen sehen. Goethe bat diese Ähnlichkeit und diese Verwandtschaft sogleich erkannt, wenn er sagt:

Herrlich ist der Orient

übers Mittelmeer gedrungen.

Nur wer Hafis liebt und kennt,

Weiß, was Calderon gesungen. An Persien rrie in der Türkei, wie in Spanien und dem Italien des 17. Iahrl'underts finden wir dieselbe Freude an den wunderlichen rhythmischen Wort Blüten, an der erstickend reichen

Fülle poetischer Bilder. Mit der Zeit des <>jongor a, des Meisters in jener baroken Wortkunst, fällt die Blüteperiode oes großen türkischen Dichters bosnischer Abstammung, Nerkessi, zusam inen, der genau dieselbe Neigung zeigt und aus seinen poetischen uud Prosawerken ein Treibbaus für die phantastischsten Stilblüten macht. Die osmanische Dichtung wird dadurch in den Kreis der Renaissaneedichtung gezogen, vbwobl sie mit dieser keine gemeinschaftlichen Wurzeln besitzt. Aber das Prinzip des Dichtene ist «m Westen wie in, Osten dasselbe. Das türkische Schrifttum steht im Banne rer Mittelmeerkultur.

Und in dieser Stellung bat es verbarrt bis in die jüngste Zeit. Araft seiner Wesenseinheit mit dem Dichten des Westens bat es die europäischen Vorbilder in weitem Umfange nachgeahmt. Es war das nicht etwa eine Laune oder der Zufall der Begegnung, weil sich das französische Vorbild zuerst darbot, — es ging aus der Tatsache bervor, daß die Türkei ein der Mittelmeerkultur angehöriges Gebiet war. Das junge türkische Schrifttum fühlte sich nicht zu den Slaven oder zu den Deutschen oder zu den Skandinaviern hingezogen, obwohl der Versuch gemacht worden ist, sein Interesse für jeden dieser Zweige des allgemeinen europäischen geistigen Schaffens zn erregen. Es hielt fest an den Vorbildern der französischen Dichtung, die es am ersten und leichtesten verstand. Wie glänzend ist nicht die Übersetzung des„Tel«maque"Fön^lons ausgefallen, die A b med Wefik Pascha ausführte. Wie geistreich ist nicht die alte türkische Moii<:re-Übersegung aus den sechziger Iahren des vorigen Iahrlnmderts! Wie formvollendet sind nicht die Übersetzungen neuer französischer Lmiker aus der Feder türkischer Dichter der letzten Iahrzebnte!

Man wirft ungerechterweise deutscherseits neueren türkischen Dichtern ihre Sucht, die Franzosen nachzuahmen, vor und bat über sie in scharfer Weise abgeurteilt. Anders würde allerdings das Urteil lauten, wenn einer dieser Dietner einem deutschen Vorbild gefolgt wäre. Wir Deutsche müssen uns abgewöhnen, auch auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen andere als ästhetische Ge sichtspunkte gelten zu lassen. Wenn H a l i d S i a B e j z. B. in der Weise Dauvets die gemütvollen Seiten des türkischen Lebens darstellt und das allgemein-menschliche in den Vordergrund treten läßt, statt aus seinen Erzählungen Museen für etlmographisches Wissen zu machen, so bat er dadurch das Schrifttum seines Volkes bereichert. Man lese einmal seine Geschichten unter der Sonne und dem bellen Himmel des Bosporus und man wird verstehen, warum er dem alten Prinzip der türkischen Kultur treu geblieben ist, das nach Westen zeigt, nach den Ländern, über denen dieselben Lüfte wehen wie über den gesegneten Gestaden Thraziens und Bithyniens. Ein treffendes Beispiel dafür, wie selbst ein maßvoller Klassizismus auf türkisehem Boden gedeihen kann, ist Iahja Kemal. Seine Gedichte, gering an Zahl, aber von höchster Vollendung der Form, bilden in ihrer süßen Klarheit einen diametralen Gegensatz zu den rauhen, stammelnden Gedichten der Turanier. Sie stehen auf dem gemeinsamen Boden der Weltliteratur unr der Weltkultur, während die nationalistische Dichtung Turaniens nur das Tren nende und andern Nationalitäten Feindliche hervorhebt.

Die türkische Kultur nach Osten hin drängen zu wollen, war Sache eine, Partei, die sich in der ungestümen Weise, wie sie während des Weltkrieges aufgetreten ist, wohl nicht wieder hervorwagen kann. Dureh den Turanismus, dem auch wir in Deutschland leider zu viel Vertrauen, ja sogar Bewunderung entgegengebracht haben, würde das geistige Band, das an Stelle politisier Bande die Welt des Islams verbinden wird, gefährdet werden. Die Sprachen frage ist hierbei nicht maßgebend. Ein türkischer Dichter kann einen rem türkischen Wortschatz oder einen mit persischen und arabischen Elementen ge würzten anwenden. Er kann das alte kunstvolle Metrum oder das volkstümliche Versmaß gebrauchen. Worauf es ankommt, ist weniger die Form, als der Geist, die Fähigkeit der künstlerischen Gestaltung. In diesem Sinne balten die türkischen Dichter alljährlich am Todestag Tewfik Fikret Beje Zusammenkünfte in dessen Sterbehause nb, das, auf hohem Felsen über den blauen Fluten des Bosporus gelegen, den Namen des „Nestes" (Aschiän) nicht zu Unrecht trägt. Und wenn sie auch über die Form verschiedener Meinung sein sollten, sie stimmen darüber überein, daß der Geist der türkischen Dichtung und die Tendenz der türkischen Kultur nur auf das Ideal der Kunst, wie es das Ergebnis einer jahrhundertelangen ästhetischen Bildung ist, gerichtet sein kann. Sie verwerfen nicht jede politische Tendenz der Dichtung, aber wohl eine solche, die nur dem Interesse einer Partei dient und das türkische Volk in eine andere Richtung führt, als die mit seiner Kultur übereinstimmende. Wenn man die türkischen Dichter fragen wollte, ob sie die vorislamische Kultur, die blutigen Pfade Dschengi, Khans und die angebliche Größe der mittelasiatischen Welteroberer oder die unter dem milden Einfluß persischer Kunst am Bosporus entstandene und in innerem Zusammenhang mit der wahren künstlerischen Weltbildung stehende Gesittung vorziehen würden — die Antwort würde nicht zweifelhaft sein. Zwar werden sie Vorbehalte machen für eine nationale Entwicklung der Sprache und der dichterischen Form, aber der Genius ibrer Kultur würde ihnen keine andere Wahl lassen, als für eine Entwicklung des türkischen Schrifttums im Lichte der Mittelmeerzivilisation zu stimmen. Eine solche Stellung der türkischen Kultur bat auch ihre politische Seite und ihre Bedeutung für den Weltfrieden und die Entwicklung des Orients. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es wünschenswert, daß die türkische Welt an ihrem alten Kulturideal festhält, obne dies gewalsam aus den von der Natur gewollten Zusammenhängen losreißen zu wollen. Seine von den Turanisten angefeindeten Dichter, die großen Meister des Wortes, Abdul Hakk Hamid, ökrem, Terofik Fikret, Dschenab Schehabeddin, können ihr dabei als Fübrer dienen. Nicht weitausholende Zusammenschlußpläne und pantürkische Träume, — die friedliche Entwicklung des eigenen Volkes im Rahmen der Mittelmeerkultur und Hand in Hand mit den politisch jetzt von il,m mehr als sonst getrennten mohamedanischen Völkern, den Arabern und Persern, das muß das Ziel der türkischen Führer sein.

Karl L. Schmitt:

Sie Gewinne unö Unkosten öer Berliner Großbanken währenö öes Krieges!

Die Bankpolitik wird von zwei Grundprinzipien beherrscht:

1. der Rentabilität, d. b. entscheidend für die bankpolitischen Maßnahmen ist der Ertrag,

2. der Liquidität, die gleichzeitig auch das Moment der Sicherheit enthält. Die Liquidität der Berliner Großbanken hat wäbrend des Krieges ihren

Höbepunkt erreicht, wie das notwendigerweise durch die gesamte kriegswirtschaftliche Situation bedingt wurde, und man könnte mit diesem Erfolge zufrieden sein, freilich ist diese Liquidität keine absolute, sie hängt mit dem Wohl und Wehe des Reiches zusammen. Insgesamt stecken in unseren Berliner Großbanken ea. 12 Milliarden Staatswerte, denen gegenüber stehen: das Aktienkapital und Reserven 1,89 Milliarden, fremde Gelder 19,686, zusammen 21,5 Milliarden. Oder: die Hälfte der eigenen und fremden Gelder der Banken*) sind so angelegt,

') Anmerkung: Es handelt sich um die 8 Berliner Großbanken: Deutsche, Tresdener Bank, Diseonto-Gesellschaft, Tarmstädter Bank, Commerz- und Tiseonto» Bank, Nationalbank für Teutschland, Mitteldeutsche Kredit-Banl, Berliner Handelsgrsellschatt.

daß sie im Falle eines Staatsbankrottes verloren sind. Weiterhin, aber nicht nur das Reich, sondern auch die Einzelstaaten, die Kommunen, nahmen Bankkredit in Anspruch, so daß insgesamt ea. ^dieser 21 Milliarden den Konsequenzen eines Staatsbankrottes ausgesetzt sind. Ob man für diese Art der Liquidität den Banken einen Vorwurf machen kann, will ich hier nicht erörtern. Wichtiger ist die Frage, ob sie dieser Gefahr durch Reservestellungen begegnen sollten. Das ist völlig zwecklos, denn selbst wenn sie während des Krieges überhaupt keine Dividenden ausgeschüttet, sondern diese Summen in Reserve gestellt hätten, ea. 503,46 Mill Mk., so würde dies nur 4^ ^ dieser 12 Milliarden ausmachen. Die Banken können eben nicht für solche Ereignisse Vorsorge treffen, die den Machtkreis menschlicher Kräfte übersteigen. Dagegen erscheint mir eine andere Überlegung von Bedeutung, die sich auf das Verhältnis zwischen Gewinn und Unkosten der Zukunft, d. h. den Ertrag bezieht. Die Banken haben in ihren Geschäftsberichten durchweg über die kolossale Erhöhung der Unkosten Klage geführt, die die Rentabilität des Bankgewerbes zugrunde richte. Ia, manche Bankdirektoren sehen schon den Ruin des Bankgewerbes nahen. Fragen wir uns, warum haben die Banken diesen Faktor bei Festsetzung ihrer Dividenden nicht berücksichtigt, denn die geringen Dividendenermäßigungen für 1918, insgesamt 13 Millionen gegenüber 228 Millionen Unkosten (—5,7 bilden nur einen Ausgleich für das vergangene Iahr und keine Reserve für die Zukunft, die die Hauptbelastung bringen soll.

Jur Erklärung dieses Momentes beizutragen, vor allem aber das Problem „Gewinne und Unkosten" auf Grund der Tatsachen zu beleuchten, mögen folgende Ausführungen dienen.

Au den Kriegsgewinnlern, die aus der besonderen, durch den Krieg geschaffenen Lage Nutzen zogen, gehören auch die Berliner Großbanken und kennzeichnend dafür ist die Entwicklung ihrer Gewinne während des Krieges, die in steiler Kurve aufwärts kletterten.

(in Millionen Mark)

Im Jahre 1913 betrug der Bruttogewinn 233 Millionen, und er stieg sprunghaft bis 1918 auf glatt 400 Millionen, d. h. um 71 Die Zahlen für den Nettogewinn in den gleichen Iahren sind 130 :162 Millionen, d. b. 24 A..

Dabei ist aber schon der Einfluß der gewaltig gestiegenen Unkosten für 1918 zu berücksichtigen. Dieses Iahr ist insofern eigenartig, als es den höchsten Bruttogewinn erzielte, gegenüber 1917 50 Millionen mehr aufweisen konnte, trotzdem aber den Nettogewinn von 188 Millionen auf 162 Millionen, um 26 Millionen, vermindern mußte. Diese Summe entspricht fast genau der Differenz zwischen der Erhöhung der Unkosten und Erhöhung des Bruttogewinnes. Den höchsten Nettogewinn erzielte das Iahr 1917 mit 188 Millionen, d. h. Steigerung um 45 A,.

Diese Ziffern, die verglichen mit den Ertragsrechnungen industrieller Kriegsunternehmungen recht gering erscheinen und meine Behauptung, die Banken gehören zu den Kriegsgewinnlern, widerlegen, bedeuten doch erheblich mehr, wenn wir sie einmal etwas kritischer betrachten. Zunächst ist es auffallend, daß rie Gewinnziffern für das Iahr 1914, das den Krieg brachte, und mit ihm kolossale Verluste der am Auslandsgeschäft stark interessierten Berliner Großbanken, um so größer, da gerade 1914 die Erporttätigkeit sehr stark war, daß diese Ziffern nur unwesentliche Minderungen gegenüber 1913 aufweisen, nämlich der Bruttogewinn sank von 233 Millionen auf 228 Millionen, also nur um 5 Millionen. Größer ist diese Differenz allerdings beim Nettogewinn: 13V Mill M. für 1913 gegen 101 Millionen Mk. für 1914, mithin Differenz 29 Millionen Mk., die um so schwerer n?iegt,da im selben Iahre dasEigenkapital derBankendurch die Fusionstransaktionen ver Deutschen Bank und der Diseontogesellschaft um 300 Millionen stieg (von 1,4 auf 1,7 Milliarden Mk.). Als Ergebnis dieser Fusionen hätte ein Steigen der Gewinnzahlen stattfinden müssen, da die Gewinne der zu fusionierenden Banken in diesen Zahlen enthalten sein müssen. Die Gewinnminderung ist aber nicht nur eine Folge der Kriegsereignisse, die eine vorsichtige Bilanzierung durch Abschreibungen erforderten, sondern sie wurde durch die große Sanierungstransaktion i'er Nationalbank für Deutschland hervorgerufen, die ea. 20 Millionen für Abschreibungen erforderte, die etwa keineswegs nur durch den Krieg verursacht wurden.

Der Gewinn des Iahres 1914 steht in gar keinem Verhältnis zu der durch den Krieg geschaffenen Lage, die doch unüberwindliche Hindernisse bot, Verluste brachte, die wesentlich höher sein müssen, als der geringe Gewinnrückgang oder gar die noch geringeren Zahlen, die als Verluste ausgewiesen sind. Man wird fast zu der Annahme verleitet, daß die veröffentlichten Ziffern „demonstrativ" wirken sollten.

Überhaupt haben die Banken während des ganzen Krieges nur äußerst geringe Verluste in ihre Bilanzen eingestellt. Ebenso halten sich die offenen Rücklagen vom Reingewinn, die man eventuell als Verluste ansehen könnte, in engen Grenzen. An dieser Tatsache wird auch nichts durch die Kommentare der Banken geändert, die auf interne Manipulationen hinsichtlich der Verlustdeckung verweisen. Wo solche aber vorgenommen wurden, da können sie nur mit Hilfe der inneren, stillen Reserven bewerkstelligt worden sein, wenn wir davon absehen, daß sie vom Bruttogewinn vorweg abgezogen wurden. Hier langen wir aber an der Grenze unserer Betrachtungen an, denn es fehlt uns die Grundlage sin unsere Gedanken, das Tatsachenmaterial.

In ihren Geschäftsberichten bemerken die Banken, daß die Gewinne den gewaltigen Umsatzziffern, die während des Krieges beständig wuchsen, nicht entsprechen. Prüfen wir dies für unsere Hauptbanken (Dt., Dresd. Bk., Disetges., Verl. Handelsges.), soweit sie Umsatzziffern veröffentlichen, nach, so ergibt siel' folgender Vergleich:

1«l)°/« 37°/«

Diese Differenz ist recht auffallend groß und mag zum Teil daran liegen, daß die Gewinne im Bankgewerbe noch nie im rechten Verbältnis zu den ungeheuren Summen standen, die umgesetzt wurden, zum Teil aber auch an der Eigenart der Kriegswirtschaft, die in der Steigerung aller Löbne und Preise die Geldentwertung widerspiegelt und den Umsatz unnatürlich vergrößerte. Die Geschäftstätigkeit der Banken war schwerfällig und schematisch und gestattete keine Auenutzung der Gewinnchaneen. Kurz: verlangsamter Umschlag, große Barbestänle und vor allem der gewaltig angewachsene bargeldlose Zahlungsverkehr, der den Banken ungeheure Umsätze brachte, an denen nichts verdient wurde, die können dieses Mißverhältnis erklären.

Vielleicht bütten die Banken zur Erläuterung dieser Tatsache beigetragen durch eine Erklärung, woher sie die bedeutenden Mittel zur Vergrößerung ihres Filialnetzes nahmen, oder, wo sie die hohen Effektengewinne gelassen haben, erzielt durch Kursschnitt und günstigen Verkauf ihrer Bestände. Es wäre aued sehr zweckmäßig zu erfahren, wie sie die durch die Revolution verursachten Verluste (Kursverluste) gedeckt haben, da solche weder ausgewiesen sind, noch Reserven bierfür zurückgestellt wurden.

Aus diesen kurzen Erwägungen können wir schon entnehmen, daß die veröffentlichten Zahlen keineswegs der Wirklichkeit entsprechen, daß diese Ziffern ganz andere, höhere, sein müssen. Und wie ein roter Faden zieht sich durch a» unsere Betrachtungen über die Gewinne der Banken die Frage nach der Größe der internen Abschreibungen. Daß diese vorhanden sein müssen, ist klar, denn sie bilden geradezu eine Forderung des Bankgeschäfts, das an Risiken erheblib reicher ist als andere Unternehmungen. Erst ibre Kenntnis könnte die berechtigten Zweifel beseitigen.

') Dt., Tresd. Bk., Diseontoges,, Verl. H.,Ges.

(Gefühlsmäßig, aus einzelnen Andeutungen, könnte man schließen, daß die Gewinne ganz erheblich höher sein müssen als die veröffentlichten Bilanzziffern. Wer, wie gesagt, beweisen, auf Grund des Tatsachenmaterials, kann man es nicht.

Fragen wir uns nach der Zusammensetzung dieser Gewinnziffern und dem Anteil der einzelnen Gewinnposten am Gesamtertrаgnis.*) Qualitative Veränderungen sind da eigentlich nicht zu verzeichnen, d. b. die alten Gewinnquellen wie Zinskonto, Provisionskonto, sind dieselben geblieben, wenn sich auch die ihnen zugrunde liegenden Geschäfte natürlich völlig verwandelt haben. Geradezu m die Augen springend sind aber die quantitativen Veränderungen der einzelnen Positionen. Hier kann man nur, rein äußerlich betrachtet, dieselben Symptome feststellen, die ich schon vorhin bei den Gesamtziffern anführte und die ein äußeres Merkmal unserer Kriegswirtschaft sind, nämlich das gewaltige Anschwellen der Zahlen, der Rechnungswerte.

Den Hauptanteil am Bruttogewinn erzielten die Einnahmen aus dem reinen Bankgeschäft, also Zmsen und Provisionen, die sich gegenüber dem Friedensstande 1913 um 82,5 nämlich von ea. 200 auf 365 Millionen, vergrößert staben (Steigerung des Gesamt-Brutto-Gewinns 71 Durchschnittlich beträgt der Anteil dieser Positionen am Gesamtgewinn 89?,, für die Kriegsjahre 1914/18,also die l'ei weitem stärkste Beteiligung, oder aber

man hätte das Aktienkapital der Berliner Großbanken mit durchschnittlich ea. 20 aue diesen Erträgen verzinsen können. Dabei ist bemerkenswert, daß das Bilanzjahr 1914 keinen Rückgang brachte, wie „u erwarten, sondern eine Steigerung um 11 Millionen, obgleich doch die B/nken nachweislich Einbußen erlitten. Vor Kriegsausbruch betrug der Reichsbankdiskont 4 , d. b. die Banken diskontierten Wechsel mit 4 Dieselben Wechsel mußten sie bei Kriegsausbruch, um ihre Liquidität zu sichern, zu dem gestiegenen Satze von 6 (später 5 °„) rediskontieren. Zu beachten ist natürlich auch, daß 1914 große Fusionen stattfanden, die die Gewinnziffern an sich erhöhen müssen.

Wie ich vorhin erörterte, sind 89 ^ der Gesamtgewinne aus Erträgen des reinen Bankgeschäfts erzielt worden, ohne Mitwirkung der Finanzgeschäfte, der Effekten und Konsortialgeschäfte. Lansburgb hat einmal in seiner Zeitschrift die „Bank" (September 1910) nachgewiesen, daß die Rentabilität des deutschen Bankgewerbes auch obne Effekten und Konsortialgeschäft garantiert sei. Der .^rieg hat ibm und denjenigen, die fortgesetzt die Zweiteilung des deutschen Bankvelriebes nach englischem Vorbilde fordern, im wesentlichen recht gegeben. In einem ihrer Geschäftsberichte schreibt die Deutsche Bank hierzu: „Gegenüber dem in der letzten Zeit in der Presse viel besprochenen Verlangen nach Einrichtung besonderer Depositenbanken ist zu erwähnen, daß sich unsere Depositenabteilung unter den bestehenden Verhältnissen gegenüber h>en fortgesetzt steigenden Verwaltungskosten und bei den durch den Wettbewerb erzeugten übermäßigen

') Siehe Tabelle 1.

hohen Zinsvergütungen auf die Einlagen, z. At. „och immer nicht als selbständiges Unternehmen rentieren würde. Als Kommentar stelle ich dem folgende Rechnung gegenüber:

Zinsen und Provisionen 14/18 Unkosten 14/18

1.348 Millionen Mk. 692 Millionen M.

d. h. die Unkosten machen 51 ^ dieser Gewinne aus, für 1918, mit den böchsten Unkosten, 62 (366/228 Millionen).

Ganz außergewöhnlich sind die sprunghaften Steigerungen der Erträge aus Zinsen, Wechsel, Coupons, Sorten, die ich unter dem Namen „Zinserträge" zusammenfasse, denn die Berliner Großbanken gehen in der Verbuchung dieser Positionen nicht einheitlich vor, sondern verbuchen die Gewinne aus Sorten, Coupons, fremden Wechseln meist über Wechsel- oder Zinskonto, aber auch Provisionskonto.

Die Steigerungen betrugen für die Iahre 1913/18?'8,14,25,36,45 Millionen M., also die Mehrerträge wuchsen ebenfalls. Erklären lassen sich diese Erscheinungen deutlich aus der Psyche der Kriegswirtschaft heraus: Der Krieg brachte die Stillegung von Betrieben, die Liquidation von Warenbeständen, er brachte die ungeheure Liquidation des Volksvermögens, jene Umschichtung der Vermögenswerte, jene Anhäufung der Konjunkturgewinne, von denen wir so oft gelesen haben, er brachte aber nicht, oder nur unzureichend, die Möglichkeiten, jene liquiden Werte, der Ausdruck dafür ist die Noteninflation, nutzbringend anzulegen. Daraus erklärt sich der Anlagehunger der Kapitalisten, die wahnsinnige Kurstreiberei an der Börse, daraus erklärt sich aber auch letzten Endes das gewaltige Anschwellen der fremden Gelder bei den Berliner Großbanken, die die Grundlage für ihre Geschäftstätigkeit, für ihre Gewinne, bilden, denn die Differenz zwischen Aktivund Passivzinsen ist die Basis, das Rückgrat der Gewinn- lmd Verlustrechnungen aller Bankbilanzen.

Die Banken gewährten für täglich fällige Einlagen 1Zinsen,der Reichsban kdiskont betrug während des ganzen Krieges ab 1915 5 ^, d. h. die Banken hatten die Möglichkeit, diese Gelder durchschnittlich mit einer Ainsdifferenz von 3^ A, anzulegen, natürlich so anzulegen, wie es ihrem Charakter als täglich kündbaren Depositen entsprach. Die einfachste Anlage hierfür waren die Reichsschatzwechsel, die den Warenwechsel fast völlig verdrängt hatten. Die Abgabe von täglichem Geld an der Börse erbrachte ea. 2^^ Gewinn bei einem Zinssatze von ea. 4 ^, der Privatdiskontsatz betrug ea. 4°/g wir sehen also, ganz erhebliche Zwlschengewinne.

Die Mehreinnahmen aus den Zinsen stehen in keinem rechten Verhältnis zu den fremden Geldexi: Diese steigerten sich seit 1913, noch den Schlußbilanzen, um 308 A (4,8/19,6 Milliarden), die Zinsgewinne nur um 102 ^ (125/253 Millionen), wobei zu berücksichtigen ist, daß innerhalb einer Bilanzperiode diese Gelder bedeutend höher waren, denn sie umfaßten auch noch die Summen, die für die Kriegsanleihezeichnungen bei den Banken deponiert wurden. Woraus erklärt sich die Differenz von 206 Offenbar hängt jie mit den qualitativen Veränderungen der Einlagen wie auch der Anlagen zusammen.

Die Depositengelder der Banken setzen sich aus kurzfristigen Einlagen, die niedrig verzinst werden müssen, und aus langfristigen, hochverzinslichen Geldern zusammen. Gerade die letzteren, die sogenannten „festen Gelder", sind im Verhältnis zu den täglichen Geldern aus kriegswirtschaftlichen Gründen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, ganz erheblich gewachsen, und da sie gewöhnlich mit2^—3°/g, jg sogar bis 4^^, verzinst werden mußten, schmälerte das die Ainsgewinne der Banken, denn andererseits hatten diese keine Möglichkeit, diese hochverzinslichen Gelder mit größerer Zinsdifferenz, vielleicht als Kontokorrentkredite, die 6 ^ Zmsen erbracht hätten, anzulegen, da Handel und Industrie, die alten Kreditnehmer von früher, jetzt zu Gläubigern der Banken geworden waren. An ihre Stelle trat das minder lukrative Kreditgeschäft mit Staaten und Kommunen, denen die Inanspruchnahme des Kapitalmarktes für ihre Kreditzwecke verboten war, traten die Kriegsgesellschaften, die nicht so hohe Debetzinsen wie Private zahlten, obgleich es sich größtenteils um Blankokredite handelte. Aber den Banken kam es auch gar nicht so sehr auf den höchstmöglichen Gewinn an, als vielmehr auf sichere und liquide Anlage. Ihre Liquidität war der Kern ihrer Kriegspolitik, man wollte gerüstet sein für die Übergangswirtschaft, die man sich ja ganz anders vorstellte. Die beiden hauptsächlichsten Aktivgeschäfte der Banken, Diskont von Reichsschatzwechseln, Kreditverkehr mit den Instituten des öffentlichen Rechts, die schwerfällig und schematisch vor sich gingen, außergewöhnliche Sprünge waren ja auch bei der ausgeprägten Einförmigkeit der Kriegswirtschaft der Initiative der Bankdirektoren nicht vorbehalten, sie bildeten die Grundlage für die Bankgewinne, sie hatten die früheren abwechslungsreichen Formen der Kredittransaktionen, der Lombard-, Akzept-, Rembours- und insbesondere der interessanten Börsenkredite verdrängt und mit ihnen auch die hohen Gewinnchaneen.

So ist schließlich das Mißverhältnis zwischen fremden Geldern und Zinsgewinnen aus wirtschaftlichen Motiven zu erklären. Daß die Banken trotz der großen Geldflüssigkeit ihre fremden Gelder ungewöhnlich hoch verzinsten, berubt auf ihrer Konkurrenz, die die Zinssätze in die Höhe trieb.

Die Kriegswirtschaft hat also den Banken die Möglichkeit gegeben, über große Kapitalien zu verfügen. Andererseits hat sie aber das Feld ihrer Betätigung eng begrenzt, und so wie diese Konstellation die Zinsgewinne beeinflußte, mußte auch die andere Gewinnquelle des „reinen Bankgeschäfts", das Provisionskonto, seine Erträge aus einer veränderten Grundlage ziehen. Die alten Provisionsgeschäfte, Diskont von kaufmännischen Wechseln, Akzept- und Rembourskredit, der Kredit an Handel und Industrie, waren verschwunden, und die mit der Börse zusammenhängenden Geschäfte, das Effektenkommissions-, das Report- und Ultimogeschäft waren mit der Aufhebung des Börsenverkehrs unmöglich geworden.

Trotzdem können wir dieselbe steigende Entwicklung wie bei den Zinserträgen auch bei den Einnahmen aus Provisionen wahrnehmen, die sich seit l913'um 55 vermehrten (72/112 Mill.). Das liegt natürlich nur daran, daß für die ausgefallenen Geschäfte Ersatz eintrat. Wäbrend sich die Banken bis 1915 vom Börsengeschäft völlig zurückgezogen hatten, beteiligten sie sich nunmehr an dem „freien Börsenhandel", und übernahmen wieder das Effektenkomnrissionsgeschäft, das später einen großen Umfang annahm. Freilich beschränkten sie sich auf das reine Kommissionsgeschäft gegen Barzahlung und gewährten zu Spekulationszwecken keine Kredite.

An die Stelle des privaten Kreditgeschäfts trat der Buch- und Trattenkredit an die Armeelieferanten, der hohe Provisionen abwarf. Ersatz brachten auch die Avalgesebäfte, die mit den Auslandskrediten zusammenhängen, ferner die Sondergewinne bei den Kriegsanleihe-Ausgaben. Der verringerte Umsatz wurde wohl auch durch größere absolute Höhe der Provisionssätze wettgemacht, oder durch Einstellung der ziemlich beträchtlichen Gewinne aus Devisen, denn die Berliner Großba.iken waren während des Krieges die einzigen Devisenhändler des Reiches. Ich wies aber schon darauf hin, daß diese Gewiane auch ander?wo verbucht sein können.

Diese beiden charakteristischen Gewinnpositionen zeigen recht deutlich, daß auch für die deutschen Banken das stolz englische „Keines» as ususl" galt.

Zu scharfer Kritik fordert eine Betrachtung der Gewinne aus Effekten- und Konsortialgeschäften heraus, die in Friedenszeiten eine gewichtige Profitquelle bildeten. Der Krieg hat natürlich die ihnen zugrunde liegende Geschäftstätigkeit völlig revolutioniert und damit auch die Gewimnnöglichkeiten, die nun aber freilich nicht herabgemindert wurden, sondern im Gegenteil ganz nnerwartete Dimensionen annahmen.

Die Banken haben nur eine ganz geringe Quote ihrer Kapitalien in Wertpapieren investiert, weil eine relativ zu große Anlage von Kapitalien in Wertpapieren von, bankpolitischen Standpunkte aus zu verwerfen ist.

Wenn sich trotzdem der Bestand an Wertpapieren fast verdoppelt hat, so beruht das in erster Linie auf kriegsfinanziellen Maßnahmen, die mit der Ausgabe der Kriegsanleihen verbunden waren. Bestätigend hierfür zeigt gerade der Bilanzposten „Staatswerte" eine Steigerung, während die anderen Effekten, namentlich die börsengängigen und sonstigen Wertpapiere, sich auffallend im Laufe der Kriegsjahre verminderten. Die Gründe hierfür sind klar:

Während das Iahr 1914 eine vorsichtige Bewertung der Effekten gebot, die vielfach zu einer ttnterbewertung führte, und daher in diesem Iahre Verlustziffern ausgewiesen sind, dir allerdings recht gering sind, von den Banken auch recht nichtssagend mit dem Hinweise auf genügende interne Absebreibungen kommentiert werden, beweist die Entwicklung der Börse während der folgenden Jahre, daß diese Verluste nur buchmäßig bestanden, daß sie im Gegenteil durch Gewinne wieder ausgeglichen wurden. Eine Haussestimmung setzte an der Börse ein, die auch die seltensten und unscheinbarsten Werte im Kurse steigerte und dir den Banken den Verkauf ibrer Effektenbestände mit hoben Gewinnen gestattete. Daß die Banken hiervon ganz ergiebig Gebrauch machten, beweist die Angabe der Nationalbank für Deutschland, sie habe von 16 Millionen M.Effekten 13 Millionen abgestoßen. Bekannt ist ja, daß die Banken vor Eröffnung der Börsenzulassungsstelle das Disagio der alten an der Börse schon eingeführten Aktien gegenüber neu emittierten Aktien benutzten, um erstere zu den gestiegenen hohen Kursen zu verkaufen und sich mit jungen Aktien einzudecken, die denselben Zweck erfüllen, Einfluß auf die betreffende Gesellschaft zu haben. Unkontrollierbar sind auch die Einnahmen, die die Banken durch sogenannten „Km'sschnitt" erzielten, der durch das Fehlen der Börsenkurstabellen ermöglicht wurde.

Die gleiche Entwicklung zeigt das Konsortialkonto. Auch hier fallen die Bestände beträchtlich, aber im Gegensatz zum Effektenkonto bedeutet diese Entwicklung einen Rückgang des Umsatzes Das Emissions- und Finanzgeschäft der Banken, die meist konsortialiter gepflegt wurden, waren mit Kriegsausbruch stillgelegt und haben sich auch in der Folgezeit unter dem Druck der Kriegsfinaniierung und der Schließung der Börse nicht mehr gehoben. Wenn Geschäfte vorkamen, so dienten sie mehr oder weniger der Finanzierung des Krieges, oder sie beschränkten sieh auf Liquidation alter Geschäfte.

Wie sich nun der Gewinn auf diesem Konto gestaltete, läßt sich nur schwer sagen, da eine Trennung von Effekten- und Konsortialgewinnen nicht stattfindet, einerseits Gründe für einen Gewinnrückgang sprechen, andererseits aber auch eine Erhöhung eingetreten sein kann. Nur soviel steht fest, es müssen Gewinne vorhanden sein.

Von alledem ist aber in den Bankbilanzen nichts zu finden außer Strichen!

Für die Iahre 1916/18 weist keine der Berliner Großbankea Effekten- oder Konsortialgewinne m,s, mit Ausnahme der Deutschen Bank, die für 1917 2,5 Millionen Mk. Gewinn angibt. Für die Iahre 1914/15 werden nur von 4 Banken Verluste aufgeführt.

Wir haben aber gesehen, daß diese Verlustziffern für 1914/15 und die Strick, für 1916/18 der Wirklichkeit nicht entsprechen!

Nun, diese Wirklichkeit finden wir in den Geschäftsberichten. Und da erfahren wir denn, „daß, wie gewohnt, auch in diesem Iahre" die Gewinne aus Effekten- und Konsortialkonto zu inneren Abschreibungen benutzt worden seien, eine traditionelle Usanee, die schon in Friedenszeiten bestand. Ergänzen können wir vielleicht noch, daß auch Verluste auf diese Weise gedeckt worden sind, llbn die Höhe der Gewinne schweigt man!

Und hier müssen auch leider wir schweigen.

Gewinne aus dauernden Beteiligungen, Kommanditen, weisen nur 4 Banken auf, nämlich Deutsche, Dresdner Bank, Mitteldeutsche Creditbank und die Diseontogesellschaft, während sämtliche Berliner Großbanken solche Beteiligungen in ihren Bilanzen angeben.

Bei der Diseontogesellschaft steigt dieser Gewinn um ea. IM ^ (von 8 auf 16 Millionen Mk.), was sich aus den Fusionen der letzten Jahre (Schaffhausen, Norddeutsche Bank) erklärt, deren ganze Gewinne in diesen Ziffern enthalten sind, während z. B. die Deutsche Bank das Umgekehrte, eine Abnahme zeigt, was ebenfalls mit Fusionen zusammenhängt, die aber in der Art vorgenommen wurden, daß den zu fusionierenden Instituten die Selbständigkeit genommen wurde, d. h. deren Gewinne nicht mehr wie bisher «us dem Konto dauernde Beteiligungen verbucht werden, sondern im Gesamtgewinn der Deutschen Bank enthalten sind. Dann hat namentlich bei der Deutschen Bank die Dividendenlosigkeit der Überseebanken das Ergebnis nachteilig beeinflußt.

Die Entwicklung dieses Kontos ist seit den großen Veränderungen von 1914/15 eine stetige; relativ dieser Entwicklung haben sich die Gewinne bewegt, die nur eine geringe Erhöhung zeigen, heivorgerufen durch die höheren Ertiage der Beteiligungen.

Wir haben im Vorstehenden eine Analyse des Gewinnes gegeben und versucht, die einzelnen Positionen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, indem wir die ihnen zugrunde liegenden Geschäfte aufdeckten und ihr Verhältnis zueinander kritisch betrachteten. Das Ergebnis bestätigt unsere Ansicht, die wir bei der Kritik der Bruttogewinne äußerten, nämlich daß diese Gewinnziffern keineswegs der Wirklichkeit entsprechen und daß dies teilweise durch die Eigenart der Kriegewirtschaft, teilweise durch die internen Gewinnreduktionen der Banken, durch die Abschreibungen, zu erklären ist. Wir finden aber ferner, und das muß hervorgehoben werden, daß sich die Gewinne der Banken, im Vergleich zu den Gewinnen der Industrie, durchaus normal bewegt haben, soweit die veröffentlichten Bilanzziffern diesem Urteil zugrunde liegen.

Die Gewinne wurden größtenteils von den Unkosten gedeckt, die ich später behandeln werde, so daß wir jetzt ein paar Worte über die Verteilung des Reingewinnes zu reden hätten. Den größten Anteil em Reingewinn hat natürlich die Dividendensumme*), die mit 74 Millionen Mk. für 1914 den niedrigsten und mit 125 Millionen M. für 1917 den höchsten Stand erreichte (Steigerung 68 ?/). Die Ourchschnittsdividende für 1914 betrug 5,4 ^, für 1917 8,5 ^. Die steigende Dividendensumme rührt her von den steigenden Dividendensätzen, zum geringeren Teile auch von den Kapitalserhöhungen (—145 Millionen 1914/17). Die reale Verzinsung des in den Banken investierten Kapitals ist leider schwer festzustellen. Doch wenn man das Aktienkapital und Reserven zusammenstellt und sie mit der Dividendensumme in Verbindung bringt, so ergibt das für die Kriegsjahre eine recht mäßige Dividende, die die Banken durchaus nicht als Kriegsgewinnler erscheinen läßt, nämlich 1914/18: 4,3 °/, 5,5 6,3^ , 6,6 ^, 6 ^.

Die Deutsche Bank erreichte schon 1915 mit 12^ ^ den höchsten Friedensftand und für 1917 verteilte sie die höchste Dividende mit 14 ^, die aber gegenüber dem Eigenkapital von ^ Milliarde nur eine Verzinsung von 7,7

^ bedeuten, während z. B. die Nationalbank für Deutschland von allen Banken die niedrigste Dividende nämlich 6 ^ verteilte, immerhin aber ihr Eigenkapital (100 Millionen Mk.) mit 5,4 ^ verzinste.

Verglichen mit den Dividendensätzen der Schwerindustrie erscheinen diese Zahlen dürftig, und ein Verteidiger der Bankdividenden könnte seinen Gegner nur durch Hinweis auf die Interna dieser Gewinnziffern belehren. Er müßte aber auch weiterhin dartun, wie berechtigt eine solche Abschreibungspolitik ist, weil das Bankgewerbe mit seinen papiernen Werten die größte Verlustgefahr birgt, und ferner gerade der eigenartige Typ unserer Bankorganisation eine starke Konsolidierung notwendig erfordert. Daß die Banken dieser Forderung aus eigener freier Initiative nachkommen, zeugt von einem gesunden Geiste.

Selbstverständlich haben die Banken und nicht nur diese, sondern die gesamte Volkswirtschaft ein starkes Interesse an hohen Dividendensätzen, beruht doch die Kreditwürdigkeit unserer Bankinstitute im Auslande zum guten Teil auf diesen Ertragsschätzungen.

') Siehe Tabelle Nr. 1.

Vom Reingewinn hängt die Festsetzung der Gratifikationen und Tantiemen ab, die natürlich ebenfalls eine steigende Tendenz zeigen.

Seit 1914 ist eine Steigerung um 200 ^„ (12—36) zu registrieren, die aber nicht auf besondere Leistungen etwa der Nufsichtsräte zurückzuführen ist. Interessant ist auch die Wahrnehmung, daß bei unseren Berliner Großbanken die Tantiemen an Aufsichtsrat, Vorstand und Ortsausschüsse, im ganzen wobl ein paar 100 Personen, großer ist als die Summe der Abschlußgratifikationen der Beamten, deren Zahl in die Zebntausende geht. Die Dresdener Bank verteilte 1917 an 10« Personen 4,2 Millionen Tantieme, mithin kämen auf eine Person ea. 4tt 000 Mark. Härte sie nur pro Person die Hälfte, 20 (XXI Mark, «erteilt, so hätte sie ibren Beamten die Tantieme um 50 erböhen können (4,1^-2 Millionen Mk.). beider läßt sich diese Bereehnung nicht für alle Banken durchfübren, da die Institute nicht einheitlich vorgehen. Zweifellos ließen sich da recht interessante Resultate erzielen.

Man müßte annehmen, daß ein Sinken des Reingewinns natürlich auch eine Minderung dieser Tantiemesummen zur Folge baben müßte. Die Statistik zeigt aber für 1917/1« eine weitere Steigerung von 2« auf 36 Millionen Mk., die wobl durch das Anwachsen des tantiemeberechtigten Personenkreises, z. B. durch Rückkebr der Beamten aus dem Felde verursacht worden ist.

Ob diese Art der Gewinnbeteiligung noeb am Playe ist, ist fraglich. Man kann auf dem Standpunkte stehen, daß jene Summen fixiert werden müssen und zn den Unkosten zn rechnen sind. Zum mindesten trifft dies für die Gratifikationen der niederen Beamten zu, die doch keinen entscheidenden Einfluß auf den Geschäftsgang baden. Diese Bezüge bilden nur einen festen Bestandteil des Gehaltes, das aus drei Teilen besteht: festes Gehalt, Weibnachtsgratifikation, Abschlußtantieme. Desbalb ist auch das Vorgehen der Nationalbank für Deutschland zu verwerfen, die l914 dividendenlos blieb und daher aueh ibren Beamten keine Tantieme zahlte.

Durchweg beißt es in den Bankstatuten: 7 ^ (?) von der 4 "„ übersteigenden Superdividende sind für Vorstand und Aufsichtsrat als Tantieme zu berechnen, d. h. wenn der Aufsichtsrat die Dividende mit 4 °„ festsetzt, so geht er leer aus. Die Versuchung, nicht so weit herabzugehen, ist doch hier ziemlich groß. Auch Kier könnte eine Fixierung stattfinden. Für Vorstand und leitende Beamte ist das Snstem der Gewinnbeteiligung beizubehalten.

Aus dem Reingewinn nehmen die Banken gewöhnlich ihre Reservestellungen vor. Es bandelt sich da meistens lim Abschreibungen auf Bankgebäude, Kontokorrentforderungen, vereinzelt wohl auch um außerordentliche Kriegsnbschreibungen, cir aber wobl zum größeren Teil intern vorgenommen wurden, oder aber nicht vom Reingewinn, sondern von dem Reingewinn, der bereits schon durch Einstellung von Abschreibungen in die Gewinn- und Verlustrechnung entsprechend vermindert war. Wäbrend des ganzen Krieges baden die Berliner Großbanken an offenen Reserven nur 66 Millionen Mk. zurückgestellt, eine Summe, die ganz außerordentlich niedrig ist. Die Banken sind auch in dieser Hinsicht gegen jede Kritik gewappnet, denn die dauernden Hinweise ihrer Geschäftsberichte auf innere Abschreibungen lassen darauf schließen, daß sie von diesem Mittel reichlich Gebrauch gemacht baden, zumal ja auch die Abschreibungsmöglichkeiten besonders Mistig waren: ausländische Debitoren und Filialen, Effekten, dann der große Zugang an Immobilien usw. Die Deutsche Bank schreibt z. B. in ihrem Geschäftsbericht für 191«: „Mehr als je haben wir für nötig erachtet, alle Ausgaben für Neueinrichtungen, Abnutzung und bauliche Anpassung unserer Bankgebäude vollständig abzuschreiben". Die Gewinne auf Effekten- und Konsortialkonto wurden durchweg abgeschrieben. Blitzartig erbellen Einzelheiten die Situation, z. B. teilte die Deutsche Bant mit, ihre Engagements in der Türkei seien bis auf 5 Millionen Mk. abgeschrieben. Diese Abschreibungen böten völlige Sicherheit für Verluste. Das ist ein Fall! Wie hoch müssen aber da die Gewinne gewesen sein, um solche Abschreibungen zu ermöglichen?

Der Vollständigkeit halber will ich noch erwäbnen, daß aus den Reingewinnen Dotationen für Pensionen, Stiftungen usw. abgehen, ferner der Vortrag auf neue Rechnung, der jeweils im nächsten Jahre wieder erscheint.

Wir kämen nun zum wundesten Punkt der Bankbilanzen, zu den Unkosten, mit denen sich fast alle Geschäftsberichte des Inbres 1918 mehr oder weniger eingehend befassen.

Wäbrend die Bilanzen des Jahres 1913 ea. 93 Millionen Mk. Unkosten ausweisen, betragen diese 1914 1<X) Millionen N., nur unerbeblich mehr, wenn man bedenkt, daß 1914 die großen Fusionen stattfanden, und daß die Gehaltskonti der Banken durch Fortzahlung der Gehälter an die einberufenen Beamten stark belastet wurden. Erst 1917 setzte das außergewöhnliche, sprunghafte Steigen der Unkosten ein, die sich anf 147 Millionen Mk. erhöht hatten und mit einem gewaltigen Satze bis auf 228 Millionen Mk. im Iahre 1918 hinaufschnellten. Die Steigerung gegen 1913 beträgt 144 Zum Vergleich hierzu diene die Steigerung des Bruttogewinnes, die nur 71 ^ ausmacht. Dieses Verhältnis ist allerdings ganz außergewöhnlich. Für 1918 verminderten die Unkosten den Bruttogewinn um 57 ^, überdeckten den Reingewinn um 66 Millionen Mk. und machen das Doppelte der Dividendensumme aus.

') S'ehe Tabelle Nr. l.

In griedenszeiten befolgten die Banken das Prinzip, die Provisionen müssen die Unkosten decken, ein Verhältnis, das schon lange umgekehrt ist, denn 1918 sind die Provisionen gerade die Hälfte der Unkosten.

Ich wies schon darauf hin, daß die Umsätze der Banken stark angeschwollen sind, und daß ein großer Teil der Umsätze den Banken nicht nur keine Gewinne, sondern im Gegenteil bedeutende Unkosten erbrachten. Interessant dafür ist beifolgende Statistik, wonach sich seit 1916 die Umsätze um ILO ^ vermehrten, genau um dieselbe Summe aber auch die Unkosten wuchsen.

Umsätze (Milliarden Mark)') U n k o st e n (Mill. Mark)',

ea. 1««°/o ea. 1«««/«'

In ihren Kommentaren erklären die Banken diese einzigartige Erscheinung mit dem Hinweise auf die gestiegenen Gehälter der Angestellten, und in treffender Weise charakterisiert die Lage der Banken der Bericht der Darmstädter Bank:

.... „Der Reingewinn wird jedoch ungünstig beeinflußt durch die enorme Erhöhung der Unkosten und Steuern, welche zwar zu einem gewissen Teile durch die starke Preissteigerung für alle Materialien und Utensilien sowie durch die Vermehrung der Zahl unserer Niederlassungen bedingt ist, in der Hauptsache aber in der Fortdauer der schon in den letzten Iahresberichten geschilderten Schwierigkeiten in den Personalverhältnissen beruht. Nach wie vor blieb die Bank fast das ganze Iahr hindurch belastet mit einem erheblichen Teil der Bezüge der Kriegsteilnehmer und der sich stetig erhöhenden Entlohnung für deren Stellvertreter. Diese verschoben sich gegen das Iahresende weiter ungünstig, als die Kriegsteilnehmer zurückkehrten und nicht nur in den Genuß der früheren, sondern erhöhter Einkommen traten, während die für sie angenommenen Hilfskräfte nicht entlassen werden konnten. Die Teuerung aller zum Leben notwendigen Dinge verschärfte sich weiter und machte nicht nur die Fortgewährung, sondern auch eine Erhöhung der bereits bewilligten Teuerungszulagen erforderlich. Und schließlich traten gegen Schluß des Iahres die Angestellten mit sehr beträchtlichen Forderungen hinsichtlich einmaliger und dauernder Gewährung erhöhter Entlohnungen hervor, die als eine um so schwerere Belastung der Banken zu er achten waren, als gleichzeitig eine erhebliche Verminderung der Arbeitezeit gefordert wurde."

Diese Schilderung bildet eine ganz ausgezeichnete und vor allem, und dal ist sehr wertvoll, streng sachliche Skizze der Situation, so wie sie für alle Banken

trwisch ist. Die Darmstädter Bank hat recht, wenn sie das Hauptproblem der Unkosten in dem Angestelltenproblem sieht, das zu einem der schwierigsten aller Bankpolitik geworden ist. Denn einerseits besteht die Notwendigkeit, dieses vroblem im Sinne der Angestellten zu lösen und damit die Unkostenziffern weiter zu erhohen, andererseits haben die Banken aber nicht so wie die Industrie die Möglichkeit, ihre Einnahmen den gestiegenen Ausgaben anzupassen. Die Diseontogesellschaft, die diese Probleme in ihrem Berichte mit besonderer Schärfe behandelt, schreibt hierzu: „Die von uns im Verein mit der gesamten deutschen Bankwelt angestrebte Verbesserung der Geschäftsbedingungen konnte, wenn sie auch Fortschritte gemacht hat, mit derartigen Mehrbelastungen nicht Schritt Kalten, und wird dies auch in Zukunft nicht vermögen, namentlich da die stete wachsende Konkurrenz der von den Steuerlasten befreiten staatlichen und kommunalen Anstalten diesem Ausgleich hindernd entgegentritt."

Überhaupt verdient der Bericht der Diseontogesellschaft für 1918, der sich mit dem Gehaltsproblem der Bankangestellten scharf auseinandersetzt, eine besondere Entgegnung, wegen der unsachlichen Form, in der diese Auseinandersetzung geschieht. Es heißt dort über die Angestelltenbewegung: . . . „Diese Bewegung, die — wie der weitere Verlauf deutlich erkennen ließ — vornehmlich auf das Betreiben politischer Agitatoren zurückzuführen ist, entbehrt der wirtschaftlichen Begründun g". Der letzteren Bebauptung stelle ich folgende Rechnung gegenüber:

Geschäftsbericht Dresdener Bank 1918: Die Zahl der Beamten beträgt 9569, die Unkosten abzüglich Steuern 34,4 Millionen, d. h. auf einen Beamten entfielen durchschnittlich 3600 Mark Iahresgehalt, pro Monat 300 Mark.

Geschäftsbericht Deutsche Bank 1918: Die Zahl der Beamten beträgt 13 529, cie Unkosten abzüglich Steuern 46,4 Millionen, d. h. auf einen Beamten entfallen pro Iahr nur 3400 Mark Gehalt, pro Monat 285 Mark.

Allerdings babe ich in meiner Rechnung nicht berücksichtigt die AbschlußGratifikationen, was am Resultate aber gar nichts ändert, da ich andererseits die gesamten Unkosten als Gehaltssumme annahm, ohne die sachlichen Unkosten abzuziehen, die weit mehr ausmachen, als die geringen Tantiemesummen. Man könnte sie vielleicht auf 30—40 ^ veranschlagen, und dadurch würden sich die eben errechneten Resultate noch erbeblich verschlechtern. Nun vergleiche man diese Zahlen, unter Berücksichtigung der Gehaltssätze anderer Berufe, mit der Behauptung der Diseontogesellschaft: ... die Bewegung entbehrt der wirtschaftlichen Begründung. . .

Doch neben den Gehältern spielen in den Unkostenberechnungen eine Reibe anderer Faktoren eine gewichtige Rolle, die von den Banken nicht genügend unterstrichen werden, so z. B. das gewaltige Anschwellen des Giroverkehrs, der außerordentliche Mehrausgaben und letzten Endes auch den großen Personalbestand erforderte. Nicht die hohen Gehälter, sondern die großeAahl der Gehälter, und dann die sogenannten „sachlichen" Ausgaben mußten sich hier bemerkbar machen. Eine weitere Erklärung scheint in der Expansion der Banken zu liegen, die gerade im Iahre 1918 zu ständigen Ankäufen von Bankgeschäften, zu Neugründung von Filialen führte, die sich im ersten Iahre noch nicht rentieren konnten. Ein Beweis hierfür ist die Darmstädter Bank, die seit 1917 direkt gewaltsam ihr Filialnetz ausdehnte, und die auch verhältnismäßig dir auffallendste Unkostensteigerung zeigt. Im Geschäftsbericht der Deutschen Bank für 191« heißt es: „Auf das seit 1913 hinzugezogene westliche und östliche Filialnetz entfallen von der Gesamtsumme (nämlich der Unkosten) 21 Ebenso schreibt die Dresdener Bank: „Die starke Erhöhung der letzteren erklär! sich durch die weiter gewachsenen sachlichen nnd persönliehen Aufwendungen und die Errichtung neuer Filialen."

Hinzu kommen für 1918 die erhöhten Steuern, die infolge der neuen Umsatzsteuern fast um das Doppelte gestiegen sind und immerhin den 7. Teil der gesamten Unkosten ausmachen.

Steuern iMill. Mk.>

IS,» 3Z/i

Leider ist es unmöglich, die Unkostenstntistik zu spezifizieren, um den Anteil der einzelnen Ausgaben zu erfassen, denn erst ein Vergleich zwischen den Gehalteunkosten und den allgemeinen Betriebsunkosten könnte weitere Aufschlüsse liefern.

Auch das laufende Iahr wird den Banken keine Entlastung bringen, sondern in, Gegenteil, man rechnet für das Iahr 1919 mit ea. 300 Millionen M. Unkosten, d. b. 70 Millionen Mk. mehr, oder 75 A des Bruttogewinnes von I918, und der Grund scheint nunmehr durch die Gehaltsforderungen beding! zu sein, die erst vorwiegend im neuen Iahre in Erscheinung treten.

Bruttogewinn und Unkosten sind die beiden Faktoren, die den Nettogewinn, den Ertrag, bestimmen, sie stehen daher im engsten Verhältnis zueinander, und es ist jetzt meine Aufgabe, dieses Verhältnis darzustellen.

Das Resultat meiner statistischen Berechnungen zeigte ein fortgesetztes Steigen dieser beiden Koeffizienten, und es ergibt sich daraus die Frage noeb dem Verhältnis dieser Steigerung, das ich in anliegender Statistik dargestellt hade.

Wir sehen daraus, daß die Unkosten in einem viel schnelleren und sprunghafteren Tempo anschwollen als der Bruttogewinn, und eine weitere Aufstellung beweist uns, daß sie einen immer größeren Teil des Bruttogewinnes beanspruchen, Oer 1918 bereits 57 ausmacht und der 1919 sicherlich noch über diesen Prozentsatz hinausgehen nird. Das gibt ein recht klares Bild von der gefährlichen Bedeutung der Unkosten. Wie eine schwarze Wolke, die mit ungeheuerer Geschwindigkeit immer mehr und mehr den blauen Himmel überzieht, so wachsen und schwellen die Unkosten heran, und der kleine blaue Himmelsstrich, Nettogewinn, schwindet stetig. Wir haben es hier mit einer Entwicklung zu tun, die durch oas Resultat des laufenden Iahres das Bild von 1918 noch verschlechtern wird. Rechnet man doch mit einer Unkostensumme von 3lK) Millionen Mk., d. h. wenn sich der Bruttogewinn um die gleiche Summe des Vorjahres vergrößert (50 Millionen Mk.), so ist das Verhältnis zwischen Nettogewinn und Unkosten wie 1 :2 oder 33^ :67^. Aber trotz dieses ungünstigen Standes brauchten die Banken keine Dividendenreduktionen vorzunehmen.

Für die Banken ergeben sich zwei Konsequenzen, entweder streben sie naeh Firierung der Unkosten, oder aber sie suchen den Ausgleich in einer weiteren Steigerung der Gewinne. Welcher der beiden Wege der vorteilhaftere ist, das zu entscheiden ist den Praktikern der Bankpolitik zu überlassen.*) Sie haben die Gefahren abzuwenden, die sich aus der ungünstigen Konstellation der Probleme „Gewinn und Unkosten" ergeben, wenn auch eine unmittelbare Gefahr vorläufig noch nicht vorhanden ist.

Den Banken ist es während des Krieges gelungen, i!'re Politik in den Rahmen der allgemeinen Kriegswirtschaft hineinzukonstruieren, woraus wir die Ursache ihrer Entwicklung ableiten können. Diese Entwicklung findet ibren Ausdruck in der Gestaltung der Gewinne und Unkosten, des Ertrages. Die Gerrinnquellen wurden in höchstem Maße ausgeschöpft und der erzielte Gewinn vorsichtig verwandt, indem man durch starke innere Reserven die Liquidität sicherte, eine Vorsicht, die durch die steigenden Unkosten geboten war. Aus dieser Gedankenkette entstand die Dividendenpolitik unserer Großbanken, die sich klar und zielbewußt, frei von jeglicher Kriegskorruption, durchgesetzt hat.

Inzwischen hat die Erhöhung der Bankkonditionen stattgefunden.

Die zukünftige Entwicklung der Gewinne und Unkosten, wie unserer Bante,, uberhaupt, hängt natürlich ganz von der Gestaltung unserer Volkswirtschaft ad, die sich in den engen Grenzen auswirken muß, die ihr der Wersailler Friedensvertrag gesteckt hat. Allmählich scheinen sich die volkswirischaftlichen Energien zu beleben, das Kreditgeschäft der Banken, namentlich das kurzfristige, hat im laufenden Iahre stark zugenommen, die fremden Gelder haben sich gut entwickeil. Demgegenüber bieten die Unkosten mancherlei Probleme, die nur durch gemeinsame Arbeit aller Banken gelöst werden können. Überhaupt wird gerade die Zukunft mehr denn je die Banken zu gemeinsamer Arbeit aufrufen und der Gedanke eines Bankenkartells gewinnt an Realität, ein Bankenknrrell mit der Spitze gegen die ausländische Konkurrenz.

wilh. Meriöies:

«Oer Untergang öes flbenölanöes".

Bemerkungen zu einem Buche.

„Alles, was man beweisen kann, kann man auch bestreiten. Unbestreitbar ist nur das Unbeweisbare."

„Es ist niemals in der Welt so ge, kommen, wie die Propheten und dir Führer meinten und wollten; aber ohne die Pro pheten und Führer wäre es überhaupt nicht gekommen."

(Georg Timmel in seinem Tagebuch.1

Daß der Krieg in seiner zunächst unmittelbaren Auswirkung den beteiligten Völkern, also der europäischen Welt, wie darüber hinaus der Menschheit Überhaupi, eine Läuterung nicht gebracht (aber auch nicht bringen konnte), vielmehr eine» sittlichen Zusammenbruch ohnegleichen gezeitigt, ist nicht zu leugnende Tatsache Daß darum aber auch die soviel gepriesene „Zivilisation", die ganze „Kultur", die zu dieser Selbstvernichtung der Völker führte, nichts als ein fabelhafter Irrtum, eine ethische Besessenheit der letzten Iahrhunderte gewesen sein kann, — bedeute! doch Kultur nicht Selbstzerstörung, sondern Aufbau —, wird zwar so mancher geistig Denkende in seinem Innern schon schaudernd gefühlt haben: offen eingestanden hat es bis heut nur einer: Oswald Spengler in seinem bedeutsamen, intuitiv geschriebenen Werk: „Der Untergang des Abendlandes".*) Doö'

") Oswald Spengler: „Der Untergang des Abendlandes". Umrisse einer M«r phologie der Weltgeschichte. I. Bd.: Gestalt und Wirklichkeit. (Bei Braumüller, Wie» und Leipzig, von der 3. Auslage ab bei Oskar Beck, München, 1920. 6. Auslage drosch. 20,- Mk.)

nicht etwa der sittliche Zusammenbruch Europas als Folge des Krieges ist allein ihm Ursache oder Symbol des Absterbens der abendländischen Kultur; fast unabhängig vom Kriegsgeschehen bat er aus einer vergleichenden morphologischen Analyse aller uns bekannten Kulturen den bestätigenden furchtbaren Schluß gezogen: das Abendland geht unter; und nur dem Schlußglied einer Kette gleich fügt sich an und in sein Werk wie fingerzeigend und zukunftsdeutend die Tatsache res Krieges mit seinen Folgen.

Ein Werk wie dieses kann man nicht eigentlich „besprechen". Dazu ist es zu tief. Aber wie es Porträts gibt, die uns in nur wenigen prägnant hingeworfenen Strichen einen scharf umrissenen Kopf, ein Antlitz von ganz eigenem Ausdruck zeigen, so soll hier das Buch Spenglers nicht Seite für Seite, d. h. Kapitel für Kapitel besprochen, — es hieße dies in diesem Falle „zerpflückt" —, sondern lediglich des ganzen Buches Anlage und Inhalt in großen Zügen aufgezeigt, allerdings auch dort, wo eS nottut, auf Kritik nicht verzichtet werden. Dieses Buch, ,vie ein brennend Mal von einem Deutschen dem Abendlande aufgeprägt, wird ohnedies, — man kann es mit Sicherheit voraussagen —, eine ganze SpenglerLiteratur*) erstehen lassen. Denn hier ist der Versuch einer gänzlich neuen Geschichtsauffassung, ja einer neuen Philosophie gemacht, mit höchstem Erfolg gemacht worden. Wie augenblicklich Literatur und Kunst, sieht sich nun auch die Wissenschaft, Philosophie und Geschichte, zu neuer Zormbildung gedrängt: zum Express i o n i s m u s; (freilich nur die Wissenschast als solche, nicht aber ibre Ausrucksweise; Spenglers Sprachform selbst ist die allgemein übliche, philosophisehe; dies sei, jeder mißverständlichen Auffassung vorzubeugen, hiermit festgestellt).

Wie sich im Grunde alle zentralen Probleme der Philosophie auf die Frage zurückführen lassen, was der Mensch sei und welche metaphysische Stelle und Lage er innerbalb des Ganzen des Seins, der Welt und Gott einnehme, — pflegten doch die meisten Denker des Altertums die „Stellung des Menschen im All" zum Auegangspunkt aller philosophischen Fragestellung zu machen, d. h. über die metaphysische Struktur des einzelnen Menschen und seiner Eristenz sich zu orientieren —, so dürfte auch kein Problem, das sich innerhalb der Grenze des sogen. Uedergangs des „Menschen vom Naturzustand zum Kulturzustand" bewegt, — um eine alte Formel zu nennen —, also auch keine der Fragen nach der Entstehung „res" Staates, „des" Sprache, „des" Rechts, „der" Kultur, wie überhaupt auch nach der Entwicklung und der Geschichte jedes dieser Faktoren, rein historisch angefaßt oder gedeutet werden; denn alle diese Fragen sind eben „metaphysiseher"

*) Als erste mir bekanntgewordene Schrist, die sich kritisch (und zwar in einern Tpenglers skeptische Philosophie ablehnenden Sinne) mit diesem Werk auseinandersetzt, sei hier angeführt: „Der Tod des Abendlandes" von Dr. Felix. Emmes lBerlag Hans Robert Engelmann, Berlin 1919, brosch. 1,20 Mr.), der erweitert« Abdruck eines in der „Hochschule" (Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit) veröffentlichten Aufsatzes desselben Verfessers (III. Jahrg,, Heft 9).

und nicht „historischer" Observanz. Bisher war gerade in der Geschichte und Geschichtsphilosophie dieser Punkt fast ganz außer acht gelassen worden*): daß ek nämlich jenseits von allem Zufälligen und Unberechenbaren der einzelnen Ereignisse eine sozusagen metaphysische Struktur der Menschheit gibt, die von den weit: hin sichtbaren, populären, geistig-politischen Gebilden der Oberfläche wesentlieh unabhängig ist. Einige bescheidene, auf dieser Erkenntnis fußende Ansätze, tastenden Versuchen gleich, finden sich allerdings schon bei Breysig, Lamprecht, den Soziologen, den Nationalökonomie wie Marx, oder Bücher, die Stufen annehmen, durch die jedes Volk notwendig hindurchmüsse; durch den Vergleich der verschiedenen Epochen lmd Kulturen sollte in die Geschichtswissenschaft, deren Bibliothek immer einförmiger angeschwollen und nachgerade fast unübersehbar geworden war, in das ganze ungeheure Trümmerfeld der Geschichte Ordnung und Sinn kommen. Und indem jetzt alles verglichen wurde, suchte man auch für die Gegenwart nach einem vergleichbaren Zeitalter; kein anderes freilich fand sich dafür als — die römische Kaiserzeit, die schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution, also kurz vor dem Zusammenbruch des -nieien r6izim« in Europa, Gibbon mit geradezu dämonischer Leidenschaft in ihrem Niedergang und Fall zu schildern unternommen; doch blieb man diesmal, in der fin-6e-siee1e-Stimmung des 19. Iahrhunderts, nicht wie Gibbon, dem damals noch jeder Vergleieh mit der Gegenwart fernlag, an diesem Punkt stehen: es mußte zu einer Geschichte des Niedergongs und Falles Europas kommen. Und diese eben hat Oswald Spengler, der aus Mathematik und Philosophie herkommende einsame Gelehrte mit dem ganzen Ausmaß eines großen, intuitiven Historikers zu schreiben unternommen. Spengler will nicht länger mehr willkürlich verglichen wissen, (z. B. Englanr mit Karthago, oder Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen 1756 mit dem deutschen Einmarsch in Belgien 1914 u. s. f.), sondern bestimmte Vergleiche als die allein richtigen und notwendigen dartun, für sie das Gesetz erkennen und alles Geschehen mit Hilfe dieses Gesetzes zu fest umrissenen Gestalten ordnen. Alle großen Dinge einer machtvollen Kooperation, — wie es doch die Weltgeschichte ist haben eine Bedingung zuerst: sie können nicht aus Einzelmenschen und Einzeltatsachen aufgebaut werden. Zur Gestalt der Geschiehte wird die Kultur, zur einzigen Wirklichkeit der Geschichte wird die Zeit. Darum heißt auch der erste Banr seines Werkes: „Gestalt und Wirklichkeit". Aus einer unerhörren Kenntnis fast aller Kulturen unseres Planeten erschaut Spengler die „Urgestalt der Kultur". Und nur darum, weil er wie kein anderer vor ihm die geistige Eigenart der anderen großen Kulturkreise ahnend erfaßt hat, — denn mehr ist uns unmöglich —, und die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen (Sprache, Sitte, Künste, Mythen, Staatsgeist, Religionen, Erkenntnisarten und -Ziele) auf einheitliche Geistesstrukturei, zurückzuführen weiß, konnte er es unternehmen, der Einheit des europäischen

') Erstmalig hat Felix Goltl dies Problem im wesentlichen erfaszl in seiner Arbeit, »Die Grenzen der Geschichie".

Geistes, der europäischen Zivilisation, mit einem Wort: der Kultur des Abendlandes das Todesurteil zu sprechen.

An Stelle der Kisber in der Geschichteforschung üblichen Praris, die nur den gegenständlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung (Kausalität) verfolgte, setzt Spengler die Morphologie, d. h. die Lehre von der inneren Gesetzmäßigkeit alles Geschebens, also auch der sogen. Geschichte. Die Weltgeschichte dat demnach einen ganz bestimmten Rhythmus, innerhalb dessen sich auch jedeKultur nach eben diesen bestimmten Gesetzen bewegt, d. b. jede Kultur wird geboren, wächst heran, altert und stirbt wie die einzelnen Menschen auch. Bevor sie geboren wird, ist das von ihr zu ergreifende Menschentum barbarisch; durch ihre Geburt wird es zur „höheren Menschheit", mit dem Umschlag der Kultur in die Zivilisation beginnt das Greisenalter und der Todeskampf.

Bis hierin wird man Spengler wohl unbedenklich zustimmen können; wenn er dann aber weiter ausführt, daß, wenn die Kultur tot, erstorben ist, auch die „höhere Menschheit" wieder aus den Völkern berausgestorben ist (er sagt, diese Völker leben als Fellachenvölker weiter), so muß man dem widersprechen. Ganz abgesehen davon, daß er nirgends etwas darüber sagt, was er unter diesem dutzendweise gebrauchten Begriffe der „höheren Menschheit" verstanden wissen will, so ist es auch nicht richtig, daß Kulturen völlig ersterben. Es ist eine Tatsache, daß Kulturen sich ü b e r s ch n e i d e n können (Kultursymbiose); daß gerade mit einer sterbeaden Kultur gern eine aufsteigende junge ein Zusammenleben eingeht, ehe die junge Kultur zu eigener Unabhängigkeit heranreift. So ist, — wie selbst Spengler zugeben muß —, die junge arabische Kultur mit der sterbenden antiken ein gewisses Zusammenleben eingegangen; oder man denke daran, wie die junge Kultur des römischen Weltreiches geistig gräzisiert, hellenisiert wurde, indem Rom Griechenland eroberte. Während also für Spengler das unabhängige Nebeneinander und Nacheinander der Kulturorganismen die Regel ist, müßte man m. E. die Kultursymbiosen für das Gewöhnliche halten. Aber es sei dem, wie ihm wolle: sicher ist jedenfalls, daß wir gegenwärtig nicht dem isolierten Tode eines ganz ouf sich gestellten Kulturorganismus „Abendland" entgegensteuern, wie Spengler annimmt, sondern daß wir bereits von einer neuen jungen Kultur überschnitten werden: der östlichen des jungen Russentums. Seine geistes politische Stoßkraft dürfte heute wohl niemand mebr leugnen können; nicht minder kann die von Tolstoi — um nur einen zu nennen — ausgehende ethische, die Welt überflutende Welle übersehen werden. Deutschland ist schon völlig in den Lebensstrom des Ostens hineingeraten. An dieser Feststellung ändert auch nichts die Tatsache, daß gewisse Schichten der östlichen Völker (z. B. des Balkans, der Türkei, Ägyptens, Persiene, besonders aber Chinas, Rußlands und Iapans) sich beute eifrigst bemüben, sich die europäischen Wissenschaftsmethoden, die zugebörigen Methoden der Fabrikation und des Handels anzueignen. Und scheint auch die Universalisierung der kapitalistischen Mechanistik in nächster Nähe: Längst schon und seit Iahren wissen die edleren Vertreter dieser Volkstümer, daß dieie fälschliche sog. „Europäisierung" nur die äußerste Haut der Seele und de« Lebens treffen kann, und daß die rassenmäßigen und aus der eigenen Geschichte jener Völker quellenden geistigen Grundeinstellungen in Religion, öthos, Kunst, ^ ja, in allem, was zum Sinne des Lebens gehört, — dabei völlig unberiil'ii bleiben; sie wissen auch, daß nach Vollendung jenes notwendigen Mechanisierung^ Prozesses und der durch ihn gewäbrleisieten äußeren zivilisatoriseben Verknüpfung der Völkerwelt der Erde ihrer eigenste neue Aufgaben harren.") Spengler selbst hat in dem vorliegenden I. Band seines Werkes das Russentum mitsamt der östlichen Kultur noch nicht behandelt, aber für den 2. Band in Nussiän gestellt. Es kann jedoch mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß er, oer selbst dureb und durch Abendländer ist — worauf noch einzugehen sein wirr -, er, der sich nicht im geringsten in das „unfaustisch" pochende Kulturleben unserer Zeit einzufühlen versteht, jener gerade jetzt werdenden Kultursrmibiose Russentum: Abendland nicht wird Rechnung tragen können und wollen. Darauf weisen auet' schon ein paar diesbezügliche Stellen aus seiner vor kurzem erschienenen Schrift: „Preußentum und Sozialismus" (Osk. Beck, 1919, München, drosch. 4,50 M,). in der er von Europa und Rußland als zwei „völlig verschiedenen Welten" spricht was sie zweifellos auch sind — zwischen denen z. B. auf religiösem (Gebietvon einer Symbiose nie wird die Rede sein können; vielmehr werde das Russentum aus sich beraus eine gänzlich anders geartete Religion gebären als die christlietx des Abendlandes, und diese Religion werde über Bpzanz (Konstantinopel) wieder unmittelbar an die christliche Urreligion, an Jerusalem anknüpfen.

Spengler setzt also, wie eben erwäbnt, an Stelle des bisberigen Schemas der Geschichtsbetrachtung: Altertum — Mittelalter stets erweiterte Neuzeit, ein neues und sagt: Ieder Kultur sind die Urstadieu alles Organischen eigen, Geburt, Iugend, Reife, Absterben, Tod; wie die Pflanzen, so erwachsen auch die Kulturorganismen in ihrem Wesen völlig unabbängig von einander.

Zunächst ist zu dieser Gesamtansicht Spenglers zu bemerken, daß sie die ganze Anlage des Werkes statt klarer nur verzerrt erscheinen läßt, denn da er jn sein Buek „Der Untergang des Abendlandes" genannt, darunter aber in den Untertitel' „Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte" diese seine Gesamtansicht vom Frühling — Herbst — und Winter aller Kulturen gesetzt bat, übernimmt also in» eine Teilerscheinung innerhalb der weltgeschichtlichen Morphologie die Führung was naturgemäß zur Folge hat, daß bald von den Gesetzen der Geschichtegestemen. bald von dem Untergang des Abendlandes die Rede ist; d. b. das tbeoretische unc das aktuelle Problem werden unausgesetzt miteinander verquickt. Dieses trek

*) Vergleiche zu diesem Probten, den Aufsaß von Dr. Max «cheler: „Die Solidarität Europas" in seinen. Buche: „Der Genius des Krieges." (Im Neuen Geist, Verlag, Leipzig.)

Spenglers einheitlicher Gesamtansicht über die Morphologie der Weltgeschichte auf die Anlage dee Werkes leider störend wirkende Moment mußte hier festgestellt werden.

Wenn auch jeder Kultur die Urstadien alles Organischen eigen sind: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, so besteht doch (nach Spengler) zwischen Natur und Geschichte insofern ein extremer Gegensatz, als die erste vom Kausalitätsprinzip beherrscht wird, die zweite dagegen von der Schicksalsidee. Wäbrend alles Leben, alles Werden ein geheimnisvolles Merkmal in sich besitzt, das der N i c h t u m k e h r barkeit, des Nichtändern-, des Nichtstillstehenkönnens innerhalb der einmal eingeschlagenen Richtung (jenes unaussprechliche Lebensgefühl also, das wir Menschen mit dem Worte „Zeit" — „77«^« ", alles fließt, „die Zeit rinnt" — geistig zu bannen und zu deuten versuchen), steht alles Gewordene, Starre, Ausgedehnte in einer tiefen Beziehung zum Tode. Kulturen, Lebewesen höchsten Ranges, wachsen auf wie die Blumen im Felde, in einer erbabenen Zwecklosigkeit. Damm geboren sie — stellt Spengler fest — wie die Pflanzen und Tiere derlebrndige „ Natur Goethes, nicht der toten Natur Newtons ,vn,.

Vor dieser Morphologie müssen die bloßen Quellenwissenschaften, Philologie und Geschichte, auch die Geschichtsschreibung, verblassen, denn die Historie suchte ja Motive, Ursachen, Gründe, mußte also das Selbstbewußtsein der Menschen allzusehr betonen; desgleichen erscheint nun die dogmatische Wissenschaft unserer juristischen und stantswissenschaftlichen Fakultäten, die alles Geschehen an menschlichen Satzungen oder an staatlichen Zwecken messen wollen, als nur mehr unbedeutend; hier, zwischen diesen Dogmatismus der Iuristen und den .Historismus schiebt Spengler seine Morphologie des Geisteslebens neu ein, die weder im Subjektiven noch im Objektiven befangen, alles Geschehen aus reiner Anschauung beraus in seiner Symbolik und in seinemRbytbmus gliedert und deutet, also bei einem radikalen historischen Skeptizismus landet, der im Gegensatz zum antiken alle Kulturerscheinungen als Symbole bejaht, der aber dennoch ihren allgemeinen Geltungsanspruch aufhebt, indem er alles relativ, als geschichtliches Pbänomen versteht. Dieser historische Skeptizismus, der uns, den metaphysisch erschöpften Abendländern, nach Spengler als einzige Philosophie noch möglich bleibt, fußt auf jener goetheschen Naturwissenschaft des Geisteslebens, die verstandesmäßig kaum anszusprechen, sich bei Goethe auch nur in einzelnen Vermerken und Gedichten (ausgesprochen) findet, etwa in der — von Spengler als Motto auf die erste Buchseite gesetzten — Strophe: „Wenn im Unendlichen . . .", deren Schlußworte: „Und alles Drängen, alles Ringen ist ewige Ruh in Gott dem Herrn" nach Spengler als Inkarnation einer ganz bestimmten Metaphysik zu betrachten sind; wie auch dieser von Eckermann aufgezeichnete Ausspruch (Goethes Spenglers uneingeschränkte Zustimmung findet: „Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun, der Verstand mir den, Gewordenen, Erstarrten, daß er es nutze."

Wer — wie Spengler — die morphologische Struktur so vieler Kulturen durchschaut, dem scheint es auch möglich zu sein, mit Hilfe der Morphologie durch wissenschaftliche Zeitrechnung, d. h. durch Relativierung der Mathematik,*) die geschichtliche Zukunft zu deuten. Ieder geistig lebendige Mensch wird wohl die imgeheure Versuchung nachfühlen kennen, der hier Spengler erlag. „Wir kennen unsere Geschichte. Wir werden mit Bewußtsein sterben und alle Stadien der eigene» Auflösung mit dem Scharfblick eines erfahrenen Arztes verfolgen." (Seite 632.) Aus der vergleichenden Betrachtung der ägyptischen, hellenischen und arabischen Kultur heraus erschließt Spengler unfern abendländischen Kulturwerdeganq und folgert mit aller Bestimmtheit den Tod der abendländischen Kultur binnen dreihundert Iahren (also um 2200), indem er schließlich ,ioch unsere letzten Iabrliunderte als sterbende Zivilisntionsepvche charakterisiert.

Es mögen hier einige in ^knappster Form gehaltene Ausfüllungen folgen, die, wie ich hoffe, wenigstens in Umrissen Spengler? Gedankengang wiedergeben, der ibn zu seinen Zukunftsfolgerungen gefübrt bat.

Für Spengler ist das Abendland die Formung einer „faustischen" Welt, einer „faustischen Seele", geboren aus dem Geiste kontrapunktischer Musik und aus dem jener matbematischen Theorie, für die die Zahl nicht mebr wie bei Pythagoras den Wert einer Größe, also einen dinglichen festbleibenden Wert hat, sondern nur noch der Ausdruck einer bloßen Beziehung, einer Funktion ist. Die Iugend dieser „faustischen" Welt fällt in die romanisch-gotische Zeit; ihre reife Sonnenhöhe hatte sie in der musikalischen und erkenntniskrit'isch analvtischen Architektonik des Barock; diese großen Namen: Bach, Michelangelo, Rembrandt, Shakespeare, Deseart«, Leibnitz, Paseal, Newton sind jener Epoche verkörperter Ausdruck. Im Abendland sieht Spengler, ganz entgegengesetzt dem Wesen der Antike mit seiner euklidischen Körperlichkeit, seiner mechanischen Statik, mit seiner statuarischen Forin einer apollinischen Seele, ganz den Ausdruck ewiger Ferne; den Willen zur Macht, Heute nun hat die „faustische" Seele ihre Möglichkeiten fast erschöpft. Wir stehe» bereits auf der Stufe der „Zivilisation", die Spengler als morphologisches Endstadium jeder Kultur nachweist. Die gegenwärtige politische Epoche entsprich! morphologisch der römischen Geschichte von Seipio bis Marius 200—100 (d. b. de, aus der hellenischen Kultur hervorgehenden Zivilisation). Aus den dieser Zeit folgenden Epochen glaubt Spe.igler morphologisch auch unsere Zukunft ablesen zu können, die uns das Stadium des sog. C ä s a r i s m u s, d. h. einen

*) Es scheint überhaupt das Aufkommen des Relativismus in fast allen Wissen» schaften ebenso typisch zu sein für die Bewufztseinslage einer sti müden und unklaren Zeit wie der unser«, wie das Werk Spenglers selbst es ist: ich erinnere nur an die neu' Einsteinsche Relativitätstheorie in der Physik!

Imperialismus in demokratischer Form bringen wird, analog etwa jener Epoche, ea Rom sich aus der älteren Republik zur Monarchie entwickelte, bervorgegangen aus der republikanisch demokratischen Verfassung der Triumvirate. Charakteristisch für die uns bevorstehende Zeit der Kulturdämmerung wird sein: wachsender Naturalismus der politischen Form, Auflösung der einzelnen Volklkörper in formlose Menschenmassen, die nur noch durch ein primitiv-despotisches Imperium äußerlich zusammengehalten werden, so lange bis auch dieser letzte imperiale Mechanismus zerfällt und das Abendland die Beute junger Völker und fremder Eroberer wird. (Daß letzteres nicht glaubhaft oder auch nur wahrscheinlich ist, glaube ich schon klar genug dargelegt zu baben.)

Es scheint ein merkwürdiges, wie aber gerade für die psychologische Beurteilung Spenglers maßgebliches Moment, daß das theoretische Problem seiner „Morphologie de" Weltgeschichte", nämlich der Zusammenhang der Geschichte über alle Zeitalter hinweg, auf Grund einer Unzahl „antik", „punktbaft", „euklidisch" gehaltener Formulierungen, Tatsachen und Thesen mehr ein bloßes Behaupten bleibt und nur durch zehn- bis zwölfmaliges Wiederholen geradezu in unser Hirn gehämmert wird, keinesfalls aber vor uns entwickelt — eine Unreinlichkeit der Anlage also, die im wesentlichen auf jenes schon eingangs erwähnte unheilvolle Ineinandergreifen von Theorie und Aktualität zurückzuführen bleibt und eigentlich schlecht mit Spenglers eigenen strengen an Goethe gemessenen Anforderungen vereinbar ist. Ganz im Gegensatz dazu wird allein der Untergang des Abendlandes mit sichtlicher Liebe herausgearbeitet, am Ende sogar dramatisch gesteigert. Spengler ist eben selbst unserer absterbenden Kultur Symbol; viel Züge an ihm sprechen dafür: sein beschaulich-genießerischer Drang zu einer „tragischen" Weltanschauung, sein ästhetisch-historisch-pessimistischer Relativismus, der den Anspruch erhebt, das Leben vorauszubestimmen. Ein Vorausberechnen der Weltgeschichte dürfte auch trotz Spengler immer noch ein Unding bleiben, wenn man auch zugeben kann, daß in jeder Gegenwart die Zukunft schon irgendwie enthalten ist, sich also auch ihre Richtung deutlich erfühlen läßt. Wieviel tausend Entfaltungsmöglichkeiten aber noch in dieser Richtung liegen können, übersieht Spengler einfach, sodaß seine Voraussagen reichlich konstruiert erscheinen (so z. B. Kulturentod, Kultursymbiose), was auch noch aus einigen Stellen hervorgeht, die sich — das Buch ist in den Jahren 1910—1917 geschrieben^ auf den Verlauf des Krieges beziehen, inzwischen aber vom Ausgang des Krieges widerlegt worden sind. Immerhin hat Spengler die Richtung und den kommenden Tod des Abendlandes glänzend erfühlt; und wenn er auch nicht zu den selbst-schöpferischen Denkern gerechnet werden sollte, vielleicht auch kein Prophet ist, so bleibt er doch ein großer Historiker, der einen Vergleich mit Ranke, Mommsen und Lamprecht nicht nur aushält, sondern sie eher noch an intuitiver Darstellungskraft überragt.

5 5 5

Das geradezu phänomenale Wissen, das Spengler beherrscht, zwingt einen, Ehrfurcht ab. Die vorstehenden Betrachtungen über sein Werk mußten natmgemäß dieser Fülle von Wissen und Gedanken gegenüber lückenhaft bleiben; unr so konnte auch schon im Hinblick auf den verfügbaren Raum — weder näbe', auf das vielleicht interessanteste Kapitel des Buches: „Vom Sinn der Zahlen", noch auf Spenglers Einstellung zum Christentum, Iudentum, zur Religion überhaupt eingegangen werden. Doch ist der Zweck des Aufsatzes erreicht, wenn durck ihn immer weitere Leserkreise, wie insbesondere Forscher an das Buch heran geholt werden, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. i?b die Welt will oder nicht, sie wird sich mit diesem Buch gründlichst auseinandersetzen müssen und zivar über den sonstigen Inhalt weg mit jenem bitteren Gedanken von der rettungslos relativen Bewertung aller Dinge im Bereich des Wissens und Erkennens, die insbesondere auf die junge Generation wie narkotisierend zu wirken schon begonnen hat, und die auf jeden Fall - se? sie nun im Prinzip richtig oder falsch — für unsere deutsche Gegenwart geradezu al.? Gefahr bezeichnet werden mnft.

Bertha Witt, Mona:
Soutane, Englanö unö wir.

Ein Teil der von Fontane wäbrend seines Londoner Aufenthaltes gesammelten englischen Erfahrungen ist während des Krieges in einem wenig umfangreichen Bande neu herausgegeben worden, um als eine Art Spiegelbild unserer gewesenen Vettern neue Aufklärung über das Wesen der englischen Nation unserm Volke zu bieten. Nichts interessanter, als den Charakter eines Volkes gleich einem aufgeschlagenen Buch vor sich zu haben, noch dazu von einem so feinsinnigen Psychologen wie Fontane analysiert, der die gewisse Voreingenommenheit, wie er sie für England mitbrachte und zeit seines Lebens nie ganz überwand, doch in der Erkenntnis deutscher Vorzüge gern zurücktreten läßt und hier wie dort mir dem ausgesprochenen Talent des Geschichtsforschers der historischen Entwicklung nachspürt, da letzten Endes wohl nichts so wie sie den Grund der Erkenntnis klarlegt. Wenn er auch den Engländer häufig genug dem Deutschen vorzuziehen scheint und nicht ansteht, ihn oft als eine Art Vorbild hinzustellen, so liegt darin doch nietn ein verschleiertes Renegatentum, so herzlich Fontane auch die Auswüchse des Militärstaates verachtet. Vielmehr war aufrichtige Liebe zu diesem ihm seit Jabrhunderten zur Heimat gewordenen Lande der Beweggrund, wenn er vor seinen Mängeln nicht, wie Vogel Strauß, den Kopf in den Sand steckt, sondern sie mutig beim Namen nennt, um das Volk in der Erkenntnis seiner üblen Eigenschaften zu bessern zu erziehen. Kann doch die Preisgabe schlechter Gewohnheiten nicht mit Minderwertigkeit des Charakters erklärt werden, wie die Unterordnung unter das Bessere auch dann noch eines idealen Zieles würdig machen wird, wenn sie selbst über den nationalen Nahmen hinausgehen mag.

Fontane schrieb jene später in einem „Aus England und Schottland" betitelten Bande zusammengefaßten Essays in den fünfziger Iahren als Beauftragter der Presseabteilung des Preußischen Ministeriums. Die preußische Politik hatte damals bekanntlich noch eine Annäherung an England im Auge. Manches ist seitdem anders geworden, nicht zum wenigsten in der Physiognomie des deutschen Volkes; aber wenn aus diesem Grunde vielleicht auch den Fontaneschen Parallelen hin und wieder etwas Veraltetes anhaftet, oder überbaupt das, was in ihnen gesagt ist, beute nicht mehr als ausreichend erscheint, das in der Überschrift angedeutete Verhältnis genau darzulegen, so bietet uns der Dichter doch anderseits eine umso wertvollere Ergänzung in Briefen uad Tagebuchblättern, an denen wir gerade beute nicht vorüber können, obne eine Anregung daraus zu erfahren.

Man bezeichnet wobl beute noch den gehaßten Engländer als den unleidlichsten Menschen von der Welt, gibt vor, ibn zu verachten, und schielt doch längst schon nach dem Augenblick, wo die Maske der Feindschaft auf seinem Antlitz sieh in Freundschaft wandelt. Es ist wahr, der Deutsche ist nicht nachtragend und sein nationales Gedächtnis ist in der Regel viel leichter zum Schweigen zu bringen, als sein Hang nach Selbstentäußerung, sobald er den Gegenstand seiner Bewunderung zu seinem Ideal und Vorbild erhebt. Seine von Tradition meist unbeschwerte Unbefangenheit und die Universalität seines geistigen Strebens ist zugleich eine Art Verhängnis, und macht sie auch noch nicht in jedem Fall den verengländerten Deutschen, über den Fontane mit dem gesunden Urteil des im tiefsten Herzen deutsch empfindenden Mannes unbedenklich den Stab bricht, so bietet sie doch eine Erklärung über die Möglichkeit seines Entstebens. Der Krieg bat gezeigt, daß der verengländerte Deutsche keineswegs eine überwundene Erscheinung ist; aber das ist wenigstens eine überwundene Erscheinung, daß das allgemeine Urteil jenen, der aus Prinzip alles, was englisch ist, für ausgezeichnet, alles, was deutsch, für nichtswürdig erklärt, noch weiterhin ernst nimmt. Nur die Erkenntnis des Unterschiedes in Gut und Böse macht den Propheten, und vaß es Fontane vermochte, hier mit ruhigem Blick die Scheide zu ziehen, wird uns seine Äußerungen, zu wessen Gunsten immer sie ausfallen, noch lange für gültige Münze nehmen lassen. Ia, noch mehr; denn das Bestreben, die völkische Annäherung zu fördern, entsprang dem gleichen Motiv, wie jene Aufrichtigkeit, vie den Mut hat, unparteiisch zu sein und die beiderseitigen guten Eigenschaften so unbedenklich darzulegen wie die schlechten.

Oft genug haben wir vernehmen können, daß wir Deutschen beileibe nicht die mit Vortrefflichkeit durchtränkte Nation seien, für die wir uns gerne ausgaben. Bisher gab uns die Macht das Recht, auf diese Anschauung zu pochen; heute mag uns die Selbsterkenntnis als eine Art Wollust erscheinen, mit der wir so manches als psychologische Verirrung eingestehen, was uns einst im strahlenden Glanze des Rechts erschien. Auch hier gewahren wir jenen Zug von der sich gern unterordnenden Anpassungsfäbigkeit des Deutschen. Anderseits aber gewinnt, was beim Engländer in Tun, Lassen, Denken sofort die Form des Selbstverständlichen annimmt, beim Deutschen nur zu oft den Ausdruck des Rechthaberischen, und selten kann er die Wahrheit in irgend welchen Dingen hinnehmen, ohne sich bis zum äußersten in Widerspruch hineinzusteigern. Ieder Versuch, ihn zu überzeugen, scheitert an dem Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit, und auch die wohlmeinendste Kritik, sofern sie ihm seiner Meinung nach nicht gerecht wird, tut er gern mit der Überzeugung von dem Mangel an Verständnis bei jedem andern ab. Erfahrungen, wie nachstehend erzählt, sind durchaus keine Ausnahme; jeder von uns, der Beobachtungen über den Umgang zwischen Engländern und Deutschen machen konnte, wird sich ähnlicher bezeichnender Fälle erinnern; ich selber habe die Aussprache des Wortes „Suffraget" seitens einer mir bekannten Miß durch meine eigne Verwandte angreifen hören, weil aus dem Munde ibres Sohnes, damals noch Ienenser Student, dieses Wort anders klang als aus dem der Engländerin. Der Deutsche, wo er sich einbildet, in einem Zweig der Wissenschaft festen Fuß gefaßt zu haben, würde sich eben etwas vergeben, seine Überzeugung zu berichtigen. Auch Fontane hörte einen Engländer und Deutschen über die Aussprache eines englischen Wortes streiten. Ein dritter trat hinzu und meinte: „Wenn ich Sie so streiten sehe, bestätigt sich mir der oft gehörte Satz, daß die Deutschen das eingebildetste Volk der Welt sind." (l'Ke (Zermans are tlie most e»neeit«l people ot tke vveirlö.) Fontane meint dazu: „Ich halte diesen Satz für richtig, was die Deutschen nie glauben. Sie halten sich ganz aufrichtig für kolossal bescheiden. Dies ist aber grundfalsch. Die Bescheidenen, ja lächerlicherweise die einzig Bescheidenen sind die Engländer. Sie haben freilich einen ungeheuren nationalen Dünkel; aber in dem, was sie persönlich leisten, ordnen sie sich gerne unter. Bei den Deutschen ist es umgekehrt."

Aber auch bei den Engländern findet Fontane einen Zug, der als eine Art Gegenstück zu dem oben bezeichneten angesehen werden könnte. „Die Engländer sind von der absoluten Vortrefflichkeit ihrer Sitten, ihres Tuns durchdrungen und jede Abweichung davon, selbst die berechtigtste, erscheint ihnen als ungentlemanlike. Diese Borniertheit auf die Dauer zu ertragen, ist unmöglich, und es bleibt einem nichts anderes übrig, als ihr zu entfliehen." Und doch ist auch das nur ein Beweis für das oben Gesagte. Bei dem Engländer wandelt sich alles in Selbstverständlichkeit; was er tut, muß so sein und ist auf jeden Fall recht; und diese Überlegenheit des Briten, die Selbstverständlichkeit seines Tuns imponiert uns wiederum, sodaß ihm gegenüber nur allzu oft der deutsche Nachahmungstrieb und der Eigensinn in Zwiespalt geraten. Mögen wir den Engländer immerhin belächeln, so bewundern rrir ihn doch wiederum noch mehr, und mit Vorliebe ds, wo eine Bewunderung oft am wenigsten angebracht ist, denn nicht die wirklich guten Eigenschaften des Engländers sind es in der Regel, die uns zur Nachahmung verleiten, sondern gerade jene, von denen wir einen inneren Nutzen nicht haben. Zeigt nicht die ganze ins Amerikanische zugeschnittene Entwicklung des Geschäftsund Gesellschaftslebens in den deutschen Großstädten ein derartiges Bild, das Starwesen, der Tanz ums goldene Kalb, die Mode-Überspanntheiten der fashionablen Welt ganz deutlich den internationalen Kurs, den wir seit langem steuern. Wahrlich, wir haben es weit gebracht, daß wir unsere wahren nationalen und geistigen Vorzüge leichten Herzens zu verleugnen und zu vergessen bereit sind, umso mehr, als doch noch beute zutrifft, was schon Fontane feststellte: „daß wir in Sachen des Geschmacks um einen Siebenmeilenstiefel-Schritt den englischen Zuständen voraus sind."

Gewiß, Fontane hatte recht, wenn er sich über die gesellschaftlichen Zustände des alten Berlin mokierte, wenn er manchen Zug im schwerfälligen deutschen Wesen übel genug verzeichnet und bisweilen uns den Rang eines höheren Kulturvolks abstreitet. Köstlich und beschämend zugleich wirkt seine Schilderung einer Berliner Gesellschaft von anno dazumal. „Ganz das alte Berlin, das man in seiner ältesten Form doch als eine furchtbare Mischung von Häßlichkeit und Unschönheit bezeichnen muß. Sämtliche Schönheiten dieser zwanzig Damen, soweit ich sie sehen konnte, wogen noch nicht eine viertel Engländerin auf. Wenn sie lachten, machten sie Windungen wie Laokoon unter den Schlangen. Solche Gesellschaften gibt es nur in Deutschland, und in Deutschland auch nur wieder in Berlin." Viel bat sich seitdem geändert, denn der gebildete Deutsche hat in Fragen der Ästhetik Schule gemacht. Aber es sind immer nur gewisse Kreise, die hier gelernt haben und lernen wollen, und auch beute braucht man nur an deutschen Gasthaustafeln zu weilen, um wie einst Fontane die ganze Wonne zu empfinden, „einem höheren Kulturvolk — nach einigen dem „einzigen" — anzugehören. Schweine sind es und Rüpel, nur dies steht fest." Traurig, aber wahr, denn dies barte Urteil der Selbsterkenntnis wird nicht abgeschwächt dadurch, daß wir es mit andern Völkern teilen dürfen; wir müssen uns mit dem Gedanken einer besseren Ästhetik kommender Generationen trösten, da die heutige oft in nichts einen empfindlicheren Eigensinn zur Schau trägt, als im Festhalten ibrer einmal angenommenen schlechten Eigenschaften.

Fontane sucht an einem Beispiel zu exemplifizieren, woher dieser auffallende Unterschied kommt. Er schildert uns eine junge Dame, „die als Missionarin nach Ostindien gebt, bildschön, wahrhaftig wie ein Engel, und die uuaffektierte Vornehmheit einer Fürstin. Ich weiß nicht, wo sie's bernehmen. Wenn ich an die Gräfin denke! .himmlischer Vater — der reine Nähspuz dagegen. Es hilft alles nichts, nicht die einzelnen Menschen und nicht ihr Geist, aber die ganze Rasse ist uns leiblich überlegen. Es ist ein feinerer Schlag Menschen." Mögen wir hier auch Fontane jenen Engländerkultus vorwerfen, den wir feit Iahrzehnten bemübt sind, der deutschen Natur auszutreiben, so bestätigt er schließlich doch nur eine alte Wahrbeit, wenn er England „die hohe Schule des Anstand» und der guten Sitten nennt." In dieser Beziehung zu lernen, ist nie von Übel, vorausgesetzt, daß das deutsche Gemüt unangetastet bleibt, da sonst Europens übertünchte Höflichkeit denn doel> zu teuer bezahlt wäre. Denn diese deutschen Vorzüge anzuerkennen, ist Fontane wiederum nur zu gern bereit, und schon seinem Urteil über jene Berliner Gesellschaft setzt er hinzu: „— das ganze hat doch auch seine großen Meriten: geistige Regsamkeit, gute Laune, Abwesenheit aller Tuerei, Schlagfertigkeit, Woblanständigkeit. Die Mängel liegen immer nur nach der Seite des Schönen bin." An anderer Stelle sagt er: „Man muß es ibnen (den Engländern) lassen, daß sie uns in aristokratischen Formen weit voraus sind, aber in jener schönen Toleranz, die den wahren Adel charakterisiert, sind sie in ebensoviel hinter uns zurück. Wir können von ihnen lernen, aber ich denke, sie noch mehr von uns." Fontane spürt dann der Ursache nach, warum die Deutschen trotz ihrer Vorzüge an Schwerfälligkeiten und Mängeln kleben bleiben, die so merkwürdig kennzeichnend für unser Volk geworden sind. „Die Deutschen sind wirklich besser, aber fangen es dumm an und machen sich dadurch lächerlich. Ein Engländer sagt: „Für ZlX) ^ tue ich das," und tut's hinterher. Der Deutsche sagt: „Meine Überzeugung? Nichi für die Welt." Hinterher läßt er sich handeln und tut's für 10 Reichstaler. Der Engländer erklärt rund heraus:

„Ich bin ein Geldmensch;" wir aber sprechen mit Verachtung vom Gelde und reißen uns nachher um äine Summe, die ein passabler Engländer als Trinkgeld gibt. Wir haben alle den Bettelstolz, solange wir gar nichts haben; sowie wir aber mit dem verführerischen Golde in Berührung kommen, so verlieren wir die Kontenanee, werden ungeschickt und uns selber untreu. Die Schuld liegt nicht in uns (denn in den Deutschen steckt ein aufrichtiger idealer ?ug), sondern in unserer Armut."

Nichtsdestoweniger verurteilt Fontane mit großer Schärfe jene Schwächen, die diesen Eigenschaften des Engländers zugrunde liegen. Schon Beethoven sab in dem Briten den Vertreter des Reichtums, der eine Summe Geldes, die dem armen Deutschen sehr viel dünke, für nichts achte. Sei aber Besitz und Reichtum immer auch ein Vorzug, so dürfe er doch nicht zum ausschließlichen Beherrscher oer Menschheit gemacht werden, und das adelt eben den Deutschen, daß er bei aller seiner Titelfucht doch den Wert ideeller Güter höher zu schätzen weiß und den Menschen nicht danach beurteilt, „wieviel er hat," sondern was er ist und leistet. „Spekulationen, Rennen und die Iagd nach Geld, Hochmut, wenn es erjagt ist, und Verebrung vor dem, der es erjagt hat, der ganze Kultus des goldenen Kalbes ist die große Krankheit des englischen Volkes." Gewiß, auch bei uns herrscht dieser Kultus längst in irgend einer Form und zerfrißt das Mark des Volkes mehr unc mehr; aber ihm hält der Idealismus jenes Teiles des Deutschtums immer noch die Wage, dem das Festhalten an einer gewissen preußisch-spartanischen Einfachheit als deutsche Tugend im Blute liegt und dem das Reichwerden um jeden Preis nicht mit den überkommenen Lebensanschauungen vereinbar erscheint. Rur ein Wermutstropfen fällt wieder in die Schale, deren wir uns hier freuen' die deutsche Kleinlichkeit, ein Zug, der jenem genannten Wesen entspringt. Kleinlichkeit bis zum Erzeß, hundertmaliges Überlegen, ob wir einen Vorsatz auch ausführen sollen, das hat nichts gemein mit jener stolzen Politik Napoleons: „Ich ivill oder ich will nicht!" Hier mussen wir wiederum den Engländer bewundern. „Gewiß — meint Fontane — die Engländer sind Egoisten, ja sind es unter Umständen und zwar namentlich da, wo sie unter der Frömmigkeitsflagge segeln, bis zum Entsetzlichen; aber sie haben doch auch jenen forschen Egoismus, der zu geben und zu opfern versteht. Und nun gar erst pfennigfuchsende Kleinlichkeiten, — die sind als unwürdig ausgeschlossen."

Dem englischen Zopf, welchen Fontane einer Betrachtung unterzieht, haben wir zum Glück nichts entgegenzusetzen. Die Briten sind nicht nur das konservativste Volk, sie kultivieren auch jene Fülle von Stupidität und Ignoranz, die sie allen Kulturvölkern vorausbesitzen, jener bebarrlichen Politik zufolge, daß, da sie nicht zum Krug kommen wollen, der Krug zu ihnen kommen müsse. Der Krug kommt auch und der Engländer erreicht es, daß man sich im Umgang mit ihm seinen Sitten unterwirft, seine Sprache spricht, und was dergleichen mehr ist. Schon Kaunitz äußerte einmal, „zu dem Unglaublichsten von der Welt gehört die Unsumme von Dingen, die ein Engländer nicht weiß." Das ist in gewissem Sinne Absicht, und ivenn der Engländer dabei auch nicht gerade wirtschaftlichen Schaden davonträgt — denn das würde ihn bekehren —, so wird man doch außerhalb Englande diese sp1en<M Isolation nicht immer als Vorteil betrachten können. Fontane sagt dem Engländer nach, er sei praktisch, aber ohne Menschenkenntnis. Daher begreife er denn auch nicht, „daß unter einem zerrissenen Rock das Herz eines Gentlemans schlagen kann, oder das Absehen von Äußerlichkeiten ist ibm so völlig unmöglich geworden, daß er lieber mit einem Laster in Frack und Handschuh, als mit einer bemdsärmeligen Tugend verkehrt. Im Gegensatz zum preußischen Landrecht, das jeden Menschen a priori für unbescholten bält, gilt hier jeder Fremde für bescholten, so lange er nicht das Gegenteil bewiesen hat." Dann jedoch bietet England den Vorzug seiner berübmten Gastfreundschaft, die der Deutsche wohl als Nation, nicht aber als einzelner Vertreter der Nation zu üben weiß. Fontane schildert ein kleines Erlebnis, wie er von einem ihm völlig fremden Engländer, cer Gefallen an ihm fand, mit in dessen Familie genommen wird, um hier Abend und Nacht zu verbringen. „Keine Spur von Verlegenbeit war wahrzunehmen, nichts von Wirtschaftsschreck. In unserm guten Berlin ist es innerbalb der gesellschaftlichen Mittelsphäre, wenn solcher Überfall stattfindet, nur ganz wenigen gegeben, Kontenanee zu bewahren. Wir sind einfach in Bezug auf alles, was Repräsentation heißt, nur schlechter erzogen und haben nicht Lust, uns um irgend eines beliebigen Fremden willen zu genieren. Das geschieht erst allenfalls, wenn es einen Vorteil mit sich bringt. Wir lassen nach der Seite hin viel zu wünschen übrig."

Und noch eins rugt er an uns, den Mangel an Ritterlichkeit. Er schildert, wie ein Amerikaner auf einer Reise einigen Damen Wasser verschaffte, ehe er es seinen eignen Leuten brachte. „Diese Form von Politesse, Menschlichkeit, ja selbst Ritterlichkeit imponierte mir riesig. Ein gewöhnlicher Deutscher hätte Das nie getan. Er denkt an sich und ist in seiner kleinen engen Seele zu jeder Gentilität unfähig. Es ist leider so. Dieses Fehlen jeder Spur von Kavalierfchaft in unserm Volksgemüt ist das, was uns so unbeliebt macht, der große Knote der Weltgeschichte." Wer jemals in England gereist ist, weiß aus einzelnen kleinen Beobachtungen, daß Fontane recht bat und die berühmte Elefantenhaut des Engländers nur bedingungsweise vorhanden ist; aber hier mag es der feineren Empfindung einer Dame vorbehalten sein, in gewissen Höflichkeitsdingen ein Urteil zu fällen. Das zu-wenig in dieser Beziehung beim Deutschen wird übrigens nicht auf das Konto schlechter Erziehung, sondern des Prinzips „Gleiches Recht für alle" zu setzen sein, was wiederum, wenn man will, ja auch seine Berechtigung bat, und endlich entscheiden nicht immer äußere Formen über den Wert eines Volkes. Und wenn Fontane meint: „Die Deutschen mit ihrer ewigen Ordnung kann ich nicht als das Ideal der Schöpfung anseben," so dürfen wir uns doch noch mebr und besserer Vorzüge erfreuen wie dieser. Künstlerische und geistige Produktivität, die dem Engländer um so mebr imponiert, als er sie durch all seine „Berechnung. Kühnheit, Reichtum, Ausdauer nicht erreichen kann, da seinem Wesen das Hauptmoment: Geschmack und Schönheit, abgebt," steben als ideelle Werte doch schließlich am höchsten, und wenn wir auch längst auf dem Wege sind, ein wirtschaftlich denkendes Volk zu werden, so dürften doch jene Vorzüge im Wesen des Deutschen zu fest verankert sein, als daß sie je ganz zu verlieren wären.

Deni deutschen Gesellschaftsleben, den deutschen Frauen gegenüber tonnte der Dichter später seine Meinung noch berichtigen, — eine Bestätigung, daß hier im Laufe der Iabrzehnte wirklich sebr vieles doch besser geworden war. Er nennt die Engländerinnen, „und wenn sie noch so schön, reine Kunstprodukte, zureehtgemacht," und er bekennt, „in England ist schon viel zu viel Schein, gesellschaftlieher Lug und Trug;" dennoeh sollte uns das, wie es ja für alles eine Nutzanwendung gibt, immerhin zu denken geben. Endlich noch erinnern wir uns einer Empfindung, die dem Dichter in einer Londoner Matrosenkneipe kam, als der Vortrag jener nationalen Ballade „5!or. a elrurn was Kearel" ungeheure Begeisterung auslöste. „Das ist das Mark dieses Volkes: national bis auf die Matrosendirne hinunter. Solche Kraft kann gedemutigt werden, aber nicht gebrochen. Ieder Niederlage muß die Erhebung folgen." Das erinnerte mich lebhaft an ein erst kurze Zeit zurückliegendes Erlebnis: Die Fahnen der aufgelösten schleswig-holsteinischen Regimenter wurden durch Hamburg geleitet, um nach Berlin überführt zu werden. Musik voran, Stahlhelmtruppen in langem Zug hinterher. Hoch flatterten die zerschossenen, rauchgeschwärzten Fahnen. Eine merkwürdige Bewegung ging durch das Getriebe der Großstadt. Auf dem Iungfernstieg konnte sich der bedenklich

angewachsene Zug entwickeln. Die Stimmung war unbeschreiblich. Aber an diesem Tag sah man, was trotz aller Selbstentäußerung noch an deutschem Gefühl in diesen Massen steckte und halb in Zerknirschung, halb in Begeisterung aufloderte. „Militärfromm" wäre zu wenig gesagt. Es war auch hier jene Kraft, die wohl 'ledemütigt, aber nicht gebrochen werden kann.

^evin Schücking, Breslau: der öeutsche Genesisöichter.

Der ehrwürdige Beda erzählt von der Geburt der angelsächsischen Epik, die in einem Stall vor sich ging, wie die des Heilands. Ein Rinderhirt hatte sich vom Gelage fortgestohlen, als die im Kreise umgehende Harfe an ihn kam, weil er sich schämte, nicht singen zu können, aber ein Engel erschien ihm nun, als er bei seinen Tieren schlief und loste dem im Traum nech w'derstrebenden die schwere Zunge durch die immer wiederholte Aufforderung, ihm ein Lied von der Schöpfung zu singen. Im Einlachen fielen ihm die Verse wieder ein, bald kannte sie dos benachbarte Kloster und dessen Äbtissin Hild nalm den er weckten Sänger darin auf. Man übelsetzte ihm die Bibel vor und er, „wiederkäuend wie ein Rind", wie sich Beda in auffallend naturalistischem Bild (vielleicht im Hinblick auf seine frühere Gesellschaft) ausdlückt, brachte die heiligen Erzählungen in die schönste Form der einheimischen Dichtelsprache. Seine Lehrer schrieben seine Verse nieder, das Kloster war stolz auf ihn, es bildete sich eine Schule seiner Alt heraus und so entstand in Noidhumbrien die chiistliche Cpik. Diese elwes Zweifelhaften Vorgänge fallen in das Ende des 7. Iahihrmderts. Es ist nun fiaglich, ob von den Werken des Dichters Cädmon — so hieß der Hirt — eiwas auf uns gekommen ist. Vielleicht ist man ein wenig gar zu ungläubig dem Überkommenen gegenüber gewesen. Denn ähnlich, wie man in deutschen Klöstern im 9. Iahrhundert die dichterischen Albeiten Olfrieds zum Schulunterricht verwertete, wird man sich auch wohl der duich die große Autorität Bedas besonders legitimierten Gedichte des Cädmon bedient haben; und da man im Mittelalter sehr weit davon entfernt war, dichterische Fassungen wie heute als unantcstbar anzusehen, so mag in den folgenden Iahrhunderten der Cätmonsche Text auf solchem Wege sich etwas verändert haben. Aber schließlich ist nicht recht einzusehen, warum im wesentlichen das uns erhaltene angelsachsische Epos von der Genesis nicht von Cädmon sein sollte, da doch wohl schwerlich jemand die Neigung gehabt haben kann, eine „Ilias post Homerum", eine Genesis nach dem Cädmon zu verfassen. Ein Teil dieses uns überlieferten Tertes freilich gab zu besonderen Bedenken Anlaß. Der berühmte Leipziger Germanist Eduard Sievers fand, er passe weder inhaltlich noch formell in das Ganze, und da er im Wortschatz mit dem deutschen Heliand auffallend übereinstimme und einzelne Formen aufweise, die gar nicht angelsächsisch, sondern deutsch (d. b. altsächsisch) seien, so wagte der Gelehrte die kühne Vermutung, dieser Teil sei ursprünglich festländisch, d. b. altsächsisch, stamme vom Helianddichter und sei ins Angelsächsische nur übersetzt. Wissenschaftliche Vermutungen solcher Art werden fast alle Iabre mehrere aufgestellt das Überraschende an diesem Gedanken war zunächst nur, daß das natürliche Verhältnis der Literaturen dadurch auf den Kopf gestellt zu werden schien. Denn die überaus reiche angelsächsische Literatur galt bis dahin als die grundsätzlich gebende, die niederdeutsche als die beeinflußte, als die lernende und nachahmende. So fehlte es denn nicht an Widerspruch gegen die Sieverssche These. Aber ein Zufall, so glücklich und außergewöhnlich, wie er sehr selten eine wissenschaftliche Streitfrage endgültig erledigt, sollte Sievers glänzend Recht geben und auch den ungläubigsten klar machen, daß seine Argumente auf weit festerem Grunde ruhten, als es bei minder scharfsinnigen Forschern der Fall. Im Iahre IM entdeckte nämlich .Zangemeister in der vatikanischen Bibliothek die Fraainente einer altsächsischen Bibeldichtung und siehe da, ein Bruchstück stimmte mit einer Stelle der angelsächsischen Genesis so wortlich überein, daß an der Richtigkeit des Sieversschen Gedankens nicht mehr zu zweifeln war. Allerdings mit der Einschränkung, daß als Verfasser, wie durch die gelehrte Arbeit einer Reihe von Germanisten sich immer klarer herausgestellt bat, der Helianddichter nicht in Frage kommen kann, sondern ein Schüler von diesem, aber freilieh ein Schüler in dem Sinne, wie Dürer ein Schüler von Michael Wobl gemut heißt. Denn was uns hier an der Schwelle der deutschen Literatur entgegentritt, das ist im Gegensatz zur vorberrschenden Meinimg ganz große Kunst.

Drei Bruchstücke enthalten die vatikanischen Pergamente, das eine ein Elück aus dem Untergang Sodoms, das andere aus der Geschichte von Kam und Abel, das dritte aus dem Sündenfall. Ibr verdienstvoller Herausgeber, der Heidelberger Germanist Braune, hat schon ihre dichterischen Vorzüge mit feinem Verständnis berausgehoben, worunter nicht der geringste der ist, daß der Dichter mit Takt und sicherem Geschmack das Widerwärtige in seiner' Vorlage ausläßt, daß er geschickt vereinfacht, besser motiviert, Gedanken umstellt usw. Das allein macht noch keinen Dichter. Aber wie schöne Veranschaulichungen gibt es hier schon! Man glaubt ein Dürersches Bild vor sich zu sehen, wenn man liest, wie die Eva ihren traurigen Gedanken nachhängt, während sie die blutigen Kleider ihres toten Sohnes Abel wäscht. Wie dramatisch weiß er im Zwiegespräch Gottes mit dem Mörder die Wirkung zu steigern, indem er die Donnerworte der Strafankündigung Gottes sich, im Gegensatz zur Bibel, bis zum Schluß aufspart. Allein diese und andere kleine Zuge wirken unbedeutend im Vergleich mit dem starken Eindruck, den man von dem Dichter in dem Stück, das nur noch in der angelsächsischen Übersetzung vorhanden ist, bekommt.— Satan ist in die Hölle gestürzt, aber nicht gebrochen. Trotzdem er mit eisernen Ringen angeschmiedet im Hollenfeuer sitzt, hat ihn sein Stolz nicht verlassen. Einst war ihm der Gedanke unerträglich, Gott dienen und schmeicheln zn sollen, als er noch der Fürst der Engel war; und er bescbloß als aufrübrerischer trotziger Vasall, den Herrn vom Thron zu stoßen und sich selbst zum Gott zu machen. Nun, da dies Wagnis mißlungen, nagen an seiner Seele Rachedurst und Erbitterung. Er beschließt, Gott in seinem neuen Geschöpf, dem Adam, zu treffen, den er schon deshalb verachtet, weil er von Erde gemacht ist. So ungeschmälert ist sein Selbstgefühl geblieben, daß er dem Teufel, den er ins Paradies entsendet, als höchste Belobnung in Aussicht stellt, er dürfe in Zukunft den Platz neben ihm selber einnehmen, gerade als ob er nicht da säße, wo es am heißesten ist. Seine Getreuen denken wie er. Sie lassen den Mabnruf ihres gefesselten Herrn an ibre Dankbarkeit: „Ietzt zeigt es„ daß Ihr Euch der Wohltaten erinnert, die ich Eueh erwies, als wir noch selig auf unseren Stühlen saßen", nicht ungehört verhallen. Auch sie bringen ihrem Trotz Opfer. Als der Teufel, der dem Ruf des Meisters gefolgt ist, in Schlangengestalt die Verführung und den Fall des Menschen bewerkstelligt hat, da jauchzt er hell auf vor Freude, daß Gott, der so grausam mit seinem Widersacher verfuhr, nun doch seinen Willen durchkreuzt sieht; und stolz, dies Ziel erreicht zu haben, kehrt er wieder in die Flammenglut zurück.

In solchen Gedankengängen tritt nicht« weniger als ein mönchisches Christentum zu Tage, es leuchtet vielmehr ein unverbildetes, natürlich-menschliches Fühlen aus ibnen hervor, das auch vor den Darstellungen der heiligen Geschichte nicht zurückweicht, sondern sie kühn durchdringt. Ia, indem er die Erbitterung des Zatans schildert, der dafür so kläglich büßen muß, daß er nicht dienen konnte, bäumt sich dies natürliche Gefühl unbewußt gegen die dogmatische Härte Gottes auf, wie das Gefühl Shakespeares in der Rede des getretenen Shylvck gegen die Unmenschlichkeit der Iudenverfolger. Der eine braucht deshalb so wenig ein Ketzer wie der andere ein Philosemit zu sein, aber auffällig ist freilich, daß dieser Landsmann Luthers sich doch seine eigenen Gedanken gemacht z.i haben scheint über das, was die „Heilslebre" der Kirche ibm vortrug. Denn, nachdem er die Geschichte von der Versuchung Adams erzählt hat, bemerkt er kopfschüttelnd, es sei sehr wunderbar (mieel wundor), warum eigentlich Gott es habe rulden wollen, daß die Menschheit durch derartige Lügen auf ewig ins Elend gestürzt wurde. Man sieht, wie der alte, urdeutsche Drang nach Wahrbeit in diesen Zweifeln zum Ausdruck drängt. Indes dieser kritische Kopf verfügt auch über ganz ungewöhnliche poetische Mittel. Zeigt sich in der Zeichnung des Satans seine Fähigkeit zur Charakterschilderung, so in der Darstellung des Cündenfalle seine dramatische und seine eigentlich dichterische Begabung. Den nicht viel mein als 9 Versen der Genesis entspricht eine erschütternde dramatische Katastrophe von mehr als 600 Versen. — Der Teufel hat sich in die Schlange verwandelt, nähert sich dem Adam, stellt sich ihm als Bote Gottes vor und fordert ihn in seinem Auftrag auf, den Apfel vom dunklen Baum zu essen. Aber Adam ist mißtrauisch. Dieser angebliche Bote Gottes sieht nicht aus wie die Engelsboten, die er kennt. Da hält der Teufel sich an die Eva, der, wie es heißt, Gott eine„ „weicheren Sinn" verliehen, und spielt den durch Adams grundlose Verdächtigung Gekränkten. Mit geschickter Ausnutzung der eben erlittenen Abfuhr stellt er der Eva vor, sie könne verhüten, daß er durch die Erzählung des Geschehenen Gottee Zorn auf ihren Mann lenke, und mit einem verdeckten Hohn, der an die Intriganten Shakespeares erinnert, beteuert er ihr zur Widerlegung von Adame Zweifel, daß er in der Tat den Himmel gründlich kenne und den Dienst Gottes auch. Sie glaubt ihm, traut seinen Verheißungen und ißt. Siehe, da geht ihr ein wundervoller Glanz auf, Himmel und Erde nehmen leuchtendere Farben an, ihr Auge durchdringt das Weltall, sie wähnt, Gott, selbst in seiner Herrlichkeit, umgeben von beschwingten Engelscharen zu sehen und alle Süßigkeit des himmlischen Gesangs zu hören. Da geht sie mit dem Apfel zu Adam. Die wunderschöne Frau hält ihn an ihre Brust gep'eßt (wieder glaubt man das Bild eines alten Meisters zu sehen) und bittet Adam, davon zu nehmen. Aber auch die zauberhafte Wirkung auf Eva vermag Adam noch nicht zu überzeugen. Einen ganzen Tag der Überredung noch kostet es, dann — wie der Dichter mit prachtvollem Schwung es ausdrückt — „empfing er vom Weibe Hölle und Tod, obgleich es nicht so geheißen war, sondern den Namen Apfel trug". Aber als es' geschehen, da geht es dem Adam umgekehrt wie vorher der Eva, er sieht mm auf einmal die Schrecken der Hölle und hört ihr furchtbares Geschrei. Da überkommt ihn jäh die Verzweiflung. Der Vorbang der Zukunft ist zerrissen. 6r spricht:

Nun quält uns Hunger und Durst,
Da wir doch sorglos gingen die ganze Zeit.
Wie sollen wir leben und hier im Lande sein,
Wenn der Wind nun weht von Ost oder West,
Süd oder Nord, und wenn der Nebel steigt,
Schauer Schnees herab der Himmel schickt,
Und der Frost kommt — der ist furchtbar kalt —
Oder wenn die glühende Sonne scheint
Und wir steben hier nackend und ohne Schutz!

Sein Zorn kehrt sich gegen die Eva und er wünscht, er habe sie nie geseben. An dieser Stelle verwandelt später Miltons Eva ein großes Schicksal in eine kleinliav Zänkerei. Nicht so der niederdeutsche Dichter. Seine Eva, unendlich edler ui r innerlich größer als die englische, gibt nur die wundervolle und dramatische Antwort: „Du magst mich wohl schelten, Adam, mein Freund, aber du kannst nicht verzweifelter sein als ich." Iedoch Adams Erschütterung ist noch nicht zu Ende. Daß er Gottes Liebe verscherzt hat, bringt ihn völlig außer sich. Er wünscht, mit irgend etwas Ungeheurem im Dienste Gottes ihn wieder zu versöhnen, müßte rr auch auf den Grund des Meeres gehen. — Bald darauf bricht das Fragment ab.

Das ist, wie man sieht, eine ganz reife und großzügige Kunst. Den richtigen Standpunkt zu ihr gewinnt man nicht aus der an Überliefertem dürftigen altsächsischen und althochdeutschen, sondern nur aus der nahe verwandten angelsächsischen Kunst heraus. Zwar wäre es unbillig, den Genesisdichter mit dem ker angelsächsischen Genesis zu vergleichen, denn vielleicht 200 Iahre trennen die beiden. Cädmon stellt z. B. die Opferung Isaaks getreu nach der Bibel gefühlsmäßig so dar, als ob im Grunde die Abschlachtung einziger Söhne die natürlichste Sache von der Welt sei. Das begründet sich durch den archaistischen Charakter des Gedichts. Aber es gibt zahlreiche andere angelsächsische Epen, die dem niederdeutschen zeitlich näher stehen. Sogar ein Epos vom Satan ist darunter. Aber welch ein dogmatisch korrekter Satan ist das! Einer, der winselt und jammert, '.'vn den enttäuschten Seinen beschimpft wird und bei dem man aus keiner Miene mehr begreifen kann, daß er einmal ein großer Fürst der Engel war. Hier nun ieigt sich schon der grundlegende Unterschied zwischen der angelsächsischen Kunst nnd der des Niederdeutschen, eine Verschiedenheit, in der doch wohl ein tiefer '.'ölkerpsychologischer Gegensatz beruht, den die Folgezeit immer stärker entwickelt hat. So unendlich reich nämlich die angelsächsische Poesie ist, so tiefe seelische Gründe sie erschließt, so rechtgläubig ist sie auch. Ihr fehlt nicht die Tiefe des Gefühls, aber wohl die Kühnheit des Gedankens. Kaum ein Stück in ihr, das sich so weit von der Quelle zu lösen wagte — denn die Quellenbenutzung, wie Siebs zeigt, ist anscheinend unbedeutend — und die Vorlage ohne Rücksicht auf ihre Heiligkeit kritisch durchdächte, so daß man fast ein leises Murren gegen die zugrunde liegende Dogmatik als Unterton zu hören glaubt. — 'lber ein Kunstwerk bedeutete wenig, wollte es von gedanklichen Vorzügen leben. Wie stellt sich die Sache dar, wenn wir den Reichtum der angelsächsischen Literatur an eigentlich künstlerischen Werten, d. h. an epischer Erzählungstechnik, an Schilderungskunst, an Charakterisierung, an Stimmungsmalerei,

Dialogführung usw. usw. in Hinsicht auf die Genesis betrachten. Nun, so viel ist sicher, an großzügiger Charakterisierungskunst und leidenschaftlicher Tiefe des Gefühls nimmt es der Niederdeutsche mit allen u f. Das Rebellenlager der Hölle und die Dramatik des Sündenfalls Kaden in keiner Hinsicht in der ausgedebnten, reichen angelsächsischen Literatur bis zum Iahre 1066 ihres gleichen.

Hat man nicht zu seiner Zeit dasselbe empfunden? Wäre es nicht so, wie bätte wohl der Gedanke auftauchen können, in das ehrwürdige eigene Genesisgedicht die Übersetzung eines fremdländischen Epos einzuschieben! Um das berbeizuführen, muß sein Rubm groß gewesen sein. — Leider ist er es nicht mebr bei seinen Landsleuten. Wer kennt in Deutschland den Genesisdichter, einen Mann, der, da es nicht auf Umfang, sondern Güte ankommt, durchaus in einem Altern mit Wolfram von Eschenbach zu nennen und so sicher der größte deutsche Dichter der frühromanischen Zeit ist, wie Wolfram und Walther die des Übergangs zur gotischen sind. Über diesen ersten großen Meister deutscher Zunge, der die Kennzeichen gerade großer deutscher Kunst an sich trägt, nämlich die gedankliche Kühnbeit mit der tiefen Innigkeit des Gefübls verbindet, sollte man in allen deutschen Schulen vortragen. Aber wie wäre das freilich möglich, da er bei einer Reihe der ersten deutschen Germanisten, gegen die sich bisher namentlieb Braune tatkräftig zur Wehr gesetzt bat, völlig in üngnade befindlich ist. Und warum? Weil er dem — bekanntlich recht zähflüssigen ^ Helianddichter nachstehe an Regelmäßigkeit des Metrums (!) und weil er manche vom Helianddichter übernommenen Ausdrücke sprachwidrig (?) verwende. — Gab es nicht vor Zeiten einmal einen Kunstkenner namens Beckmesser?

Paul Knötel:
Opfer.

?Zus öer Seschichte einer Samille.

(Fortsetzung.)

„Aber man deckt ja den Brunnen meist erst dann zu, wenn das Kind hinein gefallen ist. So war's auch hier. Ich habe mich damals in meinem leichten Sinne nicht so sehr um das alles gekümmert; ich hob's mit angehört, hab' mein Wort dazu gegeben und bab' dann bald wieder an andres gedacht. Aber später ist es mir nahe gegangen, wie gleichgültig doch die meisten Menschen gegen fremdes Leid sind und wie einer sterben und verderben kann, ohne daß sich der andere um ihn bekümmert. So hat der einsame Mann allein auf dem Hofe geschaltet; die letzte Magd ist ihm weggelaufen, und es ist alles verloddert. Bis dann das Unglück fertig war! Das war an einem Sonntage' wart einmal, ich muß mich besinnen. Ia richtig, es war zwei Tage vor Tines Geburtstage . es muß also am 30. Iuni gewesen sein. Die Kirche war eben aus, und wir standen noch alle auf dem Kirchhofe und draußen auf der Straße und unterbielten uns—da kommt der Matzke-Franz, der in der Stadt Schlosserlehrling war und jeden Sonntag seine Eltern besuchte ^ der kommt da ganz atemlos gelaufen und schreit: „Der Niederhofbauer ist verrückt geworden, der Niederhofbauer predigt!" Viele baben gelacht, und auch ich habe lachen wollen, wie ich aber die Frauen gesehen habe, die anfingen zu weinen, und wie ieb meinem Vater ins Gesicht gesehen habe, da konnt' ich nicht lachen, und mir ist herzensangst zu Mut geworden! Dann ist aber alles gelaufen, was es konnte, um den Bauer predigen zu boren, und ich bin auch mit gelaufen. Wie wir in den Hohlweg gekommen sind — viele sind auch oben herum gelaufen — da steht der Niederbofbauer am Nande, ein Bild zum Gotterbarmen, die Haare ganz verfilzt und in Strähnen vom Kopf abstehend, die Kleider zerrissen, und gestikuliert mit den Armen und ruft zu uns herunter: „Tut Buße, der jüngste T,'g ist nahe, und der Herr Iesus wird kommen in all seiner Herrlichkeit u. s. f. u. s. f." Es gab ja im Dorfe ein paar Familien, die bielten sich von der Kirche fern und kamen in ihren Häusern zusammen, um zum Herrgott zu beten, weil das Weltgericht nahe sei. Davon mageres webl gehabt haben; ich hatte allerdings nie gehört, daß der Bauer und seine Leute sich

mit ihnen eingelassen hätten. Da haben wir nun dagestanden und haben eine Zeitlang zugehört. Dem dicken Kirchbauer sein Ältester, der gerade auf Urlaub war, bat plötzlich gerufen: „Die Bergpredigt", und da haben wieder viele gelacht, was doch nicht recht war. Auf einmal aber sind drei Männer hinter den Uaglücklichen herangetreten und haben ihn an den Armen genommen und gut zugeredet; das waren der Herr Pfarrer, mein Vater und der Schulze Andersch. Der Kirchbauersobn bat wieder gerufen: „Die drei Iünger von Getbsemane!" Ehe er sich's aber versah, hat er eine Ohrfeige weg gehabt, und der Fleischer»Martin bat ihn angeschrieen: „Schweig, dummes Luder!" Sie hätten sich fast gehauen, aber der Soldat hat doch gemerkt, daß er den kürzeren ziehen würde und hat sich fortgemacht. Da haben wir wieder nach oben gesehen; der Bauer hat noch einmal geschrieen und gejapst, dann ist er ruhig und ganz gefügig geworden und hat sich wegführen lassen. Von den Ställen aber hat es wie schon vorher unheimlich weiter gebrüllt, und ein Hund hat jämmerlich geheult. Wie die Leute, die hingelaufen sind, erzählt haben, waren die Tiere fast verhungert gewesen. Das war ein aufregender Sonntag! Der Bauer ist dann auch ins Irrenhaus gekommen, wo schon die Male war, und hat sie noch viele Iahre überlebt. Das Gut aber war so heruntergekommen und mit Schulden Uberlastet, daß es subhastiert werden mußte.

„Und der es erstand, das war dein Großvater. Nun wirst du mich vielleicht fragen, warum ich dir da die Geschichte vom letzten Niederhofbauer erzählt habe, oder du wirst mich vielleicht auch nicht fragen, denn wenn du jetzt weißt, daß dein Großvater es gekauft hat und daß ich dort als seine Frau eingezogen bin, dann kannst du dir vielleicht denken, warum du mich nicht einmal lachen gehört haft, und ich habe dir doch erzählt, daß es bei uns im Schulhause wie in einem Schlage mit Lachtauben zugegangen war. Ia, mein Iunge, im Niederhofe habe ich dar' Lachen verlernt.

„Als der Niederhofbauer predigte, da war ich beinahe sechzehn Iahre alt und bekam lange Kleider, sollte mich auch schon gleich einem gesitteten jungen Fräulein benehmen, wie die Mutter wollte. Die älteste, die Mine, deren Bild du ja gesehen hast, war schon s.chwndzwanzig Iahre durch und hatte sich noch nicht verlobt. Es waren ja viele Adjuvanten im Schulhause ein» und wieder ausgezogen, und aus der Nachbarschaft kamen hin und wieder junge Lehrer zu Vater zu Besuch. Ein kleines Techtelmechtel hat es da öfter zwischen ihnen und den Lehrertöchtern gegeben. Aber ange^ bissen hatte bisher keiner. Weiß Gott, woher es kam, aber es hieß, wir machten zu viele Ansprüche, und da würde das Gehalt nicht reichen. Das war aber wirklich nicht so, und nur die Mutter wußte, wie sie es einrichtete, daß wir immer fein und ordentlich aussahen und es doch wenig kostete.

„Gerade in jenen Tagen, kurz ehe dein Großvater den Niederhof erwarb, zog wieder ein neuer Adjuvant bei uns ein. Florian Schmidt hieß er und war ein seltsames Menschenkind. Er muß eine elende Iugend gehabt haben; denn er war ganz verschüchtert und tat immer so, als müßte er die Menschheit um Verzeihung bitten, daß er überhaupt lebte und ein Plätzchen auf unserer Erde für sich in Anspruch nahm. Das war etwas für uns Lehrermädels. Der arme Mensch, noch heut tut er mir leid, wenn ich daran denke, was für Schabernack wir mit ihm getrieben haben! Aber lange habe ich es nicht mitgemacht; denn wenn er uns dann so traurig ansah, da wurde mir so seltsam ums Herz, und ich schämte mich so sehr, daß ich es ließ und ^ ja heut darf ich es dir ja gestehen, und du wirst deine alte Großmutter nicht auslachen — so langsam wuchs ein anderes Gefühl in nur empor, und endlich sagte ich mir, daß ich ihn, wenn er vor mich hinträte und fragte, ob ich seine Frau werden wollte, nicht nein sagen würde. Das hat er dann auch gemerkt und hat mir der Hof gemacht, auf so seltsame Art, daß die Schwestern aufmertsam wurden und mich mir ihm aufzogen. Da bin ich aber wirklich zornig geworden und habe es mir ganz energisch verbeten. Damals geschah es, daß eines Tages Vater bei Tisch zu uns sagte: „Denkt Euch nur, den Niederhof hat ein Major gekauft, ein wirklicher Major — ich glaube, er heißt Werner". Da haben wir wieder alle gelacht; denn wir konnten es uns nicht zusammenreimen: Der Niederhof und ein Major! Aber es war wirklich so. Da gab es im Dorfe viel zu schwätzen. Und es dauerte nicht lange, so hieß es, daß Handwerker im Niederhofe wären und alles in Stand setzten. Der eine wußte das, der andere jenes zu berichten. Eines Tages aber — ich stand gerade unter der Haustür — sehe ich einen fremden Herrn die Dorfstraße heraufkommen und sich umsehen, als ob er etwas suchte. Es war ein stattlicher Mann, zwei Köpfe größer wie ich und mit einem grau me lierten Vollbarte, so wie ihn unser alter Kaiser Wilhelm trug, das Kinn ausrasiert. Wie er mich nun sieht, da kommt er näher heran, blickt mich ein paar Augenblicke an und frägt mich dann, ob hier die Schule wäre. Die Frage war eigentlich ganz überflüssig; denn er mußte ja doch hören, wie die Iungen und Mädels drinnen mit ihren Posaunenstimmen sangen: Üb' immer Treu und Redlichkeit. Ich hab' einen tüchtigen Knir gemacht, ganz rot im Gesicht, und habe gesagt: Ia, wenn er Vater zu sprechen wünsche, so würde ich es ihm gleich sagen.

„Ich hab' ihm noch rasch die Tür zu unserer Wohnstube aufgemacht, dann habe ich den Vater gerufen. Bald darauf ist der neue Besitzer auf dem Niederhofe eingezogen, und die Leute hatten sich wieder genug zu erzählen: von dem großen Möbelwagen, der den Hohlweg kaum heraufzubringen war, von dem Paar ungeheuren Doggen, die neben dem Kutschwagen herliefen, als der Major kurz nachher selbst eintraf, und was dergleichen mehr war. Nun war wieder Leben auf dem Niederhofe, wenn man es Leben nennen will. Gearbeitet wurde ja viel; der neue Herr mußte wohl tüchtig sein, meinten die Leute; es war jedoch gar manches Aber dabei. Die Dienstleute hielten sich fern von unseren Landleuten, und obgleich jene es nicht sagen sollten, so bekamen sie es doch bald heraus, daß der Major es ihnen verboten hatte. Er zahlte gute Löhne, aber dafür verlangte er um so mehr Arbeit und hatte doch nie ein gutes Wort. Da ist dann bald der und jener aus gerissen und hat alles im Stiche gelassen. Das war wohl wahr. Denn einer, der lange Niklas, hat's meinem Vater selbst erzählt. Aber sonst meinte ich das meiste nicht glauben zu sollen. Kam doch der Major jetzt fast jeden Monat einmal zum Vater, und wenn er uns traf, dann redete er uns Mädels an, und ich merkte mii jedem Male mehr, wie er mich dabei ansah unter seinen buschigen Augenbrauen, als wollte er mir in die innerste Seele sehen. Da ist mir manchmal ganz ängstlich zu mute geworden. Dann habe ich aber doch auch wieder über irgend eine seine: Bemerkungen recht lachen müssen, wenn er einen Witz über unseren Pfarrer, unseren Schulzen oder sonst jemanden machte. Das traf immer den Nagel auf den Kopf. So sind wir ganz gut Freund geworden, und ich habe mir immer vorgestellt, es wäre so ein jovialer Onkel. Deshalb habe ich auch lauthals lachen müssen, als mir eines Tages die schiefe Kathrine, unsere Botenfrau, unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraute, der Major wäre früber verbeiratet gewesen, mit einer Gräfin sogar; dann aber habe er seinen Abschied nehmen müssen und sei nach Amerika gegangen. Und dort — nun lache aber nicht, Iunge — habe er seine Frau einem Sklavenhalter verkauft. Sie sei so schön gewesen, der reine Engel. Sie, die Kathrine habe sie selbst gesehen. Da habe ich doch aufgeborcht und gefragt, wo denn?

„Da hat sie dann weiter erzählt, wie die Beschließerin auf dem Niederhofe sie neulich, als der Besitzer nach Breslau verreist gewesen sei, in sein Limmer geführt babe. Dort hinge sein eigenes Bild in grüner Uniform, aber viel jünger, als er heut sei, über dem Schreibtisch und daneben das Bild seiner Frau, die er so verschachert hätte. Du merkst es wohl, Hans, daß es die Bilder seiner Eltern waren, die jetzt in deiner Stube hängen. Damals habe ich in meiner Dummbeit aber doch Furcht bekommen und habe es Bater gesagt, weil es mir so war, ale könnte ich dem Manne nicht mehr in die Augen sehen und erst recht kein Wort zn ihm sprechen. Da hat Vater aber laut gelacht und hat mir gesagt, daß der Major nie verheiratet war und bei der Infanterie gestanden habe, also nie eine grüne Uniform getragen habe. Da war alles wie früber, und ich habe mich sogar gefreut, wenn er wieder einmal kam und mit Vater recht verständig von Landwirtschaft und anderen ernsten Dingen sprach. Ia, es bat mir leid getan, daß die Leute so von ihm sprachen, und ich hab' bei mir gedacht, das kommt eben alle: davon ber, daß er auf dem Niederhofe wohnt. Von dem reden die Menschen nie etwas Gutes. Manchmal saß auch der gute Florian dabei. Da mußte ich sie beide vergleichen, den Major mit seinen feinen Manieren und seiner Sprechweise und den ungeschickten Adjuvanten, der kein Wort sprach und mich nur immer so anblickte. Daher kam eö, daß mich manchmal der Teufel ritt, und ich mit dem im glücklichen jungen Menschen wieder meinen alten Unfug trieb. Das schien wieder unserem Gaste zu gefallen; denn er lachte gegen seine sonstige Art ganz laut und blickte mich wie aufmunternd an.

„Kind, das war meine erste Schuld und dann kam die zweite, die größere.

Der Tag, wo die Sache anfing, stebt mir noch im Gedächtnis, als ob es gestern gewesen wäre. Es war ein ebensolcher sonniger Iulitag wie beut. Ich war draußen im Garten gewesen und batte dort allerlei geschafft und endlich die Wäsche abgenommen. Eben komme ich von hinten in den Flur berein, da steht der Vater auf einmal vor mir und sagt mit einem Ernste, den ich selten an ihm gesehen habe: „Pine, komm einmal berein". Er gebt voran, ich mit dem schweren Korbe hinter' drein. Kaum bin ich drinnen, da wendet er sich um und sagt ganz unvermittelt: „Pine, eben war der Herr Major Merner da und hat um deine Hand angehalten".

„Ich Hab' einfach den Korb fallen lassen, und dann habe ich gelacht, gelacht, wie nie zuvor in meinem Leben — — und wie niemals mehr nachher. Vater bat mich zuerst ganz bös angesehen, dann aber bat es ibm doch um die Mund» winket gezuckt, und nur mit Mühe hat er die ersten Worte herausgebracht: „Da ist doch gar nichts zu lachen, wenn ein so hoher Herr eine solche dumme Gans wie dich zur Frau baben will. Nun bore einmal mit deinem Lachen auf und überlege dir den Antrag gründlich. Eine Woche bast du Zeit. Dann irxll sich der Herr Major die Antwort holen". Zunächst aber babe ich mit dem Lachen noch gar nicht auf» bören können, und vor Lachen sind mir die beißen Tränen über die Backen gelaufen. Endlich babe ich mich beruhigt, und die Wäsche vom Boden zusammengesucht. Im Kopfe aber ist mir ganz beiß geworden, und den Tag über bin ich berumgegangen, als ob ich berauscht wäre. Der Vater bat kein Wort mehr davon gesprochen, und auch die Mutter nicht, aber ich habe doch gemerkt, wie sie sich gegenseitige Blicke zuwarfen und dann wieder mich ansahen. Als dann beim Mittagbrot die Line davon erzählte, daß sie beute morgen, als sie aus dem Pfarrhause kam, den Major getroffen hätte und wie er sie gegrüßt habe, als ob sie eine Dame wäre, begann Mutter ibn sehr zu loben und auf die Leute zu schmälen, die allen möglichen dummen Klatsch über ihn verbreiteten. Da merkte ich wobl, daß die Eltern es gern seheu würden, wenn ich den Antrag annähme.

„Auch die Schwestern baben den ganzen langen Tag kein Wort gesagt. Es war wie eine Verschwörung. Aber am Abend ist es angegangen. Wie die drei schon im Bette lagen und ich eben das Licht ausgemacht und mich in meine Betten recht tief eingemummelt hatte, kommt es auf einmal von Lines Bet> her: „Gute Nacht, Frau Majorin", und gleich darauf echote es aus den beiden anderen Betten: „Gute Nacht, Frau Majorin". Ich Hab' getan, als hörte ich nichts, aber da baben sie wieder angefangen: „So einen alten Mann möchte ich nicht", und die Line sagt darauf: „Er könnte ja dein Großvater sein". Da habe ich aber mein Mundwerk ‚licht mebr halten können: „Ia, wenn er zu Euch gekommen wäre; nicht wahr, Ibr würdet nein sagen?" Einen Augenblick ivar's ruhig Da fing die Mine an: „Was wird der arme Florian sagen?" „Was geht mich der an", sage ich, „da ist der Herr Major doch ein ganz anderer Mann, und so alt ist er auch noch gar nicht, böchstens Mitte Vierzig". „Höchstens Mitte Vierzig", echoen alle drei wieder und fangen zu lachen an. Nun sind mir aber die Tränen in die Augen gekommen, und ich bab' laut gerufen: „Und ich nebm' ihn doch, wenn Ihr Euch auch grün darüber ärgert". Wir bätten uns wohl noch länger gestritten, dn aber stieß es ein paar Mal von unten an die Decke. Das war der Vater, und es hieß Ruhe. Nun wurde cs still. Keine bat mehr ein Wort gesprochen; ich aber habe noch stundenlang wach gelegen und habe nachgedacht, und dn ist der Trotz in mir aufgestiegen. Ich habe mir immer selbst zugerufen: Ich nehme ibn doch, ich nehme ibn doch. Hin und wieder war es mir, als ob mich aus dem Dunkel der Nacht die traurigen Augen Florians anschauten; da wurde es mir ganz heiß. Dann kam aber wieder der Hochmutsteufel und raunte mir zu: Frau Majorin, Frau Majorin, und ich habe es mir selbst hundertmal gesagt: Frau Majorin. Und das Ende vom Liede war, daß ich mir selbst endlich mit Bestimmtheit erklärte: Du nimmst ihn

„Dabei ist's geblieben. Das war meine zweite, größte Schuld. Und so ist es gekommen, wie es kommen mußte. Nun sollte ich dir ja wohl erzählen, mein lieber Iunge, wie dein Großvater kam, um mein Iawort zu holen, wie die Hochzeit gefeiert wurde und wie ich als Herrin — ach wie mir das heut klingt — in den Niederhof einzog. Aber ich kann es nicht; mir schnürt's die Kehle zusammen, wenn ich daran denke. Die Zeit bis dahin war mir wie ein Rausch, und dann bin ich aurb wie aus einem Rausch aufgewacht und hatte einen schweren Kopf, und es wai mir, als nähme die Iugend, die schöne Iugend, von mir Abschied, als am Abend meines Hochzeitstages die Eltern und die Schwestern von mir Abschied nahmen. Sie hatten uns noch auf den Hof begleitet, und mein Mann ließ reichliei' Wein auffahren, um meinen Einzug zu begießen, wie er sagte. Da wurden sie alle sehr lustig, und sie kamen nicht aus dem Lachen heraus, und auch dein Groß vater lachte viel, aber es war in seinem Lachen etwas, das mich traurig machte, so daß ich nicht einstimmen konnte. Dann flossen unter fortwährendem lauten Lachen die Tränen, als sich alle anschickten uns zu verlassen und sie mich der Reibe nach abküßten. Und endlich war ich allein mit meinem Manne.

„ Es ist dir wobl manchmal gesagt worden, mein Hans, wenn du eiü

Buch lasest, überschlage die und die Seiten; die passen nicht für dich. Ich weiß nicht, ob du's gemacht hast, wie die meisten, und hast sie doch gelesen. Aber dann wirst du vielleicht gemerkt haben, daß es besser war, du hättest es nicht getan und hättest deine Neugier bezähmt. Und so sage ich jetzt auch zu dir, überschlage die nächsten Seiten in meinem Lebensbuche und suche nicht zu ergründen, was auf ibnen steht.

„Du weißt ja nun, daß ich Herrin auf dem Niederhofe war. Du weißt auet,, daß ich nicht an Gespenster glaube, die sich um Mitternacht aus ihren Gräbern erheben und dann in den Räumen umgehen, wo sie einst lebendig gewesen sind, und mit den Ketten klirren oder sonst Schreckliches treiben. Nein, solche Gespenster gibt es nicht, und die Unglücklichen, die einst den Niederhof bewohnten, die lagen still und ruhig drüben auf dem Kirchhofe, und die beiden, die damals noch lebten, der Niederhofbauer und die unselige Male, die waren geistig begraben und taten auch niemandem nichts. Aber unheimlich war's doch auf dem Niederhofe, und ein Geist ging um, schrecklicher als der Kinderspuk, vor dem das arme Volk sieb fürchtet. Da habe ich allmählich das Lacher, das befreiende Lachen, verlern:. Wie soll ich dir's deuten? Darf ich es dir sagen? Es handelt sich doch um deinen Großvater, um meinen Mann. Und doch mußt du es erfahren, wenn mir's ouet> die Kehle zusammenschnüren will; du mußt es erfahren; denn dann wirst du den verstehen, den du heut nicht begreifst und den du doch zu allererst verstehe: und begreifen solltest deinen Vater

„Treue hatten wir uns am Altar geschworen — und was man so gewöhnlich Treue nennt, die haben wir uns auch gehalten; da trifft deinen Großvater auch nicht ein Fünkchen von verzehrendem Vorwurf. Aber wenn mai unter Treue Vertrauen versteht, das Vertrauen, daß man sein ganzes Selbst dem anderen öffnet und ihn in sich hineinsehen läßt, wie auf den Grund eines klaren Wassers, nein, ein solches Vertrauen hat es zwischen uns nie gegeben. Ich weiß nicht, ob mich da eine dritte Schuld trifft, meine aber, wenn ich mein Inneres prüfe — und wie oft habe ich das getan bis zum heutigen Tage, dann hatte ich die beste Absicht, aber Vertrauer verlangt wieder Vertrauen, und als ich keines fand, da habe ich mich immer mehr auf mich selbst zurückgezogen, und so siad wir aeben einander ber geschritten, und der schmale Steig, der zuerst noch von einem zum andern führte, ist allmählich verfault.

Es war nicht meine Schuld, und es war auch nicht die seine.

Du hast wohl gemerkt, Liebling, daß da eine Lücke ist zwischen meiner Erzählung und dem Berichte deines Ahnen, daß zwischen dem Kinde in der Wiege, für das er geschrieben worden, und dem Major a. D. ein Menschenleben liegt, das ich dir hätte schildern sollen. Wenn ich es nur könnte. Aber sielst du, da war ein Vorhang dazwisehen, und den hat dein Großvater nur selten gelüftet, und wenn ich ihn in der ersten Zeit unserer Ehe manchmal nach dem und jenem aus seiner früheren Lebenszeit gefragt babe, hat er mir wohl hier und da einen Brocken hingeworfen, wie man es einem Kinde tut, dessen Neugier man leicht mit ein paar Worten stillt, aber niemals bat er mir erwas Zusammenhängendes von sich berichtet, und was ich sonst erfahren habe, hin und wieder durch Zufall, das hat alles noch kein Bild ergeben, und es war mancher Klatsch darunter, gegen den ich mir die Ohren verstopfen mußte.

Daß damals vor hundert Iahren deine Urgroßeltern so kurz hinter einander starben, das war kein Unglück für sie; denn sie haben sich dort wieder gefunden zu ewigem Beisammensein, und uns Nachgeborenen schimmert ihr kurzes Menschenleben im klalsten Glanze edelster Schönheit und Güte. Aber für das kaum geborene Kind war es ein Unglück, das größte, was einen Menschen treffen kann, und er hat daran getragen sein ganzes Leben hinduich. Schwer ist es ihm gewesen, und darum hat er nicht davon geredet, bis wir Mann und Frau wurden. Als das aber geschah, da hatte er verlernt, davon zu sprechen, vielleicht daß er meinte, es nützt doch nichts, Verlorenes läßt sich nicht wieder bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Philosophische Rundschau,

Geistiger Wiederaufbau.

Mit so vielen nationalen Werten ist im Weltkrieg auch der Bau der geistigen und sittlichen Zusammenhänge zwischen den Kulturvölkern zusammengebrochen. Die geborstenen Pfeiler neu zu errichten, nicht damit ein bestimmungsloser Völkerbrei entstehe, sondern damit auf dem Boden und im friedlichen Wettbewerb nationaler Kulturentwicklungen jedes Volkstum dazu beitrage, den großen Kuppelbau reinen Menschentums zu wölben, — es ist ein Werk voll unendlicher Mühe, das wir kaum zu erhoffen wagen und das doch notwendig und unausbleiblich ist, weil wir es nicht entbehren können. Es wird weder durch unklare Schwärmer gefördert, die nicht bedenken, daß (wie schon die einfuchste sprachliche Ueberlegung zeigt) der sogenannte Internationalismus den Nationalismus zur Voraussetzung hat, noch durch politische Machtmittel der Gewalthaber. Gefördert aber wird es durch das selbstlose Zusammenwirken der Geistigen voll Klarheit und Besonnenheit, durch den aufrichtigen Willen, einander zu verstehen, zu achten, zu ergänzen. Noch herrscht das Chaos — „fride unde reht sint sere wunt" —, aber schon werden die ersten Anzeichen neuer Verständigung sichtbar. Es ist gewiß kein Zufall, daß sie sich auf dem Boden der allgemeinsten Wissenschaft, der Philosophie, zeigen, und es ist bezeichnend

und ebrenvoll, daß dies in Deutschland geschieht. Zum ersten Mal seit der fast verschollenen Zeit vor dem Kriege sind wieder Abhandlungen in deutscher, englischer, französischer, italienischer Sprache vereint, wie wir sie früher an gleicher Stelle oft vereint gesehen haben. Diese Stelle ist das „Archiv für Geschichte d e r P h i l o s o p h i e", herausgegeben von Ludwig Stein (Zweiunddreißigster Band, Heft 3 und 4. Ausgegeben am 1. Februar 19M. Berlin, Leonhard Simion Nf.) Immer wurde der Geist völkerverbindender Wissenschaft in dieser Zeitschrift gepflegl, die ihr Herausgeber im Iahre 1887 begründete und im Iahre 1895 durch Hinzunahme der „Philosophischen Monatshefte" zu dem doppelgliedrigen, wirkungsreichen „Archiv für Philosophie" erweiterte. Hier sehen wir in edlem Wettbewerb und Ausgleich ernste Forscher die geistigen Werte anderer Kulturvölker darstellen und prüfen. Der Herausgeber erörtert „Tolstois Stellung in der Geschichte der Philosophie". Er zeigt Tolstoi als einen der großen Gefühlsphilosophen und Bekenntnisdenker, als den Verkündiger eines kommenden Reiches unter der Herrschaft Gottes oder der Liebe; er weist den Unterschied seiner Naturbegeisterung von der Rousseaus und anderer Naturphilosopben auf, den Gegensatz seiner Grundanschauungen zu denen Nietzsches, seine eigentümliche Verwandtschaft und Verschiedenheit zugleich gegenüber Spinoza, seine Ähnlichkeit mit Sokrates, die Beziehungen Bergsons und Keyserlings zu seiner Lehre. Günther Schulemann gibt aufschlußreiche Beiträge „Aur Geschichte der indischen Philosophie". Eingerahmt von den Abhandlungen der deutschen Forscher sind die der Ausländer. Der Franzose Davill6 behandelt den Aufenthalt von Leibniz in Paris, der Amerikaner Armstrong die Entwicklung von Berkeleys Theismus, der Schotte Iobnston die Beziehungen zwischen Collier und Berkeley. Furlani spricht von der Entstehung und dem Wesen der baeonischen Methode, und Chiapelli, der schon im ersten Bande des „Archivs" das Wort ergriffen hatte, stellt sich als treuer Mitarbeiter wieder ein mit einer Abhandlung über die neuen lebenverneinenden Lehren nach dem Kriege: die Sittlichkeit ist nicht eine Verneinung, sondern eine Vervollkommnung des Lebens; noch immer gilt der Satz von Leonardo da Vinei: „Wer das Leben nicht schätzt, verdient es nicht."

Es ist nicht Absicht und Aufgabe, an dieser Stelle den Herausgeber zu loben, aber das darf auch hier gesagt werden, ohne falsche Deutung hervorzurufen, daß das Werk den Meister lobt, und daß sein im „Archiv" immer neu bekundetes Bestreben, Völkerweisheit zu verbinden und so die Völker selbst einander zu nähern, auf derselben Linie wie seine sonstige Lebensarbeit liegt. In seinen Schriften ist sie vor aller Augen, so besonders auch in der „Philosophie des Friedens", die er der zweiten .haager Friedenskonferenz auf Wunsch ibres Präsidenten Nelidow unterbreitete; in seinem langjährigen Wirken an leitender Stelle für das internationale Friedensbüro in Bern ward sie fruchtbar; und nicht zum wenigsten wissen die Leser von „Nord und Süd", wie Ludwig Stein auf den Blättern dieser Zeitschrift deutsche Art und Kunst mit dem Geiste zwischenstaatlicher Verständigung und brüderlichen Menschentums zu verbinden trachtet. B.

Wirtschaftliche Rundschcu. Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Eine Preissteigerung jagt die andere, ein jeder Tag zeigt eine weitere Verschärfung der katastrophalen Wirtschaftssituation. Es sind die Folgen einer durchaus verkehrten Wirtschaftspolitik während des Krieges, verbunden mit einer nach wie vor recht wenig den sozialen Verbältnissen Rechnung tragenden allgemeinen Regierungspolitik, die auch durch die Umwälzung und dae demokratische Regime keine Änderung erfahren hat. Nun werden wir diesen Kelch bis zur Neige auskosten müssen. Was aber dabei sich noch im allgemeinen politischen Leben ereignen wird, das kann wobl nur schwach geahnt werden. Von den Folgen des Krieges, der Kriegswirtschaft und den Friedensbedingungen werden wir uns aber sicherlich nicht in absehbarer Zeit befreien können. In Anlebnung an ein einigermaßen landwirtschaftliche Produkte abgabefähiges Gebiet, wird es der deutschen Volkswirtschaft am ehesten wieder möglich sein, sich aufwärts zu entwickeln.

Ein Bericht des Reichskommissars für die Kohlenverteilung gibt Auskunft über die Leistungen im Ko blenbergbau. Die Leistung pro Kopf und Schicht betrug im Iahre 1913 im Ruhrkohlenbergbau kg. Ihren tiefsten Stand erreichte sie im April 191« mit 409 ka i" d ftie« bis -im, Oktobe, ',9>9 auf 629 kg/d. i. 71,2 «/„ der Leistung von 1913. Ungleich stärker ist die Leistung in Oberschlesien zurückgegangen. Betrug sie im Iahre l913 1144 kg, so erreichte sie ibren tiefsten Stand im August 19Z9 mit 501 kg und stieg bis Oktober 1919 bis auf 667 kg, d. i. 57,4 «/g der Leistung von 1913. Im Ruhrbergbau wie in Oberschlesien ist die Leistung des Untertagearbeiters pro Kopf und Arbeitsstunde erheblich weniger zurückgegangen als die Leistungen pro Kopf und Schicht der gesamten Belegschaft. An der Ruhr wurden von den Untertagearbeitern im Oktober 94,1 der Mengen von 1913 erreicht, in Oberschlesien betrug dieser Satz 73,5 Ab 1. Februar sind bereits wiederum neue Kvhlenpreise festgesetzt. Die Erhöhung beträgt beim Rheinisch - westfälischen Koblensyndikat 35 Mark die Tonne, beim Niedeischlesischen Syndikat 65 Mark die Tonne, beim niedersächsischen Revier 35 Mark, für sächsische Steinkoble 53 Mark, für Braunkoblen 12 Mark die Tonne.

In der Anleihedenkschrift des Reichsfinanzministeriums ist folgender Passus Uber die Entwicklung der Reichsschuld von besonderer Bedeutung: Das gesamte der auf Grund des Anleihekredits begebene Schuldkapital betrug Ende September 1919 164,96 Milliarden Mark. Davon entfallen auf fünfpi ozentige Schuldverschreibungen 74,79 Milliarden und auf unverzinsliche Schatzanweisungen 74,47 Milliarden. Von den Schuldverschreibungen im Gesamtbetrage von 79,5 Milliarden waren 19 Milliarden 5^ 24°/g in das Reichsschuldbuch eingetragen. Die bei den Anleihekrediten eingetragenen Ermäßigungen betragen 3,35 Milliarden Maik. "Davon entfallen 2,41 Milliarden Mark auf Schuldentilgung durch die Kriegsabgabe 1916. Oer gesamte in verzinslichen Schuldverschreibungen und begebenen Schatzanweisungen begebene Anleihebetrag vereinst sich im Durchschnitt mit 4,987 «/<> Der schwunghafte Privathandel mit S i l b e r- u n d G o l d m ü n z e n hat die Reichsbank zu eingreifenden Maßnahmen genötigt. Es wurden Ankaufpreise festgesetzt und die Außerkurssetzung der Silbermünzen in Erwägung gezogen. Die Festsetzung der Ankaufpreise hatte aber zunächst genau denselben Elfolg wie die Aufstellung von Warenhöchstpreisen; sie wurden über

dam

Ende Juli 1919 . . 14 45 » August124«

- Seviember .118«

- Oktober ... 84S » November. . 6,05

schritten und zwar nicht unbeträchtlieb. Da aber momentan eine Senkung der Gold- und Silberpreise erfolgt ist, ließen die Privatpreise nach. Ob aber nicht abermals eine Steigerung einsetzen wird, ist noch nicht abzusehen. — Die Wal utakatastrophe wächst unaufhaltsam weiter an. Nachfolgende Aufstellung gibt einen Überblick über das Tempo der Abwärtsentwicklung unserer Währung:

Amster- Stock»

Holm

23,5« »2.75

1925 268»

18 5« 23.75

13.75 17.9«

1V75 12.37

Dezember . . 5.429.5« 11.5«

» Januar 192« 3.12'/z 7.5« 6.8«

Entsprechend dieser Bewegung, die uns Kenntnis gibt von der immer geringer werdenden Bewertung der deutschen Zahlungsmittel im Auslande, haben die ausländischen Devisen eine außerordentliche Steigerung eifahren. Und dabei ist die Nachfrage nach diesen Werten derart umfangreich, daß nur ganz minimale Zuteilungen erfolgen können. Daß der reelle Bedarf enorm überschritten wird, hat auch letzthin an der Berliner Böise der Kommissar des Börsenvoistandes mit Schälfe gerügt. Es ist dies nun einmal nichts anderes als die Flucht vor der Mark. Es ist an dieser Stelle bereits auch schon darauf verwiesen worden, daß durch ein derartiges Gebaren der Stand der deutschen Waluta nur noch weiter nach unten gedrückt wird. An der Berliner Börse wurden die fremden Devisen wie folgt bewertet:

Schweden Schweiz ^nde August 1919 5lZ.— g72.K« » September . 554.!:5 409 50 - Ok,ot>er . . . 724 25 544 5« November . 95l,15 784.25

> Temml er .. I «74.25 884 25

» Januar 192« 1648.25 I 4S8.2S

Mit Beginn des Iahres 1920 ist auch hier, wie nicht anders zu er warten, eine sprunghafte Steigerung erfolgt. Wo wird es hinführen, wenn unter den obwaltenden Verhältnissen die Notierung der deutschen Mark im Auslande eingestellt wird, d. h. wenn sie auf dem Nullpunkt angelangt sein wird? Die Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen aus dem Auslande ist dann völlig in Frage gestellt, sie wird alsdann nur möglich sein bei Verpfändung von deutschem Eigentum, insbesondere von Industneobjekten. Alsdann werden die vermögenden Kreise aber trotz alledem betroffen, es sei denn, daß das ausländisehe Kapital nieht schon vorher Oer Besitzer deutscher Unternehmungen wird, wie es zu einem Teil schon der Fall ist. — Einen kleinen Ausblick bietet das Kreditabkommen mit Holland. Dech wenn es nicht gelingen sollte, die Wirtschaft wieder in geregelte Bahnen zu lenken, dann kann dieses Abkemmen auch nur aufschiebende Wirkung haben. — Die Regierung hat zur Hebung der Valuta eine Kommission eingesetzt. Was die Öffentlichkeit aber bisher von dieser Kommission gehört hat, war nicht viel und dazu auch im großen und ganzen selbstverständliches. Auf dem Verordnungswege ist hier auch om allerwenigsten zu helfen, hier kann nur die wirtschaftliche Handlung Erfolg bringen.

Der Streit h ^Zwangswirtschaft — hiefreieWirtschaft wird immer lebhafter. Zuletzt befaßte sich auch wieder einmal die Preußische Landesversammlung mit dieser Flage. Leider wird bei allen Gelegenheiten, wo dieses Problem zur Debatte steht, die Frage nur von der parteipolitischen

Seite betrachtet, anstatt sie auch einma! vom Standpunkte der Wirtschaftswissenschaft aus zu beleuchten. Vor allem muß man sich bei jedem Urteil, das man zu einer Angelegenheit abgeben soll, stets auf den Boden der unverfälschten Tatsachen stellen. Die Tatsachen lehren nun aber gegenwärtig, daß insbesondere im jetzigen Zustande ein Systemwechsel den sofortigen Zusammenbruch herbeiführen müsse. Die Tatsache des allgemeinen Wirtschaftbankerotts ist aber auch sonst nicht mehr aufzuhalten, dazu ist und bleibt nun ein für allemal der richtige Zeitpunkt versäumt.

Am deutlichsten spiegelt das V e r k e h r s w e s e n die für die allgemeine Wirtschaftsentwicklung geltende Kurve wider. Aber auch hier wird von beiden Seiten, vor allem von der, die dem Volke gegenüber verantwortlich ist, nicht die wahre Tatsache erkannt. So nimmt man z. B. an, die Leistungen der Eisenbahnwerlstätten druch Akkordlöhne steigern zu können. An diese Frage darf man nicht mit der Partei- oder Bürokratenbrille herantreten; wer die genaue Geschichte der Eisenbahnarbeiter kennt und sich auch hier auf den Boden der Tatsechen stellt, der muß erkennen, daß duich Wiedereinführung des Akkordsystems dem Eisenbahnverkebr nicht geholfen werden kann.

Geschichtliche Rundschau Xlll.

Dr. zur. Kurt Cd. Imberg.

Wir hatten in der vorigen Rundschau Gelegenheit genemmei', den Bericht des Felcmaischalls v. Blllow über die Marnesch!e,cht zu besprechen. Nunmehr liegt uns ei,i weiteres Bueb über diesen für den Ausgang des Weltkrieges so wichtig gewordenen Abschnitt des Feldzuges im Westen im Iahre 1914 vor. Es sind dies die „Erinnerungen an den Marnefeldzug

von dem sächsischen Generalobersten Frei herrn v. Hausen, die im Verlage von K. F. .Koehler in Leipzig erschienen sind. Den Erinnerungen selbst ist eine ausführlich" einleitende Studie aus der Feder von Friedrich M. Kircheisen vorausgeschickt, der sich bereits durch seine Veröffentlichungen über Napoleon I. einen guten Namen gemacht bat. Kircheisen gibt in dieser Einleitung einen kritischen Überblick über die allgemeine politische Lage bei Beginn des Krieges und über die ersten Operationen im Westen und Osten, soweit sie zur Beurteilung der Kämpfe an der Marne von Bedeutung sind. Den Hauptgrund, wesbalb die Kämpfe an der Marne zu unseren Ungunsten ausgefallen sind, sieht Kircheisen darin, daß die deutsche Oberste Heeresleitung „den Schlieffenschen Man zwar dem Wortlaut, aber nicht dem Sinne nach" ausführte, indem sie vor der Erreichung einer endgültigen Entscheidung im Westen Kräfte von dort nach dem Osten warf, die nachher bei den Kämpfen an der Marne fehlten. Die Schuld an diesem Fehler trifft aber zum größten Teil unsere lieben Bundesgenossen, die infolge ibrer gleichzeitigen Offensiven gegen Rußland und Serbien bereits Anfang September lM4 vor einer Katastrophe standen und nur durch unser verstärktes Zugreifen im Osten vor dieser bewahrt blieben. Wie fast

immer ist es auch hier nicht eine einzelne Begebenheit oder ein einzelner Grund, der den Ausschlag gab bei der Entscheidung über die Frage, ob man dem Westen Truppen entzieben solle, um sie nach dem Osten zu werfen, oder nicht. Die Oberste Heeresleitung stand in diesem Falle vor der schwierigen Frage, ob sie nicht lieber die schnelle Entscheidung im Westen aufschieben und den Bundesgenossen stützen solle. Nachher ist es natürlich viel leichter, eine Ent

scheidung als Fehler zu bezeichnen. Auch andere Fehler — insbesondere nicht rechtzeitige Heranziehung aller , erfttgbaren Armeekorps sowie da« Fehlen einer Heeresreserve — haben dazu beigetragen, diesen Wendepunk! in für die Franzosen günstigem Sinne ;u drehen. Trotzdem bezeichnet aueb Kircheisen die Schlacht an der Marne nicht als eine strategische Niederlage der Deutschen. „Sie ist vielmeln als eine von uns aus taktischen Gründen abgebrochene Schlacht zu betrachten, da Umstände, die durchaus nicht mit den eigentlichen Kampfbandlungen zusammenhängen , dies wünschenswert machten". .

Was nun den zweiten Teil des Buches anbetrifft, der die Erinnerungen des Generalobersten v. Hausen enthält, so ist dieser für die Kriegsgeschichte ein außerordentlich wertvoller Beitrag. Knapp und militärisch kurz geschrieben, schildert er die Vorgänge vor und wäbrend der entscheidenden Tage an der Marne bei der 3. Armee, die von ibm kommandiert wurde, wobei eine nicht zu verkennende Spannung zwischen ihm und dem Befehlshaber der Nacbbararmee, v. Bülow, in diesen Tagen ans Licht tritt, die ibren Grund vielleicht darin hat, daß man von einigen Seiten den sächsischen Truppen Vorwürfe machte, die sie nicht verdienten. Eine Anzahl Karten und Skizzen erleichtern dem Leser das Lesen und Verstehen der militärischen Operationen. Wie bereits früher betont, dürfte volllomnme Klarheit über diese Periode des We tkrieges erst denn zn erwarten sein, wenn sowohl von deutscher wie von Entente-Seite alles Material über diese Kämpfe veröffentlicht sein wird. ^

Ein Buch, das von weitesten Kreisen mir Freuden begrüßt werden wird, sind L e t t o w - V o r b e ck's „Erinnerungen aus Ostafrika", die im gleichen Verlage wie das vorgenannte Werk erschienen sind. Über die Voreäiige in Deutschlands größter Kolonie waren wir während des Krieges nur recht mangelhaft unterrichtet; nur dann und wann kam ein direkter Bericht :u uns herüber, meist waren wir darauf angewiesen, aus den oefmbten englischen Berichten die Kön'chen Wahrheit herauszulesen, die uns allerdings darüber keinen Zweifel ließen, daß fern von der Heimat eine kleine Schar deutscher Männer mit Hilfe treuer schwarzer Eingeborener gegen eine vielfache Übermacht tapfer kämpfte und aushielt, obwohl sie von jeglicher Verbindung mi: der Heimat so gut wie ganz abgeschnitten war. Weleh eine Fülle von interessanten Neuigkeiten bietet nun dieses Buch LettowVorbeck's, der in 4^jährigem Kampfe dieses kleine Häuflein Deutscher und Eingeborener in so hervorragender Weise geführt hat! Wie war es nur möglich, so fragt man sich immer wieder, daß General v. Letiow dem weit überlegenen Gegner immer von neuem entwischte? Oft klingt es geradezu märchenhaft, wie plötzlich die beinahe schon eingekreiste deutsche Streitmaeht verschwand, um alsbald an anderer Stelle erneut aufzutreten. Bis zum Waffenstillstande hat diese Schar Ostafrikaner heldenmütig ausgehakten, unbeeinflußt von der politischen Zersetzung des Heimatheeres. Der Dank des Vaterlandes wird diesen Kämpfern sicher sein ^ oder wir wollen es vorsichtiger bei den heutigen Zuständen fassen — sollte ibnen sicher sein. Ganz besonderen Dank aber sehulden wir Deutschen dem Verfasser dieses Buches, der es verstanden bat, bis zum letzten Augenblicke trotz aller Schwierigkeiten Deutschland die ihm anvertraute Kolonie im Schwarzen Erdteile zu erhalten. — Noch ein drittes Buch aus dem Koehler'schen Verlage wäre zu erwäbnen: „Die zwei weißen Völker!" Deutsch - englische Erinnerungen des früheren Koivettenkapitäns Georg

v o n H a s e, Bilder cus Krieg und Frieden. Die ersten Seiten des Buches füllt die Beschreibung des englischen Flottenbesuches in Kiel kurz vor Kriegsausbruch aus. Der Verfasser war während dieses Besuches dem englischen Admiral attcchiert und erzählt nun in interessantem, plauderndem Tone von den Festtagen, von dem Leben und Verkehr der Deutschen mit den englischen Kameraden, denen sie wenige Weehen später als Feinde gegenüberstehen sollten. Der zweite Teil des Buches ist der Seeschlacht vor dem Skogerrak gewidmet, der einzigen großen Seeschlacht, die im Weltkrieg geschlagen worden ist. An ihr hat der Verfasser als erster Artillerieoffizier an Bord eines unserer neuesten Schlaehtkreuzer, des„Detfflinger" teilgenommen. Seine Erfahrungen und Erlebnisse in dieser Schlacht sind von ihm auf diesen Seiten niedergelegt. Eine Unmenge interessanter Eiazelheiten, die dem Laien sonst wohl in der Regel unbekannt sind, über Schiffsartillerie und Schiffsmanövrieren, über all die feinen Mechanismen, deren es bedarf, um einen so gewaltigen Schiffskoloß in Bewegung zu setzen und ihn zu einem brauchbaren Kampfmittel in der Hand des Kommandanten zu machen, bietet der Verfasser in dieser Schilderung der Skagerrak-Schlacht dem Leser. Der Verfasser kommt am Schluß seiner Darstellung zu dem Ergebnis, daß die Schlacht keineswegs als ein großer deutscher Sieg auszugeben ist, de.ß man auf der Flotte im Gegenteil heilsfroh war,cm nächsten Morgen nichts von den englischen Schiffen zu sehen. Immerhin nimmt Hase wehl mit Recht an, daß auch der englische Admiral seinen guten Grund gehabt hat, am I.Iuni die Entscheidung bei Hornsriff, wo die deutsche Flotte an diesem Morgen lag, nicht zu suchen, da sonst Englands Flotte zweifellos ihren Platz als stärkste Flotte der Welt an Amerika hätte abtreten müssen. Aus diesem Grunde, meint der Verfasser, hätte die deutsche Flotte immer wieder eine Seeschlacht anstreben müssen, wenn wir überhaupt den Versuch machen wollten, uns dem ehernen Griffe Englands zu entziehen. Solange Englands Flotte intakt war, solange saß die englische Klaue an Deutschlands Gurgel, und solange war an eine erzwungene Aufhebung der Hungerblockade nicht zu denken.

Wirtschafts- und sozialpolitische Ausblicke gibt Adolf B r a u n in einer kleinen bei Iulius Springer (Berlin) verlegten Studie: „Der Friede von Versailles". Der Verfasser legt hier dar, welche Folgen dieser Frieden auf Deutschlands Wirtschaftsleben haben wird, haben muß, und in welcher Weise die harten Bedingungen der Entente unsere soziale und wirtschaftliche Entwicklung schädigen werden. —

Recht interessant liest sich die Broschüre „Die drei kommenden Kriege" von Otto Autenrieth, die bereits in tt. Auflage im Verlage von Carl August Toners in Naumburg a. S. erschienen ist. Der Verfasser schildert, wie sich England mit seinen Brüdern von der Entente, mit Iapan und den Vereinigten Staaten, auseinandersetzen, aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen wird, um schließlich selbst von seiner mächtigen Höhe herabqeschmettert zu werden. Dann wird Deutschland wieder aufsteigen, vorausgesetzt, daß es wieder arbeitet und sich nicht im inneren Hader selbst zerfleischt. In letzterer Beziehung sieht der Verfasser etwas reichlich optimistisch.

Dem Frieden von Versailles ist auch der neueste Band der im Verlage von Fr. Andr. Gerthes in Gotha erscheinenden Bücherreihe „Brücken" gewidmet, die dazu mithelfen soll, die geistigen Beziehungen zwischen den Völkern wieder herzustellen, die durch

den Weltkrieg abgebrochen worden sind. Dieser 4. Band, der aus der Feder des bekannten dänischen Schriftsteller« Georg Brandes stammt und von Erich Holm ins Deutsche übertragen ist, betitelt sich „Der Tragödie zweiter Teil". In einer Reihe glänzend geschriebener Aufsätze, die des fen ,ft stellerischen Ruhmes ihres Verfassers würdig sind, behandelt Brandes den sogenannten Friedenskongreß und sein Erzeugnis, den Frieden von Versailles, der in Wirklichkeit nur ein Scheinfrieden ist. Brandes, dessen Sympathie für alles Französische und für die Franzosen bekannt ist, unterwirft als erster gänzlich Unparteiischer die Ereignisse des Iahres 1919 einer geistreichen kritischen Beleuchtung, die für jedermann von Interesse sein wird, und bei der sich der Verfasser der größten Objektivität befleißigt, den Deutschen ihre Fehler ebenso gut vorwirft, wie der Entente ihre Heuchelei und ihre Verbrechen, die sie gern durch allgemeine, abgedroschene Phrasen verhüllen möchten. Wie seinerzeit die „Miniaturen" können wir auch dieses Werk des dänischen Schriftstellers unseren Lesern wärmsten? empfehlen.

Im gleichen Verlage erschien in der großen von Horm. Oncken herausgegebenen „Allgemeinen Staatengeschichte" als neuester Band der III. Abteilung, die die „Deutschen Lande geschi inen" enthält: die „ ^„ s ichie Mecklenburgs". Ihr Verfasser Otte Vitensehat sich um die Erforschung dieses Ländchens, das man als „Rumpelkammer des deutschen Reiches" zu bezeichnen pflegte, weil es als einziger Staat noch immer keine konstitutionelle Verfassung hatte, bereits früher sein verdient gemacht und eine Anzahl Arbeiten über die Geschichte des Landes veröffentlicht, so insbesondere eine kleine „Mecklenburgische Geschichte" in der Sammlung Göschen, die weitere Verbreitung gefunden bat. Das vorliegende Werk ist natürlich weit umfangreicher; es bietet eine ausführliche Geschichte der beiden mecklenburgischen Länder, es behandelt in gleicher Weise Mecklenburg-Schwerin und Mecklendurg-Strelitz. Von der Wendenzeit bis zur Reformation faßt sich der Verfasser mit Recht kürzer; nur die ersten 150 Seiten des Werkes befassen sich mit der Geschichte bis zu Anfang des 16. Iahrhunderts. Von Sa ab wird die Darstellung ausführlicher und registriert alle Einzelheiten, die im Laufe der folgenden vier Iahrbunderte die beiden norddeutschen Staaten berührten, ohne jedoch ermüdend zu wirken. Auch denjenigen, der nicht Mecklenburger ist oder sich mit dem Spezialstudium der deutschen Ländergeschichten beschäftigt, wird das Werk interessieren. Eine recht sorgfältige Übersicht, die der Verfasser in der Einleitung über die hauptsächlichsten Quellen und Schriften zur Geschichte des Landes gibt, ermöglicht dem Leser eine weitere Beschäftigung und Vertiefung mit dem von Vitense behandelten Stoffe, der sich nicht nur auf die politischen Vorgänge beschränkt, sondern daneben auch die Entwicklung auf dem Gebiete der Kultur und Wirtschaft, des Handels und Verkehrs, der Literatur, des Kirchen- und Schulwesens berücksichtigt und die Verfassungsfrage behandelt. Das Werk, das bis in die jüngste Zeit weitergefuhrt ist, schließt sich in würdiger Weise den übrigen Bänden dieser hervorragenden, erstklassigen Staatengeschichte des Pertbes'schen Verlages an.

literarische Rundschau. Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Mehr noch als nach neuem Stoff und Geist sucht die Dichtung unserer Zeit nach neuem Stil, und nirgends sehen wir diesen Zug deutlicher als im Drama.

Natürlich handelt es sich nicht nur um Sprachliches', heißer ist das Ringen um Grundriß und Aufbau, um eine neue Verbindung der beiden Gestaltungsmöglichkeiten, die man noch landläufigem, wenn auch vieldeutigem Sprachgebrauch Realismus und Idealismus nennt. Mair will das Wesenhafte, Unsinnliche und Übersinnliche daistellen und doch die Mittel der Wirklichkeitskunst nicht entbehren. Als Pfadfinder zu neuem Stil fesselt vor allem auch Rolf Lauckner in seinem Dramn „Predigt in L i t a u e n" (Berlin, Erich Reiß). Aus gedämpften Farben leuchtet es plötzlich groß und grell, aus losen Skizzen ballt sich dramatische Wucht, aus menschlichen Schwächen und irdischen Niederungen führt der Weg zu ewigen Rätseln. Alles ist mehr angedeutet als ausgesprochen, alles meh: Stimmung als bewußte und gewollte Tat. Der Widerstreit zwischen dem glaubensstarren und sittenstrengen Vater und dem leichten und weichen Sohn, umrahmt von eigenartigem Volkstum, würde noch wirkungskräftiger sein, wenn die einzelnen Bilder nicht zu oft bloße Zustandsmalerei wären und wenn der eigentliche Held, der Vater, mehr in den Mittelpunkt gerückt wäre. Unverkennbar wie die dramatische Stärke im einzelnen ist der künstlerische Ernst des Ganzen.

Ist die Darstellung in diesem Werk oft nur andeutend, so erscheint die neue Bühnendichtung von RichnrdBeerHofmann „I a a k o b s Traum" (Berlin, S. Fischer, 1920) eher allzu deutlich. Zwei Teile sind zu unterscheiden, deren zweiter, im eigentlichen Sinne Iaakobs Traum, die Erscheinung der Engel, die auf der Höbe Beth-El dem Schlafenden breite Weihsprüche und Weissagungen spenden, nicht der wertvollere ist. Handelt es sich hier mehr um eine prunkvolle religiöse Festdichtung, so zeigen die vorhergehenden Auftritte starke dramatische Bewegung und inneren Reichtum, sowohl die Gespräche vor dem Hause Iizchaks (Isaaks) zwischen Edom (Esau) und seiner Mutter als auch die dem Traumspiel vorangehenden Begebenheiten auf Beth-El, die wundervolle Unterredung des Helden mit dem alten Diener Idnibaal sowie Edoms Angriff und seine Besänftigung durch den waffenlosen und doch sieghaften Bruder. Nimmt man nicht Anstoß daran, daß in dem Geist des knabenhaften Iaakob Urväterweisbeit gesammelt ist, so wird man bewundernd anerkennen, wie anschaulich und ergreifend hier das Wesen des Geistesmenschen in all seinen Ausstrahlungen dargestellt ist. Bedauerlich erscheint wohl, daß diese Auftritte, wenn sie auch durch denselben Leitgedanken verbunden sind, ein wenig auseinanderfallen, aber jeder einzelne ist lebensstark und geistestief und von einer so kunstlerisch edlen Sprache erfüllt, wie man sie in deutschen Bühenwerken lange nicht gehört hat. Für den Zyklus „Die Historie von König David", dem diese Dichtung als Vorspiel dienen soll, weckt sie Hobe Erwartung.

Unzugänglicher ist die Tragödie von P a u l K o r n s e l d „H i m m e l und Hölle" (Berlin, S. Fischer, 1919). Auf der Erde ist sie kaum beimisch zu nennen. Dirnen, die Heilige sind, Zuchthäusler, die philosophieren, grauenhafte Familienfäulnis, Mordtaten aus Verrücktheit, Opfer ohne Sinn, jähe Taten und langhallende Reden voll unablässigen Überschwangs in Gefühl und Ausdruck. Über die Lebensanschauung, aus der das Werk geboren ist, kann freilich kaum ein Zweifel bestehen: „Daß doch die ganze Welt aufginge in Brand und Flammen, wenn schon in jeder Brust verzehrend Feuer brennt!" „So ist der Mensch: mit einem Schein von Willen, der nur dazu da ist, ihn zu beweisen, daß er keinen hat; hineingejagt der Eine in jenes Wirrsal und der Andere in dieses! Wahrlich, ein

ganz mißlungenes P.odulr und ganz mißlungen Leben und Welt!" Die Enthüllung der Seelen wird wohl manchmal zur Tiefenschau, die Anklage gegen das Schicksal zu erschütterndem Schrei, aber das Ganze erscheint doch als eine Folge von Zerrbildern, und die Gedanken ertrinken in der Flut der Worte.

Kraus durcheinandergeschlungen sinc die Fäden des dramatischen Märchen? „Merlin" von Eduard Hoffer (Graz, Ulrich Moser, 1919). Mit der Merlinsage hat es kaum mehr als den Namen gemein. Ein Zauberer ist der Held, ein Schöpfer künstlicher Gestalten, denen er Leben einhaucht, halb Prometheus, balb Faust. Sein Begleiter und böser Geist ist Ahasver, „ein Handelsmann der nüchternenVernunft", dem Goethischen Mephisto gelegentlich ;um Verwechseln ähnlich. Drei weibliche Wesen werben um die Seele des Helden: die Mutter, die Geliebte, das Kind suchen ihn emporzuziehen und retten ihn endlich. Der Zauberspuk zerrinnt, und eine Stimme von oben heißt den Sterbenden willkommen. Nocb viele Gestalten dmchgeistern das Stück, von Waldkobolden bis zum Pilger, der Iesu Züge trägt. An manche Vorbilder werden wir erinnert, von Goethes „Faust" bis zu Hauptmanns Märchendramen. Bedenklicher ist, daß all die Leitgedanken dieses romantischen Reiches durcheinanderwogen wie wallender Nebel, den nur streckenweise die Sonne durchbricht, ohne ein einheitliches Bild umfassend zu beleuchten. So ist man versucht, auf das Werk selbst eine Stelle aus ihm anzuwenden:

„Das Märchen, das du bautest, schön verziertest

Mit allerlei Bezug und Doppeldeutung . . . Es waren Worte — Worte nur"

Wir wollen auch gern mit dein Dichter fortfahren: „Nein! Es war aueh ein Sinn dabei," aber das Lob muß sich auf Einzelheiten beschränken, so etwa auf den Abschnitt, in dem dargestellt wird, wie Merlin, der Zaubermelt überdrüssig, zum Dorfschmied im engen Tal wird.

Mangel au Romantik kann mau eher der Tragödie in funf Aufzügen „Tristans Tod" von Maja L o e l'r (Wien, Hugo Heller 6 Cie., 1919) vorwerfen. Die Dichterin macht in engem Anschluß an die Sage aus den letzten Abenteuern Tristans ein Iambendrama nach klassischem Muster. Sie bätte sich lieber mehr von der Überlieferung lösen, mehr die Liebe und Eifersucht der Isolde Weißhand zum beherrschenden Mittelpunkt mach«, müssen. Die Geliebte aus Kornwall, König Markes Gattin, Isolde Blondbaar, macht dieser zu sehr den Rang als Hauptbeldin streitig. So kommt es zu keiner Einheit der Handlung und der Teilnahme. Und so edel die Form, so klar der Aufbau ist, es scheint mir doch, daß diese gewiß sehr achtbare Probe dichterischen Könnens ;u wenig von jener traumhaften Schönheit erfüllt sei, ohne die jede Tristandichtung ihr bestes Teil verliert.

Wilbelm von Scholz veröffentlicht eine neue Bühnenbearbeitung von Shakespeares „Troilus und Kressida" (Stuttgart, Strecker K Schröder, 1919), die sich bei der Aufführung im Stuttgarter Landestheater bewährt hat und deren eigenartige Fassung zugleich die Hand des Dichters und des kundigen Theaterfachmaims zeigt. Ohne Verwandlung, auf dreiteiliger Bühne zieht die bewegte Handlung an uns vorüber„"Chorus"-Zwischenspiele verbinden die Bilder, erklären den Schauplatz und dienen zugleich dazu, die Stimmung zu sichern, in der das Werk aufgenommen sein will: nicht als reines Trauer- oder Lustspiel, sondern als übermütige nnd zugleich

gedankentiefe Mischung von Heiterstem und .herbstem, als tragikomisches Muster

und Meisterstück, das „fortwährend Lebensillusionen zerstört: die tragisch erhabenen, die das Leben und den Menschen zu wichtig nehmen, mit den dazwischen geworfenen komischen Momenten, und die komisch-heiteren, die allein sonnige Lebensleichtigkeit vortäuschen würden, indem es sie in die Umwelt des Tragischen stellt." In einer sehr anregend geschriebenen Einleitung gibt der Herausgeber nähere Erläuterungen seiner Arbeit, die durch Bühnenskizzen von F. Cziossek ergänzt werden. Der Text, für den die Übersetzung von Mar Koch zugrunde gelegt ist, hätte wohl an manchen Stellen noch kräftiger gebessert werden können.

Kürzer sei über einige Werke der erzählenden Unterbaltuugsliteratur berichtet. Mit bekanntem Geschick erzählt Rudolf Presber die „Geschichte eines leichten Lebens": „M ei „ Bruder Benjamin" (Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1919). Das Buch ist voll Humor und Gemüt, und die Bilder aus dem Frankfurter Elternhaus sind sogar oft von hoben, künstlerischen, Wert. Allmählich wird die Erzählung äußerlicher. Auch die italienische Reise, die Heidelberger Studentenzeit, das Leben in, Kreis der Berliner Presse und Gesellschaft bieten noch köstliche Plaudereien, entzückende Stimmungsbilder, feine Beobachtungen der Menschen und Verbältnisse, aber die Grundmauer,, des Ganzen erscheinen mir etwas schwächlich. Starke Teilnahme erwecken wieder die Schlußkapitel, in denen die Schatten im Leben des gutmütig fröblichen Helden mehr hervortreten.

Zwei Erzählungen, die von Emporkömmlingen handeln, sind in der Sammlung „Bücher des Flemminghauses" (Berlin, Carl Flemming und C. T. Wiskott) erschienen. „Der Nachfolger. Ein Roman aus Byzanz" von Ca r r y B r a ch v o g e l, der schon vor einer Reihe von Iahren zuerst veröffentlich! wurde, wird hier in neuer Ausgabe vorgelegt. Die Tütseche, daß im frühen Mittelalter ein Stallknecht Basilios den ostiömischen Kaiser Michael ermordete und sein Nachfolger wurde, wird zu einer Folge farbenreicher Gemälde erweitert. Mit Beschreibungen und gelehrtem Ballast beschwert die Verfasserin den Leser kaum; eher konnte man ihr vorwerfen, daß der geschichtliche und kulturgeschichtliche Zusammenhang nicht bestimmt genug gezeichnet ist. Die Charakterdaistellung und die persönlichen Schicksale des Helden und seiner nächsten Umgebung beherrschen durchaus das Blickfeld. Wie sich der Pferdeknecht geschickt in den Dienst eines GroßwürdentiLgers drängt, wie er das Wohlgefallen des Kaisers erregt, mit der ehemaligen Geliebten des Herrschers vermählt wird, wie der Mordplan in ihm reift — nicht aus Ehrgeiz, fondern aus Eifersucht und persönlichem Haß, wie der Täter, der auf Marter und Tod, aber nicht auf die Thronfolge gefaßt ist, selbst zum Kaiser erhoben wird, das ist spannend und im ganzen so folgerichtig dargestellt, daß auch Märchenhaftes die Farbe des Lebens erhält. Diese krassen, gewaltsamen Abenteuer mit rauschenden Festen, Aufzügen, seltsamem Prunkwerk aller Art und jähen Schicksalewendungen schreien nach dem Film. Aber die feinere Kunst, die sich in der Darstellung des Innenlebens zeigt, soll darüber nicht vergessen sein.

Viel schlichter gibt sich der andere Glücksritterroman, dessen Titel irreführend prahlerisch klingt, „A r w e d Salvator" von Noderich Mül l e r. Sehr hübsch wird erzählt, wie der Hauptheld, ein von allen mißachteter gulmütiger Bursche, die Hand einer reichen Elbin bekommt und Besitzer eines großen Unternehmens wird. Besonders die komischen Gestalten und Begebenheiten aus der kleinen sächsischen Industriestadt sind vortrefflich

gelungen. Daß die Handlung so viele Seitenzweige hat und sich erst späi zusammenrafft, ist wohl ein Mangel, aber wir verdanken ihm ausgezeichnete, vielleicht die besten Kapitel des Buches.

Von der Erzählung „Doktor Horstigast und seine Gäste" von Georg Schmidt-Wolfs (Altenburg E.-N., FriedrichOttoMüller) scheinen mir nur einige Naturbeschreibungen und Darstellungen aus dem Tierleben nähere Erwähnung zu verdienen.

Anspruchsvoller als die bisber genannten Erzählungen ist „D ieMa rin gotte", der Roman einer Tänzerin von Mar Krell (Berlin, Ernst Rowohlt, 1920). Überschüttet von Beifall, umworben von Begier, zieht die Heldin duich die Welt. Traum und Rausch ist ibr Leben. „Der Tanz erfüllte sie. Erotik streifte kaum an ibr Bewußtsein. Sie suchte den Mann nicht; doch spürend wie Hund zum Wild bewegte er sich ibr entgegen: immer war sie der Kern einer Kristallisation." Bis das Wild den Hunden erliegt und die große Tänzerin eine große Dirne wird. Atemlos ist eine Skizze an die andere, mit gesuchter Wort' kunst ein kurzer Satz an den andern gereiht. Das Geschlechtswort wird wie bei andern Neulönern —gemieden; etwa so: „Airne flügelten weiß. Chaos schuf Groteske." Auch die Personen, wes Standes sie auch sind, reden gern wie erpressionistische Dichter. Soviel Rhythmus, Bildkraft und oft auch Anschaulichkeit im einzelnen steckt, so wirkt doch das Ganze merkwürdig eintönig und wesenlos.

Mehrere Gelehrte, die zugleich auf ihrem Sondergebiet gründliche Kenner sind und mit weitem Blick die großen Zusammenhänge der Kultur überschauen, geben nach umfassendem Plan ein Sammelwerk heraus, das die enge Verknüpfung von Altertum und Gegenwart zeigen soll, die Einheit der geistigen Welt, die sich in der Entwicklung der Kultur von den Griechen bis zu unserer Zeit offenbart. (V o m Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hanptepochen und auf den Hauptgebieten. Skizzen von F. Boll, A. Currius u. a. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1919). Wissenschaftliche Absichten haben allein Weg und Ziel gewiesen, nicht der Wille, einseitig dem Altertum Lob zu spenden oder in den Kampf der Tage?meinungen über Fragen des Unterrichts und der Erziehung einzugreifen. Wenn sich hier und da Gefühlewärme und Überzeugungseifer geltend machen, so stehen sie doch unter der Zucht streng wissenschaftlichen Geistes. Nach einem einleitenden Kapitel von Werner Iäger über den „Humanismus als Tradition und Erlebnis" werden in zwei großen Gruppen „die Zusammen» bange im allgemeinen" und „die Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten" erörtert. Unmöglich ist es, hier auf einzelnes näher einzugehen; es muß genügen, wenige Namen aus der Fülle des Vortrefflichen zu nennen: Dopsch, Holl und Norden, die den Übergang von der Antike zum Mittelalter auf den Gebieten der äußeren, der staatlichen und kirchlichen Kultur und der Literatur behandeln, Goetz, der die Wiederaufnahme der Antike im Mittelalter und in der Renaissanee darstellt, Hensel, der vom Neuhumanismus spricht. Und welch Reichtum an Wissen und Anregung wild in den Aufsätzen über die Zusammenhänge unserer Kultur mit dem Altertum auf den einzelnen Gebieten geboten. Eduard Meyer handelt von Staat und Wirtschaft, Mittels vom Römischen Recht, Wilhelm Schulze von der Sprachwissenschaft, Roethe von der Literatur, Lietzmann von der Religion, Eurtius von der Kunst, Mar Wundt von der Philo

sophie. Auch die naturwissenschaftlichen Zweige des menschlichen Wissens werden in aufschlußreichen Beiträgen bedacht. Alles wird in knapper Form, übersichtlich und gedankenreich geboten. Da sich das Buch an „die große Masse der Gebildeten" wendet, hätten manche Mitarbeiter wobl mehr auf den Fremdwörterkram der Gelehrtenfprache verzichten können. Neben der wissenschaftlichen Bedeutung hat das Werk auch nationalen Wert: es lehrt, den Blick auf Ideale zu richten, die uns von Haß und Neid nicht geraubt werden können, nicht das Deutschtum abzustreifen, wohl aber es durch das Erbe der alten, insbesondere der griechischen Kultur zu ergänzen und zum vollen Menschentum zu erhöhen.

Als dritter Teil des schönen „D e u lschen Sagenbuche s", das von Friedrich von der Lenen berausgegeben wird (München, C. H. Beck, 1919), erscheint das Werk „Die deutschen S a g e n d e s M i t t e l a l t e r s" von Karl Wehrhahn. (Eiste Hälfte.) Es bietet die geschichtlichen Sagen des Mittelalters von Karl dem Großen bis zu Marimilien dem Eisten. Ein reicher Born erschließt sich hier. Die Darstellung ist ausgezeichnet durch Reichhaltigkeit, übersichtliche Anoidnung, genaue Quellenangaben und viele zugleich knappe und gründliche Anmerkungen über den Inhalt.

Weniger wissenschaftlich wertvoll ist das Buch von Edmund von Weeus „Die Bedeutung der Ortsnamen für dieVorgeschichte" (Mit einer Beschreibung und bildlichen Darstellung der germanischen Hund (Hundert)schaft. Zei , Sis-Verlag). Nicht als ob nicht fleißige Foischungen über die Volkseinteilung, Gemeindeverfassung und die öffentlichen Verhältnisse der alten Deutschen zugrunde lägen, aber in den Deutungen der Namen überwiegt doch allzu sehr der Eindruck der Willkür und der Unhaltbarkeit. Über die alten Kulturverhältnisse in Deutschland ist gewiß manches treffende Wort gesagt, und vaterlandische Gesinnung durchwärmt das Werk, aber namentlich in sprachlichen Fragen ist es nur mit großer Vorsicht zu benutzen.

Lilerar wissenschaftliche R unds ch a „.

Von Charlotte Eisner.

Talente sind in dein weiten Rund der Begabungen wie Stufen, die abwärts und aufwärts führen. Nach unten berühren sie sich oft, ohne sich ganz zn verlieren, mit dem Minderwert, nach oben streifen sie zuweilen das Genie, odne sich ganz zu erheben.

In ihrem „heiligen Kunstwillen" beruhrt sich wobl „Die Tän ; eri n" von Erich K. Schmidt (Verlag Osterheld u. Co., Berlin) mit dem guten Willen des Verfassers, sein Weltempfinden in moderner Sprache expressionistisch auszusprechen. Darum soll man sich vielleicht von dem Bombast der Worte und dem vielfach falschen Pathos dieses brünstigen Stils nicht I eirren lassen. Das Buch ist ungleich; rie schwüle Atmosphäre der Tanzwirklichkeit und die Idee des Tanzes vermengen sich zu einem Gemisch von abstoßenden und anziehenden neuen Wortkomplexen, die demgemäß zugleich verärgern und fesseln.

Letzten Endes bleibt der Tanz bei allem künstlerischen Werte nur eine untere Stufe seelischer Auswirkung, wenn er nicht den religiösen Ausdruck findet. Das geschieht hier aber nicht. Man glaubt der Tänzerin ihre Reinheit nicht recht, da sie nur Ruhm und Glanz erstrebt, vor allem glaubt man nicht den Abschluß, nämlich: daß „die Säle der Welt Dome werden unter

Manias Schritt". Das ist unecht, wie vieles in dem Buche. Indessen dürfte es durch seine prickelnden Reize viel Anhänger finden.

Mit einer gewissen Eleganz und Selbstironie behandelt Alfred F r i e d m a n n in seiner Novelle: „Dagmar Rag ström (Otto Weber Verlag, «eilbronn a. N.) den Zwiespalt der modernen Seele zwischen idealen Forderungen und ruhigem Glück. Ihr Ringen ist gleichsam zwerghaft in eine kleine, bewegliche Novelle verdrängt. Zwei Männerseelen, zwei Frauenseelen. Ruhm, Menschheitsbeglückung, die große Liebe . . . ihr Trachten. Das Herz des Verfassers hängt selbst an alledem. Ibsen grüßt hinein mit seiner ans Unmögliche grenzenden Strenge, aber auch der moderne Genußmensch mit seiner angekränkelten Skepsis. Dem Gehalt nach berufen, „das Trauerspiel des Künstlers" zu werden, „der über seine eigne Kraft hinausstrebt", endet die Novelle in ein liebes, heimliches Philistertum. Die große Heldin „Dagmar" entschwebt vor den Augen der Sehnsucht, „Luise" siegt. Esprit und Ironie reden von dem, was ernsthaft viele angeht, lebhafte Handlung fesselt.

Es ist, ganz objektiv, verführerisch, sich in die Welt der Schieber- und Geldfürsten an Hand von G. R. Chest er (Erich Reiß Verlag, Berlin) einführen zu lassen. Über seinem Buche, „D a s Geld auf der Straße" funkelt und rollt es von Witz und Phantasie im Dienste amerikanischen Geschäftsgeistes. Chester beherrscht diese Welt und steht doch über ihr, deshalb dürfte auch der Idealist gern den Schöpfergeist in einer Sphäre anerkennen, die ihm sonst fern liegt; der Materialist aber kommt auf seine Kosten und findet in Hülle und Fülle Anreiz zu Vergleichen mit dem Geist unserer Tage. — Mit so viel liebender Kenntnis aber auch die Dollarwelt vom Geist und Temperamente Chesters ausgestattet ist, sie endet mit dem Erkennen der Sinnlosigkeit allen Strebens gerade auf "diesen Gebieten. Der kluge, skrupel,,nd furchtlose Held des Buches scheitert an der Überspannung seines Wollens als ein moderner Don Quichote, freilich, ohne tragisch unterzugehen. Denn der Verfasser legt sich in seinern gleichsam fließenden Buche weder auf einem Ende noch auf einer Endmoral fest. Die Regung des Helden zu boberen Zielen geht, wie alles, vorüber, er aber lebt über das Buch hinaus weiter, und unsere Phantasie ahnt die endlose Reihe seiner Auf- und Abstiege. — Das Merkmal des Buches ist das Malen einer Welt, wie sie ist, nicht wie sie fein soll.

Ein klagendes und anklagendes Bekenntnis ist „Gefängnis" von Emmy Hennings (Erich Reiß Verlag, Berlin), und von starker Art. .Hein Roman und keine Novelle. Es ist, als hätte sich die Verfasserin gescheut, diese strömenden Bilder des Erlebens unter irgend eine Kategorie zu stellen. Freiheitsberaubung! Das ist der einheitliche Atem dieser endlos bangen Geschichte, die dennoch in einer Sekunde geträumt zu sein scheint; vieses Angsttraums einer kindhaft lieben Seele: „Gefangene machen großeAugen, sehen wie vierjährige Kinder aus, denen man etwas zeigt, was sie nie sahen." Dieser Kontrast zwischen traumhafter Kindlichkeit und rücksichtsloser Wirklichkeit, zwischen naiver Ungläubigkeit und siegender Brutalität ist das Charakteristische an den, Buche. Und wir erleben durch den Kontrast nur um so ergriffener mit, wae sich in Wucht und Temperament und in der Xraft des Leidene gestaltend äußert. Ein Kind und eine Greisin leben in E. Hennings; Reichtum tiefer Gedanken, feinste Psychologie, alle Nuaneen einer verletzten, stolzen Seele umspielen ihr Erleben. Doch eine rührende, schier an Gutmütigkeit ^strei

fende Bereitwilligkeit, alles, auch das Böse zu entschuldigen, eine immer wieder ausbrechende Heiterkeit und Unschuld unterströmen das Buch. Man tut gut, auf diesen Unterton der Unverwüstlichkeit zu achten, denn er ist in der ehrlichen Konsequenz und grausen Monotonie von „Gefängnis" der befreiende Lichtblick.

Ob es ein Iugendwerk von Cou perus ist? In seinen, „B abe l" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) ringt sich aus dem Wesen des Dualismus eines Dichters Vision vom Weltenbau und -Treiben. Ein Prosagedicht ist „Babel". Ein Herren- und Sklavenvolk baut am Turm zu Babel; in die Unendlichkeit hineinprojiziert, wächst er in Linien, Würfeln, glutenden Farben, begleitet vom Klagelaut der Menschen, den ihr Hochmut übertönt, und von den Sirenentönen der Sterne. Und wieder: In ein Nichts hinein baut die Menschheit ihre Welt, getragen von ihrer Selbstsucht. Denn den wahren Baal erreicht sie nicht, der bauende, d. i. der bandelnde Gott bleibt immer Mensch, und Baal, der ewig Ruhende, bleibt immer fern. Der liebende Mensch liebt nur ein Idol der Astarte. Astarte selbst aber, die große All-Liebe, die Göttin, steigt in des reifenden Menschen Seele, sobald das Mitleid siegt. „Soll ich aufwärts steigen, soll ich abwärts schreiten?" Endlich singen die Sterne einem „toten Hochmut". Sie singen das ewig weihnachtliche Lied: den Menschen entgegen! Es ist die Sprache des Mitleids. ,— Dem heroischen Stil entspricht eine priesterliche Sprache von oft großer Schönheit. Aber sie schwankt noch zwischen Abstraktion, Symbol und Allegorie, welcl' letzterer sie zuweilen bedenklich naht. — Babel ist auch gleichsam die Seele des Dichters im Widerhall von Welt und Sphären. Platonisch im Aufbau, vollendet in Iesu, könnte man vom Wesen dieser Dichtung sagen. Vielleicht ist sie doch kein Iugendwerk, den Jabren nach, stellt aber eine Entwicklungkstufe res Dichters dar. Der Iüngling stirbt, der Mann wird geboren.

„Die E r l e n ch r e t e„" '.v„ Max Hochdorf (Mar Roscher Verlag, A.-G., Zürich). — ^ern '.'o„ Convention, fern ^ber auch bewußiem Anderssein, formt hier eine schwere, eigenwillige Seele. Diese „Erzählung", anscheinend in den Kriegsjahren entstanden, trägt doel> nur deren Eindrucke im Verein mit höchstpersoniichen Erlebnis-Eindrücken wie ein Schwergewicht an sich. Unter der Last de? Eindrucks drängt es den Verfasser zur GeftsWmg eines Menschentrios, das sich gegenseitig die Hölle bereiter. Schuldig-unschuldig wie der Krieg, wie das Leben tut es das: Vater, Tochter, Bräutigam. Hj„^j„ ^eistn„ „die Witwe und Weißnäberin" und „der Kriegemann". Es ist gleichsam die Hölle in der Hölle gezeichnet, wie man auch Traum im Traum oder Theater im Theater zu sagen pflegt von einem Geschehen, das mikroskopisch den Sinn oder Unsinn eines universelleren Geschebens widerspiegelt. So ist diese „Erzählung" ein dramatisches Widerspiel des Krieges, ja des Lebens überba pt. Ein wenig verwischt in den Konturen, sowohl der Cbaraktere wie der Handlungen, spinnt sie mehr aus dem Dämmer der dämonischen Kräfte des Menschen beraus als aus seinem Tagesbewusztsein. Dem Verfasser ist weniger daran gelegen, Tnpen zu zeichnen und in Handlung zu fesseln; nur sehwer setzt sich subjektives Leiden und Erleben in Objektivität, in das Leiden und Erleben Anderer um. Hier entfaltet sich eine Psychologie der Ursachen und Wirkungen, die sich nicht mit dem Erklären

aus dem Milieu, selbst nicht aus der Vererbung begnügt. Das feine, unkundbare Dämonium der Seele ist bier aufgewüblt oder wühlt selbst auf. weist auf sein Schalten hin, führt aber auch zu seberischem Erkennen der

Menschen- und Weltzusammenhänge. Eben zur Erleuchtung. Und doeb könnten „Die Erleuchteten" eine höhere Stufe des Erkennens erreichen; man ist etwas enttäuscht, daß die Antipathie des Verfassers gegen das allzu Gesunde, Derbe nur ausklingt in dem Erkennen, daß gerade die vom Schicksal Heimgesuchten, die irgendwie „Halben" gerade die „Ganzen" sind. Sie sind die Begnadeten. Aber klar und bebr ist das nicht herausgemeißelt. „All seine Gedanken waren eingeschläfert, und vor ihm lebten und leuchteten i.ur die beiden Worte: Blind, ganz blind." Man erwartet eigentlich mehr von diesem Snmbol für den Abschluß. Der lwhe Titel des Buches balt nicht ganz, was er verspricht; dazu sind die Helden des Buches zu düster im Leiden verstrickt, der Wert des Buches liegt aber gerade mehr in diesen Verfinsterungen, die so gewaltig aus dem Dunkel de,, Welt zu reden wissen, als in der Erleuchtung. Eben weil dieser seltsam umschreibende Stil, der sich nicht genug tun kann in quälerischer Deutlichkeit ",uch der kleinsten Gesten, eben weil er und ein bitterer Zynismus tief im Dämonium wurzeln, erlabnn er vor den letzten, hellen Aufstiegen. In diesem Wollen und Niehlganzkönuen liegt gerade die Stärke dieses seltsamen Buches, das uns mit seiner Eigenart fesselt. Dieser donnernde, blitzende und wieder höhnende Stil kommt freilich auch aus einer vielleicht allzu weichen, fast mütterliehen Seele, die vom Leben zerstoßen ward.